Ralph Norwood.

Von

Armand.

Hannover.
Carl Rümpler.
1860.

Dem Freiherrn J. W. Spiegel zu Desenberg,
Domherrn zu Halberstadt
Hochwürden, Hochwohlgeboren.

Es war in den ersten Augusttagen des wunderbar schönen, warmen Sommers von 1859, als ich, hochverehrter Freund und Gönner, Ihrer liebevollen Einladung folgend, in Ihrem schönen Seggerde anlangte, um dort in, mir ewig unvergeßlichen, glücklichen Tagen für manche herbe Stunde meines langjährigen ernsten Wanderlebens Ersatz zu finden. In das Reich des Friedens und des Glückes war ich eingetreten: Heiterkeit und Zufriedenheit ruhte auf jedem Antlitz, dem ich begegnete; Wald und Flur priesen in ihrem segensreichen herrlichen Gedeihen die schaffende Hand, die sorgsam und pflegend hier waltet. Eine ungestörte Einheit, eine heilige Harmonie lag, so weit das Auge reichte, auf der Gegend um Schloß Seggerde, ja selbst die, in duftiger blauer Ferne am Horizont aufsteigenden Forsten, die Felder und Wiesen schienen dem prächtigen Park anzugehören, der sich um dasselbe ausbreitete. In idyllischer Ruhe, Schönheit und Lieblichkeit umgab er den reizenden Wohnsitz seines Schöpfers und verkündete dessen edeln Geschmack, dessen reiches Gemüth. Dunkele Laubengänge unter majestätischen Buchen, rauschende Wasserfälle, sanft fließende überschattete Bäche, dichte Waldgruppen, saftige Grasfluren und spiegelglatte Seen, aus deren klaren grünen Fluthen still dahinziehende Schwäne ihr schneeiges Gefieder bläheten, erfreuten hier das Auge in angenehmem Wechsel und boten ihm die überraschendsten, malerisch

reizendsten Durchsichten. Vergebens würde man sich bemüht haben, einen Baum, einen Strauch hier zu vermissen, dem der Boden und das Klima eine Heimath gewähren konnte, und alle waren wohlbedacht, sinnreich und geschmackvoll nach Form, Laub und Farbe gruppirt. In der Nähe des Schlosses aber hatte die Tropenwelt ihren Schmuck ausgebreitet: Orangen, Granaten, Magnolien, Araucarien und Palmen erhoben sich hier in graziösem Schwunge und schienen, durch die ihnen gegebene Freiheit gekräftigt, sich in der Sonnengluth zu laben, die das segensreiche Jahr mit sich führte.

Hier saßen wir oft in trautem Gespräch, wenn in dem hellen Scheine des Mondes die Lichtflammen auf dem Tische vor uns sich trübten und die laue Nachtluft uns wohlthuend umspielte. In solchen Augenblicken war es, als Erinnerungen aus meinem Leben im fernen schönen Süden auf's Neue lebendig und glühend vor meiner Seele aufstiegen und der Wunsch in mir rege wurde, sie in einem Buche zusammenzufügen und dasselbe Ihnen zu widmen, Ihnen, der das Reich des Wissens mit rastlosem Eifer nach jeder Richtung hin durchzog, der jederzeit warm und begeistert für die Kunst fühlte, der stets ein unbegrenztes Interesse für die Natur im Herzen trug und von dessen Nachsicht ich hoffen darf, daß er die Schwäche meiner Feder entschuldigen wird, wenn sie mitunter in ihren Schilderungen hinter dem Eindruck der Wirklichkeit zurückblieb.

So empfangen Sie nun, verehrter Freund und Gönner, dies anspruchslose Werk als einen schwachen Beweis

meiner tiefst gefühlten Hochachtung und unwandelbaren Ergebenheit, und möge es dazu beitragen, mir Ihr freundliches Andenken auch fernerhin zu bewahren:

Der Verfasser.

Capitel 1.

Die verfallene Ansiedelung. – Der sterbende Vater. – Die wilden Freunde. – Der Halb-Indianer. – Vorwürfe. – Flucht. – Die biedern Alten.

Nur wenige Meilen von der nördlichen Gränze Florida's, wo sich der Flintfluß mit dem Chattahooheefluß vereinigt, stand in Georgien unweit der Straße, welche von Tallahasse in Florida nach Fort Gaines in Georgien und nach Montgomery in Alabama führt, ein einsames, kunstlos aus Baumstämmen aufgeführtes Blockhaus, dessen verwitterte, von der Sonne krumm gezogene Dachschindeln zeigten, daß es schon lange Wind und Wetter getrotzt hatte, und dessen rohe, dasselbe umgebende, aus schweren Holzscheiten im Zickzack aufeinandergelegte Einzäunung durch die Lücken in derselben, welche Folge des Vermoderns von Holzstücken waren, die Unthätigkeit und Sorglosigkeit des Eigenthümers verkündete. Dieses alte, seinem Aeußern nach den Einsturz drohende Blockhaus war dicht von Orangen- und Zitronenbäumen umgeben, die ihre verschlungenen, Jahr aus Jahr ein mit Blüthen und Früchten übersäeten Aeste über dasselbe hinstreckten, als reichten sie sich die Hände, um schützend die glühenden Sonnenstrahlen von ihm abzuwehren. In geringer Entfernung von dem Hause auf dem kleinen Platze innerhalb der Einzäunung erhob sich eine dichte Gruppe uralter Feigenbäume, deren knorrige Stämme von unzähligen jungen Sprößlingen umgeben

waren, die, üppig aus dem reichen Boden emporgeschossen, in die Höhe strebten, um sich durch das schattige Dunkel zwischen den riesigen Blättern hinauf zu drängen und mit ihren Spitzen das Licht zu erreichen. Ununterbrochen boten während des ganzen Jahres diese Bäume den Bewohnern des Hauses ihre überreifen, bis in ihr purpurrothes Fleisch aufgeborstenen gelben süßen Früchte dar und erhielten unter ihren weit ausgebreiteten Aesten einen ewigen Schatten und eine wohlthuende Kühle, welche durch die kalte Quelle, die in deren Mitte klar und lebendig hervorsprudelte, noch erfrischt wurde. In den Ecken, welche die Glieder der Einzäunung beschrieben, wucherten hohe Granatbüsche, die ihre Zweige so durch die Holzstücke derselben hin- und hergeschoben hatten, daß sie solche schwebend trugen und sie zum großen Theile durch ihr glänzendes Laub dem Auge entzogen. Mit feurig rothen Kelchen und goldigen Früchten überdeckt, glühten sie, wie eine Feuerwolke, im Kreis um die alte verfallene Hütte, während hier und dort einzelne Bananen mit ihren ungeheuern Blättern gegen den beinahe fortwährend blauen Himmel aufstiegen und damit die schweren gelben Fruchttrauben beschatteten, die von der Höhe der Riesenstämme herabhingen. Rund um diesen Platz erhob sich der dichte Wald, der die Gegend weit und breit bedeckte und aus dem die kolossalsten der Bäume wohl zweihundert Fuß hoch hervorragten, indem sie ihre mächtigen Aeste in einander verschlangen und die Blüthen im prächtigsten buntesten Farbenspiel sich

verflochten. Da stand die Magnolie mit ihren schneeigen Rosen, der Tulpenbaum mit seinen goldigen Blumen, die Kreppmirthe mit den purpurrothen Fackeln, der Stolz von China mit himmelblauen Traubenblüthen, der Paradiesbaum mit rosigen Federbällen und zwischen ihnen schwangen sich im dichten Gewinde tausendfältige Ranken und Schlingpflanzen mit der lieblichsten Blumenflor durcheinander hin.

Es war ein Frühlingsabend, die Sonne war hinter dem unabsehbaren Wald versunken und das glühende lebendige Colorit, welches das Blockhaus umgab, verdunkelte sich rasch und verschwamm mit den finstern Schatten des nahen Forstes. Eine Todtenstille lag auf der Gegend und man würde geglaubt haben, die alte Niederlassung sei ausgestorben, hätte nicht von Zeit zu Zeit ein schweres Stöhnen in dem Blockhause das Dasein eines lebenden Geschöpfes verkündet. Jetzt bewegte es sich unter der auf zwei modernden Baumstämmen ruhenden Veranda des Hauses, eine dunkele weibliche Gestalt trat mit lautlosem Schritt aus demselben hervor und ging mit einem ausgehöhlten Kürbiß in der Hand nach der Quelle unter den Feigenbäumen. Ihre braunrothe Haut, das lange, schwarze Haar, das über ihre nackten Schultern hing, der kurze lederne Rock, der als einzige Kleidung ihre Hüfte umgab und die ruhige gemessene Bewegung, mit der sie dahinschritt, ließ auf den ersten Blick die Indianerin erkennen.

Sie hatte den Kürbiß an der klaren Quelle mit frischem Wasser gefüllt und war wieder unter dem Laubdach der

Feigenbäume hervorgetreten, als sie stehen blieb und mit ihren großen dunkeln Augen der Richtung des schmalen Fußpfades folgte, der sich durch den Wald nach der, nur in geringer Entfernung von dem Hause vorüberziehenden Straße wand. Die Frau schien etwa vierzig Jahre alt zu sein, dennoch zeigten ihre scharf geschnittenen regelmäßigen Gesichtszüge, sowie der edle Bau ihrer zarten hohen Gestalt, daß sie in ihrer Jugend sehr schön gewesen sein mußte. Sie lauschte, unbeweglich dastehend, während langer Zeit, als wieder jenes Stöhnen aus dem Blockhause hervortönte und ihre Aufmerksamkeit sich dorthin richtete.

Eiligen Trittes glitt sie unter dem fast verfallenen Sonnendach in die Hütte und dieselbe Stille und Unbeweglichkeit, wie zuvor, ruhte abermals auf der Niederlassung.

Die Nacht hatte sich über die Erde gelegt, man konnte nur noch gegen den, reich mit Sternen bedeckten Himmel die hohen Umrisse der nahen Bäume erkennen, als der Mond seine kalten glänzenden Blicke durch den Wald sandte und hier und dort eine Oeffnung fand, durch welche er sein Licht auf die Riesenkräuter heften konnte, die den Boden des Urwaldes überwucherten.

Kurze Zeit nachher wurden diese hohen Pflanzen seitwärts des Fußpfades von den Armen einer Mannsgestalt getheilt, welche, dieselben links und rechts zur Seite drückend, sich rasch ihren Weg zwischen ihnen hin bahnte und bald darauf durch die, das Haus umgebenden Granatbüsche auf dasselbe zueilte. Der Mann war gleichfalls

Indianer, trug nur eine gegerbte Hirschhaut um die Hüfte, aus welcher ein Tomahawk hervorsah, eine Kugeltasche über die breiten nackten Schultern und eine lange einfache Büchse in der Hand. Auch er verschwand durch den niedrigen Eingang in das Blockhaus und die nächtliche Stille wurde durch nichts unterbrochen, als durch den Ruf eines mächtigen Uhu's, der sich auf rauschendem Gefieder in die Spitze des nächsten hohen Baumes geschwungen hatte und vor der hellglänzenden Scheibe des vollen Mondes, der jetzt über dem Walde aufstieg, wie eine schwarze Kugel auf dem schwanken trockenen Aste hin und her fuhr.

Das Mondlicht erhellte den kleinen Platz vor dem Hause, als die Indianerin wieder aus demselben hervorkam, mehrere große Thierhäute unter einem der Orangenbäume ausbreitete und dann abermals in die Hütte zurückeilte. Bald darauf sah man, wie dieselbe in Gemeinschaft mit dem Indianer einen alten Mann aus der Thür hervortrug, dessen weiß umlocktes Haupt über ihren Arm hing, während sie ihn unter den Schultern gefaßt hielt und der Indianer seine Arme um des Mannes Unterkörper geschlungen hatte.

»Legt mich nieder; ich ersticke!« stöhnte der Alte mit matter, gebrochener Stimme und machte eine gewaltsame Anstrengung, um seine Brust zu heben, die durch die Lage, in welcher er sich befand, zusammengedrückt wurde. Seine Träger beeilten die wenigen Schritte bis zu den ausgebreiteten Fellen und ließen ihn dann vorsichtig auf

das Lager niedersinken, worauf die Indianerin eine Bärenhaut zusammenrollte und sie ihm unter die Schultern schob, damit er in eine mehr sitzende Lage komme. Ein sehr großer, wie es schien, schon alter Hund war ihnen aus dem Hause gefolgt und legte sich neben dem Kranken nieder.

Dieser alte Mann war Thomas Norwood, der Eigenthümer dieser Ansiedlung, die Indianerin Onahee, die Schwester seiner schon vor vielen Jahren verstorbenen Frau, und der Indianer Tallihadjo, das Haupt einer der mächtigsten Familien der Seminole-Indianer Florida's, der an dem Ocklockney-Fluß in diesem Lande seinen Wohnsitz hatte.

Norwood war ein Mann von einigen sechszig Jahren, er hatte eine von jenen eisernen Constitutionen gehabt, die man unter den Vorboten der Civilisation in Ländern der Wildniß so häufig antrifft. Große Beschwerden und Entbehrungen aber, denen sein Körper viele Jahre lang Trotz geboten hatte, hatten endlich seine Gesundheit untergraben und sein kräftiger Geist klammerte sich noch gewaltsam an die irdische Hülle, die von Stunde zu Stunde ihrem Verfall rasch näher rückte. Von irländischen Eltern in Virginien geboren, war er als ganz junger Mann seiner Leidenschaft für das Leben in der Wildniß gefolgt und vor der fortschreitenden Civilisation von Land zu Land weitergezogen, bis er hier an der Grenze des damals spanischen Gebiets Florida seinen Wanderschaften

ein Ziel gesetzt und sich eine dauernde Wohnstätte gegründet hatte. In jenen Zeiten war dies Land noch gänzlich in den Händen der eingeborenen Wilden, von denen er freundlich behandelt wurde, sich eine Frau unter ihnen wählte und sich in seiner Lebensweise und seinen Gewohnheiten nicht viel von ihnen unterschied. Er hatte, wie diese, nie stark gearbeitet, hatte nur so viel Mais gebaut, als nöthig war, seinen Tisch mit Brod zu versehen und sich im Uebrigen auf die Natur verlassen, die hier so freigebig zu allen Jahreszeiten die natürlichen Bedürfnisse der Menschen befriedigt. Jagd, Vieh- und Pferdezucht hatten ihn hauptsächlich beschäftigt, er war ein gewaltiger Reiter gewesen und besaß die edelsten Rosse weit und breit in der Gegend. Bei den Indianern war er nach und nach zu hohem Ansehen gelangt und stets bei wichtigen Angelegenheiten von ihnen um Rath gefragt worden, weßhalb seine Hinfälligkeit in der letzten Zeit große Betrübniß unter denselben erzeugte.

Seit dem frühen Tode seiner Frau hatte Onahee bei ihm gelebt und dem kleinen einfachen Haushalt vorgestanden, der ausschließlich die Sorge nur für sie Beide beanspruchte, denn der Sohn Norwood's, Ralph, sein einziges Kind, war nach der Mutter Tode, als sechsjähriger Knabe, von dem Vater nach der Stadt Columbus gebracht worden, um ihm dort eine Erziehung zukommen zu lassen, wie sie ihm zu Hause nicht zu Theil werden konnte. Wenn auch der alte Norwood als Knabe Schulen besucht hatte, so waren doch die wenigen Kenntnisse, die er dort gesammelt, längst seinem Gedächtniß entflohen und er

zählte es zu den größten Schwierigkeiten, seinen Namen zu schreiben.

Ralph Norwood hatte, nachdem er seine Schuljahre in Columbus ausgehalten, es immer vorgezogen, dort, oder in einem andern der vielen Städtchen Georgiens zu leben, da es ihm in seines Vaters Haus, wie er sich ausdrückte, zu einsam und langweilig war.

»Die Nachtluft thut mir wohl,« sagte der alte Norwood nach einer langen Pause, in welcher er sich von der Anstrengung erholt zu haben schien, die ihm das Getragenwerden verursacht hatte; er schöpfte tief Athem, ließ seinen rechten Arm auf dem alten Hunde neben sich ruhen und heftete seinen matten Blick auf seine beiden Gefährten, die sich neben ihm niedergekauert hatten.

»Wird Ralph auch kommen und wird er mich noch unter den Lebenden finden?« fuhr er mit einem schweren Seufzer fort.

»Gieb Dich zufrieden, Tom,« antwortete der Indianer, »ich habe meinen Sohn auf meinem schnellsten Pferde zu ihm nach Columbus gesandt und er wird uns Antwort bringen, noch ehe der Mond vor der Sonne erbleicht. Dein Sohn wird mit ihm kommen, um Dich noch einmal zu sehen, ehe Du zu Deinen Vätern gehst, denn die Hälfte des Blutes, welches in seinem Herzen klopft, gehört unserm Volke an.«

»Ich fürchte, er wird nicht kommen!« sagte abermals seufzend der Alte nach einer Pause, »die Lustbarkeiten in den Städten haben sein Herz von dem Dach des Vaters abgewendet und die Dinge, die er in den Schulen gelernt

hat, haben seine Heimath in seinen Augen heruntergesetzt.«

»Nein, nein!« sagte Tallihadjo beruhigend, »er ist und bleibt Halbindianer und kann die eine Hälfte seines Herzens nicht von seinem Vater losreißen. Er wird kommen, Tom, beruhige Dich!«

»Ich möchte ihn noch einmal sehen, ihm noch einmal meinen väterlichen Rath geben; denn er ist auf bösen Wegen und in schlimmer Gesellschaft. Seit einem Jahre kommt er nur noch hierher, um die besten Stiere aus der Heerde mit sich fortzuführen und von den Pferden treibt er die edelsten Zuchtstuten nach den Städten. Was thut er mit all' dem Gelde, welches er dafür löst? Auch den jungen Schecken, der in zwei Jahren das beste Pferd im Staate geworden wäre, hat er, als er zuletzt hier war, mitgenommen. Er soll spielen und viel bei Wettrennen und Hahnenfechten verlieren. Nun – bald wird er mich nicht mehr um Erlaubniß zu fragen brauchen, um Alles zu vergeuden, was ich in den vielen Jahren zusammengebracht habe!«

»Auch ich habe gehört, daß seine Freunde den Lasso um seines Pferdes Nacken hielten und daß sie ihm Feuerwasser zu trinken gaben, um ihn seines Eigenthums zu berauben,« antwortete Tallihadjo mit dumpfer Stimme, »doch wenn das Blut seiner Mutter erst mächtiger in ihm wird, so muß er die doppelten Zungen dieser falschen Freunde erkennen und seinen Fuß von ihnen abwenden.«

»Ach, mein Kind, mein Ralph, warum mußte ich selbst Dich unter die Menschen bringen, vor deren Falschheit,

vor deren Herzlosigkeit ich geflohen bin; ich wollte mehr aus Dir machen, als ich selbst war und führte Dich in Dein Verderben! – Hört Ihr noch nichts? – Ich glaubte, ich vernähme Pferdetritte!«

»Nein, noch ist Alles ruhig; es war der Ton der fallenden reifen Orange, den Du hörtest. Bald müssen sie aber kommen!« erwiederte Tallihadjo aufhorchend.

»Der Ton der fallenden reifen Orange! Ja, wenn die Frucht überreif ist, fällt sie ab und gibt den jungen Sprößlingen Nahrung. Meine Fallzeit ist auch gekommen. Zündet Licht an, es wird so dunkel vor meinen Augen, wenn ich Licht sehe, kann sich meine Seele noch fester an diesem zerbrechenden Körper halten; wenn es aber dunkel wird, so werde ich müde und mein nächster Schlaf wird mein letzter sein. Luft! Luft! setzt mich auf, ich ersticke!« stöhnte der alte Mann und bewegte seine Arme heftig, während seine Gefährten ihn noch mehr aufrichteten.

Da lachte der Uhu wieder in der luftigen Höhe, in der er sein Gefieder schüttelte. »Ja, ja, ich verstehe dich, Todesvogel, du wirst bald über meinem Grabe sitzen! O, Ralph, willst Du nicht kommen, – soll ich Dich nicht noch einmal sehen? Zündet Licht an, es wird Nacht um mich!« rief der Alte mit gebrochener, angstvoller Stimme.

Onahee sprang auf, um aus Kienholz eine Fackel zu bereiten, während der Indianer hinter Norwood kniete und sich gegen seinen Rücken lehnte, damit er ihn in der sitzenden Stellung erhielt.

»Sei ruhig, Tom, es wird Dir wieder besser werden und Ralph wird bald hier sein!«

»Ruhig werde ich bald sein. – Ach – nehmt Euch meines Sohnes an, führt ihn von den Weißen weg, nehmt ihn zu Euch, laßt ihn Indianer werden, gebt ihm die schönste Eurer Frauen, damit ihn ihre Liebe unter Euch hält, reißt ihn von dem Abgrund weg, an den ihn sein eigener Vater geführt hat! O, Ralph, die letzte Nacht bricht an, die ewige Nacht – Licht – Luft!«

Onahee hatte die Fackel angezündet und eilte, sie in ihrer Hand schwingend, von dem Blockhaus zu dem sterbenden Greis, als abermals der Ruf des Uhu's erscholl, und derselbe, von seiner Höhe herabschießend und wie nach dem Fackellichte stoßend, über die von dem Feuerscheine beleuchtete Gruppe hinrauschte. Mit zorniger, dumpfer Stimme fuhr der alte Hund nach ihm auf und die Indianerin schlug die Fackel abwehrend über sich.

»Ich höre Dich, Todesbote, ich komme! Warum habt Ihr die Fackel ausgelöscht? Es ist ganz finster, ich bin so kalt, Tallihadjo – Onahee – mein Ralph!«

Der Kopf des Greises sank bei diesen Worten zurück, seine Augen stierten unbeweglich in das dicht vor ihn gehaltene Fackellicht und der Glanz des Lebens wich von ihnen. – Thomas Norwood hatte aufgehört zu athmen, seine beiden Gefährten beugten schweigend ihre Häupter über die Leiche des Freundes und benetzten sie mit ihren Thränen.

Plötzlich erschallte der ferne Tritt flüchtiger Rosse durch die lautlose Nacht und der Indianer, mit scharfem

Ohr den Ton erfassend, richtete sich auf und sah schweigend nach der Gegend hin, von woher der Schall gezogen kam.

»Zu spät, zu spät!« sagte er dann nach einer Weile scharfen Lauschens. »Sie kommen, es ist meines Sohnes Pferd und Ralphs Fuchs, ich kenne sie am Tritt – ihrer Reiter Sporen waren nicht scharf genug, oder Ralphs Herz war zu kalt, sonst hätten sie früher als der Mond hier eintreffen müssen!«

Onahee hielt mit den Fingern ihrer Rechten die Augen des alten Norwood geschlossen und, mit der Linken ihr Gesicht bedeckend, saß sie schluchzend und zusammengesunken neben der Leiche, während Tallihadjo die Fackel über derselben in die Höhe hielt und, mit der andern Hand seine Brust bedeckend, schweigend und unbeweglich wie eine Bildsäule dastand.

Näher und näher kam der Hufschlag der heranjagenden Pferde, zwei Reiter sprengten durch den Wald und aus demselben hervor den Fußpfad entlang nach dem Hause. Der Vorderste war Ralph Norwood, der zweite Tomorho, der Sohn Tallihadjo's.

Kaum hatte Ralph die Granatbüsche, die den Platz umgaben, durchritten, als er sich mit einem Schrei vom Pferde warf und zu der trauernden Gruppe hinstürzte.

»Todt – mein Vater todt! – Großer Gott, ist es möglich?« schrie er auf und fiel, das Gesicht in den Händen verbergend, neben dem Leichname nieder. Er schluchzte laut und die Thränen, die zwischen seinen Fingern hervorrollten, bezeugten, daß die Stimme der Natur sein

Herz bewegte. So lag er lange Zeit weinend und die Hände ringend über dem Verblichenen und seine Jammertöne allein unterbrachen die Stille der Nacht, denn die drei Wilden waren zurückgetreten und standen, unbeweglich auf den jammernden Sohn niederblickend, wie leblos da.

»Mein Vater todt!« rief Ralph in einem neuen Ausbruch von Verzweiflung und hielt die Hände nach Tomorho hin; »warum hast Du es mir nicht gesagt, daß mein Vater im Sterben lag?«

»Ich habe es Dir gesagt, ich habe es Dir in die Ohren gerufen, doch das Feuerwasser hatte Dich taub gemacht und das Gold, welches Du auf den Karten vor Dir stehen hattest, war Dir lieber, als Dein Vater, der sterbend meine Zunge zu Dir sandte, um Dich eiligst zu ihm zu rufen. Das Feuerwasser, das Spiel und das Weib, welches auf Deinem Schooß saß, waren stärker als der Theil Deines Herzens, der uns Indianern angehört!« antwortete Tomorho, der junge Seminole, ohne seine Stellung zu verändern und heftete seine großen dunkeln Augen mit Vorwurf und Verachtung auf Ralph.

Wie wenn die Anklage die guten schmerzlichen Gefühle in der Brust des jungen Norwood zurückdrängte und den ungezügelten Leidenschaften, deren Sclave er schon seit Jahren gewesen war, die Herrschaft wieder gäbe, sprang er mit drohender Geberde auf und rief dem jungen Indianer zornig zu:

»Du lügst! – ich kann Deiner Lehren entbehren, Bursche, spare Deine Weisheit für Deinesgleichen auf!«

Der alte Tallihadjo aber ergriff mit seiner sehnigen Hand Ralphs Arm, zog ihn zu der Leiche seines Vaters zurück und, die Fackel über dessen bleichen Zügen emporhaltend, sagte er mit feierlicher Stimme:

»Blick hierher, junger Mann, und laß sehen, ob Deiner Mutter Blut ganz in Dir erstorben ist? Der junge Panther klagt an der Leiche Derer, die ihm das Leben gaben, die ihn mit Nahrung versorgten, da er noch schwach und hülflos war, die ihn vertheidigten, wenn Gefahr ihm drohte, die ihn lehrten, sich selbst seinen Unterhalt zu verschaffen, und Dein Herz sollte kälter schlagen, als das des wilden Raubthiers? Falle nieder bei dem Körper Deines Vaters, dessen Geist jetzt auf Dich herabsieht; und höre von ihm, was er Dir noch vor seinem Ende sagen wollte; laß seine Stimme in Dein starres Herz dringen, damit es sich erweiche und Dich von dem Abgrund weg leiten möge, an dem Du stehst!«

Mit diesen Worten stieß er die Fackel in die Erde, ergriff die Hand Onahee's und ging eiligen Schrittes mit ihr und Tomorho dem Walde zu, in dessen Dunkel sie rasch verschwanden.

Ralph war nun mit seinem todten Vater allein. Stumm und regungslos stand er da, hielt die Hände krampfhaft gefaltet vor sich und blickte durch die Thränen, die jetzt wieder seinen Augen entquollen, auf den theuern Geschiedenen nieder. Zum ersten Male fühlte er sich allein und verlassen, zum ersten Male trat das Bild seines vergangenen Lebens ganz vor seine Seele und er gewahrte, wie der freundlichste Lichtpunkt, wie die immer treue

Stütze mit seinem Vater jetzt daraus verschwunden war, er fühlte, wie er ihn hätte geliebt haben sollen und wie es jetzt zu spät war, das Versäumte nachzuholen. Alle die unzähligen Freundlichkeiten, die namenlos vielen Zeichen von innigster väterlicher Liebe, womit der einfache, gutmüthige Mann Ralph von seiner frühsten Kindheit an überhäuft, die endlose Nachsicht, womit er alle seine Fehltritte übersehen hatte, erschienen jetzt wie schreckliche Ankläger vor seiner Erinnerung und hielten ihm Scenen aus seinem, in Schwelgerei, Spiel und Liederlichkeit verbrachten Leben vor die Augen. Erschreckt vor sich selbst und vor der lautlosen schauerlichen Einsamkeit, in der er sich befand, blickte er um sich nach den dunkeln Schatten des nahen Waldes, als schaudere er vor einer unbekannten, strafenden Gewalt, die sich ihm nahen könne, und dann zog es seine Blicke wieder nieder auf die kalten, todten Züge seines Wohlthäters, die von der erlöschenden Flamme der Fackel schwächer und schwächer beleuchtet wurden, als fliehe deren Licht, um ihn mit seinen Schreckensbildern allein zu lassen. Verzweiflungsvoll bedeckte er sein Angesicht mit den Händen, sank neben der Leiche auf die Knie und rief den Geist seines Vaters an, als suche er bei ihm noch immer den stets bereiten Schutz, der ihn so oft aus entsetzlichen Lagen gerissen, in welche ihn sein wüstes Leben gestürzt hatte.

Die Fackel war erloschen, des Mondes bleiches Licht durchdrang nur an einzelnen Stellen das Laub des Orangenbaumes, unter welchem Ralph, von Vorwürfen und

Gewissensbissen niedergedrückt, neben der Leiche seines Vaters zusammengesunken war. Kein Laut unterbrach das Schweigen der Nacht. Da schlug etwas auf Ralphs Schulter und jagte ihn jählings auf aus seiner dumpfen Abgespanntheit. Er sprang empor, warf sich mit dem Rücken gegen den Baumstamm und sein Messer aus der Scheide reißend, stierte er um sich, nach einem Wesen forschend, von dessen Hand er sich berührt glaubte; seine Augen schienen aus ihren Höhlen springen zu wollen, jedes Haar auf seinem Kopfe sträubte sich nach oben und kalte Schauer durchrieselten seine Glieder. Alles um ihn war wie zuvor, er war allein bei dem Todten. Hätte er in diesem Augenblicke ein Ungeheuer vor sich stehen sehen, so würde dessen Anblick ihn nicht so erschütternd ergriffen haben, als die unveränderte Einsamkeit, in der er sich befand. Krampfhaft preßte er den Griff des Messers in seiner Hand und sprang, sich umwendend, von dem Baumstamme zurück, da er sicher glaubte, er müsse Jemanden, von dem er sich berührt wähnte, hinter demselben erblicken. Auch dort war nichts zu sehen, als der Schatten des Laubdaches über ihm, der mit den einzelnen hellen Flecken des Mondlichtes auf der Erde zitterte. So viel Entschlossenheit, so viel Muth Ralph auch einem lebenden Feinde gegenüber besaß, so wenig Kraft ließ ihm seine aufgeregte Phantasie, sich einem unsichtbaren Gegner zu stellen, er stürzte fort über den Platz nach seinem Pferde, welches neben dem Granatgebüsch graste, schwang sich in den Sattel und sprengte, die Sporen in dessen Seiten pressend, auf dem Fußpfad hin durch

den Wald. In wenigen Augenblicken hatte er die Straße erreicht, auf der er gekommen war, gab dem Roß die Zügel, drückte die Sporen fester in dessen Flanken und sauste, nicht links, nicht rechts um sich blickend, in wilder, rasender Hast auf derselben fort, als fürchte er sich, das Gespenst zu gewahren, welches seine erhitzte Einbildungskraft hinter ihm herjagen ließ. Meile auf Meile überflog er in den dunkeln Schatten des Urwaldes, durch den die Straße führte; die Vögel der Nacht schreckten schreiend und krächzend vor ihm auf und die wilden Thiere des Forstes suchten, durch sein stürmisches Herannahen geängstet, in eiliger Flucht ihr Heil. So jagte er fort ohne Ziel, ohne Besinnung, bis die Kräfte seines braven Pferdes schwanden, bis es athemlos und schaumbedeckt in seinem Laufe anhielt und weder Sporn noch Peitsche seine bebenden Glieder zur weitern Flucht anzutreiben vermochten. Jetzt erst wurde Ralph seiner Sinne wieder mächtig und, um sich blickend, warf er sich seine thörichte, abergläubische Furchtsamkeit vor, wenn auch sein sonst so trotziger, entschlossener Geist sich noch vor dem Andenken an seinen Vater unter seinem schuldbelasteten Gewissen beugte.

Die Sorge für die irdischen Reste des theuern Dahingeschiedenen verdrängte bald jeden andern Gedanken in dem jungen Manne und er lenkte sein ermattetes Pferd in einen Seitenweg einer, noch mehrere Meilen entfernten kleinen Farm zu, um deren Besitzer, einen alten Freund seines Vaters, um Beistand bei der Erfüllung seiner letzten traurigen Pflicht gegen denselben anzusprechen. In

langsamem Schritt folgte das Pferd ohne Lenkung dem schmalen, kaum zu erkennenden Fahrgeleise, durch die über dasselbe hängenden Büsche und Rankengeflechte, während Ralphs Gedanken bei der verlassenen Leiche seines Vaters weilten und ihn mit Vorwürfen über seine Lieblosigkeit bestürmten. Das Stillstehen des Thieres und das zugleich erschallende Gebell von Hunden weckte ihn aus seinen düstern Träumen; er hielt vor der Einzäunung der einsamen Hütte, auf der das Mondlicht mit Tageshelle ruhte, und hinter deren geschlossener Thür die Bewohner derselben in tiefem Schlafe lagen. Kaum hatte er die Zügel seines Pferdes an die Einzäunung geschlungen und war in den kleinen Platz vor dem Blockhaus eingetreten, als wohl ein Dutzend Hunde ihn mit wüthendem Gebell umkreisten und er kaum im Stande war, sie mit Peitschenhieben von sich abzuwehren. Da öffnete sich die Thür des Gebäudes und eine, nur mit einem Hemd bekleidete Mannsgestalt streckte ihm die Mündungen einer langen Doppelflinte entgegen.

»Herr Arnold, ich bin es, Ralph Norwood,« rief dieser dem Bewohner der Hütte zu und reichte ihm die Hand hin, »ich komme, um Ihre Freundschaft für mich und meinen Vater in Anspruch zu nehmen.«

»Mein Gott, Ralph, sind Sie einmal wieder hier – was bringt Sie zu so später, oder früher Stunde hierher, noch hat kein wilder Truthahn im Holze gerufen. Es ist doch Ihrem Vater nichts zugestoßen?« antwortete der Angeredete in höchster Verwunderung

»Mein Vater ist todt, ich wollte Sie bitten –«

»Todt – Thomas Norwood todt – ist es möglich?« rief der alte Arnold erschreckt, »um Gotteswillen, wie ist es geschehen? Kommen Sie herein, Ralph, – Betsey – Frau – unser alter Freund Tom ist gestorben!«

Mit diesen Worten trat der alte Mann in das Haus zurück und eilte zu dem Kamin, wo er einen Feuerbrand unter der Asche hervorzog und schnell zur Flamme anblies, während Ralph ihm in das Zimmer gefolgt war. Das Feuer, welches nun aufloderte, warf sein Licht auf das verstörte, bleiche Gesicht des jungen Norwood, dessen Farbe gegen die breiten schwarzen Brauen und das ebenso schwarze stramme Haar auffallend abstach. Seine hohe kräftige Gestalt hatte er gegen das Gesimse des Kamins gestützt und hielt seine kleinen grauen Augen auf die Flamme geheftet.

»Bei unserm Herrn Jesus! Ralph, Sie sind selbst krank, wie sehen Sie aus? Setzen Sie sich! – Mutter, reich' mir doch die Flasche unter dem Bett hervor; damit er einen Schluck Whiskey trinkt, er sieht ja aus, als ob er ohnmächtig werden wollte.«

Die alte Frau Arnold hatte während dieser Zeit gleichfalls ihr Lager verlassen, zog die Decke, die sie um sich wand, mit sich und reichte dem jungen Manne einen steinernen Krug, den sie unter dem Bette hervorgezogen hatte.

»Trinken Sie, Ralph, es wird Ihnen helfen!« sagte der Alte, während er in ein Paar hirschlederne Beinkleider fuhr, »es wird Ihnen besser darnach werden, es ist guter Irischer, den ich kürzlich mit von Columbus brachte. Nun

sagen Sie mir aber, wie sich das Unglück zugetragen hat? Tom todt! ich kann es kaum glauben – er war zwar schon seit einiger Zeit nicht so recht mehr auf dem Zeug, er ritt nicht mehr wie sonst täglich und es ist auch schon lange her, daß wir ihn nicht bei uns sahen. Wenn ich nicht irre, war er zuletzt hier, als Sie ihn auf einige Tage besuchten und bei Ihrer Abreise den jungen Schecken mitnahmen. Schade für das Pferd, es hätte noch einige Jahre müssen auf der Weide gehen. Was hat denn dem alten Herrn gefehlt, starb er plötzlich oder hat er längere Zeit gelitten? es wird ihm sein Ende wenigstens versüßt haben, daß Sie bei ihm waren; er hing unglaublich an Ihnem Ralph.«

Wie aus einem Traume aufschreckend, fuhr der junge Mann bei diesen Worten zusammen und die Antwort schien ihm auf der Zunge zu erstarren. Der letzte Tropfen Blutes war aus seinem Gesichte verschwunden, seine Lippen hatten sich zum Sprechen geöffnet und seine wirren Blicke irrten zwischen dem kleinen Feuer und dem alten Pflanzer hin und her. Der Alte harrte, ihn schweigend betrachtend, auf eine Antwort, und da er sie nicht erhielt, so fuhr er fort:

»Hat der ehrliche Tom sich denn meiner noch vor seinem Ende erinnert? Warum ließen Sie es mich denn nicht wissen, daß er so krank war? ich und meine Alte hätten ihn ja gern gepflegt.«

Wie ein Mensch, der die Last des Alps, der ihn zu ersticken droht, mit Zusammenraffen aller seiner Kräfte von sich abwirft, hob Ralph die Arme mit der Geberde der Verzweiflung nach oben und rief:

»Ich kam zu spät, ich fand ihn todt!« und bedeckte dann sein Gesicht mit beiden Händen.

»Armer Tom, wie wird er nach Ihnen gejammert haben! Sie waren sein Ein und sein Alles in der Welt. War denn außer der Indianerin, die ihm den Haushalt führte, Niemand bei ihm, als er starb?«

»Tallihadjo, der Seminolen-Häuptling, war bei ihm, wenigstens traf ich diese Beiden bei der Leiche unter dem Orangenbaume vor dem Hause, wo er gestorben zu sein schien. Beide entfernten sich und ließen mich allein dort zurück, weßhalb ich Sie bitte, mir mit einem Ihrer Neger behülflich zu sein, den Vater zu beerdigen; ich allein bin es nicht im Stande.«

»So liegt der alte Herr noch immer im Freien, und allein?«

»Ja wohl, es war ja außer mir Niemand mehr dort, als der alte Hund, der Lion, der ihn niemals verließ.«

»Großer Gott, so müssen wir eilen, denn haben die Wölfe erst einmal Wind von ihm, so theilen sie sich in die Leiche und der alte Lion ist verloren; das alte treue Thier hat keine Zähne mehr.«

Hiermit wandte sich der Alte nach einem Negerknaben hin, der auf einer Bärenhaut vor dem Bette lag und rief ihm, indem er ihn bei der Schulter rüttelte, in die Ohren: »Heda, Bob, steh' auf, hörst Du nicht? Gott weiß es, was so ein Neger für einen Schlaf hat.«

Dabei setzte er den Schläfer auf, doch als er ihn wieder losließ, sank derselbe, ohne zu erwachen, ruhig wieder auf die Haut zurück.

»Warte, ich will Dir helfen!« sagte der Alte, nahm ein Gläschen mit Salmiakgeist von der Wand, drehte den Stöpsel heraus und hielt dem Negerburschen die Oeffnung unter die Nase. Wie vom Blitz getroffen, sprang dieser in die Höhe und taumelte mit stieren Augen und weit aufgerissenem Munde, wie betrunken nach der Thür. Der Pflanzer aber faßte ihn beim Arm und hielt ihn auf der Stelle fest, bis er sich vollkommen ermuntert hatte und fähig war, den Befehl zum Satteln der Pferde zu verstehen.

»Das ist ein herrliches Mittel,« sagte er, indem er das Gläschen wieder an den Nagel hing, »es macht die Schwarzen schneller munter, als Schläge, die sie doch auch nicht darum verdient haben, weil die Natur ihnen einen gesunden Schlaf gegeben hat. Es ist Salmiakgeist, den meine Alte zum Riechen gebraucht, wenn sie Kopfweh hat, und den sie auch gegen Insektenstiche anwendet.«

Dann nahm er den groben Rock von Hausmachetuch von der Wand, zog ihn an, hing die Kugeltasche um und sagte zu seiner Frau:

»Mutter, es wird wohl noch ein Stück Brod und von dem Hirschfleisch von gestern Abend etwas übrig sein, thue es in den Jagdbeutel und stecke uns auch einen Schluck von dem Irischen hinein. Da kommen die Gäule!«

Während Madame Arnold das Haus verließ, um ihres Mannes Wunsch zu erfüllen, nahm er die lange einfache Büchse von den beiden hölzernen Haken herunter, auf

denen sie über dem Kamin an der Wand lag und schritt mit den Worten: »Kommen Sie, Ralph!« zur Thür hinaus, wo Bob mit drei gesattelten Pferden hielt.

Die alte Frau, noch immer in die Bettdecke eingehüllt, kam aus dem nahestehenden kleinen Blockhaus, in dem sich die Vorrathskammer befand, herbeigeeilt und reichte ihrem Manne den Proviantbeutel, den dieser in die Satteltasche versenkte.

»Nun, Mutter, bis zum Abendbrod sind wir wieder hier – mit Gottes Hülfe!« sagte er dann zu seiner Frau, reichte ihr die Hand und bestieg sein Pferd Ralph und der Neger hatten ein Gleiches gethan und folgten dem alten Herrn den Hügel hinab der dunkeln Stelle in dem Walde zu, welche den Weg bezeichnete, auf dem der junge Mann hierher gekommen war.

Capitel 2.

Die Wölfe. – Reue. – Trost. – Das Begräbniß. – Aufklärung. – Freundliche Aufnahme. – Die beiden jungen Männer. – Theilnahme. – Das Opfer.

Im Westen hing der Mond über den Riesenkammen des Forstes und im Osten machte ein weißlicher Schein am dunkeln Himmel die Stelle bemerkbar, wo das neue Tageslicht im Herannahen war. Sobald aber die Reiter den Wald erreicht hatten, umgab sie eine solche Dunkelheit, daß sie ihren Pferden die Zügel geben und ihnen das Verfolgen des Weges allein überlassen mußten.

Schweigend ritten sie, von Arnold geführt, auf dem mit Gras bedeckten Wege hin, als der Himmel im Osten heller und heller wurde und von allen Seiten her der laute weithintönende Morgenruf der wilden Truthähne erscholl. Plötzlich hielt der alte Pflanzer sein Pferd an und sagte leise zu Ralph:

»Ich will doch schnell einen Hahn herunterholen, damit wir meiner Alten etwas Wild mitbringen, sie wird darauf rechnen; dort stehen einige auf jener hohen Eiche.«

Wie seiner sechszig Jahre spottend, sprang er behend vom Pferde, glitt leicht und rasch durch die schwerbethauten Büsche hin und strich sich die Silberlocken von der Stirn, um seines Zieles sicher zu sein. Wenige Minuten später blitzte es nach der Eiche hinauf und mit dem Knall der Büchse stürzte ein ungeheurer Truthahn

aus der über hundert Fuß hohen Spitze des Baumes von Ast zu Ast, bis er mit schwerem Falle die Erde erreichte. Man hörte nun den klingenden Ton des Ladestocks auf der, frisch in den Büchsenlauf versenkten Kugel und bald darauf kam der alte Herr, den mächtigen Vogel am Kopf neben sich herschleifend, in den Weg zurück und hob denselben an den Sattelknopf seines Dieners, wo er ihn mit einem Lederstreifen befestigte.

Es war Tag, die Reiter beeilten die Tritte ihrer Pferde und erreichten bald die Hauptstraße, die sich hin und her durch den Riesenwald zog und, sich von Hügel zu Hügel auf- und abwiegend, nirgends dem Auge einen fernen Blick gestattete. An einem der vielen klaren Bäche, welche diesen rohen Weg durchschnitten, hatten sie die Reitthiere angehalten, um ihnen zum Stillen ihres Durstes Zeit zu geben, denn die Sonne war über die hohen Bäume emporgestiegen und schoß ihre blitzenden Strahlen in den schmalen, von keinem Luftzug bewegten Raum, den die Straße einnahm, auf der jeder Tritt den leichten Staub in Wolken aufwirbelte.

Die Pferde, mit den Zügeln auf den Nacken, hatten die Köpfe zu dem kühlen Wasser hinabgesenkt, als ein heller, singender Ton von weit her zu den Ohren der Reiter drang. Nur einen Augenblick lauschte der Pflanzer dem Schalle, riß dann den Kopf seines Pferdes in die Höhe und sprengte aus dem Bache den Hügels hinauf, indem er Ralph zurief:

»Beim Himmel, das sind Wölfe; sie haben die Leiche gefunden!«

In fliegendem Laufe stoben die Reiter auf der Straße hin und immer lauter, immer deutlicher klang das Wolfsgeheul ihnen entgegen. Bald hatten sie den Pfad erreicht, der zu Norwood's Niederlassung führte, nach wenigen Minuten brachen sie aus dem Walde hervor, sprengten der Einzäunung zu und gewährten hier, wie der ganze Platz vor dem Blockhause von Wölfen wimmelte, deren dichtester Haufe sich unter dem alten Orangenbaume wie ein lebendiger Knäuel hin und her schob.

Beim Herannahen der Reiter stob ein großer Theil dieser Thiere nach allen Richtungen hin auseinander, sie setzten über die Einzäunung hinweg, oder verschwanden hinter dem Hause, doch die in dem Haufen unter dem Orangenbaume schienen in ihrer Wuth und Gier nicht zu hören, noch zu sehen. In ihrer Mitte hob sich noch einmal mit letzter Anstrengung und im Todeskampfe der alte Lion, schnappte mit blutig schäumendem Rachen um sich und wurde dann von den Wölfen wieder auf den Leichnam seines Herrn niedergerissen, an dessen Armen und Füßen die andern zerrten und ihn unter den Kämpfenden hervorzuziehen suchten.

Arnold war der Erste, der den Kampfplatz erreichte; sein Pferd bäumte sich und sprang entsetzt zurück, doch der alte Jäger hielt es an, senkte seine Büchse und donnerte ihr Blei unter den wüthenden Haufen. Wie Spreu vor dem Winde, stoben jetzt die Raubthiere in wilder Flucht auseinander, bis auf einen sehr starken, weißen Wolf, der, mit den Vordertatzen auf dem sterbenden Lion stehend, den Angreifern die mächtigen Zähne wies.

Ralph hatte, indem er vom Pferde sprang, seine Pistolen aus den Holftern gezogen, rannte auf das grimmige Thier zu und schoß ihm eine Kugel durch die Brust; mit einem Satze aber erreichte ihn der Wolf, erfaßte seinen Arm mit dem Rachen und stürzte ihn rückwärts zu Boden. Doch auch der alte Arnold war abgesprungen, ergriff die dem jungen Manne entfallene noch geladene zweite Pistole und zerschmetterte mit ihrem Schuß den Kopf des Wolfes.

Ralph sprang nun rasch auf und stürzte zu der Leiche seines Vaters hin. Der treue alte Hund, der über ihr hingestreckt lag, richtete sterbend seine Augen, wie zum Abschied, zu dem Sohne seines Herrn empor und brachte durch sein Bild der Treue, Liebe und Anhänglichkeit alle die Vorwürfe wieder vor dessen Seele, die denselben in verflossener Nacht hier so sehr bestürmt hatten.

In höchster Verzweiflung warf sich Ralph über den zum Theil schon verstümmelten Körper seines Vaters. »O, mein Vater,« rief er, »vergib mir, – ich gelobe Besserung bei dem Andenken an Deine unendliche Liebe, an Deine väterliche Güte, die ich nur mit Undank erwiedert habe. Vergib Du mir und mag Gott mir verzeihen so sicher, als meine Besserung dauernd sein wird!«

So rief der unglückliche junge Mann in Schmerz und Zerknirschung unter Schluchzen und Jammern und bedeckte die kalten Lippen seines todten Vaters mit seinen Küssen und seinen Thränen. Noch waren nicht alle guten Gefühle in seiner Brust erstorben, noch hatten die

schlechten Gesellschaften, in denen er Jahre lang zugebracht, die bösen Beispiele, die ihm dort geworden, nicht alle seine bessern Eigenschaften verschlungen, doch es bedurfte solch schrecklicher Aufregung, solch gewaltiger Erschütterung seines ganzen Seelenlebens, um die unterdrückten, fast erstickten edlern Regungen seines Gemüthes zu erwecken, zu beleben.

Der alte Pflanzer hatte tief ergriffen und stumm einige Zeit den verzweifelten Geberden des jungen Freundes zugesehen, dann näherte er sich ihm, hob ihn sanft und freundlich auf und sprach ihm mit so viel einfacher, biederer Beredtsamteit Trost und Hoffnung ein, daß er sich bald den Weg zu dessen krankem Herzen bahnte und den Sturm besänftigte, der Ralphs Seele zu zerreißen schien.

»Wir haben Alle unsere Jugendfehler gehabt, Ralph,« sagte er liebevoll zu ihm; »Verstand kommt nicht vor den Jahren. Ihr guter Vater hat Ihnen Ihre Fehltritte lange verziehen und keinen Groll gegen Sie im Herzen getragen, er hat Sie bis zu seinem Ende geliebt und ist gewiß mit seinem Segen für Sie auf den Lippen eingeschlafen. Geben Sie sich zufrieden und meiden Sie von nun an den Umgang und die Lebensweise, welche Ihnen so bittere Vorwürfe bereitet haben. Bleiben Sie bei uns wohnen und heiligen Sie durch Ihr bekehrtes Leben in der Nähe der Ruhestätte Ihres braven Vaters sein Andenken. Kommen Sie, Ralph, ermannen Sie sich und lassen Sie uns einen Platz wählen, wo wir die irdischen Reste unsers theuern Freundes zur Ruhe bringen. Dort hinter dem

Hause unter jener alten Magnolie, wo das Stück Baumstamm liegt, welches ihm so oft als Bank diente, war sein Lieblingsplatz, dort saß er mit dem alten Lion zu seinen Füßen, wenn die Sonne unterging und die Vögel ihr das Abschiedslied sangen. Er hat es mir öfters erzählt, daß er auf jener Stelle die erste Nacht zugebracht hat, als er hierherkam, um sich hier anzubauen. Lassen Sie uns ihn dort begraben, es wird seiner Seele wohlgefällig sein. Boy, geh in das Haus und hole Axt und Spaten. Kommen Sie, Ralph.«

Mit diesen Worten faßte der biedere Mann den jungen Norwood unter den Arm und führte ihn mit sich fort hinter das Haus nach dem bezeichneten Baum, stellte die Büchse an dessen Stamm, legte die Kugeltasche und den Rock dabei auf die Erde, schob die Aermel seines Hemdes auf dem noch kräftigen Arme in die Höhe und nahm dem Neger die Hacke ab, während er den Spaten an Ralph gab.

»Das ist der Weg, den wir Alle zu wandern haben,« sagte er, indem er die Hacke in den harten Boden schlug; »wohl Dem, der ihn mit leichtem Herzen geht und dem kein Fluch nachgesandt wird. Die Thränen, die von Freundes Augen auf unsre letzte Wohnung fallen, müssen uns zum Labetrunk auf der langen Reise werden, die aber, von Elend geweint, welches wir geschaffen haben, müssen wie glühende Feuertropfen in unsere Seele fallen.«

Schlag auf Schlag führte der rüstige Alte die Hacke in den Erdboden, der Schweiß rollte von seiner Stirn und

manche Thräne fiel von seinen faltigen Wangen in das Grab, welches er mit Hülfe Ralphs und des Negers bald geräumig genug gemacht hatte, um die todte Hülle seines alten, langjährigen Freundes aufzunehmen. Die Leiche wurde nun herbeigetragen, in die Grube versenkt und die Erde darüber aufgeworfen. Dann knieten Arnold und Ralph an dem Hügel nieder und sandten ihre Gebete dem Freunde, dem Vater nach. –

»Lion soll, wie er es im Leben that, zu seines Herrn Füßen liegen,« sagte der Alte, indem er sich rasch erhob, abermals die Hacke ergriff und mit Hülfe der Andern an dem untern Ende des Grabes eine Ruhestätte für den treuen Hund bereitete.

»Sie gehen nun mit mir, Ralph, und bleiben, damit Sie nicht so allein sind, eine Zeitlang bei uns, bis Sie später Einrichtungen für Ihr künftiges Leben getroffen haben. Sie machen uns beiden Alten eine Freude dadurch, denn wir fühlen uns manchmal recht einsam, obgleich unser Sohn Frank nur eine Meile von uns entfernt wohnt und fast täglich zu uns kommt, um zu sehen, wie es uns geht.«

Indem Arnold dies zu Ralph sagte, faßte er seine Hand und setzte sich mit ihm auf den Baumstamm unter die Magnolie, auf dem der alte Norwood so oft sich ausgeruht hatte und fuhr dann, indem er sich den Schweiß von der Stirn wischte, fort:

»Es wundert mich, daß Onahee, die Indianerin, nicht wieder zurückgekehrt ist, sie hing doch sehr an dem alten Herrn!«

»Tallihadjo hat sie mit sich fortgenommen, er wird sie wohl bei sich behalten!« antwortete Ralph und dachte mit Schrecken an den Augenblick, in dem sie der Häuptling von ihm wegführte. Ueber die eigentliche Ursache zu seiner Flucht sagte er zu Arnold nichts, denn er schämte sich seiner Schwachheit und doch, so viel er schon darüber nachgedacht, konnte er sich nicht erklären, woher der Schlag auf seine Schulter gekommen sein mochte.

Nach einer kurzen Ruhe schlug Arnold vor, in das Haus zu gehen, um nachzusehen, ob sich Sachen von Werth dort vorfänden; außer der Büchse des Entschlafenen aber und einer mit Silber beschlagenen großen Bibel fand sich nichts, als ein Kästchen von Ebenholz, welches in dem Kleiderkoffer stand und welches Ralph als den Aufbewahrungsort aller Papiere von Werth, die der alte Herr besaß, kannte. Diese bestanden in Documenten über das Eigenthumsrecht der bedeutenden Ländereien, die ihm zugehörten, und aus Schuldscheinen über ausgeliehene Gelder, sowie über verkauftes Vieh und Pferde. Die letzteren beliefen sich allein auf mehrere tausend Dollar. Nachdem diese Papiere durchgesehen waren und Ralph sie zu sich gesteckt hatte, trug er zwei, roh aus Holz geschnitzte Stühle hinaus unter den Orangenbaum vor dem Hause; er und der Pflanzer nahmen Platz darauf und Bob breitete die Satteldecke seines Herrn vor ihnen aus und, legte den Proviantbeutel darauf, den Arnold's Frau am frühen Morgen gefüllt hatte. Beide erholten sich bei dem einfachen Mittagsmahl von ihrer Arbeit und vergaßen dabei auch des Negers nicht. Dieser hatte eben den leeren

Beutel und die Decke weggenommen, als eine überreife, große Orange von dem Baume herabfiel und den Hut des alten Pflanzers traf.

»Sieh, du kommst mir ja, wie gerufen,« sagte dieser, indem er sich nach der Frucht niederbeugte und sie aus dem Grase aufnahm, »wenn der Hut mich nicht geschützt hätte, so würde ich den Schlag gehörig gefühlt haben; sie kam aus der Spitze des Baumes.«

Ralph sah verwundert auf die Frucht und dann im Kreise um sich her, wo er deren noch mehrere erblickte. Nun wurde es ihm klar, daß eine solche Frucht es gewesen sei, dies ihn in vergangener Nacht zu so blinder Flucht veranlaßt hatte.

»Schmerzt Sie Ihr Arm nicht, Ralph?« fragte Arnold, indem er die Schale der Frucht öffnete, um den Saft daraus zu saugen, »der Wolf hatte Sie tüchtig gefaßt. Es ist ein Glück, daß diese weißen Wölfe nicht wie andere in Rudeln zusammen umherziehen, sonst könnte man sich wahrlich nicht allein von Haus entfernen. Wie ist es, sind Sie verletzt?«

»Es hat nichts zu sagen,« erwiederte Ralph, »der Rock hat mehr Schaden gelitten, als ich. Ich fühle nur unbedeutenden Schmerz, und die Hand ist etwas steif. Das Gewicht des Thieres in seinem Sprunge war zu schwer für mich und wäre ich allein gewesen, so hätte es mir bös ergehen können.«

»Lassen Sie uns reiten, meine Alte wird mit dem Essen auf uns warten. Boy, stecke die Bibel in Deine Satteltasche und hole die Pferde; sie haben sich in dem herrlichen Grase tüchtig gepflegt,« sagte der Pflanzer, indem er die Kugeltasche umhing und seine Büchse schulterte. Ralph verriegelte die Laden vor den Fensteröffnungen, verschloß die Thür des alten Blockhauses, nahm seines Vaters Büchse mit sich auf sein Pferd und mit wehmüthigen Abschiedsblicken auf die ausgestorbene Niederlassung folgten die Reiter dem Fußpfad nach der Landstraße zurück, auf der sie der Wohnung Arnold's zueilten.

Der Hügel, auf dem das Haus des alten Arnold stand, glänzte in den letzten Strahlen der sinkenden Sonne und ihr Gold flimmerte auf den Spitzen des dunkeln saftiggrünen Waldes, der ihn im Kreise umgab, als die Reiter aus diesem hervorkamen und ihre Pferde die Anhöhe hinauf lenkten. An langen Trögen unweit des Hauses hatte sich die Heerde der Kühe und prächtigen Stiere versammelt, um das Salz zu lecken, welches für sie in dieselben gethan war, unzählige Schweine trabten von allen Seiten der Ansiedlung zu, um sich in die wenigen Maiskörner zu theilen, die ihnen Abends dort vorgeworfen wurden, damit sie nicht die Nacht über im Walde zubringen möchten und die Pferde und Maulthiere schritten der Einzäunung zu, innerhalb deren ihnen zu gleichem Zweck wenig Abendfutter gereicht wurde.

Frau Arnold saß vor dem Hause und kam dann, die Reiter gewahrend, ihnen entgegen. »Ich habe schon lange auf Euch gewartet,« sagte sie, indem sie das Thor

der Einzäunung öffnete. »Seien Sie herzlich willkommen, Ralph; ich hoffe, daß Sie recht lange Zeit bei uns bleiben werden; wir wollen Alles thun, um es Ihnen angenehm bei uns zu machen. Ihr seliger Vater ist stets unser bester Freund und Nachbar gewesen und Sie waren als Kind immer so gern bei uns, daß ich hoffe, Sie werden auch jetzt unser einfaches Leben nicht ungern mit uns theilen. Treten Sie herein!«

Mit diesen Worten schritt die gutmüthige, freundliche, alte Frau voran in das Haus und beeilte sich, die verschiedenen von ihr bereiteten Gerichte von dem Kaminfeuer auf den schon gedeckten Tisch zu tragen. Alles war sauber und nett in der Stube, wenn auch die Wände die Baumstämme sehen ließen, aus denen sie bestanden. Die Fugen zwischen denselben waren mit Streifen Cederholzes übernagelt, das Zimmer war mit einer Decke von Dielenholz versehen, so daß dem Auge der Blick gegen die Schindeln des Daches entzogen wurde, und der reine Fußboden war dicht zusammengefugt, was in den wenigsten Blockhäuserns der Fall ist. Das schön geformte hölzerne Gesimse über dem Kamin trug in der Mitte eine große Stehuhr in einem Gehäuse von Mahagoniholz und zu beiden Seiten steinerne Töpfe mit prächtigen frischen Blumen angefüllt. In den Ecken neben dem Kamin waren Bücherbretter angebracht, auf denen einige große Bibeln, Gebet- und Gesangbücher, eine Menge Medicinflaschen und Pillenschachteln, ein Nähkästchen und vieles kleines Hausgeräth stand, und von den Brettern hingen als Zierrath blendend weiße, aus Baumwolle gestrickte

Netze mit langen Franzen herab. Die Tische waren mit weißen baumwollenen Decken versehen, das große Bett gegenüber dem Kamin mit einer schönen bunten Lappendecke überzogen und mit einem feinen Mosquitonetz umgeben.

Arnold und sein Gast hatten Platz an dem Eßtisch genommen und die alte Frau, mit einem saubern Kattunkleid und schneeweißen leinenen Halstuch angethan, blieb in geschäftiger Eile zwischen dem Feuer und dem Tische in Bewegung, indem sie bald die Tassen aus der großen blechenen Kaffeekanne wieder füllte, bald heiße kleine Brode aus dem, vor den Kohlen stehenden eisernen Topfe nahm und sie den Speisenden hinreichte.

»Sie müssen vorlieb nehmen, Herr Ralph, das Mehl zu den Broden war etwas grau, doch ist es süß und ziemlich gut aufgegangen; es ist so schwierig, hier etwas in kleinen Quantitäten zu bekommen und ein ganzes Faß Mehl ist für uns Beide zu viel, es wird zu leicht sauer. Morgen aber soll Bob in das Settlement hinaufreiten und frisches Mehl holen!«

»Um meinetwillen müssen Sie keine Aenderungen in Ihren häuslichen Einrichtungen eintreten lassen, Madame Arnold, nur unter dieser Bedingung kann ich von Ihrer Gastfreundschaft Gebrauch machen,« erwiederte Ralph.

»Das soll auch durchaus nicht geschehen, nein, Sie müssen zufrieden sein, wie Sie es bei uns finden, aber

frisches Mehl hätte ich doch holen lassen!« sagte Frau Arnold und setzte Bananen, Feigen und süße Orangen auf den Tisch.

»Lassen Sie es nur meine Alte machen, wie sie will,« fiel Arnold sein; »die Weiber haben ihren eigenen Kopf und man kommt immer am Besten mit ihnen zurecht, wenn man sich in ihre Angelegenheiten gar nicht mischt.«

Nach dem Abendessen setzte sich das freundliche alte Paar mit seinem Gaste hinaus unter die roh gezimmerte Veranda, die mit dem Schmuck geziert war, den die Natur bietet, denn die herrlichsten Schlingpflanzen waren an ihren Pfeilern hinaufgewuchert und ließen ihre zarten Ranken und bunten Blüthen in langen Guirlanden von dem Sonnendach herabhängen. Der Mond war über dem hohen Walde aufgestiegen, auf den man von dem Hügel hinabsah und über welchem in der Ferne ein dunkeler Nebelstreif dem Auge die mächtigen Fichtenwälder bezeichnete, welche die nördliche Grenze Florida's bedecken.

Ralph saß schweigend und in Gedanken versunken und blickte nach der Gegend hin, in welcher sein väterliches Haus lag.

»Sie sind vor Tausenden bevorzugt, Ralph,« sagte Arnold zu ihm, indem er seine Hand ergriff, »es ist Alles für Ihr leichtes Fortkommen in der Welt vorbereitet, Sie brauchen nur vernünftig auf dem Wege fortzugehen, den Ihnen Ihr guter Vater gebahnt hat. Sie haben das reichste Stück Land in der ganzen Gegend, haben das schönste

Vieh, die edelsten Pferde und baares Geld genug, Felder einzurichten und Baumwolle zu bauen. Halten Sie nur das zu Rathe, was Sie jetzt besitzen und gebrauchen Sie die Kräfte, die Ihnen die Natur gab, thätig und mit Umsicht, so muß es Ihnen in der Welt gut gehen. Auch ich habe nur einen Sohn und Gottlob! einen guten, einen braven Sohn! Er hätte ja ganz ruhig hier bei uns bleiben und meine kleine Farm bearbeiten können, aber er wollte selbst schaffen, wollte mehr thun, als ich gethan habe, wollte sich eine Plantage gründen, wozu freilich das Lands hier sich nicht eignet, da es zu hügelig und auch nicht so reich, als unten am Flusse in der Niederung ist. Da hat er sich denn eine Meile von hier angebaut, hat tüchtig gearbeitet, ist sparsam gewesen und hat sich vor Kurzem schon drei Neger gekauft. Jetzt geht es nun rasch mit ihm vorwärts. Gott gebe ihm ferner seinen Segen, dann wird er es zu Etwas bringen, denn er ist, wie Sie, erst achtzehn Jahre alt. Bei uns Amerikanern hüpfen die Jungen früher aus dem Neste, als bei andern Völkern und meistens werden sie auch von den Alten nicht so lange darin geduldet. Wenn man will, ist es auch in der Ordnung, wir sind Alle zum Arbeiten und zum Schaffen geboren; und den Thaler, den man selbst verdient hat, giebt man nicht so leicht aus der Hand, als den, welchen man erbt. Ich glaube, dort kommt mein Sohn Frank noch so spät.«

Wirklich kam der junge Arnold in diesem Augenblicke am Hügel heraufgetrabt, hing den Zügel seines Pferdes an die Einzäunung und eilte mit einem fröhlichen Gruß

zu seinen Eltern hin, die aufgestanden waren und ihm entgegengingen. Frank schüttelte seinem Vater herzlich die Hand, küßte seine Mutter und wandte sich dann mit einem freundlichen Willkommen zu Ralph, dem Gespielen seiner frühsten Kinderjahre, den er seit langer Zeit nicht gesehen hatte.

Frank war ein schöner junger Mann, nicht ganz so groß als Ralph, mehr untersetzt und von stattlichem, muskulösem Körperbau. Eine Fülle glänzend schwarzer Locken umwogte in ungekünstelten Massen seine hohe, freie Stirn, frische Jugend, Gesundheit und volle Lebenskraft lagen auf seinen edlen Gesichtszügen und seine tiefbraunen, klaren Augen sprachen Biederkeit, Unverdorbenheit und Bestimmtheit des Charakters aus, während Ralph bei ebenwohl vortheilhaftem Aeußern den Eindruck eines in ihm wohnenden schwankenden Gemüths hervorbrachte.

Geistig und körperlich in ganz ähnlicher vortheilhafter Weise ausgestattet, waren diese beiden jungen Männer durch ihre Erziehung und die, sie in früher Jugend umgebenden Verhältnisse in ganz verschiedene Lebensrichtungen gekommen und ihre natürlichen Anlagen hatten sich in eben so verschiedener Art entwickelt und ausgebildet.

Ralph hatte der Mutterliebe, welche die ersten Keime edler und zarter Gefühle in des Menschen Brust legt, entbehren müssen, da ihm die Mutter schon sehr früh durch den Tod geraubt war; als Knabe hatte man ihn später fremden Leuten zur Erziehung anvertraut, er war

fern von seinem väterlichen Hause unter Fremden aufgewachsen, die nur ihr eigenes Interesse im Auge hielten und ihn lieblos behandelten, so daß er selbst zum Egoisten ward. Der Drang, sich Etwas durch Arbeit, durch eigenes Schaffen zu erwerben und seine Freude daran zu haben, blieb ihm fremd, denn er hatte Alles, was ihm die Verhältnisse, in denen er lebte, wünschenswerth machten, und als sich mit den Jahren seine Bedürfnisse, seine Wünsche vermehrten, griff er nicht zur Arbeit, als dem dankbarsten Mittel, sie zu befriedigen, sondern zu andern, durch die er bequemer und schneller seinen Zweck erreichen konnte. Er trieb Stiere und Pferde aus den zahlreichen Heerden seines Vaters zum Verkaufe nach den Städten. Anfangs that er dies heimlich, später aber mit dem Vorwissen, wenn auch nicht mit der Genehmigung des alten Norwood. Den Vorwürfen desselben über diese Handlungen wich er durch seine persönliche Entfernung von ihm aus, und machte ihm in letzterer Zeit nur dann Besuche, wenn er baares Geld von ihm haben wollte, oder Vieh und Pferde von der Weide wegzutreiben beabsichtigte. Durch den für ihn so leichten Erwerb des Geldes lernte er nie dessen Werth kennen, er wurde verschwenderisch und habsüchtig zugleich, denn je mehr er ausgab, desto mehr wünschte er in seine Hände zu bekommen. Bei allen Gelagen, Wettrennen, Hahnengefechten und öffentlichen Zusammenkünften in Columbus war er der gefeierte Held und eine Menge von Freunden drängten sich um seinen immer offenen Geldbeutel.

In dieser Stellung hatte er nie Ursache, seinen Leidenschaften Zügel anzulegen, seine Heftigkeit steigerte sich bei unbedeutenden Veranlassungen zu blindem Jähzorn, und wo ihm durch jenes Unannehmlichkeiten erwuchsen, fehlte es ihm nie an Freunden, die ihn aus mißlichen Lagen herausrissen.

Ralph hatte sich auch nie darum gekümmert, ob er einer Religion und welcher er angehören wolle, er glaubte wohl an einen Gott, doch fiel es ihm nicht ein, an ihn zu denken, er ging in keine Kirche und gebetet hatte er fast niemals.

Ganz anders hatten sich die kräftigen Keime in Franks kindlichem Gemüth entwickelt. Eine zärtliche, fromme und verständige Mutter hatte ihn mit Liebe und Aufmerksamkeit geleitet, hatte ihn frühzeitig mit seinem Gott bekannt gemacht und ihn in Demuth mit ihm befreundet, während sein biederer Vater der weisen Erziehung der Mutter Nachdruck gab und dem Sohne durch Rechtlichkeit und Arbeitsamkeit mit einem guten Beispiele voranging. Frank war das einzige Kind, auf das alle Sorge, alle Liebe, alle Hoffnungen der Eltern gerichtet waren, und da Beide selbst mit rastloser Thätigkeit durch's Leben wanderten, so führten sie den Sohn auf denselben Weg und entgingen glücklich dem Fehler, ihn zu verziehen. Des alten Arnold's größte Freude war, ihn schon als Knabe bei sich tüchtig arbeiten zu lassen und auch die Mutter wußte ihm immer Beschäftigung zu geben. So gewöhnte das Kind sich, nur für seine liebevollen Eltern zu leben und kannte bis auf diese Zeit keine größere Wonne,

als ihnen Freude zu machen. Sein Glück, seine Zufriedenheit lernte Frank als eine Gnade seines Gottes erkennen und beschloß nie einen Tag, ohne seinem Schöpfer von Grund seines Herzens dafür zu danken. Er war allenthalben geachtet und gern gesehen und wußte sich bei jeder Gelegenheit durch Furchtlosigkeit, Entschlossenheit und körperliche Stärke in Respect zu setzen.

Mit großem, aufrichtigem Leid vernahm er den plötzlichen Tod des alten Norwood, in dem er immer einen väterlichen Freund geehrt hatte. Er nahm innigen Antheil an Ralphs herbem Schmerz, obgleich dessen ihm bekannte Lebens- und Handlungsweise ihm zuwider gewesen war und er ihn oft im Stillen darüber verdammt hatte. Das Unglück aber, welches den jungen Mann jetzt betroffen, ließ ihn augenblicklich alle Vorwürfe gegen denselben vergessen und er sprach ihm mit der aufrichtigsten Theilnahme Trost und Hoffnung ein. Er rieth ihm, wie es sein Vater gleichfalls gethan, sich nun häuslich auf seinem Eigenthume niederzulassen und ein thätiges, unbescholtenes Leben zu beginnen, wobei er sich erbot, ihn nach besten Kräften mit Rath und That zu unterstützen und ihm ein guter Nachbar zu werden. Auch empfahl er ihm, es zu machen, wie er selbst, und sich bald ein liebes Mädchen zur Frau auszusuchen, denn Frank hatte sich, als er vor einigen Monaten von seinem Vater nach Baltimore gesandt worden, um dort eine eiserne Mahl- und Schneidemühle für ihn zu kaufen, bei dieser Gelegenheit eine Braut erwählt. Sie war die Tochter eines

dortigen sehr geachteten Mannes, eines berühmten Advokaten Namens Forney, der dieses Geschäft aufgegeben und die Stellung als Präsident einer dortigen Bank angenommen hatte.

Frank lud Ralph ein, ehe er seine eigene Besitzung bezbge, abwechselnd bei ihm zuzubringen und versprach, mitunter mit ihm auf die Jagd oder zum Fischen zu gehen. Für den folgenden Morgen sagte er ihm zu, ihn hier abzuholen, um ihm in den Wäldern die verschiedenen Weideplätze seiner Heerden zu zeigen, die er genau kenne, und ihm auch dieser Tage behülflich zu sein, die jungen Kälber mit seinem Zeichen zu brennen.

Ralph that die Theilnahme dieser aufrichtigen, herzlichen Freunde unendlich wohl, ja es wurde ein Gefühl von dankbarer Zuneigung in ihm rege, von dem er bis jetzt noch keine Ahnung gehabt hatte. Es kam eine Ruhe, eine Zufriedenheit über ihn, die ihm bisher fremd geblieben war und die er jetzt mit dem vollsten Drange seines Herzens für seine Zukunft an sich zu fesseln wünschte. Mit Schrecken und Reue blickte er auf sein vergangenes Leben und die vielen Sorgen und Leiden, die er sich darin geschaffen, zurück, und konnte es sich selbst kaum glauben, daß er diese kostbare Zeit so ganz nutzlos vergeudet und so viel Geld, Kräfte und wohl selbst seinen guten Namen dafür geopfert hatte. Es sollte jetzt anders mit ihm werden, das hatte er fest und unabänderlich beschlossen und mit offener Aufrichtigkeit sprach er seine Reue und seinen Entschluß zur Besserung gegen Arnold aus.

Es war schon spät, als man sich trennte, Frank sich auf sein Pferd schwang und davon ritt, Ralph einen, von Brettern an der Rückseite des Hauses errichteten Abschlag als Schlafzimmer angewiesen bekam und das alte Ehepaar sich mit noch größerer Zufriedenheit zur Ruhe begab, als es dies zu thun ohnehin gewohnt war.

Still und klar lag das Mondlicht auf Berg und Thal, leise und kühlend zog die leicht bewegte Nachtluft durch die Wälder und kräuselte sich in dem üppigen Laube der Baumwipfel. Auch in den Orangenbäumen vor Norwood's altem Blockhaus rauschte der spielende Wind und in der Magnolie über des alten Mannes Grab wirbelte er sich um die weißen Riesenblumen und wehte deren Duft auf und nieder durch die nahen Bäume. In dem Schatten des Baumes neben dem Grabhügel knieten drei dunkele menschliche Gestalten um ein kleines, stark rauchendes Kohlenfeuer und murmelten leise unverständliche Worte. Tallihadjo, der Seminolen-Häuptling, war es mit seinem Sohne und mit Onahee, der Indianerin, die hier dem Geiste des geschiedenen Freundes ein Opfergebet darbrachten. Sie hatten sich mit dem Gesicht auf den Hügel niedergebeugt und benetzten die lockere Erde mit ihren

Thränen; dann erhoben sie sich, nahmen aus einem ledernen Beutel trockene Kräuter hervor und streuten dieselben auf die Kohlengluth, die in der Mitte auf dem Hügel brannte, hoben ihre gefalteten Hände und ihre Blicke gegen den Himmel, wobei sie wieder leise Worte redeten.

Der Rauch stieg jetzt als unbewegte, silbergraue Säule in die hohen dichtverschlungenen Aeste des Baumes hinauf und der Häuptling blickte ihm mit Zufriedenheit und Wohlgefallen nach. »Tom ist glücklich in seinem Himmel und empfängt mit Freude den süßen Duft, den wir ihm zusenden. Er blickt mit Dank auf uns herab und wird die rothen Kinder ewig lieben,« sagte Tallihadjo, indem er mit der Hand nach dem dichten Laubdach über sich zeigte, in welchem die Spitze der Rauchsäule verschwand. Abermals neigten sich die Wilden über das Grab, beteten und beschlossen so die Feierlichkeit. Dann traten sie von dem Hügel zurück, die beiden Männer nahmen ihre Büchsen von dem Baum, und Alle gingen schweigend um das Haus, unter die Orangenbäume vor demselben.

»Du mußt Ralph aufsuchen,« sagte nun der Häuptling zu seinem Sohne, »und erforschen, ob ihm etwa Leids geschehen ist. Hier liegt ein erschossener weißer Wolf und der aufgewühlte Boden zeigt, daß eine große Zahl dieser Thiere hier gewesen sein muß. Vielleicht haben sie Ralph angegriffen, nachdem wir ihn hier allein ließen. Seines Vaters letzte Bitte an mich war: über ihn zu wachen und außerdem fließt unser Blut in seinen Adern. Wir müssen

ihn vor Unglück schützen und ihn von den doppelzüngigen Weißen entfernen, die ihm sein Land und seine Heerden rauben und mit Feuerwasser seine Seele vergiften. Gehe, Tomorho, suche seine Spur und wenn Du weißt, wo er weilt, so komme zu meinem Wigwam zurück und bringe mir die Kunde.«

Die Indianer waren dem Fußpfad bis zu der Straße gefolgt, wo sie sich trennten, Tomorho folgte derselben nach Norden und der Häuptling verschwand bald mit der Indianerin auf einem kaum zu erkennenden blinden Weg im dichten Walde, aus dem er zu seinem Lager zurückeilte, welches nahe an der Grenze Georgiens in Florida stand.

Capitel 3.

Florida. – Die Seminolen. – Der Häuptling. – Das Bad. – Der Händler. – Das Pferd. – Die Schuldscheine. – Das neue Städtchen.

Bis zu dem Jahre 1819 hatte Spanien sich die Herrschaft auf der südlichen Spitze von Nordamerika, über die beiden Florida's zu erhalten gewußt und ließ sie durch einen Bevollmächtigten des General-Capitains von Cuba regieren. Nur hin und wieder hatten die Spanier an den Küsten und an den Hauptströmen feste Plätze errichtet und in deren Nähe waren einzelne Ansiedlungen entstanden, außerdem war das Land noch in seinem Naturzustande und wurde von wilden Indianerstämmen bewohnt. Schon seit einer Reihe von Jahren war es aber fortwährend zwischen den Spaniern in Florida und den Bewohnern der benachbarten Vereinigten Staaten zu Reibereien und theilweise auch zu feindseligen Demonstrationen gekommen, wozu die wilden Bewohner dieser Länder, die Seminolen und Creel-Indianer durch ihre, mit den schrecklichsten Grausamkeiten und Greuelthaten verbundenen Einfälle in Georgien und Alabama Veranlassung gaben. Nach dem die Creek-Indianer und die Ueberreste vieler anderer nördlichen Indianerstämme, welche diese beiden Länder bewohnt hatten, von den Amerikanern besiegt und von da vertrieben worden waren, hatten sie sich nach Florida geflüchtet, weil

sie sich dort gegen jene Feinde sicher wußten und schlossen sich den Mord- und Raubeinfällen der dort wohnenden Seminolen an, immer noch in der Hoffnung, jene ihnen entrissenen Länder wieder in ihren Besitz zu bekommen. Im Jahre 1817 stellte sich der Amerikanische General Jakson an die Spitze eines Heeres und zog mit ihm in das spanische Gebiet Florida, um die Wilden für ihre Gewaltthaten zu züchtigen und sie zur Ruhe zu bringen, da die spanische Regierung entweder zu schwach war, die wilden Horden im Zaum zu halten, oder weil sie nichts gegen dieselben zur Sicherheit der Vereinigten Staaten unternehmen wollte. General Jakson richtete schreckliche Verwüstungen unter den Indianern an, und als er seine Streitkräfte wieder aus Florida zurückzog, ließ er in dem Fort Gadsden an dem Apalachicola-Fluß auf spanischem Gebiet eine Besatzung zurück, um nöthigenfalls zum Zweck erneuerten Auftretens gegen die Wilden in der Nähe zu sein. Spanien, im Gefühl seiner Ohnmacht, oder seiner vernachlässigten Pflichten als Nachbar der Vereinigten Staaten, ließ sich dieses Eindringen mit bewaffneter Hand und die Besitznahme des Fortes gefallen; es kam mehr und mehr zu der Ueberzeugung, daß seine Macht in Florida bald der seines stärkeren Nachbars weichen müsse und schloß im Jahre 1819 einen Vertrag mit ihm ab, wonach es demselben sein Recht auf dieses Land abtrat und seine Grenze auf das westliche Ufer des Mississippi-Flusses zurückzog. Die Bestätigung dieses Vertrages von Seiten beider Regierungen erfolgte jedoch

erst im Februar 1821, wenige Jahre früher, als unsere Erzählung begann. –

Das schöne gesegnete Florida war nun den Amerikanern geöffnet, und wenn es auch noch immer zu den gefährlichen Unternehmungen gerechnet werden mußte, mit Frau und Kind seinen Heerd dort aufzuschlagen, so wanderten doch bald viele entschlossene Ansiedler über die Grenzen und machten dies herrliche Land, in welchem der Sommer nie endet, zu ihrer Heimath. Namentlich aber vermehrten sich die Ansiedlungen in Georgien und Alabama an der Grenze von Florida sehr rasch, da man jetzt dort weniger mehr von übelgesinnten Indianern dieses Landes zu befürchten hatte und man aus einem friedlichen Verkehr mit den Wilden Vortheil zu ziehen hoffte. Viele Seminolen-Familien waren wohlhabend, hatten sehr beträchtliche Viehheerden, eine große Anzahl ausgezeichneter Pferde und besaßen mitunter auch viele Negersclaven, welche sie zum Anbau von Mais gebrauchten, während sie es unter ihrer Würde fanden, selbst zu arbeiten. Alle übrigen Ureinwohner Nordamerika's waren vor der von Osten her fortschreitenden Civilisation westwärts geflohen und hatten sich derselben in keiner Weise unterworfen; eine große Zahl der Indianer aber, die jetzt Florida bewohnten, war vor den Weißen von Norden her immer weiter nach Süden gezogen, bis sie auf dieser Landzunge auf drei Seiten vom Meere eingeschlossen und im Norden und Nordwesten durch die Amerikaner von ihren Brüdern abgeschnitten waren, die im Westen immer noch die unumschränkte

Freiheit der Wildniß genossen und in ihrem heimathslosen wandernden Leben Nichts geändert hatten. Durch das Zuströmen der fremden Indianer wurden die in Florida heimischen Wilden in ihren Jagdgründen beschränkt und blutige Fehden unter ihnen waren die nächste Folge davon; doch als nun gar das Land die Regierung wechselte und die amerikanischen Ansiedler unter dem Schutze von Soldaten hereingezogen kamen, Städte bauten und Straßen anlegten, da wurde es den Kindern der Wildniß zu enge, ihre Jagdzüge wurden nach allen Richtungen hin durch die Civilisation unterbrochen, der große Ueberfluß an Wildprett nahm rasch ab und die Weiden für die bedeutenden Heerden der Wilden wurden immer beschränkter. In ihrer gewohnten Weise, nur von der Freigebigkeit der Natur zu leben, konnten sie nicht mehr existiren, die Weißen aus ihren Gebieten zu vertreiben, dazu waren sie zu schwach, und das Land zu verlassen, um in fernen Wildnissen eine neue Heimath zu suchen, war unmöglich; denn hunderte von Meilen, von den Amerikanern bewohnter Länder trennten sie von da. Viele der größern Seminolen-Familien gaben darum der eisernen Nothwendigkeit nach, und richteten Felder ein, die sie durch ihre Neger bebauen ließen, während die übrigen Indianer sich immer mehr in die undurchdringlichen Wälder und endlosen Sümpfe zurückzogen, um von dort aus die weißen Landräuber zu bekämpfen und dorthin vor deren Rache sich zu flüchten. Jene Indianer, die sich dazu verstanden hatten, Mais zu bauen,

traten bald mit ihren weißen Nachbarn in friedlichen Verkehr, trieben Tauschhandel mit ihnen und gebrauchten ihren Einfluß auf ihre wilden Brüder, um sie von Feindseligkeiten gegen Jene zurückzuhalten, da sie selbst stets mehr oder weniger von deren Vergeltung zu leiden hatten, wenn auch ihr Haß gegen die fremden Eindringlinge eben so stark war, als der der andern Indianer. Es reichte noch nicht über Menschengedenken hinaus, daß Georgien, Alabama, Tennessee, Kentucky und alle die von der Meeresküste entlegenen Staaten noch unbestrittenes Eigenthum der Urbewohner waren, und jetzt sahen sich die Ueberbleibsel dieser früher so mächtigen Nationen in diesen kleinen Winkel ihrer Muttererde zu vielen Tausenden zusammengedrängt, mit der sichern, unvermeidlichen Gewißheit, hier durch die bleiche Menschenrace erdrückt zu werden und von der Erde zu verschwinden. Die Verfolgungen, die Ungerechtigkeiten der Weißen selbst gegen die friedlichen Indianerfamilien nahmen täglich zu, dieselben wurden von ihnen durch List, Betrug und Gewalt ihres Eigenthums beraubt, alle Schandthaten der Weißen wurden den unglücklichen Indianern aufgebürdet und an ihnen gerächt, und nirgends fanden dieselben ein Gesetz, welches sie gegen die weißen Christen beschützt hätte. Oft brach ihre Langmuth, ihre Duldsamkeit die Fesseln und mancher unschuldige Weiße mußte die Sünde seiner Brüder schrecklich büßen, um so schwerer aber fiel dann die Strafe wieder auf die Wilden zurück, und ganze Stämme derselben wurden vernichtet und ihr Land genommen.

Tallihadjo, dessen früher zahlreicher und mächtiger Stamm jetzt nicht viel mehr als einige hundert Krieger zählte, hatte seinen Wohnsitz nur wenige Meilen von der Grenze Georgiens an dem westlichen Ufer des Ocklockney-Flusses und nannte einen bedeutenden Strich Landes in der Umgegend seinen Jagdgrund, oder sein Eigenthum. Wir sagen: er nannte ihn so seinen rothen Brüdern gegenüber, die ihm dies Recht nicht schmälerten, wenn auch die Weißen ihn nur so lange unbestritten im Besitz desselben ließen, bis es einem derselben gefiel, sich sein Stück davon zuzueignen und sich darauf anzubauen. Freilich geschah dies immer nur an der Grenze desselben, da man es doch nicht wagte, geradezu mitten hineinzugehen, aber die Grenzlinien waren nicht genau bezeichnet, nicht abgemessen, so daß dieselben leicht in Zweifel gezogen werden konnten. Hatte der Weiße einmal Besitz ergriffen, so wurden des Indianers Vorstellungen und Beschwerden dagegen zurückgewiesen, ja wohl gar verlacht, und er durfte es nicht wagen, Gewalt zum Schutze seines guten Rechtes anzuwenden, wollte er nicht alle Ansiedler in der Umgegend gegen sich aufbringen und vielleicht mit Feuer und Schwert von ihnen verfolgt werden.

So ging es an allen Grenzen des ganzen Landes, welches die Indianer noch inne hatten, die weißen Ansiedler drangen von den Küsten her Schritt vor Schritt immer weiter in dasselbe hinein und ein Stück nach dem andern ging für Jene verloren.

Die meisten Stämme der Seminolen lebten familienweise in hölzernen, mit Thierhäuten bedeckten Hütten, da die beweglichen Häuser, die ledernen Zeite, die sie während ihres frühern Wanderlebens mit sich geführt hatten, ihrem jetzigen festen Aufenthalte nicht mehr entsprachen. Die Jagd blieb zwar immer noch die Hauptbeschäftigung der Männer von Tallihadjo's Stamm, sowie von andern zahlreichen Indianern, die sich einer Art von Civilisation zuneigten; da ihre Streifzüge aber ausschließlich auf Florida beschränkt waren, und täglich mehr und mehr durch die Ansiedlungen der Weißen, sowie durch die Streitigkeiten über ihre Gebietsgrenzen unter sich selbst unterbrochen und eingeschränkt wurden, so dauerten dieselben nicht mehr, wie früher, viele Monate, sondern jetzt nur ebenso viele Tage. Je weniger Ertrag die Jagd nun bot, desto mehr Sorge verwandten die friedlichen Indianer auf ihre Vieh- und Pferdezucht und ihr Wohlstand vermehrte sich in gleichem Verhältniß, weil sie ihre einfache, natürliche Lebensweise beibehielten und dadurch gegen ihre weißen Nachbarn in großem Vortheil standen. Mit Zunahme der Wohlhabenheit dieser Stämme mehrte sich aber auch die Habgier unter den Weißen nach deren Gut, und alle Mittel wurden von diesen angewandt, die unbefangenen, einfachen Wilden zu übervortheilen und zu betrügen. Man trieb Tauschhandel mit ihnen, wobei ihnen gänzlich werthlose Sachen zu übertrieben hohen Preisen aufgenöthigt wurden, man suchte Bedürfnisse unter ihnen zu erzeugen, die ihnen bis jetzt fremd geblieben und vor Allem führte

man den Branntwein, oder das Feuerwasser, wie es die Wilden nannten, unter ihnen ein, um sie ihres ruhigen, überlegenden Sinnes zu berauben, die Laster der Weißen auf sie zu übertragen und dann aus ihrer Verdorbenheit Nutzen zu ziehen.

Tallihadjo aber wachte sorgsam darüber, daß keine Neuerungen, keine Aenderungen in den Gebräuchen und den Gewohnheiten seiner Leute Fuß fassen konnten, und hatte bei Meidung der Ausstoßung aus dem Stamme den Genuß des Branntweins auf das Allerstrengste untersagt. Viele andere seines Volkes folgten seinem Beispiele, doch gab es auch wieder Viele darunter, die den Lockungen und Versuchungen der Weißen nicht widerstanden und dadurch deren Habsucht zum Opfer fielen.

Die Entfernung von Norwood's Niederlassung bis zu Tallihadjo's Wohnsitz war sechs Meilen, sodaß der Mond schon hinter dem unabsehbaren Wald, der die nördliche Grenze Florida's bedeckte, im Versinken war, als der Häuptling mit Onahee seine Hütte erreichte. Vor derselben um den Feuerplatz, auf dessen Mitte ein glühender Baumstamm lag, an welchem die Flamme erstorben war, ruhte die Familie Tallihadjo's, die aus seiner eigentlichen Frau, Satochee, deren zwei Söhnen und zwei Töchtern im Alter von zwei bis acht Jahren und noch sechs andern Frauen bestand, welche letztere nur diese Benennung trugen, doch nichts weiter als Dienerinnen und Arbeiterinnen des Häuptlings waren. Sein älterer Sohn, Tomorho, der sechszehn Jahre zählte, stammte von seiner ersten Frau her, die er zärtlich geliebt, die aber bald nach

der Geburt des Sohnes durch den Tod ihm entrissen worden war, und deren Verlust ihn viele Jahre lang in tiefe Trauer versetzt, die ihn von allen Weibern fern gehalten hatte. Außerdem lagen unweit des Feuerplatzes einige zwanzig Neger, Negerinnen und Negerkinder in tiefstem Schlafe. Viele Hunde sprangen ihrem Herrn freudig entgegen und drängten sich schmeichelnd an ihn. Die Ruhelager der Schläfer waren aus aufeinandergelegten, weich gegerbten großen Thierhäuten, namentlich aus Bären- und Pantherfellen, bereitet; die von dem Nordamerikanischen Indianer fast unzertrennliche Büffelhaut aber fehlte darunter, denn diesem, früher über den ganzen Continent verbreitetem Thier war es ergangen, wie den Ureinwohnern desselben: seine Heerden waren vor der Civilisation geflohen und die, welche, wie die Indianer in Florida eingeschlossen, waren bald gänzlich von der Erde verschwunden.

Satochee, die Frau des Häuptlings, war erwacht und schlang mit einem freudigen Willkommen ihre zarten braunen Arme um ihn.

»Hast Du die Seele unsers treuen Freundes mit süßem Rauch erfreut?« fragte sie, indem sie sich liebkosend an Tallihadjo schmiegte, »er war einer der wenigen Bleichgesichter, die es ehrlich und gut mit unserm armen bedrängten Volke meinten.«

»Der Rauch stieg gerad und ruhig auf, Tom hat freudig auf mich herabgesehen und wird ewig unser Freund bleiben,« antwortete der Häuptling. »Wohl war er einer der wenigen Weißen, die es gut mit uns meinen und deren

Zahl immer kleiner wird. Hierin unserer Nähe kenne ich nur noch zwei: den alten Arnold und seinen Sohn Frank; der Alte kam bald nachher zu uns in unser Land, als Tom die Friedenspfeife mit uns geraucht hatte, zu einer Zeit, da der Büffel, der im Sommer an den klaren Quellen der blauen Berge in Virginien seinen Durst gestillt, im Winter sich an dem saftigen Gras Florida's labte, zu einer Zeit, als die Seminolen noch an den felsigen Ufern des Ohio den Bären jagten und als in Florida nur ihre Stimmen gehört wurden. Beide Männer kamen zu uns, beide baten um unsere Freundschaft und haben uns die ihrige dafür gegeben. Die andern Bleichgesichter aber kamen mit dem Donner in der Hand, schleuderten ihre Blitze unter unser Volk, streuten Krankheiten unter ihm aus und gaben ihm Feuerwasser zu trinken, und da der große Geist ihm den Weg, den die Sonne zieht, abgeschnitten hat, so muß es hier zu Grunde gehen. Die bleichen Männer drängen uns von allen Seiten Schritt für Schritt in die Sümpfe dieses Landes zusammen, wo wir verschwinden werden, wie die Insel in dem großen Wasser (Weltmeer), über der von allen Seiten die Wogen zusammenschlagen; denn der Zorn des großen Geistes liegt auf uns, unsere Stämme werden täglich kleiner und die Weißen mehren sich, wie die Heuschrecken. Bald wird kein Seminole mehr sagen können, daß dies Land seinem Volke angehört hat, keiner wird mehr die Siege seiner Väter über ihre Feinde erzählen können, der Pflug der bleichen Menschen wird deren Gräber aufwühlen und zwischen den Gebeinen der Seminolen wird Mais und Baumwolle wachsen.«

Der Häuptling schwieg und blickte eine Zeitlang gedankenvoll auf seine Kinder, die vor ihm in glücklichem Schlafe auf einer großen Bärenhaut lagen, dann kniete er bei ihnen nieder, nahm das jüngste, ein Mädchen, schlafend in seine Arme, drückte es an seine nackte Brust und legte sich mit ihm und Satochee auf deren Lager nieder.

Das neue Licht des Morgens glänzte schon auf der Perlensaat, die der Thau zur Erfrischung über die Pflanzenwelt gelegt hatte, als Tallihadjo noch des süßen Schlafes genoß, in dem er die traurige Gegenwart und die noch viel traurigere Zukunft seines Volkes vergaß. Seine Arme hatten sich geöffnet und waren von seinem kleinen Liebling herab auf das Lager gesunken, das hübsche großäugige Mädchen aber hatte sich zwischen dem Arm und der Brust seines Vaters aufgesetzt und spielte, ohne ihn zu wecken, bald mit den Perlen, die er um den sehnigen Hals trug, bald mit den dicken Flechten seines glänzend schwarzen Haares. Die Mutter winkte und drohte der Kleinen, doch vergebens, sie wollte ihren Vater nicht verlassen und verkroch sich an dessen Seite, wenn die Mutter Miene machte, sie von ihm wegzunehmen. Endlich hatte sie doch den Vater geweckt und dieser drückte sie mit seliger Freude an sein Herz, während das Kind seine Aermchen um des Häuptlings Nacken schlang.

»Hida, mit Vater zum Baden gehen?« sagte derselbe, nahm seine Büchse zwischen den Häuten hervor, auf denen er geruht hatte und ging mit dem jauchzenden Mädchen nach dem nahen Flusse, während seine drei andern Kinder ihm jubelnd voransprangen. Er stürzte sich, mit

der Kleinen im Arm, in die klare, ruhige Fluth der Bucht, die hier der Fluß beschrieb, die andern Kinder folgten ihm und spielend und sie überwachend, ließ er sie um sich herumschwimmen, während Hida sich auf seinen Nacken gesetzt hatte und sich an seinem Haar festhielt.

Das Frühstück war bereitet, als sie zu dem Lager zurückkehrten; jetzt nahm die Mutter die kleine Hida auf den Arm, strich ihr nasses langes Haar zurück und setzte sich neben Tallihadjo bei dem Feuer nieder, um das einfache Mahl, welches aus geröstetem Hirschfleisch und noch nicht völlig reifem, in Wasser abgekochtem Mais bestand, zu verzehren.

Vor den, in nicht großer Entfernung stehenden Hütten der andern Familien von Tallihadjo's Stamm rüsteten sich die Männer und Jünglinge zur Jagd, theils zu Pferde, theils zu Fuß, theils mit Büchsen, theils mit Bogen und Pfeilen bewaffnet. Eine große Zahl Hunde umschwärmte sie in lustigen Sprüngen und bald zogen die Jäger dem Flusse zu, den sie auf einer seichten Furt durchschritten und verschwanden auf dem jenseitigen Ufer im hohen Walde.

Mehrere der Neger waren mit den Jägern gegangen, andere hatten sich mit Angeln nach dem Fluß begeben, um das Mittagsmahl des Häuptlings mit Fischen zu versorgen, und wieder andere fällten in der Nähe einen Baum zu Feuerholz, während Tallihadjo in dem Eingange seiner Hütte saß und den Hahn an seiner Büchse mit einem neuen Feuerstein versah. Plötzlich vernahm er die

Tritte eines Pferdes auf dem Fußpfad; der von der Landstraße, an welcher das neue Städtchen der Weißen, Talahasee, lag, herführte und bald darauf gewahrte er einen Reiter auf einem Schimmel, der sich seiner Hütte nahete.

Der Häuptling ging ihm entgegen, um zu hören, was sein Begehren wäre, denn der Weg war hier zu Ende und in dieser Richtung befand sich keine Niederlassung eines Weißen.

Der Fremde, der Mac Dower hieß, ein kleiner, wüst aussehender junger Mann, mit wildem ungeordnetem schwarzem Haar, auf dem ein alter verdrückter runder Hut saß, mit einer Jacke und einem Beinkleid von gestreiftem grobem Baumwollenzeug angethan, war von dem Pferde gestiegen und hielt dem Häuptling die Hand mit einem vertraulichen: »Wie geht's?« entgegen. –

»Was wünschest Du von Tallihadjo zu bekommen?« fragte dieser den Fremder, indem er ihm mit augenscheinlichem Widerwillen die Hand reichte.

»Ich komme, um mit Dir zu handeln,« sagte Jener und klopfte dem Häuptling auf die Schulter. »Ich bringe Dir herrliche Sachen und will sie Dir zu sehr billigen Preisen lassen.«

»Ich habe Deine Sachen nicht nöthig und will sie nicht haben,« erwiederte Tallihadjo.

»Das Ansehen kostet Dir nichts,« sagte der Fremde in ungestörter Laune, nahm die schwere vollgepackte Satteltasche von seinem Pferd, befestigte dessen Zügel an einen Baum und schritt zu der Hütte hin, wo er sich in

den Eingang niederließ und sein Gepäck öffnete. Im Augenblick hatte er dasselbe vor sich ausgeschüttet und eine Menge kleiner Packete geöffnet, aus denen Spiegel, Perlen, Kästchen mit Nähnadeln, Feuerstahle, Messer und zahlreiche andere Gegenstände hervorblitzten, die sehr geeignet waren, den Wünschen eines Indianers zu entsprechen. Er legte sie auf der Erde zur Schau aus und rühmte jedes einzelne Stück, wenn er es vor den Blicken des Häuptlings entfaltete.

»Ich will Deine Sachen nicht haben, packe sie wieder ein. Bist Du hungrig, oder durstig, so sollen meine Frauen Dir Speise und Trank geben!« sagte Tallihadjo, indem er sich gleichfalls niederließ und seine Arbeit an der Büchse wieder begann.

Der Fremde aber ließ durch die abschlägige Antwort sich nicht entmuthigen, sondern fuhr fort, seine Waaren zu preisen und sie in den Sonnenstrahlen blitzen zu lassen.

»Der Glanz Deiner Sachen reizt mich nicht, er macht meine Augen nicht blind. Hätten meine Brüder so wie ich gewußt, daß diese Dinge die Lockspeisen wären, womit Ihr Bleichgesichter die rothen Kinder in Armuth und Knechtschaft bringen würdet, so hätten sie ihre Heerden behalten und Ihr Weißen rittet nicht ihre besten Pferde,« sagte der Häuptling und warf einen lebendigen Blick auf den edlen Schimmel, der ungeduldig seinen glänzenden Hals schüttelte und den Schweif gegen seine Flanken schlug, um die Fliegen zu verscheuchen.

»Wenn Du meine Waaren nicht kaufen willst, so laß uns auf mein Pferd handeln, auf einem solchen Thier hat doch noch nie ein Indianer geritten,« sagte der Fremde, indem er eine Tafel gepreßten Kautaback aus der Tasche hervorzog und ein Stück davon abbiß.

»Dein Pferd?« sagte der Indianer überrascht, und heftete seine Blicke mit größerem Interesse auf das schöne Thier.

»Ja, mein Pferd,« antwortete der Fremde, »zum Verkaufen habe ich es selbst gekauft, und namentlich jetzt möchte ich es gern gegen ein anderes Reitpferd vertauschen, da ich es mit meinem schweren Gepäck auf dem Rücken wund gedrückt habe. Ich reite von hier durch Georgien und Alabama und fürchte, daß das Pferd in diesem Zustande die Reise nicht aushalten wird.«

»Ist es denn stark gedrückt?« fragte der Häuptling, indem er seine Büchse an den Eingang der Hütte stellte und nach dem Pferde schritt.

»Nicht sehr,« antwortete der Fremde, löste die Gurten des Sattels, zog diesen von dem Rücken des Thieres und warf ihn in das Gras, »die Hitze ist aber groß und noch ein langer Ritt mit diesem Gepäck kann den Schaden sehr bös machen.«

Der Häuptling lächelte, als er die unbedeutende Wunde sah und seine Finger um dieselbe gleiten ließ.

»Ein Bleichgesicht lernt nie reiten, ein Seminole reitet dies Pferd mit demselben Gewichte hundert Meilen weiter, ohne abzusteigen und die Wunde wird geheilt sein.«

»Mag sein,« versetzte der Händler, »ich aber kann es nicht und würde das Pferd verlieren. Hast Du ein anderes, oder ein Maulthier, das Du mir verhandeln willst?«

»Tallihadjo's Pferde sind die besten im Lande, er wird Dir kein schlechtes für das Deinige geben,« erwiederte dieser und ging zu einer seiner Frauen, die eine frisch gegerbte Hirschhaut über einem, in die Erde geschlagenen Brett hin- und herzog, um sie weich und geschmeidig zu machen. Er sprach einige Worte zu ihr, worauf dieselbe einen langen Lederstrick von der Seite der Hütte nahm und damit durch die nahen Büsche verschwand. Dann winkte er einer andern Frau und ließ das Pferd des Fremden durch sie im weiten Kreise um sich herführen, sie mußte es traben lassen und es dann auch im Galopp um ihn herum leiten. Darauf untersuchte Tallihadjo das Thier aufmerksam, befühlte seine Glieder, besah dessen Zähne und Augen und schien mit dem Ergebniß der Untersuchung zufrieden zu sein, als die fortgesandte Frau auf einem kräftigen, schönen braunen Pferde herangesprengt kam und, dasselbe an dem Lasso haltend, der um dessen Hals gebunden war, von ihm herabsprang.

»Dies Pferd wird Dich und Dein Gepäck weiter tragen können, als Du es zu reiten vermagst,« sagte der Häuptling, auf das vorgeführte Roß zeigend. »Willst Du es gegen den Schimmel eintauschen?«

»Was giebst Du mir darauf zu? mein Schimmel ist bedeutend mehr werth, als Dein Brauner.«

»Nichts werde ich Dir zugeben. Ich tausche den Schimmel nicht zum Verkauf ein, ich will ihn selbst reiten, und

zum eigenen Gebrauch ist Dir der Braune mehr werth, als dieser; es ist ein gleicher Tausch,« antwortete der Häuptling mit Bestimmtheit.

»So wirst Du mir noch Etwas von meinen Waaren abkaufen; Deine Frauen und Deine Kinder sind in großer Freude über deren Schönheit,« sagte der Händler und zeigte nach der Hütte hin, wo Satochee und die andern Frauen Tallihadjo's mit den Kindern sich um seine Waaren niedergekniet hatten und dieselben mit Entzücken betrachteten. Der Häuptling aber rief Satochee beim Namen, gab ihr einen Wink und sofort entfernte sie sich mit den Kleinen und den andern Weibern von der Hütte.

»Ich habe Dir schon gesagt, was ich von Deinen Waaren halte,« sagte er dann zu dem Fremden, »ein Indianer hast nur *eine* Zunge und spricht nur *einmal*. Willst Du den Schimmel gegen den Braunen tauschen?«

»Es sei darum,« erwiederte der Händler, »ich habe den Braunen nöthig; nimm den Schimmel dafür.«

Mit diesen Worten hob er den Sattel vom Boden auf, legte ihn auf das erhandelte Pferd, warf demselben seinen Zaum über, und die Indianerin führte den Schimmel an dem Lasso hinweg.

»Willst Du essen, oder willst Du Dich ruhen?« fragte Tallihadjo nun den Händler und zeigte auf eine Bärenhaut, die neben der Hütte in dem Schatten einer dichten Ulme lag.

»Ich bin nicht müde, und da ich ein frisches Pferd habe, so will ich meine Reise gleich fortsetzen,« erwiederte Mac Dower; packte mit großer Eile seine Waaren wieder

ein, hing die Reisetasche über seinen Sattel und wünschte, indem er sein Pferd bestieg, dem Indianer wohl zu leben. Bald darauf war er auf demselben Wege wieder verschwunden, auf dem er gekommen war. –

Tallihadjo hatte schnell die unterbrochene Arbeit an der Büchse beendigt, legte dieselbe über die Schulter und ging am Flusse hinunter nach der Weide, um sich an dem Anblick des eingetauschten Rosses zu erfreuen, das jetzt zwischen seinen Pferden graste. Es war ein so ungewöhnlich schönes und edles Pferd, wie es in diesem Lande noch nicht viele gab; mit Stolz und Freude ließ der Indianer seine Blicke auf ihm ruhen, und wünschte sich Glück dazu, einen so unverhofften werthvollen Gewinn gemacht zu haben. Abends, als die Männer von der Jagd zurückkehrten, ging der Häuptling mit ihnen hinaus nach der Weide, um ihnen das schöne Thier zu zeigen und bei dem Feuer, um welches sie nach dem Abendessen lagerten, war von weiter nichts die Rede, als von dem herrlichen Schimmel.

Am darauf folgenden Abende, als die Sonne sich neigte und der Häuptling mit der kleinen Hida auf dem Arme vor der Hütte saß, kehrte Tomorho mit der Botschaft zurück, daß Ralph bei dem alten Arnold wohne und beschlossen habe, in Kurzem auf sein Eigenthum zu ziehen, um dort Mais und Baumwolle zu bauen.

Diese Nachricht erfüllte Tallihadjo mit inniger Freude.

»Mag der große Geist ihn in diesem Vorsatz bestärken und die falschen Zungen der Bleichgesichter von ihm fern

halten,« sagte er mit warmer Theilnahme, »mag das Indianerblut, das in seinen Adern fließt, sein Herz rein und stark machen, dann wird er uns den Verlust seines braven Vaters ersetzen, er wird unserer Freundschaft würdig sein und sein Leben wird froh und heiter werden, wie der schäumende Strom der Gebirge, wenn er das Thal erreicht und zwischen den lieblich duftenden, bunten Blumen der Prairien ruhig hinfließt.«

In der That schwanden Ralph jetzt auch in einer ihm ganz ungewohnten, ruhigen und zufriedenen Weise die Tage, die er in Gesellschaft des biedern alten Paares, oder mit dessen Sohn Frank hinbrachte; er ging mit ihnen in die Felder und half ihnen bei ihrer Arbeit, er ritt mit ihnen nach deren Heerden, sowie nach den seinigen, sie jagten und fischten zusammen, und wenn der Abend kam, erholten sie sich unter der kühlen Veranda bei einer Pfeife Taback und einem Glase Honigbier, welches die alte Arnold besonders gut und schmackhaft zu bereiten und stets mit Scherzen und Erzählungen komischer Begebenheiten aus vergangenen Zeiten zu würzen verstand.

Eines Abends saßen sie auch traulich zusammen vor dem Hause und erquickten sich an der bewegten Luft, die frisch und labend über den Hügel strich, als die Unterhaltung auf die Werthpapiere kam, die Ralph von seinem Vater geerbt hatte und von denen mehrere Schuldscheine sich in diesen Tagen der Verfallzeit naheten.

»Sie werden wohl selbst nach dem Settlement reiten müssen, um die beiden Noten des Kaufmanns Behrend

einzucassiren; der Mann ist gut und redlich und wird Ihnen das Geld geben. Es sind zusammen ungefähr dreizehnhundert Dollars, wenn ich nicht irre?« bemerkte der alte Arnold.

»Das ist der Betrag, und dieser Tage will ich hinreiten,« antwortete Ralph.

»Dann können Sie für mich auch wohl Mehl und Kaffee dort einkaufen?« sagte Madame Arnold, »und noch eine Menge anderer Kleinigkeiten, das heißt, wenn ich Sie damit belästigen darf?«

»Mit tausend Freuden werde ich Alles pünktlich besorgen, geben Sie mir nur recht viele Aufträge und stellen Sie mich auf die Probe, ob ich ein guter Geschäftsmann bin,« erwiederte Ralph.

»Und gehen Sie den Taugenichtsen aus dem Wege, deren sich dort stets so viele herumtreiben und die nur auf eine Gelegenheit warten, ihre Mitmenschen zu betrügen und zu bestehlen, um dadurch ihr schändliches, ruchloses Leben ohne zu arbeiten fortsetzen zu können,« bemerkte der alte Arnold.

»Wer so theueres Lehrgeld bezahlt hat, wie ich, der ist nicht leicht zu hintergehen. Seien Sie ohne Besorgniß,« antwortete Ralph und gab der Unterhaltung eine andere Wendung, da die Erinnerung an die Zeit, in der er selbst zu dieser Menschenklasse gezählt wurde, ihm drückend war.

Der Morgen erschien, an welchem Ralph den Ritt nachdem Settlement beschlossen hatte.

Dasselbe war die Grundlage zu einer neuen Stadt, es befand sich dort das Gerichtshaus der County, in dessen Nähe standen einige Trinkhäuser, ein Wirthshaus, mehrere Kaufläden, einige Geschäftslocale von Advocaten und ein solches von einem Arzte. Auch war eine Schmiede dort, neben welcher unter dichten schattigen Eichen die Wohnung des Schmieds stand, in der zugleich ein Schneider und ein Schuhmacher ihre Handwerke betrieben.

Nur um das Gerichtsgebäude war eine breite Straße, oder vielmehr ein Platz, von Buschwerk und Gestein befreit, die andern Häuser waren nur, wie es der Zufall, oder der Geschmack der Eigenthümer gefügt hatte, aufgestellt; hier sah eins kaum mit dem Schindeldache aus dem Walde hervor, dort ein anderes aus einem Maisfeld, wieder eins erhob sich über mächtigem Gestein, aus dem zwischen hohen Wasserpflanzen ein starker Quell hervorsprudelte. Straßen, die an eine Stadt erinnert hätten, gab es noch nicht, denn die Wege waren hin und her von einem Hause zum andern gebahnt und kreuzten sich nach allen Richtungen hin, während zwischen ihnen Buschwerk, Kräuter und Gräser standen, wie sie den Waldboden bedeckt hatten und ganze Flächen innerhalb des Raumes, wo die Stadt entstehen sollte, noch den ursprünglichen Urwald trugen. Es weideten allenthalben Kühe, Pferde und Maulthiere, und Schweine wühlten den Boden auf. Dies Settlement war ungefähr sechs Meilen

in nördlicher Richtung von Arnold's Niederlassung entfernt, wenigstens war man übereingekommen, die Entfernung so anzunehmen, wonach denn sowohl der Doktor seine Ritte berechnete, wenn er zu einem Kranken gerufen wurde, als auch die Advocaten und der Friedensrichter ihre Sporteln ansetzten, wenn sie zur Aufnahme eines gerichtlichen Actes sich in diese Gegend begeben mußten.

Da die Entfernung nach D..., wie man dieses Settlement genannt hatte, nur sechs Meilen gerechnet wurde, nahm Ralph ruhig zur gewohnten Zeit Theil an dem Frühstück, ehe er seinen Fuchs bestieg und, von Bob gefolgt, dessen Pferd ein Packthier am langen Lasso nachtrabte, das Haus Arnold's verließ. Beim Abschied versprach er seiner freundlichen Wirthin nochmals, die Aufträge alle auf's Pünktlichste auszuführen und Abends bei guter Zeit mit dem Neger wieder zurückzukehren.

Capitel 4.

Der Kaufladen. – Die Gauner. – Die Verabredung. – Die Bekanntschaft. – Das Wirthshaus. – Der Wirth. – Die Stecknadel. – Das Mittagsessen. – Das gelähmte Pferd. – Vereitelter Plan.

Ralph langte in D... vor dem Wirthshaus an, als daselbst die Bewohner der neuen Stadt, die ihren Tisch hier hatten, ihr Frühstück beendigt und theils in geschäftiger Eile ihren Geschäftslocalen zurannten, theils vor demselben standen, oder auf Bänken saßen, rauchten, Taback kaueten, oder zur Unterhaltung mit dem Taschenmesser an einem Stück Holz schnitzten.

Aller Augen waren auf Ralph gerichtet, den die Meisten für einen Fremden in dieser Gegend hielten, Einige aber auch erkannten und begrüßten. Er nahm die Satteltasche auf den Arm, trug Bob auf, gut für die Pferde zu sorgen und wandte seine Schritte dem großen Schilde zu, welches unweit des Gerichtsgebäudes über einem Blockhause in der Morgensonne glänzte und die meilenweit zu erkennenden ungeheuern Buchstaben zur Schau trug, mit denen der Name ›John Behrend‹ darauf geschrieben stand.

Während Ralph sich innerhalb dieses Hauses mit dem Manne, dessen Name draußen so groß paradirte, unterhielt, ihm die beiden Schuldscheine zu gefälliger Zahlung vorlegte und ihn die vielen Aufträge, die er für Madame Arnold ausführen sollte, niederschreiben ließ, saßen

mehrere Männer in eifrigem Gespräch beisammen vor einem Trinkhaus, welches an dem andern Ende des Platzes, der das Gerichtsgebäude umgab, unter einer hohen Baumgruppe hervorsah.

»Ist das Ralph Norwood, der seinem Vater die Hälfte seiner Heerden und seine besten Pferde verspielt hat? Das hätte ich nimmermehr geglaubt, der sieht ja so ehrbar aus, als ob er nie eine Karte in der Hand gehabt hätte,« sagte Einer derselben, ein Mann von mittleren Jahren, hohem, doch schmächtigem Wuchs, bleicher verlebter Gesichtsfarbe und schwarzen, unordentlich unter dem alten zerdrückten Hut hervorhängenden Haaren. Sein abgetragener schwarzer Frack, an dessen Ellbogen das Hemd durchschaute, sowie der Hut zeigten durch ihre Form, daß sie beide ihren Ursprung einer der großen Städte Amerika's verdankten, während sein übriger Anzug unbestritten der Grenze der Civilisation angehörte, wo die Mode der Laune und dem Geschmack eines jeden Einzelnen überlassen bleibt. Die Weste mochte ihm wohl schon lange untreu geworden sein, denn er hatte keine an, und die seidene Halsbinde schien das nächste Stück seiner Garderobe aus früheren glänzenderen Tagen werden zu wollen, welches Abschied von ihm nehmen würde. Dagegen hatte sich ein Zierrath des Frontierlebens zu ihm gesellt, welcher mächtig und drohend aus dem Gürtel seines groben baumwollenen Beinkleides hervorsah: ein Schlachtmesser von ungewöhnlicher Größe, dessen Griff schwer mit Silber beschlagen war. Soublett war der Name dieses Mannes, der mit einer Art von Respect

und von Vielen mit einer gewissen Scheu, ja mit Furcht genannt wurde. Wie bei dem Namen eines jeden Gegenstandes unwillkürlich ein Gefühl, eine Empfindung angesprochen wird, so erregte dieser Name bei Allen, die mit dessen Eigenthümer bekannt waren, den Gedanken an eine pfeifende Kugel, eine blitzende Messerklinge oder eine auflodernde Flamme aus dem Dache ihrer Wohnungen.

»Ja wohl, das ist der wirkliche Ralph, und zwar ein Kater, den man nicht ohne Handschuhe anfassen darf, wenn man seine Haut lieb hat. Ich habe ihn oft in Columbus gesehen,« sagte ein Anderer.

»Jetzt braucht er seinem Alten die Ochsen und Pferde nicht mehr zu stehlen, denn der ist vor Kurzem gestorben und der junge Herr ist Besitzer dessen Vermögens geworden. Der Alte soll viel Eigenthum hinterlassen haben, obgleich er kaum seinen Namen schreiben konnte. Er war der erste Ansiedler in diesem Lande, selbst ein Kerl wie ein Indianer; der Ralph soll auch eine Rothhaut zur Mutter gehabt haben,« bemerkte ein Dritter.

»Er ist zu dem alten Fuchs, dem Behrend, gegangen. Was mag er wohl mit dem zu thun haben? Denkt er vielleicht eine Anleihe bei ihm zu machen, dann wendet er sich an den unrechten Mann; denn eher preßt man Blut aus eines alten Weibes großer Familienbibel, als aus ihm einen Dollar,« nahm Soublett wieder das Wort.

»Nein,« fiel ein Anderer ein, »der braucht wahrhaftig kein Anlehen zu machen, die ganze Umgegend schuldet ja dem alten Norwood und Ralph ist nicht der Mann, der

ihm die Noten dafür mit in's Grab geben würde. Ich glaube eher, daß der Behrend ihm schuldig ist, denn der alte Norwood ließ denselben stets die vielen kleinen Ausstände einziehen, und dann das Geld zinslos bei ihm stehen, weil er es da sicher wußte; Behrend hat manchmal über tausend Dollar von dem Alten in Händen gehabt.«

Diese letzten Worte schienen Soublett's Aufmerksamkeit rege zu machen. »Hört, Garrett,« sagte er zu einem auffallend schönen blonden jungen Mann, der gegen die Uebrigen durch sein elegantes Wesen, sowie durch feine Toilette abstach und, nach dieser zu urtheilen, erst kürzlich aus einer großen Stadt hierher gekommen sein mußte. Soublett zog ihn zu sich auf die Seite.

»Geht hinüber zu Behrend, als kämet Ihr zufällig zu ihm hin, um Euch dies oder jenes zu kaufen und sucht auszufinden, ob der Herr Ralph vielleicht Geld von ihm bekommt, so daß es der Mühe werth wäre, ihn anzuzapfen. Macht Bekanntschaft mit ihm und ladet ihn zu einem Trunk hierher ein. Ihr könnt das besser thun, als ich, Ihr habt so Etwas in Eurem Wesen – nicht, daß ich etwa aussehen möchte, wie Ihr, verdammt, bildet Euch das nicht ein, ich habe auch einmal Manschetten getragen und würde es wohl noch thun, wenn ich mich nicht schämte, auszusehen, wie ein angezogener Affe; aber Ihr habt so Etwas, was man in New-York anständig nennt. Versucht einmal, was Ihr könnt; wenn es an's Rupfen geht, sollt Ihr auch eine Karte haben.«

Garrett sah mit einem spöttischen Lächeln nach dem Sprecher hin, als sei er sich bewußt, daß er dessen Hülfe

nicht bedürfe, um sich auf Rechnung seiner Mitmenschen einen Vortheil zu erringen und schritt, indem er sich die Hemdkragen zurecht zupfte, nach Behrend's Laden. Er trat, mit der Cigarre im Munde und mit einem leichten Stöckchen auf dem Rücken spielend, in das sehr geräumige Blockhaus ein und sah sich an den Wänden zwischen dem Zaum- und Sattelzeug um, welches dort aufgehangen war, anscheinend, ohne den Eigenthümer des Ladens, oder Ralph zu beachten, der neben Jenem an dem langen Ladentische saß, gerade in diesem Augenblicke eine große Menge Goldstücke von der Tafel zusammenraffte und sie in seine Tasche steckte.

»Was kostet dieser Zaum, Herr Behrend?« wandte sich jetzt Garrett an den Kaufmann und hielt den Zügel nach ihm hin.

»Vier Dollar, Herr Garrett; Ihnen will ich denselben dazu ablassen, ein Anderer müßte fünf Dollar dafür geben.«

»Das ist ja erschrecklich theuer; den Zaum kaufe ich in Columbus für einen Dollar eben so gut,« sagte Ralph, indem er denselben Garrett aus der Hand nahm. –

»Ich meine auch, daß es zu theuer ist,« sagte dieser zu Ralph; »um Vergebung, sind Sie in Columbus bekannt? Ich bin auf dem Wege dorthin und möchte wohl wissen, welches das anständigste Gasthaus dort ist.«

»Unbedingt das Adlerhotel; dort werden Sie sich sehr wohl fühlen,« antwortete Ralph höflich.

»Vielleicht sind Sie auf demselben Wege, es würde mir angenehm sein, Ihre Gesellschaft während der Reise zu haben.«

»Das ist nicht der Fall, ich halte mich seit einiger Zeit bei dem Herrn Arnold, sechs Meilen von hier, auf, wohin ich gegen Abend zurückreiten werde.«

»Das ist mir leid. Nun ich habe noch das Vergnügen, Sie heute wiederzusehen, ich werde erst morgen abreisen,« sagte Garrett mit einer höflichen Verbeugung gegen Ralph und wandte sich dann abermals an den Kaufmann:

»Ich gebe Ihnen zwei Dollar für den Zaum, Herr Behrend, können Sie ihn nicht dazu ablassen, so will ich warten, bis ich nach Columbus komme.«

»Ich kann es unmöglich, bedenken Sie, daß wir hier an der Frontier wohnen und daß meine Unkosten sehr bedeutend sind.«

Während dieser Zeit hatte Ralph sich der Thür genähert und schritt mit den Worten: »Ich komme nach Tisch wieder vor, Herr Behrend,« zu derselben hinaus, indem er dem Kaufmanne noch einen freundlichen Wink mit der Hand zuwarf. Auch Garrett hatte eine kurze Wendung dahin gemacht und gab im Hinausgehen dem Herrn Behrend eine gleiche Versicherung.

»Wenn ich denn auf Ihre Gesellschaft während meines Rittes nach Columbus verzichten muß, so machen Sie mir wenigstens das Vergnügen und trinken Sie ein Glas Wein mit mir,« sagte er vor dem Hause zu Ralph.

»Ja wohl, recht gern,« erwiederte dieser und schlug mit ihm den Weg nach dem Trinkhause ein. Vor der Thür desselben war es mittlerweile leer geworden, denn die Leute, die hier gesessen hatten, standen jetzt in dem Blockhause vor dem Schenktisch zusammengedrängt

und bedienten sich selbst aus den ihnen hingestellten Karaffinen mit Cognac, Whisky und Genever.

Garrett hatte mit seinem neuen Bekannten die offene Thür erreicht und blieb stehen, indem er den Hut abnahm und sich gegen denselben verneigte, um ihn zuerst eintreten zu lassen.

»Sie sind noch nicht lange in diesem Lande,« sagte Ralph lächelnd,« während er seinen Arm um Garrett's Schulter legte und ihn in das Zimmer nöthigte, »Sie werden diese Höflichkeiten jedoch bald genug verlernen.«

»Ja, und die Manchetten bald genug in den Urwäldern hängen lassen,« fiel Soublett ein, indem er sich gegen Ralph mit einem vornehmen Kopfnicken verbeugte, wobei er die Hände in den Taschen seiner Beinkleider hielt und die schadhaften Aermel seines Fracks, den er bis unter das Kinn zugeknöpft hatte, auf den Rücken drückte. Den Hut, den er selten zu einer andern Zeit von seinem Kopfe trennte, als während der Nacht, wenn er nämlich in einem Bette schlief, lag, wie verschämt, hinter der Thür auf dem Fußboden und die Beinkleider, deren Enden er sonst in die kurzen Stiefeln zu versenken pflegte, hingen jetzt über dieselben bis auf die Erde und ließen nur deren Spitzen, den einzigen nach unbeschädigten Theil derselben hervorblicken.

»Herr Garrett ist noch frisch von New-York,« fuhr er zu Ralph gewandt fort, »was wir hier ›ganz grün‹ nennen; doch vergißt man in diesen Wäldern sehr bald die Thorheiten von Broadway; hier gilt nur der Mann.«

Die Anwesenden waren zur Seite getreten, um den beiden Neuangekommenen Platz an dem Tisch zu machen und Garrett sagte höflich zu Ralph:

»Was trinken Sie, Portwein oder Madeira? Den erstern kann ich empfehlen, denn ich habe ihn heute früh gekostet.«

»Wenn er gut ist, so ziehe ich ihn vor,« antwortete Ralph, »man bekommt ihn in dieser Gegend nur selten rein.«

Die Flasche mit Portwein und zwei Wassergläser wurden von dem Schenkwirth auf den Tisch gestellt und zugleich ein Kristallgefäß mit zerriebenem Zucker und Theelöffeln nebst einem Porzellankrug mit frischem Wasser hingeschoben. Ralph hatte sein Glas halb mit Portwein gefüllt, Zucker und Wasser hinzugefügt und, nachdem Garrett ein Gleiches gethan, verbeugte dieser sich mit den Worten: »*Your good health, Sir!*« gegen Erstern, worauf Beide ihre Gläser leerten. Dann warf Garrett dem Wirth das Geld dafür auf den Tisch, zog eine Cigarrendose aus der Brusttasche hervor und reichte sie seinem neuen Bekannten hin.

»Sie wohnen schon längere Zeit in dieser Gegend,« sagte er zu ihm, »Ich bekenne es, daß ich mich hier noch etwas unbeholfen fühle, wie der Herr Soublett so eben bemerkte. Mich trieb der Reiz der Neuheit und des Abenteuerlichen hierher und dann auch der Glaube, der in New-York so allgemein verbreitet ist, daß man an der Grenze leichter zum reichen Manne werden könnte, als

dort, wo Alles so übersetzt ist. Ich habe aber bereits ausgefunden, daß man auch hier arbeiten muß, um auf eine rechtliche Weise sein Brod zu verdienen; da ich aber weniger Geschick habe, die Axt und die Büchse zu führen, als die Feder, so will ich mich nach Columbus begeben und versuchen, ob ich dort nicht eine Stelle finden kann.«

»Das wird Ihnen sicher nicht schwer werden,« bemerkte Ralph, »Leute von Ihrer Bildung und in dem Weltgeschäft von New-York erzogen, sind allenthalben willkommen. Ich würde Ihnen gern eine Empfehlung dahin geben,« setzte er etwas verlegen hinzu, »meine Bekanntschaft dort liegt aber weniger in dem Kreise der Geschäftsleute. Wenn Ihnen jedoch daran gelegen ist, so will ich Herrn Behrend für Sie darum ersuchen, er wird es mir gern zu Gefallen thun.«

»Ich bitte, nein, Sie sollen sich meinethalben nicht bemühen; außerdem bin ich schon an einige Häuser empfohlen und ziemlich sicher, durch sie meinen Zweck zu erreichen. Ich bin Ihnen sehr verbunden.«

Ralph war, von den Andern gefolgt, wieder vor das Haus getreten, und da er bei Herrn Behrend nicht alle Aufträge für Madame Arnold hatte ausführen können, so wollte er es noch vor Tisch bei den andern Kaufleuten versuchen. Er wünschte den Anwesenden guten Morgen, reichte Garrett die Hand und wandte sich nach dem nächsten Kaufmannsladen, während Jener beim Abschied zu ihm sagte:

»Auf Wiedersehen beim Mittagsessen.«

»Die Empfehlung nach Columbus hat mir Spaß gemacht,« sagte Soublett lachend zu Garrett, nachdem Ralph sich entfernt hatte, »sahet Ihr nicht, wie er in Verlegenheit gerieth? und doch, hätte er Euch gekannt, so würde er wohl keinen Anstand genommen haben, Euch an Eures und seines Gleichen zu recommandiren, an die Burschen, die ihm das viele Geld abgenommen haben. Ich denke, wenn Ihr ihm heute Abend einige von Euren Kartenkunststücken vorgemacht habt, giebt er Euch wohl doch noch einen Brief mit.«

»Das heißt, wenn wir ihn zum Abend hier behalten. Er sagte mir, er würde schon früh wieder zurück zu einem Herrn Arnold reiten, bei dem er sich jetzt aufhält.«

»Bei dem alten Betbruder dort unten am Bärbach? Da ist er gut aufgehoben, da kann er singen lernen. Doch vor allen Dingen: hat er Geld bei sich?«

»Ich sah ihn bei Behrend einige Hände voll Gold in die Taschen stecken und vielleicht cassirt er noch mehr bei Giles ein, wohin er jetzt gegangen ist.«

»So müssen wir ihn jedenfalls hier behalten,« fiel Soublett hastig ein, »unsere Taschen haben die Auszehrung und bis zum nächsten Gerichtstag, wo sich das Landvolk hier einfindet und wir auf einen kleinen Verdienst rechnen können, ist es noch lange hin. Ihr müßt ihm beim Essen zutrinken und nach Tisch schlagt ihm ein Spiel um eine Bouteille alten Madeira vor; hat er erst einmal die Karten in der Hand, so ist er unser.«

Das Wirthshaus bestand, wie die meisten andern Gebäude des Ortes, in einem doppelten Blockhaus, zwischen dessen zwei Zimmern sich ein weiter offener Durchgang befand, den das gemeinschaftliche Dach gegen Regen und Sonnenschein schützte. Eine geräumige Veranda beschattete mit ihrem weit vorstehenden Schindeldach die vordere Seite des Gebäudes und bildete durch die Kürbißranken und großblätterigen Schlingpflanzen, welche ihre Pfeiler verbanden, eine dichte grüne Wand vor demselben. Der Eingang in ihrer Mitte mußte durch häufiges Abbrechen der Wucherpflanzen offen erhalten werden. Die hintere Seite des Hauses war gleichfalls mit einer Veranda versehen, die Zwischenräume von einem Pfeiler zum andern waren jedoch mit Brettern aus gespaltenem Cederholz geschlossen, so daß hier ein großer Saal in der ganzen Länge des Gebäudes gebildet wurde, der als Speisezimmer diente. Die eine Stube innerhalb des Blockhauses benutzte der Wirth als Aufenthaltsort für seine Familie, in der andern gegenüber aber waren acht Betten in zwei Reihen aufgestellt, in welchen sechszehn Fremde Raum zum Schlafen finden konnten. Bei zahlreicherem Besuche wurde der Speisesaal und im Nothfall auch die vordere Veranda benutzt, um Schlafstellen auf dem Fußboden herzurichten.

Der Wirth hieß Dennis, oder, wie man ihn der Kürze wegen hier allgemein nannte, Denn. Er war ein sehr freundlicher, allezeit gefälliger Mann, den man nie anders, als mit heiterer, lächelnder Miene gesehen und nur in höflichen, verbindlichen Worten hatte reden hören. Er

hatte viele Jahre in Philadelphia gelebt und dort gleichfalls ein Gasthaus gehalten. Die Ursache seiner Auswanderung hierher an die Grenze der Civilisation hatte nie ganz klar festgestellt werden können, sicher wußte man aber, daß er mit seiner Familie sehr plötzlich in einer Nacht von Philadelphia verschwunden war, Haus und Wirthschaft im Stich gelassen und sich bald darauf hier angesiedelt hatte, ohne daß man während mehrerer Jahre wußte, wo er früher gelebt hatte. Durch Reisende, die von dem schönen Florida aus dem Norden hergelockt, hier durchgekommen, war die frühere Heimath des Herrn Dennis bekannt geworden und zugleich hatten sich vielerlei Gerüchte über die Ursache seines schnellen Abschieds von Philadelphia verbreitet, bei dem er selbst seinen genauern Bekannten nicht Lebewohl gesagt hatte. Man sprach davon, daß häufig seinen Gästen Brieftaschen und Werthpapiere in seinem Hause abhanden gekommen seien, daß viele Personen von zweideutigem Charakter bei ihm eingekehrt und namentlich, daß ein Reisender, der viel Geld bei sich gehabt, in seinem Hause sehr plötzlich gestorben sei, ohne so viel zu hinterlassen, daß sein Begräbniß davon hätte bestritten werden können. Wie dem nun auch gewesen sein mochte, Dennis war hier nur wegen seiner Höflichkeit und Gefälligkeit bekannt, und wenngleich es schon wiederholt auch hier vorgekommen war, daß Fremde in seinem Hause ihre Brieftaschen verloren hatten und Pferde in dem Stalle des Herrn Dennis lahm geworden und wegen Untauglichkeit zur Weiterreise hatten für eine Kleinigkeit verkauft

werden müssen, so traf ihn dieserhalb doch kein Vorwurf, indem ein Verdacht gegen ihn bis jetzt noch nicht hatte begründet werden können. Außerdem war Madame Dennis eine sehr gute Wirthin, behandelte ihre Gäste mit großer Aufmerksamkeit, sorgte für eine reichlich und gut besetzte Tafel und versäumte niemals, sich in der Kirche zum Gottesdienst einzufinden, ihren Schwestern und Brüdern in Christo (sie war Methodistin) bei jeder Gelegenheit durch lautes Klatschen, Stöhnen und Rufen mit einem guten Beispiele voranzugehen, und dadurch deren religiöse Aufregung zu steigern und anzufeuern.

Während Ralph sich zu dem Kaufmann Giles begab, gingen die Männer, die er soeben verlassen, nach verschiedenen Richtungen auseinander, nur Garrett und Soublett verfügten sich zusammen nach dem Wirthshause und setzten sich unter die Veranda hinter deren dichtes Rankengeflecht auf einer Bank nieder.

»Das Geld Norwood's müssen wir haben, so oder so,« sagte Soublett, indem er eine kleine Pfeife aus der Tasche hervorzog und sie mit Taback füllte, »unser Credit geht zu Ende; der Schenkwirth giebt uns nur noch aus Furcht Etwas zu trinken und Denn wird immer höflicher; er will uns los sein.«

»Meine Person wird ihm nicht sehr lange mehr lästig fallen; ich bin das Leben hier herzlich müde. Von Geschäften ist keine Rede, die Kerls sind sämmtlich scharf, wie die Rasirmesser, sie drehen eine Banknote fünfzigmal in den Fingern herum, um zu sehen, ob sie falsch ist und bei einem Goldstück haben sie gleich den Probierstein

bei der Hand. Es ist ein Lumpennest, ein Talent muß hier zu Grunde gehen,« erwiederte Garrett, stellte seinen Hut neben sich auf den Fußboden und ordnete seine reichen glänzenden Locken.

»Auch ich habe es satt hier, ein gehetzter Wolf aber muß froh sein, wenn die Hunde seine Fährte verloren haben und darf über ein ödes Revier nicht klagen, wenn es ihn vor seinen Verfolgern verbirgt. Den Ralph hat uns das Glück zugesandt, wir müssen den Augenblick benutzen. Wie wäre es, wenn wir seinem Gaul eine Stecknadel in die Köthe stächen, so daß er auf drei Beinen stände? dann müßte der junge Herr die Nacht hier bleiben,« sagte Soublett, indem er den Ellbogen auf das Knie stützte und sein Kinn auf die Hand senkte.

»Ralph möchte es ausfinden; dann wäre das Spiel verdorben. Laßt mich ganz allein mit ihm fertig werden, er traut mir; an Euch erkennt er den Vogel an den Federn.«

»Theilt Ihr den Gewinnst mit mir?« fragte Soublett, und sah mit einem mißtrauischen Seitenblick zu Garrett auf.

»Ich bin's zufrieden. Wenn es aber mit dem Spiel nicht glücken sollte?«

»So gieße ich ihm etwas Opium in den Wein und bringe ihn, wenn er einschläft, zu Bette. Erwacht er dann morgen ohne Geld, so fällt der Verdacht auf Denn; es ist ja bekannt, daß die Luft hier im Hause an den Taschen zehrt.«

In diesem Augenblicke trat der Wirth aus dem Hause hervor und verneigte sich höflich gegen Garrett und

Soublett, welcher Letzterer ihn jedoch keines Blickes würdigte, sondern auf die Erde vor sich sah und starke Rauchwolken ausblies.

»Wird wohl der junge Herr Norwood hier zu Mittag speisen?« fragte Dennis, indem er sich an Garrett's Seite auf die Bank niederließ, »ich sah Sie mit ihm aus dem Laden des Herrn Behrend kommen.«

»Er wird zum Essen hier sein; geben Sie mir einen Platz neben ihm, ich habe bei Behrend seine Bekanntschaft gemacht,« erwiederte Garrett.

»Er muß wohl Geschäfte hier haben, denn früher, wenn er seinen Vater besuchte, hielt er sich nie auf seiner Durchreise hier auf. Der alte Herr ist gestorben und soll einiges Vermögen hinterlassen haben. Jetzt wird der junge Mann wohl bei dem Herrn Behrend ein Anlehn machen wollen; er war immer ein lockerer Vogel,« sagte Dennis mit einem fragenden Ton und blickte Garrett dabei an, als ob er von ihm eine Auskunft darüber erwarte.

»Wahrscheinlich will er den alten Wucherer dort drüben anzapfen, um die Abreise seines geliebten Vaters feiern zu können, denn baares Geld wird ihm derselbe nicht hinterlassen haben,« fiel Soublett schnell ein, um einer Antwort Garrett's vorzubeugen.

»Behrend hat ihm aber die kleine Gefälligkeit von fünfhundert Dollar, um welche er ihn gebeten hat, abgeschlagen. Ich hörte es in dem Augenblick, als ich in den Laden trat,« sagte Garrett mit einer so glaubwürdigen Miene, daß wohl auch der Mißtrauischste ihm geglaubt haben würde. Dennis jedoch glaubte ihm nicht; es war ihm nicht entgangen, daß Soublett durch rasches Einreden seinen Kameraden hatte abhalten wollen, die Auskunft über Ralph zu geben, die der Wirth zu haben wünschte.

»So,« sagte dieser mit einem gleichgültigen Tone, »gerade, wie ich es mir gedacht habe; der Alte geht nicht bei Tag in's Feuer. – Die Herren reiten ja aber gar nicht mehr auf die Jagd; ein Hirsch, oder einige wilde Truthähne würden mir gerade jetzt recht willkommen sein. Wollen Sie nicht vielleicht nach Tisch einmal wieder Ihr Glück versuchen? es geht mir mit Fleisch recht knapp. Ich höre, an dem Ulmenbach soll unglaublich viel Wild sein. Wir können es auf unsere Rechnung abschreiben, oder, wenn Sie es wünschen, will ich es Ihnen auch baar bezahlen. Es liegt mir daran, noch heute etwas frisches Fleisch zu bekommen.«

»Ich bin heute nicht aufgelegt, auf die Jagd zu gehen, vielleicht fange ich heute Abend ein paar Fische,« antwortete Soublett, ohne den Wirth anzusehen.

»Sie wissen, Herr Dennis, daß Sie auf mein Jagen keine Rechnung machen dürfen, meine Kugeln finden immer zu vielen Platz neben dem Wild. Der irische John, der Jäger, ist aber in der Stadt; ich will ihn aufsuchen

und ihm Auftrag für Sie geben, einen Hirsch anzuschaffen; er ist seiner Sache ziemlich gewiß,« sagte Garrett.

»Ach nein, ich will Ihnen die Mühe nicht machen; wenn er in der Stadt ist, so wird er jedenfalls bei mir vorsprechen,« erwiederte der Wirth, indem er aufstand, und fügte beim Weggehen noch hinzu: »Vielleicht ist er schon bei meiner Frau gewesen und hat von ihr den Auftrag erhalten.«

»Der Gauner hat auch schon Wind von Ralphs Geld, er wünscht uns aus dem Wege, damit er selbst seine dürren Finger darnach ausstrecken kann. Wird aber Nichts daraus, Herr Dennis, es soll ohne Dich besorgt werden,« sagte Soublett, nachdem der Wirth sich entfernt hatte, und beredete sich dann mit Garrett weiter, auf welche Weise sie Ralph zum Spiele verleiten wollten.

Dieser hatte nach beendigtem Geschäfte auf einem der vielen Fußwege, die sich zwischen Häusern, Gärten, Feldern und Waldüberresten hin- und herzogen, den Hofraum hinter dem Wirthshause erreicht, wo er den Neger Bob, in dem Eingange des Stalles sitzend, antraf. Er befahl ihm, zu den beiden Kaufleuten zu gehen, die gekauften Gegenstände herbeizuschaffen und dieselben zur Verpackung auf dem Maulthier vorzurichten, damit er dasselbe und die Pferde gleich nach dem Mittagsessen zur Abreise bereit halten könne. Darauf begab er sich unter die Veranda vor dem Hause, wo sich zu Soublett und Garrett noch mehrere Personen aus dem Städtchen, die ihre Mahlzeiten hier hielten, eingefunden hatten.

Kaum war Ralph aus dem Hofraume verschwunden, als der Wirth aus dem Speisesaale hervor nach dem Stalle eilte und zu dem Reitpferd von Jenem hintrat. Schmeichelnd klopfte er den Hals des Thieres, seine Flanke, und strich vorsichtig an dessen Hinterbein bis zu dem Fuße hinunter, hob denselben auf, warf noch einen spähenden Blick durch die Stallthür und drückte dann schnell eine sehr kleine Stecknadel, die er vom Rocke nahm, bis an den Knopf in die Köthe des Thieres, worauf er rasch zur Seite sprang und gewandt dem Schlag entging, den dieses in seinem Schmerz nach ihm führte.

Das Pferd zuckte nun heftig mit dem Bein und versuchte wiederholt, darauf zu treten, dann blieb es auf drei Füßen stehen und ließ den kranken unbeweglich mit der Spitze des Hufes auf die Erde hängen. Der Wirth sah lächelnd und mit einem zufriedenen Kopfnicken auf das arme Thier und schlich schnell wieder in das Haus zurück. Bald darauf trat ein Negermädchen mit einer großen Metallglocke vor die Veranda und zeigte durch den hellen Ton derselben den Stammgästen des Ortes an, daß das Mittagsessen aufgetragen sei.

Der Speisesaal füllte sich schnell und Ralph nahm neben Garrett seinen Platz am Tische. Letzterer erbat sich zuerst das Vergnügen, mit Ralph ein Glas Madeira zu trinken, und schenkte ihm fleißig ein, worauf dieser gleichfalls eine Bouteille von demselben Wein kommen ließ, um die Artigkeit zu erwiedern. Der Wein war gut, und Ralph, der lange keinen gekostet hatte, sprach ihm fleißig zu. Die Untenhaltung wurde immer lebendiger,

es wurden Toaste ausgebracht, Garrett erzählte erheiternde Anekdoten und schallendes Gelächter und wilde Hurrahs folgten hinterdrein. Auch Ralph gab spaßhafte Geschichten zum Besten, die dann mit stürmischem Applaus und einem Trunk gekrönt wurden, und so steigerte sich die fröhliche Laune bis zu dem Ende der Mahlzeit. Die Stammgäste verließen nach und nach die Tafel, um ihren Geschäften nachzugehen, nur Ralph, Garrett und Soublett blieben sitzen, da ihre Zeit nicht so gemessen war. Garrett rühmte nun einen alten Madeirawein, den der Kaufmann Behrend auf dem Lager habe und schlug Ralph vor, einige Bouteillen davon holen zu lassen und darum zu spielen, wer von ihnen Beiden sie bezahlen sollte. Ralph aber wandte sich schnell zu dem Negerburschen, der bei Tisch auswartete, und befahl ihm, zu Behrend hinüberzuspringen und den Wein auf seine alleinige Rechnung zu holen. Garrett protestirte heftig dagegen, selbst noch, als der Sclave mit dem Wein zurückkam und ihn auf den Tisch stellte; er sprang auf, eilte aus dem Zimmer und kehrte einige Augenblicke später mit einem Spiel Karten in der Hand zurück, die er mit den Worten aud den Tisch legte:

»Nehmen Sie ab, Herr Norwood, und lassen Sie das Glück entscheiden, welcher von uns den Andern traktiren soll, denn ich habe es vorgeschlagen, den Wein kommen zu lassen und kann unmöglich zugeben, daß Sie ihn bezahlen.«

»Wenn Sie dies durchaus nicht wollen, so ist es das Einfachste, wenn ein Jeder von uns die Hälfte zahlt, dagegen

werden Sie Nichts einzuwenden haben,« sagte Ralph und fügte, indem er die Karten von sich schob, noch hinzu: »Ich werde keine Karte zum Spiel anrühren.«

»Ich meine, der Wein schmeckte besser, wenn man ihn ausspielte,« erwiederte Garrett und warf Soublett einen verstohlenen Blick zu, »wenn es Ihnen jedoch kein Vergnügen macht, so nehme ich ebensogern Ihren Vorschlag an.«

»Lassen Sie uns Beide um Ihren Antheil an der Zahlung spielen, damit ich ein Recht erhalte, mitzutrinken,« fiel Soublett, zu Garrett gewandt, ein und nahm die Karten auf.

»Wenn es Herrn Norwood nicht langweilt, zuzusehen, so bin ich es zufrieden,« sagte Garrett.

Durchaus nicht, ich sehe recht gern zu, wenn es auch nicht lange der Fall sein kann, indem ich sehr bald aufbrechen will. Die Pferde habe ich nach Tisch bestellt,« erwiederte Ralph, als Bob verstört in das Zimmer trat und ihm ganz außer sich mittheilte: sein Fuchs stehe auf drei Beinen und sei so lahm, daß man ihn nicht in seinem Stand umwenden könne.

»Lahm?« rief Ralph mit Heftigkeit, »Du bist wohl verrückt, Kerl, wie kann mein Pferd im Stalle lahm werden?« und hiermit sprang er auf und eilte aus dem Zimmer.

Im Stalle aber überzeugte er sich gar bald, daß der Neger die Wahrheit gesagt hatte, denn das Thier stand mit herunterhangendem Kopfe da und hielt den linken Hinterfuß in die Höhe.

»Was ist mit dem Pferd geschehen?« rief Ralph zornig und schritt zu demselben hin, um den Fuß zu untersuchen, dieses aber wandte ihm das Hintertheil zu und machte Miene, auszuschlagen.

»Es ist hier ein Schurkenstreich begangen, der Blut kosten soll!« schrie Ralph wüthend, befahl dem Neger, den Fuchs beim Kopf zu halten, ging selbst an dessen Seite und hatte mit Blitzesschnelle den kranken Fuß erfaßt und über sein Knie gehoben.

»Richtig, wie ich es mir dachte – da ist die Nadel!« rief er jetzt in höchster Wuth und zog die Stecknadel aus der Köthe des Pferdes.

»Wer es auch sein mag, der dies Bubenstück begangen hat, finde ich ihn aus, so soll er oder ich sterben!«

Bei diesen Worten trat er mit glühendem Gesicht und blitzenden Augen aus dem Stalle hervor und blickte in wilder Aufregung um sich, als suche er den Gegenstand seiner Rache, doch außer Garrett und Soublett, die sich ja nicht aus seiner Nähe entfernt hatten, seit er das gesunde Pferd verließ, war Niemand zugegen.

»Wo ist der Wirth?« rief Ralph in seinem Verlangen, eine Person zu finden, an der er seinen Zorn auslassen könne und wandte sich dem Hause zu, als die Saalthür sich öffnete und Dennis ihm in anscheinend höchster Verwunderung entgegeneilte.

»Was ist denn geschehen, ist es ein Unglück?« fragte derselbe mit erschrockener Miene.

»Sie haben Banditen in Ihrem Hause, Herr Wirth, mein Pferd ist in Ihrem Stalle gelähmt worden und ich werde

mich deßhalb an Sie halten, wenn Sie mir den Thäter nicht stellen können,« rief Ralph und hielt ihm die Faust entgegen.

»Aber, liebster Herr Norwood, Sie erschrecken mich zu Tode – Banditen in meinem Hause? – Ich will Ihnen meine Neger übergeben, stellen Sie dieselben vor Gericht, und finden Sie sie schuldig, so mögen sie in Gottes Namen gehangen werden – mehr kann ich doch nicht thun – aber ich bürge für deren Unschuld, es sind ehrliche Menschen, unfähig, eine so abscheuliche That zu begehen. Ist es aber wohl nicht ein bloßer Zufall, daß sich das Pferd wehe gethan, vielleicht sich einen Splitter in das Bein gestoßen hat? Die Fliegen sind jetzt sehr bös,« flehte Dennis und rang die Hände, als sei er über den Vorfall in größter Verzweiflung.

»Einen Splitter?« sagte Ralph mit vor Zorn bebenden Lippen und hielt dem Wirth die Nadel mit der geballten Faust dicht vor das Gesicht, »kennen Sie solche Splittern, Herr? könnte ich nur der Kanaille, dem Eigenthümer dieses Splitters, denselben zurückgeben und ihn in eins seiner verdammten Augen stoßen!«

»Ich wünschte, ich könnte Ihnen den Abscheulichen nennen; es ist ja unerhört, einem armen Thier so Etwas zu Leide zu thun – und was kann den Menschen dazu bewogen haben?« sagte der Wirth, indem er einige Schritte zurücktrat und die Hände, wie im größten Erstaunen, zusammenschlug.

»Das ist leicht einzusehen, man wollte ein gutes Pferd um einen geringen Preis kaufen; diese Späße muß man

mit mir aber nicht machen – ich bin nicht von gestern – verdammt!«

Hierbei stampfte Ralph mit dem Fuße heftig auf die Erde, wandte sich dann nach Bob um und rief ihm zu:

»Lege meinen Sattel auf Deinen Gaul, ich will ihn reiten, Du kannst Dich zu dem Gepäck auf das Maulthier setzen und den Fuchs an die Hand nehmen. Mache schnell fertig, damit wir aus diesem verdammten Nest fortkommen.« Dann kehrte er sich wieder zu Dennis mit den Worten:

»Was bin ich schuldig, Herr Wirth? Kommen Sie in das Haus, um Ihr Geld zu empfangen,« und schritt diesem voran in den Saal.

»Der verfluchte Schurke bringt uns um den Gewinn, denn Niemand anders, als Denn, hat dem Gaul die Nadel in den Fuß gestochen, damit er Ralph während der Nacht hier behalten möchte, um ihm die Mühe zu ersparen, morgen sein Geld nach Hause zu tragen,« sagte Soublett zu Garrett, mit dem er in dem Hof zurückgeblieben war.

»Sagte ich es Euch nicht, daß Ralph das Kunststück kenne? Ich wette, er hat es selbst schon practicirt. Der Streich aber kostet uns über tausend Dollar, denn so viel hat er wenigstens bei sich; ein theurer Spaß für uns – bei Gott!« erwiederte Garrett.

»Verdammt unangenehm für Leute, die so wenig zu einem Spaß aufgelegt sind, wie wir Beide. Ich könnte diesem Dennis den Leib aufreißen – uns den Verdienst so ohne Weiteres vor dem Munde wegzuwischen, und

das in einer Zeit, wo man wenig Aussicht zu Geschäften hat! Die Sonnenhitze ist vor der Thür und hält die Reisenden im Norden zurück, die wohl auf das Land der Indianer in Florida speculiren möchten; an den Herren hier im Ort und in der nahen Umgegend darf man nicht rupfen, denn der Iltis raubt nicht in der Nähe seiner Wohnung. Sollte ich jedoch eine Geschäftsreise auf nicht zu baldiges Wiederkehren unternehmen, so werde ich dem Herrn Behrend drüben doch einen nächtlichen Abschiedsbesuch machen, damit die Leute hier sehen, daß man Erziehung genossen hat,« sagte Soublett mit verbissenem Aerger und setzte nach einigen Augenblicken lachend noch hinzu:

»Wollt Ihr nicht zu Eurem Freund Ralph gehen und ihm Euern Antheil an dem Wein zahlen?«

»Allerdings werde ich es thun. Glaubt Ihr, ich würde ihn um ein Paar Dollar betrügen wollen? Ich werde den Wein allein bezahlen, da Ralph nichts davon genossen hat, doch soll mir der alte Behrend eine Rechnung dafür quittiren; so komme ich auf eine gute Art zu seiner Namensunterschrift, die ich später vielleicht mit Nutzen verwenden kann. Ihr wißt, ich habe einiges Talent im Copiren.«

Hiermit schritt Garrett rasch in den Speisesaal, wo Ralph mit Dennis an dem Tische stand und diesem seine Schuld zahlte.

»Die Rechnung für den Wein von Behrend werde ich berichtigen, Herr Norwood,« redete Garrett diesen mit einer freundlichen Verneigung an und fügte noch hinzu:

»Wenn wir uns einmal wieder begegnen sollten, so werden wir *a conto meta* trinken.«

»Keinenfalls, Herr Garrett, der Wein ist mir zur Last geschrieben und ich werde ihn sogleich beim Fortreiten bezahlen,« erwiederte Ralph ebenso höflich.

»Wenn Sie dies thun, so würde ich es ernstlich übel nehmen und Ihrerseits den Wunsch darin erkennen, unsere Bekanntschaft, auf die ich großen Werth lege, abzubrechen. Erlauben Sie mir, daß ich den Wein bezahle; ich bitte Sie darum.«

»Nun denn, wie Sie wollen, ich behalte mir für unsere nächste Zusammenkunft Revanche vor. Auch mir ist unsere Bekanntschaft werth und ich wünsche sie von langer Dauer zu sehen.«

Bei diesen Worten ergriff Ralph die Hand Garrett's und empfahl sich ihm auf's Freundlichste.

Capitel 5.

Heimritt. – Der alte Bekannte. – Unangenehme Erinnerung. – Guter Vorsatz. – Das Geschenk. – Die Abgesandten. – Die Antwort. – Die Mahnung. – Die Warnung. – Der Ritt nach der Stadt.

Während dieser Zeit hatte Bob die Pferde und das bepackte Maulthier vor das Wirthshaus geführt, Ralph trat, von Garrett begleitet, aus demselben hervor, warf seine Satteltasche auf das für ihn gesattelte Thier, der Neger bestieg, den Fuchs an der Hand, das Packthier und, nachdem sein Herr nochmals Garrett die Hand gedrückt hatte, ritten sie im Schritt fort, denn das gelähmte Roß schonte noch sehr den Fuß.

Bald hatten sie das Städtchen verlassen und waren eine Zeit lang auf der nahen Straße dahin gezogen, Ralph im ärgerlichen Nachsinnen über den Frevel, der an seinem Pferde begangen war, und Bob ihm folgend in sorgsamer Leitung des Fuchses, damit er denselben auf den besten Pfaden führe, wo ihm keine Hindernisse, wie Wurzeln oder Steine, Gefahr brachten, mit dem kranken Fuß anzustoßen. Der Wald wurde jetzt lichter und mündete in eine kleine Prairie aus, in der sich der Weg mehr vertheilte, da hier die Reisenden ihrer Neigung folgen und sich nach Belieben mehr Rechts oder mehr Links wenden konnten und Ralph benutzte die Gelegenheit, um an die Seite seines Fuchses zu reiten und dessen Gang zu beobachten.

»Zu welcher Zeit mag der Schuft wohl dem Pferd die Nadel in den Fuß gestochen haben? Du bist ja doch nicht aus dem Stalle weggekommen,« sagte Ralph zu dem Neger und trieb das Thier mit der Peitsche an, um zu sehen, ob es auch bei größerer Kraftaufwendung noch lahme.

»Es muß in der Zeit geschehen sein, Herr, als ich zu den Kaufleuten gegangen war, um die Sachen zu holen; die Neger des Herrn Dennis aber kenne ich, die haben es nicht gethan, es sind ehrliche Jungen,« erwiederte Bob und hielt den Fuchs fester am Zügel, da derselbe bei der Aufforderung durch seinen Herrn einige wilde Sprünge machte.

»Ich glaube, es wird ihm nichts schaden; die Schlechtigkeit bleibt jedoch dieselbe, das Pferd hätte ebenso gut auf immer dadurch ruinirt werden können,« sagte Ralph und setzte, indem er die Hand über die Augen hielt und vor sich in die Ferne blickte, noch hinzu: »Wer kommt da geritten? Es ist ein einzelner Reiter, der eben den Wald verläßt; dort, wo die Staubwolke aufsteigt.«

An dem äußersten Rande der Prairie verließ ein Reitersmann jetzt den Wald und brach aus dessen Schatten hervor in das offene grelle Sonnenlicht, welches heiß auf der Grasflur lag und hier und dort schon die Halme gedürrt hatte. Die Staubwolke, welche ihn umgab und ihn nur zeitweise dem Auge Ralphs sichtbar werden ließ, kam sehr rasch näher, und ihre Eile zeugte von der Güte des Pferdes, welches der Fremde ritt. Dieser sowohl, als

Ralph näherten sich bald darauf einer einzelnen dichtbelaubten Ulme, die in der Mitte der gluthbedeckten Grasfläche stand und zu gleicher Zeit hielten sie ihre Pferde in dem Schatten des Baumes an, der seine Aeste nach allen Seiten hin weit von sich streckte.

»Verdamm meine Seele und meine Augen, Ralph, seid Ihr es, wo zum Teufel kommt Ihr her? – Mit einem beladenen Packthier – seid Ihr Pflanzer geworden? Ihr seht ja ordentlich vernünftig aus. Oder kommt Ihr von Columbus, von unserm alten Tummelplatz und wollt eine Ladung gewonnenes Gold in Nummer Sicher bringen?« rief der Fremde lachend aus, der kein Anderer war, als Mac Dower, der Händler. Bei diesem herzlichen Gruß nahm er den Hut vom Kopfe; wischte sich mit dem Hemdärmel, denn er hatte seinen Rock vor sich über den Sattel gelegt, den Schweiß von der Stirn, schlug das rechte Bein über den Hals des Pferdes und blickte, mit dem Arm auf sein Knie sich stützend, Ralph vergnügt in die Augen.

»Sieh, Mac Dower, Ihr wäret der letzte Mann gewesen, den ich hier erwartet hätte,« sagte Ralph mit gezwungener Freundlichkeit zu dem alten Bekannten und betrachtete mit Widerwillen dessen wüstes gemeines Aussehen. »Es ist lange her, daß wir uns nicht sahen,« fuhr er dann fort, »seitdem hat sich Vieles verändert.«

»Wie es sich mit Sportsmen zu verändern pflegt: heute arm wie ein Habicht, der sich die Flügel verbrannt hat und morgen Rentier. Es giebt doch kein lustigeres Leben auf Gottes Erde, als das unsrige; aber was, Teufel, habt

Ihr mit Eurem Fuchs gemacht? er steht ja auf drei Beinen.«

»Ein Schurke hat ihm eine Nadel in die Köthe gestochen, während ich in dem Wirthshaus bei Tisch saß; wahrscheinlich, um ihn billig zu kaufen. Hätte ich den Hund dabei erwischt, ich hätte ihn umgebracht.«

»Bei der Hölle! da kam er an den unrechten Mann, das Kunststück verstandet Ihr vielleicht besser, als er. Wißt Ihr noch, wie Ihr in Columbus bei dem Wettrennen dem einzigen Pferd, das Eurem Fuchs hätte gefährlich werden können, eine Nadel in den Fuß stachet? Ihr gewannet den Preis von zweitausend Dollar und kauftet an demselben Abend das lahme Pferd für dreihundert; Ihr zoget die Nadel aus seinem Fuß, verkauftet es acht Tage später für dreitausend Dollar, und nach noch einer Woche hattet Ihr den ganzen Plunder wieder verspielt. Gelt, Ralph, das waren Zeiten!«

»Ihr erinnert mich an wilde Tage, Mac, es ist seitdem mit mir anders geworden,« antwortete Ralph in sichtbarer Verlegenheit und warf einen unruhigen Blick nach dem Neger.

»Anders geworden mit Euch? Verdamm meine Knochen, wenn Ihr nicht ebenso leicht den Pavian da weiß waschen könnt,« rief Mac Dower mit schallendem Gelächter und zeigte auf den Negerburschen.

»Laßt das, Mac, ich bin nicht zum Scherzen gestimmt. Mein Vater ist gestorben.«

»Hurrah, Ralph – Glück zu – so braucht Ihr seine Ochsen und Pferdeja nicht mehr zu stehlen. Bei Gott, wer Glück haben soll!« –

Ralph wurde bleich, ballte krampfhaft die Faust und biß die Zähne aufeinander; hätte nicht seine Schuld zwischen ihm und Mac Dower gestanden, er würde ihm nach dem Leben gegriffen haben. Das Bewußtsein seines Unrechts aber drückte ihn nieder und Scham und Reue lähmten seinen Arm.

»Du kannst langsam voranreiten, Bob, ich hole Dich doch schnell wieder ein,« sagte er zu dem Neger um wenigstens keinen Zeugen bei der Aufzählung seines Sündenregisters zu haben, denn sein alter Kamerad schien so ungemein viel Freude in der Erinnerung an jene verhaßte Zeit zu finden, daß er jedes seiner Worte fürchtete.

»Haltet an – laßt den Nigger hier – ich habe große Lust, auf Euren lahmen Fuchs zu handeln – ich kenne ihn noch von alten Zeiten her. Was wollt Ihr dafür haben?«

»Der Gaul ist mir nicht feil, das könnt Ihr Euch wohl denken,« erwiederte Ralph und winkte Bob, fortzureiten.

»Verdammter Orangutang, halt, sage ich, wenn Dir Dein Büffelschädel lieb ist,« rief Mac Dower dem Neger zu und fuhr zu Ralph gewandt fort: »Seid doch vernünftig, Ralph, und hört mich wenigstens an. Alles in der Welt hat seinen Preis und wenn es meine Mutter wäre. Ich möchte den Gaul haben, schaut hier, meine Taschen sind voll. Nochmals, was soll er kosten? Oder wollen wir darum würfeln? tausend Dollar setze ich dagegen. Hier ist Gold,« sagte Mac Dower und faßte in die Tasche.

»Ich verkaufe das Pferd nicht; reite fort, Bob,« antwortete Ralph, dem die Geduld jetzt ausging, worauf der Neger im Schritt davonzog.

»Geht Ihr nach Columbus?« fragte er dann den Händler, »Ihr könntet mir dort einen Dienst erweisen. Ich schulde dem Wirth im Adlerhotel noch einige hundert Dollar, wenn Ihr zu ihm kommt, so sagt ihm, ich würde ihm das Geld mit der ersten Gelegenheit schicken.«

»Ihr seid ja sehr gewissenhaft geworden, sonst nahmet Ihr es nicht so genau mit einer Schuld. Ich denke aber, Ihr kommt bald selbst hinauf, mit Eurer Erbschaft könnt Ihr schon Etwas am grünen Tische wagen. Geld macht Geld. Soll ich Euch bei unsern alten Freunden anmelden?«

»Ich werde nie wieder spielen und würde Viel darum geben, hätte ich niemals eine Karte angerührt. Auch glaube ich schwerlich, daß ich Columbus so bald wiedersehen werde; ich beabsichtige, mich auf meines Vaters Platz niederzulassen und das Land zu bebauen. Auch Ihr thätet besser, Mac Dower, einen andern Lebensweg einzuschlagen, ehe das Schicksal Euch dazu zwingt; die Reue möchte zu spät kommen,« sagte Ralph in ernstem Tone zu dem Händler, doch dieser lachte hell auf und rief:

»Hol mich der Teufel, wenn Ihr nicht Methodistenprediger geworden seid. Ich – einen andern Lebenslauf einschlagen? Nennt mir doch einen bessern, einen, auf dem ich mehr Geld verdienen könnte. Ich habe mich ein halbes Jahr in Florida herumgetrieben, habe mit den Indianern gehandelt und mit den Weißen gespielt, mitunter auch ein kleines Privatgeschäft gemacht und habe meine

zehntausend Dollar verdient. Freilich war es Zeit, daß ich Land wechselte, die Kerls fingen an, klug zu werden. Onkel Sams Gebiet ist aber groß; ich will einmal den Norden versuchen, die erste Stufe zum Millionair habe ich erstiegen,« sagte Mac Dower in seiner unerschütterlich lustigen Laune, nannte Ralph einen Grillenfänger, einen Sonderling, fragte ihn, ob er sonst noch Etwas nach Columbus zu bestellen habe und schied dann von ihm mit der Prophezeihung, ihm doch bald wieder am grünen Tisch zu begegnen.

Ralph folgte dem Neger, blickte sich aber wiederholt nach Mac Dower um, und zwar mit Abscheu gegen denselben, sowie mit innerer Zerknirschung darüber, in diesem verworfenen Menschen theilweise sein eignes Bild erkennen zu müssen. Er sagte sich zwar, daß er nicht, wie dieser, betrogen und gestohlen habe; denn die Verwerthung einiger Ochsen und Pferde seines Vaters, die ja doch später einmal sein Eigenthum werden mußten, brauchte er nicht so zu bezeichnen, dennoch konnte er nicht läugnen, daß er beim Spiel, bei Wettrennen und bei Hahnengefechten sich manchen Kunstgriff erlaubt hatte, der nicht mit der Rechtlichkeit eines Mannes in Einklang stand. Außerdem hatte er beinahe ausschließlich mit Menschen wie Mac Dower verkehrt, war mit ihnen auf das Engste vertraut gewesen, hatte mit ihnen gejubelt und geschwelgt und mußte sich, wenn auch mit Widerwillen, gestehen, daß er ihnen sehr ähnlich gewesen war.

Je deutlicher er aber erkannte, wie sehr nahe er seinem gänzlichen Verderben gestanden hatte, je mehr er einsah, daß nur Wenig noch gefehlt habe, um jenen Gefährten seines bisherigen leichtsinnigen Lebens ganz gleich zu werden, um so fester wurde sein Entschluß, sich fern von ihnen zu halten, den Müßiggang und das Unrecht zu fliehen und durch Arbeit, Sparsamkeit und Rechtlichkeit sich eine geachtete Stellung unter seinen Mitmenschen zu verschaffen, wie sie sein Nachbar, der Gespiele seiner Jugend, Frank Arnold einnahm.

Der alte Arnold und dessen Frau kamen Ralph entgegen, als er an dem Hügel zu dem Hause hinaufritt, sie bewillkommneten ihn mit ungekünstelter Freude und Herzlichkeit und führten ihn in das bescheidene Haus, dem Zeugen ihres langjährigen ungetrübten Glückes. Die alte Frau war sehr erfreut über die pünktliche, sorgfältige Ausführung aller Aufträge, sie wiederholte bei dem Eröffnen eines jeden Packets ihren Dank und war höchst überrascht und vergnügt über die neue schöne Haube, die ihr Ralph zum Geschenk mitgebracht hatte.

»Ei, Mutter, die Haube steht Dir aber schön,« sagte der Alte lächelnd zu seiner Frau, welche das Geschenk aufgesetzt hatte und sich wohlgefällig in dem Spiegel betrachtete, »wahrhaftig, Du giebst manchem achtzehnjährigen Mädchen Etwas zu rathen auf.«

»Du alter Spötter, wem zu Gefallen putze ich mich denn gern? doch nur um Deinetwillen, dem ich allerdings besser, als die jungen Mädchen, zu gefallen wünsche. Ist es nicht die Pflicht einer guten Frau, Alles aufzubieten,

um sich ihrem Manne so wohlgefällig zu machen, als sie es vermag? Die Meisten denken zwar, sobald der Segen gesprochen ist, nun käme es nicht mehr darauf an, wie sie aussähen, der Mann könne ihnen nun nicht mehr entwischen, und sie sind dann meist selbst daran Schuld, wenn ihm Andere in die Augen leuchten. Nicht das Gesetz soll der Frau sein Herz erhalten, ihr Benehmen, ihre Liebenswürdigkeit soll ihn fesseln und fester und fester an sie binden, dann ist die Ehe vor Gott geschlossen und kein Gesetz mehr nöthig,« erwiederte Madame Arnold mit heiterlächelndem Gesicht, legte ihre Hand auf ihres Mannes Schulter und hielt ihm den Mund hin, indem sie sagte: »Komm, gieb Deinem achtzehnjährigen Mädchen einen Kuß.«

»Du hast Recht, Mutter, Du hast es stets so gemacht; aber mit hunderttausend Andern würde es scheu aussehen, wenn das Gesetz fehlte; der Strohwittwen würde es bald Legionen geben,« antwortete Arnold, indem er seinen Arm um die geliebte Frau schlang und sich dann freudigen Blicks zu Ralph mit den Worten wandte:

»Sehen Sie, Ralph, so eine Frau müssen Sie zu erlangen suchen; meine Alte soll ihr dann gute Lehren geben, und hat sie nur Herz und Verstand; so müssen Sie glücklich werden.«

Ralph fühlte sich durch diese einfache Scene häuslichen Glücks tief bewegt, er hatte das Leben niemals von dieser Seite gekannt und mit Entsetzen dachte er an Mac Dower zurück, mit welchem seine ganze Vergangenheit

wieder vor seine Seele getreten war. Er hatte keine Antwort für den alten Arnold, es ging ihm, wie dem Heiden, der bei seinem ersten Eintreten in das Haus Gottes von heiligen Schauern durchbebt wird. Er drückte den alten Leuten die Hände und versprach ihnen schweigend, ihrem Beispiele folgen zu wollen.

———

Der Abend hatte sich über die Erde gelegt, die Sonne war versunken und der Himmel im Westen glühte über dem dunkeln Wald in den prächtigsten Farben. Auch über Tallihadjo's Hütte hatten sich die Schatten des Forstes ausgedehnt und nur hier und dort blickte der Feuerschein, den das scheidende Gestirn an dem Himmelszelt hinaufschoß, durch die riesenhaften Bäume. Der Häuptling saß mit zusammengezogenen Brauen an den Eingang seiner Hütte angelehnt und blickte finster vor sich auf die Erde. Im Kreise vor ihm saßen mehrere Seminolen und einige Creek-Indianer, die einen langen Ritt gemacht haben mußten, wie der Staub auf ihren nackten Körpern verrieth, und die auf eine Antwort des Häuptlings zu warten schienen.

Nach langem Schweigen erhob Tallihadjo seine Stimme und sagte zu den vor ihm Versammelten:

»Die Kunde, die Ihr mir bringt, daß die bleichen Männer unser Volk von allen Seiten her bedrängen und ihm

das Land rauben, ist alt, und eben so wenig neu ist Euer Begehr, daß Tallihadjo Euch gegen diese Eure Feinde führen soll. Es giebt nur *eine* Zeit, wo Tallihadjo sein Kriegsroß besteigen wird, um seine rothen Brüder zum Kampfe gegen Jene zu führen, und *die* Zeit ist noch nicht gekommen, wenn sie auch nicht mehr fern ist. Noch geben die Wälder, die Prairien und die Gewässer Floridas einem Jeden von Euch hinreichend Nahrung, um Euren Hunger zu stillen, noch sind Eure Weiden groß genug, um Eure Heerden fett zu erhalten, noch habt Ihr Freude an der Jagd, an Euren Pferden, an Euren Frauen und Kindern, und noch sehnt Ihr Euch nicht nach den ewigen Jagdgründen Eurer Väter. Wenn die Zeit aber gekommen sein wird, wo das kleine Stück Land, welches Euch die Weißen noch gelassen, Euch nicht mehr ernähren kann, wenn Eure Heerden verkümmern und Ihr zu sterben bereit seid, dann ruft Tallihadjo, damit er Euch zur Schlacht führe; denn glaubt mir, es wird der letzte Kampf des letzten Indianers in Florida werden.« Der Häuptling schwieg und abermals folgte eine lange Pause, dann nahm einer der Seminolen das Wort und sagte:

»Wo die Meereswoge auf dem Withlacooheefluß weit in unser Land rollt und das Gras des Ufers salzt, damit unsere Heerden fett werden, da haben die Bleichgesichter große Wigwams aufgeschlagen, fahren mit geflügelten Kanoes auf dem Strome und berauben unsre Heerden, die am Ufer weiden. Sie haben uns selbst in unsern

Lagern überfallen, als wir bei hellem Feuer schliefen, haben ihre Kugeln unter uns geschleudert und unsre Greise, unsre Weiber und Kinder gemordet. Tonkabor, unser Häuptling, schickt mich zu Tallihadjo, um ihm zu sagen, daß er ihm mit jedem seiner Krieger zur Schlacht folgen würde.«

»Sage Tonkabor, er solle die gesalzenen Ufer des Withlacoohee verlassen, solle seine Heerden nach dessen klaren Quellen treiben und dort im kühlen Schatten der Wälder seine Zelten aufschlagen. Wenn er von da aus die Axt der bleichen Männer hören könne, dann würde er auch Tallihadjo's Kriegsgeschrei vernehmen.«

Nun erhob sich ein anderer der Seminolen und sagte dem Häuptling:

»Wo der Ocklawaha-Fluß sich in tausend Armen in das große Wasser stürzt und wo seine Wogen die schwarzen Felsen mit ihrem Schaum umgeben, dort haben die Bleichgesichter einen Felsen auf die Klippen gebaut, auf dem Nacht für Nacht ein großes Feuer brennt (ein Leuchtthurm), daß es weithin über die Wälder leuchtet und sich auf den fernen Wogen des großen Wassers spiegelt. Auf geflügelten Kanoes bringen sie ihre Krieger dorthin und tödten unser Vieh in der Umgegend, um dieselben mit Nahrung zu versorgen. Homathlan, unser Häuptling, sagt: das Feuer würde wachsen, bis es die Nacht, wie die Sonne den Tag, erhellte, damit die Bleichgesichter zu allen Zeiten die rothen Kinder finden könnten, um sie zu tödten, selbst wenn sie ohne Feuer schliefen. Er fordere Tallihadjo auf, seine Stimme shören zu lassen, damit

sich seine rothen Brüder um ihn sammeln und ihm zur Schlacht gegen die bleichen Männer folgen könnten.«

»Homathlan solle die Gebeine seiner Väter verlassen und seine Zelten nach den Seen des Ocklawaha-Flusses tragen, deren Fluthen mit den herrlichsten Fischen gefüllt seien, auf deren üppig grünen Ufern zahllose Hirsche weideten und wo die sie begrenzenden Wälder die süßesten Früchte böten; wenn die bleichen Menschen dort jagten und fischten, dann würde Tallihadjo den letzten Kampf gegen sie kämpfen,« antwortete der Häuptling mit unveränderter Ruhe und Bestimmtheit. Darauf erhob sich einer der Creek-Indianer und nahm das Wort:

»Kajukee, der alte Häuptling der Creeks, der einzige, der mit seinem mächtigen Stamme den Weißen in Georgien Trotz geboten und sich in die Okesinokeesümpfe zurückgezogen hat, läßt Tallihadjo, seinem Vetter, sagen, daß er ihm mit zweihundert tapfern Kriegern zu Hülfe kommen würde, wenn er die Seminolen gegen die Weißen führen wolle. Seinem Volke ist Alles von diesen genommen, bis auf die unwegsamen Moräste, in denen es, wie der Büffel, von der Erde verschwinden muß. Die Herzen der Creeks sind noch groß und dürsten nach dem Blute der weißen Brut.«

»Sage Kajukee, wenn die Seminolen erst so Viel verloren haben würden, wie die Creeks, wenn das Leben in den undurchdringlichen, finstern Wäldern, in den bodenlosen Sümpfen Floridas ihnen zur Last geworden wäre, dann würde Tallihadjo ihnen den Weg aus denselben

zu den schönen, ewigen Jagdgründen ihrer Väter zeigen und sein Herz würde freudig schlagen, wenn ihn seine Vettern, die Creeks, dahin begleiten wollten.«

So sprach der Häuptling zu den Abgesandten der Creek-Indianer und hörte dann die ähnlichen Klagen und Hülferufe der andern Wilden an, die von den entferntesten Gegenden des Landes zu ihm geschickt worden waren. Allen gab er die Antwort, daß es noch nicht an der Zeit wäre, den Kampf offen gegen die Weißen zu beginnen, versprach ihnen aber, sie zu führen, wenn die Stunde der Vergeltung gekommen sein würde.

Die Frauen des Häuptlings waren während der Beredung um das Feuer beschäftigt, das Abendbrot zu bereiten, nur Onahee stand unbeweglich, wie eine Bildsäule hinter dem Häuptling in der Hütte und ließ ihrem Ohr kein Wort entgehen. Ihre melancholischen düstern Blicke waren immer auf den Redner gerichtet und nur von Zeit zu Zeit nickte oder schüttelte sie, als müsse sie ihren Gedanken Ausdruck geben.

Die Berathung war zu Ende; Tallihadjo erhob sich, führte die Fremden zu dem Lagerfeuer und ließ sie dort auf weichen Häuten Platz nehmen. Die Frauen brachten Fleisch, Mais und Früchte und als Trank den Saft der Aloe. Bald, nachdem das Mahl eingenommen war, sanken die, vom langen Ritt während des heißen Tages ermüdeten Gäste auf ihren Lagerstellen zurück, das Feuer fiel in einen glühenden Kohlenhaufen zusammen und kurze Zeit darauf lag Alles im tiefsten Schlaf.

Nur Tallihadjo saß auf einer Pantherhaut vor seiner Hütte und richtete seine glänzenden dunkeln Augen bald nach den Sternen, die wie ein Schleier von Diamanten am Himmel flimmerten, bald nach seinen Lieben, die um die Kohlengluth in ruhigem, friedlichem Schlafe lagen. Ihm selbst war Schlaf, Ruhe und Friede fern, Sturm tobte in seiner Brust, blutige Feindschaft in seinem Herzen und finstere Rachepläne durchzogen sein Gehirn. Sein Aeußeres aber verrieth keine Aufregung, kein Zug auf seinem Gesicht ließ die gewaltige Bewegung erkennen, die er in seinem Innern verschloß. Nur der Glanz seiner Augen, in denen sich die Gluth des Lagerfeuers spiegelte, sprach aus, was in seiner Seele vorging. Der Jammer, das Unglück, der nahe Untergang seiner Nation bestürmte seinen Geist, der Drang nach Rettung für sie und, wenn diese nicht möglich, Rache an den Unterdrückern, den Räubern, den Mördern, durchglühten und stählten seine Gedanken und schärften sein Sinnen.

»Kannst Du Deinem Volke noch länger Deine Hülfe verweigern, Tallihadjo?« sagte eine Stimme in der Hütte und Onahee trat in deren dunkeln Eingang.

»Ich kenne Deine Liebe zu Deinem Volke, Onahee, Dein Herz ist groß, Dein Wille stark und Dein Blut rein, aber Dein Auge sieht nicht weit; es erkennt nur den Wind, der das Laub von den Bäumen reißt, sieht aber den Orkan nicht nahen, der die Wälder mit ihren Wurzeln gegen den Himmel kehrt. Der Verlust der Blätter ist hart, doch kann er ersetzt werden, der der Wurzeln ist Tod. Wer sich ein leichtes Obdach gegen den Wind sucht,

wird im Orkan untergehen; vor gänzlichem Untergang suche ich mein Volk zu schützen. Es ist noch nicht an der Zeit, daß mein Kriegsruf erschallt,« antwortete der Häuptling mit dumpfer Stimme.

»Ist es des Unrechts noch nicht genug, was die Weißen an Deinem Volke gethan haben, – wird nicht sein Land täglich kleiner, werden unsre Stämme nicht mehr und mehr zusammengedrängt, das Wild nicht immer spärlicher und die Weiden nicht immer enger? Sind noch nicht genug Deiner Brüder von den bleichen Männern verstümmelt und gemordet, noch nicht genug Deiner Schwestern mißhandelt und geschändet? Wann wird das Maaß der Schuld dieser Fremden so voll sein, daß Tallihadjo es an der Zeit finden wird, Zahlung dafür zu leisten; oder bebt sein Herz, ist seine Stimme ermattet, ist sein Arm schwach geworden?« sagte Onahee und heftete ihre Blicke fest auf die Augen des Häuptlings.

»Noch hat der Verlust, die Schmach nur *die* Stämme der Seminolen getroffen, die an der Außenseite des Landes, den Weißen gegenüber wohnen, im Innern Floridas freut man sich noch an Spiel und Tanz, die Jagdgründe sind noch weit und die Weiden reichlich. Nur dem Reichen, wenn er zum Bettler geworden, liegt Nichts mehr an seinem Leben, denn er hat Alles verloren, was ihm dasselbe lieb machte. Wenn unser Volk Nichts mehr zu verlieren hat, soll es, statt zu betteln, sterben, und sterbend den Weißen jede Schuld zurückzahlen oder – sich einen Weg zu seinen rothen Brüdern nach dem freien Westen bahnen und diesen Weg durch die uns geraubten

Länder mit Schrecken und Tod bezeichnen. Es giebt nur *einen* Führer, der uns diesen Weg zu jenen freien Ländern zeigt – es ist die Verzweiflung. – Wer noch besitzt und sich noch freuen kann, findet diesen Weg nicht.«

Hier schwieg Tallihadjo, ließ sein Kinn auf die Brust sinken und verbarg sein Gesicht unter seinem reichen schwarzen Haar, das über seine Stirn herabfiel. Auch Onahee blieb stumm und unbeweglich mit gesenktem Haupte stehen und ließ ihre gefalteten Hände vor sich herabsinken. Die Nacht war still und finster, nur am fernen Horizont im Süden blitzte von Zeit zu Zeit für einen Augenblick ein glühender Feuerschein am Himmel auf und verschwand dann wieder in Dunkelheit.

Nach langem Schweigen blickte Tallihadjo auf und zeigte mit der Hand nach Süden hin: »So wie der große Geist die Wolken dort zusammenzieht, die Blitze sammelt und sie mit dem Sturm langsam zu uns heraufsendet,« sagte er, »so sollen die Seminolen ihren Zorn, ihre Rache sammeln, bis sie von Verzweiflung getrieben sich auf die weiße Brut stürzen und sie vernichten. Auch mein Herz blutet, Onahee, wie das Deinige, auch mich durchzuckt der Jammer und das Elend meiner Brüder brennend und schmerzlich; Tallihadjo gehört aber nicht dem Einzelnen, er gehört seinem ganzen Volke, und mit ihm will er frei werden, oder mit ihm in die ewigen Jagdgefilde seiner Väter gehen.«

Bei diesen Worten ergriff er die Hand der Indianerin und sagte dann:

»Laß Deinen Kopf nie wieder glauben, daß Tallihadjo's Herz zittere, laß Deine Zunge nie sagen, was Dein Ohr von Tallihadjo's Mund gehört, laß Deine Augen nie verrathen, was sie in der Brust Tallihadjo's gesehen, und nun suche Dein Lager und laß den Schlaf den Kummer und das Leid von Deinem Herzen nehmen, welches das Schicksal Deines Volkes darauf gelegt hat.«

Onahee trat schweigend in die Hütte zurück, der Häuptling aber ging nach dem Kohlenfeuer und legte sich leise zwischen seiner Frau und seinen Kindern nieder, damit er sie nicht in ihrem Schlafe störe.

Der folgende Tag war für die fremden Indianer sowie für ihre Pferde ein Ruhetag, an dem Tallihadjo Alles aufbot, um sie auf's Beste zu bewirthen, und als der Abend sie Alle wieder um das Feuer versammelt hatte, richtete er nochmals seine Rede an sie, ermahnte sie zur Klugheit, warnte sie, nicht in unnützen einzelnen Fehden ihre Krieger zu opfern, rieth ihnen, sich vor den eindringenden Weißen in das Innere des Landes zurückzuziehen und vor allen Dingen nach und nach so viel Pulver und Blei von ihnen einzutauschen, als sie bekommen könnten.

»Die Habgier und der Betrug, mit denen sie uns ihre Feuergewehre zu übertriebenen Preisen aufgedrungen haben, werden durch ihr eignes Blei furchtbar an ihnen gerächt werden,« sagte der Häuptling am Schlusse seiner Rede und wandte sich dann zu seinem Sohn Tomorho mit den Worten:

»Auch wir wollen nicht versäumen, uns Vorräthe von Pulver und Blei anzuschaffen, später möchte man uns

Beides verweigern. Du könntest morgen nach Tallahassee reiten, Tomorho, und unsere Biberfelle dagegen vertauschen; auch müssen wir Feuersteine haben.«

»Ich werde mit ihm reiten, um gleichfalls Pulver und Blei zu holen, ich habe noch Wachs und einige Hirschhäute voll Honig liegen, die ich zu Markt bringen kann,« sagte Wagohee, einer der jungen Krieger aus dem Stamme Tallihadjo's, der mit mehreren andern bei dem Feuer saß.

»Darf ich Deinen neuen Schimmel reiten, Vater?« fragte Tomorho mit lächelndem lüsternem Blicke.

»Ein solches Pferd zu reiten, geziemt nur einem Häuptling, mein Sohn,« antwortete Tallihadjo gleichfalls lächelnd und setzte dann mit ernsterer Miene hinzu: »was Du aber noch nicht bist, gebe Gott, daß Du es noch werdest. Reite den Schimmel, Tomorho, er braucht sich seines Reiters nicht zu schämen. Lege ihm aber mein Reitzeug und meine Jaguarhaut auf, damit die Weißen in Tallahassee sehen, daß das schönste Pferd im Lande Tallihadjo angehört. Merke Dir, was man darüber sagt und theile es mir mit, wenn Du zurückgekehrt bist.«

»Tomorho sollte den Schimmel nicht reiten,« bemerkte Onahee, die seitwärts in dem Grase saß, wohin der Lichtschein des Feuers nur spärlich drang. »Schöne Waffen machen die Augen der Männer erglänzen, schöne Frauen röthen die Wangen der Bleichgesichtet, ein schönes Pferd aber läßt sie den Werth ihres Lebens vergessen. Reite den Schimmel nicht, Tomorho!«

»Der Sohn Tallihadjo's hat kein Bleichgesicht zu fürchten,« antwortete der Häuptling und warf einen glänzenden, stolzen Blick auf Tomorho. »Du sollst den Schimmel reiten.«

Onahee schwieg, schütterte aber bedenklich den Kopf, blickte sinnend in ihren Schooß und schien dem Gespräch der Männer keine Aufmerksamkeit weiter zu schenken.

»Nimm mein Perlenband,« sagte Satochee, die Frau Tallihadjo's, nahm dasselbe von ihrem zarten Nacken und reichte es Tomorho hin, »der junge Häuptling muß auch an seinem Schmuck zu erkennen sein.«

Mit dem ersten Schein des neuen Morgens war Alles rege im Lager, denn ein Jeder wollte den fremden Indianern Lebewohl sagen und sie abreisen sehen. Während vor Tallihadjo's Hütte die Frauen das Frühstück bereiteten, stand Tomorho unweit derselben bei dem schönen Schimmel, den er an einem Baum befestigt hatte, flocht bunte Federn und gefärbte Lederstreifen in dessen lange Mähne und Schweif, glättete und glänzte sein kurzes, feines Haar und legte ihm das prächtige Reitzeug seines Vaters auf. Mit Wohlgefallen sah ihm der Häuptling, der vor seiner Hütte saß, zu und gab ihm von Zeit zu Zeit seinen Rath bei dem Schmücken des Rosses. Auch Satochee betheiligte sich dabei, indem sie dem Pflegesohn bunte Bänder und Streifen rothen Tuches brachte, um sie theils in das Haar des Pferdes zu flechten, theils aber den Zaum damit zu verzieren.

Das Frühstück war eingenommen, noch ehe die Sonne aufstieg und den Nebelschleier niederdrückte, den die Nächte regelmäßig über das heiße Florida ausbreiten. Die fremden Indianer waren reisefertig, empfingen noch den nöthigen Mundvorrath von den Frauen des Häuptlings, es wurde Abschied von ihnen genommen und bald darauf waren sie in verschiedenen Richtungen in dem Wald verschwunden, denn der Straße und Wege bedurften diese Kinder der Wildniß nicht, ihr Weg lag in einer geraden Linie zwischen dem Ort, den sie verließen, und ihrer Heimath, und ihr Compaß war die Sonne und der Instinkt, den ihnen die Natur gegeben.

Als die Fremden abgereist waren, machte sich auch Tomorho und Wagohee fertig zu ihrem Ritt, letzterer führte ein Maulthier mit sich, auf welches die Häute, das Wachs und der Honig gepackt wurde, Tomorho ergriff seine sauber geputzte Büchse und bestieg freudestrahlend den edlen Schimmel, der ungeduldig mit dem Fuß den Boden schlug. Stolz und schlank, wie eine junge Palme, saß der schöne Jüngling auf dem Rücken des sich bäumenden Rosses und winkte seinen Lieben freundlich Lebewohl zu, als er dem feurigen Thier die Zügel ließ und mit Wagohee, von dem Packthier gefolgt, davon ritt.

Capitel 6.

Der Handel. – Das gestohlene Pferd. – Der Gefangene. – Der Freund. – Der Sumpf. – Der Erschöpfte. – Schreckensnachricht. – Der Entschluß. – Die nächtlichen Reiter. – Die gefangenen Familien. – Große Aufregung. – Das Gericht. – Die Befreiung.

Kurz vor Mittagszeit hatten die beiden jungen Indianer die fünfundzwanzig Meilen bis zu dem Städtchen Tallahassee zurückgelegt und befestigten auf dem Platze vor dem Gerichtsgebäude unter einer dichten, schattigen Baumgruppe ihre Pferde.

Es gehörte in Tallahassee zu dem Tagtäglichen, Indianer kommen und abziehen zu sehen, so daß man von diesen beiden keine Notiz genommen haben würde, hätte nicht das ungewöhnlich schöne Pferd und das prächtige Reitzeug, womit es geschmückt war, dessen Reiter als eine hervorragende indianische Persönlichkeit bezeichnet und die Aufmerksamkeit der Bewohner des Ortes auf Beide gezogen. Noch ehe sie ihre Pferde befestigt, hatten sich viele Leute um sie versammelt, die sie mit Neugierde betrachteten und allerlei Fragen an sie richteten. Die beiden jungen Indianer aber würdigten die Frager keiner Antwort, behielten ihre stumme, stolze Haltung bei und schritten ernst, mit dem Packthier hinter sich, durch die Zuschauer einem Kaufmannshause zu, welches in nicht sehr großer Entfernung in dem Schatten einer hohen Baumgruppe stand. Viele der Neugierigen folgten

ihnen dorthin, während die übrigen bei dem Schimmel stehen blieben, um ihn zu bewundern, und mit jedem Augenblick wuchs die Zahl dieser sowohl, als derer, die mehr Interesse an den Indianern fanden und sich um dieselben zu dem Laden drängten.

Der Kaufmann, der sogleich das bepackte Maulthier im Auge hatte, trat aus dem Hause hervor und bewillkommnete die beiden Seminolen auf's Freundlichste. Tomorho theilte ihm nun mit, welche Gegenstände er zum Tauschen mit sich führe und was er dagegen zu erhalten wünsche, worauf der Kaufmann sich zuvorkommend willig erklärte, mit ihm zu handeln und sogleich Hand mit anlegte, das Packthier von seiner Ladung zu befreien. Die Ballen wurden unter der Veranda vor dem Hause durch den Kaufmann geöffnet und die Waaren untersucht, während Tomorho, die Büchse im Arm, mit übergeschlagenem Fuße an einen Pfeiler des Sonnendachs unbeweglich, wie eine Bildsäule, angelehnt stand und seine Blicke auf den Geschäftsmann gerichtet hielt.

Wagohee dagegen setzte sich, nachdem er mit Hülfe des Kaufmanns die Ballen von dem Packthier hier herbefördert hatte, nach Indianer Brauch, auf den Hacken eines seiner Füße, und wechselte ihn, wenn er müde wurde, gegen den andern um, während er seine Aufmerksamkeit bald auf die Reitpferde, bald auf seine Waaren richtete.

Inzwischen hatte die Zahl der Zuschauer vor dem Hause sehr zugenommen, so daß Wagohee sich bald links

bald rechts beugen mußte, um zwischen denselben hindurch von seinem natürlichen Stuhle aus mit seinen Blicken die Reitpferde erreichen zu können; Tomorho aber war groß, und da der Fußboden der Veranda etwas von der Erde erhaben lag, so sah er über die Versammlung hinweg und konnte seinen Schimmel im Auge behalten. Der Kaufmann hatte die Biberfelle Stück für Stück genau untersucht und durch Ziehen an deren Haar geprüft, ob sie mottenfrei seien, hatte den Honig geschmeckt, das Wachs besehen und Alles gewogen, als er in seinen Laden ging und sogleich mit einer Bouteille und einem Glase in der Hand zurückkehrte.

»Auf guten Handel,« sagte er vertraulich zu Tomorho, indem er das Glas voll Branntwein goß und es ihm hinhielt. Tomorho aber blickte ihn einen Augenblick verächtlich an und kehrte dann, ohne seine Stellung zu ändern, sein Gesicht von ihm ab nach seinem Pferde hin. –

Der Kaufmann wandte sich darauf mit dem Glase an Wagohee und versicherte ihn, es enthielte etwas Ausgezeichnetes von Branntwein. Wagohee sah zu ihm auf und gab ihm statt der Antwort ein Zeichen, er möge selbst trinken. Der Kaufmann nippte daran, um dem Indianer dadurch ein mögliches Mißtrauen zu nehmen, dieser aber gab ihm abermals ein Zeichen, er möge das Glas austrinken. Auch hierin folgte der Kaufmann dem Wunsche des Seminolen und reichte es abermals gefüllt ihm entgegen. Wagohee aber lächelte, winkte ihm wieder, er möge es selbst leeren und sagte dabei:

»Wenn das so viel dazu beiträgt, gut zu handeln, so trinke noch einige Male das Glas leer, ich möchte gern gut mit Dir handeln.«

Die Zuschauer brachen in ein allgemeines Gelächter aus; der Wirth sah ein, daß dieses gewöhnliche Mittel, die armen Wilden zu betrügen und zu berauben, bei diesen Beiden nicht anwendbar sei, weßhalb er den Branntwein wieder in das Haus trug.

Dann trat er zu den Waaren zurück und fragte Tomorho, wie hoch er die Preise dafür stelle.

In diesem Augenblicke wurde eine große Bewegung unter den Männern sichtbar, die sich in der Nähe der beiden Indianerpferde befanden und laute heftige Stimmen wurden gehört. Die Leute drängten sich in einem dichten Haufen um die Thiere und kamen nun mit dem Schimmel in ihrer Mitte unter Schimpfen, Schwören und Fluchen auf das Kaufmannshaus zugestürmt. Die beiden Indianer stürzten sich ihnen entgegen, machten sich gewaltsam Platz zwischen ihnen und Tomorho warf den Mann, der den Schimmel führte, zurück und riß ihm den Zügel aus der Hand.

Der Mann aber schrie: dies Pferd gehöre ihm, es sei ihm vor Kurzem von der Weide entwendet und Tomorho habe es ihm gestohlen. Von allen Seiten her erschallte der Ruf: »Pferdedieb, lyncht ihn, hängt ihn!« Alles fiel über den jungen Indianer her, er wurde überwältigt, auf die Erde geworfen, seiner Waffen beraubt, mißhandelt und endlich geknebelt. Tomorho wehrte sich verzweifelt, schrie, daß sein Vater Tallihadjo das Pferd von einem

Weißen gekauft habe und knirschte, als man ihn band, mit den Zähnen; doch der wilde Haufen überschrie ihn und hörte nicht auf die Betheuerungen seiner Unschuld, man schleifte ihn zu dem Kaufmannshaus, wohin man auch den Schimmel führte und hier rief der Mann, der sich Eigenthümer desselben nannte, verschiedene Leute zu Zeugen auf, die auch erklärten, daß es das Pferd dieses Herrn Worth, wie er sich nannte, sei.

Den Augenblick, als man Tomorho überwältigte und Aller Aufmerksamkeit auf ihn gerichtet war, benutzte Wagohee, aus dem Tumult zu entkommen, flog nach seinem Pferde, schwang sich in den Sattel und war aus der Stadt, ehe man sich die Zeit nahm, an ihn zu denken.

Tomorho's Adlerauge aber hatte ihn fliehen sehen und ihn auf seinem davonjagenden Rosse bis an das letzte Haus des Städtchens begleitet. Er saß jetzt an Händen und Füßen gebunden unter der Veranda und schoß seine Blicke wie leuchtende Blitze auf die vielen Männer, die ihn umstanden, und ihn mit Verwünschungen und Drohungen überhäuften. Sein Schicksal schien ihn rasch seinem Ende zuführen zu wollen, denn man hatte einen Strick aus dem Laden geholt, war damit nach dem Baum gerannt, unter welchem der Schimmel gestanden, und hatte ihn an einem der Aeste befestigt, um Tomorho daran hinaufzuziehen und ihn vom Leben zum Tode zu befördern. Man schrie von dorther, den Pferdedieb zu bringen und die größere Menge, die um ihn versammelt war, bestand lärmend und tobend darauf, ihn dorthin zu

führen. Andere Stimmen wurden dagegen laut, die verlangten, ein ordentliches Gericht über den Verbrecher zu halten und ihn durch das Gesetz dem Tode zu überliefern. Diese umstellten Tomorho, wiesen die Gegenpartei zurück, die augenblicklich Hand an ihn legen wollte und setzten es theils mit Vorstellungen, theils mit Gewalt durch, daß man das Gericht auf den folgenden Morgen verschiebe und den Gefangenen bis dahin in sichere Verwahrung bringe. Man löste nun die Banden von des Indianers Füßen und führte ihn nach dem Gefängniß, in welches man ihn einschloß und eine Wache dabei stellte.

Während dieser Zeit ließ Wagohee Meile auf Meile in fliegender Carriere zurück, Berg auf, Berg ab trieb er das schnaubende Roß unter Sporn und Peitsche vorwärts, daß der Schaum mit Blut gefärbt seine Spur bezeichnete. So hatte er schon über die Hälfte des Weges zurückgelegt, als er die Straße verließ, um einem ihm bekannten Indianerpfad zu folgen, der ihn in geraderer Richtung nach seinem Lager führte. Ohne die Schnelligkeit seines Pferdes zu mindern, stürmte er auf demselben hin über loses Gestein, über Wurzeln und umgefallene Baumstämme, nicht achtend, daß die Dornen und Büsche, zwischen denen oft sein rasender Lauf hinging, ihm die nackte Haut zerrissen und sein Brut sich mit dem Schaum des Pferdes mischte. Nur noch fünf Meilen lagen zwischen ihm und seinem ersehnten Ziele, als ein breiter Sumpf, der durch

einen Arm des Ocklockney-Flusses gebildet wurde, seinen Weg hemmte und sein Roß schnaubend vor demselben zurückprallte. Doch beide Sporn in die nassen Flanken des Thieres stoßend, sprengte Wagohee dasselbe hinein in die zitternde, mit einer dünnen Moosdecke überzogene gefahrvolle Tiefe und trieb es bei jedem Sprunge mit Peitschenhieben zu neuen Kraftanstrengungen an. Nach jedem Male, daß sich das Pferd aus dem schwarzen Morast hob, sank es um so tiefer hinein und schon war sein Rücken nicht mehr sichtbar, als es sich mit verzweifelter Gewalt nochmals mit dem Vordertheil in die Höhe richtete und, hintenüber schlagend, seinen Reiter unter sich begrub. Beide waren in der grünen Fläche verschwunden, die sich jetzt rund um im weiten Kreise bewegte. Auf dem Fleck, wo Pferd und Reiter versunken, theilte sich die Oberfläche, ein schwarzer Knäuel hob sich aus ihr hervor und bald sah man ein Glied des Thieres, bald eins des Indianers aufschlagen und den Schlamm weit umher werfen. Plötzlich tauchte der Kopf des Mannes empor, gleich darauf seine Brust und im Augenblick nachher stand seine ganze Gestalt auf dem mit dem Tode ringenden versunkenen Pferde, er fuhr sich mit den Händen über die Augen, schnellte sich mit einem verzweifelten Sprunge nach einem Busche, auf dessen Wurzeln er fußte, von da nach einem zweiten und so von Strauch zu Strauch, bis er das jenseitige feste Ufer erreicht hatte. *Einen* traurigen Abschiedsblick warf er zurück nach dem nur noch schwach bewegten schwarzen Fleck, wo sein treues Roß begraben lag, und stürzte dann fort durch den

Wald, so schnell ihn seine ermatteten Glieder zu tragen vermochten.

Die Sonne brannte, wo sie einen Durchgang durch die dichten Laubmassen des tropischen Urwaldes fand, glühend auf die Erde nieder und in dessen Schatten war die unbewegte Luft zum Ersticken schwül, so daß sie den erhitzten Lungen des Indianers keine Labung gab. Seine Kräfte sanken allmälig, kaum konnte er seine blutenden Füße noch in Eile heben, der Gedanke aber an den Gespielen seiner Kindheit, den Sohn seines Häuptlings, spornte ihn immer wieder an, das Unmögliche auszuführen, und noch schossen die Sonnenstrahlen sengend über den Wald, als Wagohee seines Häuptlings Hütte erreichte und mit dem Ausruf: »*Pah!*« (Wasser) vor ihrem Eingange zusammenbrach.

Onahee, die sich allein in der Hütte befand, goß einen großen Kürbiß voll Wasser über ihn und netzte seine Lippen damit, dann sprang sie mit dem Gefäß zu dem nahen Quell, füllte es wieder und kehrte zu dem, zum Tode erschöpften Indianer zurück. Seine Brust hob sich krampfhaft, sein Herz zitterte nur noch und seine mit Blut unterlaufenen Augen schienen aus dem glühenden Gesicht hervorspringen zu wollen. Er öffnete den Mund zum Reden, konnte aber kein Wort hervorstammeln. Onahee wußte, daß etwas Schreckliches geschehen war, sie wußte, daß es Tomorho betraf, doch nannte sie dessen Namen nicht, sie richtete keine Frage an den Erschöpften, sie suchte ihn nur zu beruhigen und kühlte ununterbrochen seinen Kopf und seine Brust. Mit banger Erwartung

war ihr spähender Blick auf jede Bewegung, auf jeden Athemzug Wagohees gerichtet, da an seinem Leben die Kunde von dem Geschehenen hing.

Jetzt erschien Satochee, die mit den Kindern am Flusse gewesen war, eilte zu der ihr räthselhaften Gruppe hin und erfuhr durch Onahee, was sich zugetragen. Auch sie erkannte ein geschehenes Unglück, sprang flüchtigen Fußes davon in den Wald hinein, um Tallihadjo herbeizurufen, der mit seinen übrigen Frauen und Negern weiter am Flusse hinauf beschäftigt war, aus einem hohlen Baume wilden Bienen den Honig zu rauben.

Onahee setzte unterdessen ihre Bemühungen zu Gunsten des Indianers fort, dessen Zustand sich nach und nach günstiger gestaltete, er wurde ruhiger, sein Athem hob sich wieder und sein wilder stierer Blick nahm mehr und mehr den Ausdruck der Erschlaffung an. Die Indianerin verbot ihm nun, zu reden und hieß ihm, sich ganz der Ruhe hinzugeben, doch kaum fühlte sich Wagohee wieder der Sprache mächtig, als er seiner Retterin das Schicksal Tomorho's stammelnd mittheilte. –

»Sei ruhig, Wagohee,« sagte sie besorgt und legte ihren Finger auf seinen Mund, »ich habe es geahnt, daß etwas der Art geschehen würde, man wollte aber Onahee's Stimme nicht hören und die Eitelkeit des Vaters hat den Sohn in Gefahr gebracht. Schweige, Wagohee, Tallihadjo wird bald hier sein und wird es jetzt, wenn auch zu spät, an der Zeit finden, sich an die Spitze seines Volkes zu stellen, um seinen Sohn zu rächen, den er nicht mehr zu retten im Stande sein wird.«

Bald darauf rauschte es unweit in dem Walde und der Häuptling brach stürmenden Trittes aus demselben hervor. Mit untergeschlagenen Armen und zusammengezogenen Brauen trat er vor Wagohee und heftete seinen flammenden Blick auf ihn.

»Wo ist Tomorho?« fragte er mit bewegter Stimme, »sage mir Alles, was geschehen ist, mein Herz soll nicht beben.«

Regungslos, wie eine Bildsäule, hörte er nun den Bericht Wagohee's mit an und stand noch eine Weile ebenso unbeweglich da, nachdem dieser mit seiner Mittheilung zu Ende war.

»Jetzt wird es Zeit sein, daß Du die Seminolen Deine Stimme hören lässest und sie zum Kampfe rufst, es gilt das Leben Deines Sohnes,« sagte Onahee mit einem Tone des Vorwurfs und setzte dann noch hinzu: »Kannst Du sein Leben nicht retten, so wirst Du es doch zu rächen wissen.« –

»Das Schicksal der Seminolen gilt Tallihadjo mehr, als das Leben seines Sohnes, weder um dieses zu retten, noch um es zu rächen, wird er das Geschick seines Volkes auf's Spiel setzen,« antwortete der Häuptling mit Bestimmtheit und anscheinender Ruhe und versank dann wieder in gedankenvolles Schweigen. Plötzlich, wie zu einem Entschluß gekommen, rief er einigen seiner Krieger zu, die neugierig und verwundert herzugetreten waren:

»Meine jungen Männer sollen ihre besten Waffen wählen und auf ihren schnellsten Pferden vor Tallihadjo's

Wigwam erscheinen; Tomorho ist von den Weißen gefangen.«

Dann gab er einem Neger den Auftrag, sein Kriegspferd schnell von der Weide zu holen und zu satteln, ging in seine Hütte, hing die Kugeltasche um, steckte seinen Tomahawk und das Jagdmesser in den Gürtel, ergriff seine Büchse und schritt hinaus auf den freien Platz, wo das Feuer brannte, um dort sein Pferd und seine Krieger zu erwarten.

Die Kunde, daß Tomorho gefangen genommen sei, verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch das Lager, alle jungen Männer griffen zu den Waffen, die Weiber rannten nach den Weiden, schwangen sich dort auf die Pferde, jagten zu den Männern zurück und, ehe eine halbe Stunde verging, hatten sich über hundert Krieger kampfbereit vor Tallihadjo's Hütte versammelt.

Die Nacht brach ein, als der Häuptling sein Roß, einen mächtigen Falben mit schwarzer Mähne und schwarzem Schweif, bestieg, und der harrenden Schaar das Zeichen zum Aufbruch gab. Er ritt voran auf dem Pfad, der nach der Landstraße führte, und im raschen Trabe folgten ihm die Krieger, einer hinter dem andern. Sobald sie aber die offene Straße erreicht hatten, gab der Häuptling seinem Roß die Zügel und im flüchtigen Galopp stoben die Reiter in gedrängten dunkeln Massen auf dem Wege nach Tallahassee fort.

Hin und wieder lag eine einsame Niederlassung an der Straße, deren weiße Bewohner, durch das Gedröhn der Hufschläge an die Fenster und Thüren gelockt, mit

verhaltenem Athem und mit Entsetzen die dichte graue Staubwolke vorüberziehen sahen, welche um die Racheschaar aufwirbelte. Ein stilles Dankgebet, daß ihnen dieser nächtliche Ritt nicht gegolten hatte, folgte dann.

Es war nach Mitternacht, als die Reiter sich einer Farm näherten, die hart an der Straße, fünf Meilen von Tallahassee, gelegen war. Nur die schwarzen Umrisse hoher Bäume, die das Wohngebäude umstanden, und dessen Dach zeichneten sich gegen den dunkeln Himmel ab, sonst war die Niederlassung in die Finsterniß der Nacht gehüllt, kein Licht war zu sehen, und nur die Stimme eines Wachthundes unterbrach die Stille, die rund umher herrschte. Bald hatten die Indianer das Haus erreicht, schwenkten sich vor demselben auf und Tallihadjo, sowie Viele der Reiter sprangen von den Pferden und schritten nach dem Wohngebäude hin. Der Häuptling trat an die Thür und pochte an dieselbe, während seine Leute das Haus umstellten.

»Bodin, öffne die Thür, Tallihadjo will mit Dir reden,« rief dieser mit lauter Stimme und wiederholte sein Klopfen.

»Was willst Du zu später Stunde?« antwortete eine Mannsstimme im Hause. »Meine Familie ist zur Ruhe gegangen, komme bei Tage, dann kannst Du mich sprechen.«

»Die Zeit ist mir theuerer, als Dir; eine Minute kann mir ein ganzes Leben werth sein; mach' auf, ich muß jetzt mit Dir reden,« erwiederte der Häuptling noch dringender.

»So rede; sage mir, was Dich hierherbringt und was Du wünschest, ich will Dir antworten; ehe der Tag kommt, öffne ich Niemanden mein Haus.«

»Willst Du es mir nicht öffnen, so thust Du es wohl für meine hundert Krieger, die um dasselbe stehen. Mache auf, Bodin, zum letzten Male, mach' auf! Weder ich, noch meine Leute werden Dir ein Leids anthun. Ich muß von Angesicht zu Angesicht mit Dir reden; zünde Dein Feuer an,« sagte Tallihadjo mit Bestimmtheit.« Statt der Antwort aber vernahm er rasche Fußtritte in dem Zimmer, hörte leise reden und erkannte den Ton eines Ladestocks, der in ein Gewehr gestoßen wurde.

»Rühre Deine Waffen nicht an, denn bei dem großen Geist, der unser Aller Geschick lenkt, wen ich mit den Waffen in der Hand treffe, den lasse ich lebendig auf Deinem eigenen Feuer rösten. Nochmals, es wird Dir kein Haar geraubt, mach' auf, oder meine Krieger öffnen die Thür! sagte der Häuptling mit zornigem Tone.

»So warte, bis ich das Feuer aufgefrischt habe,« rief der Angeredete mit ängstlicher Stimme im Hause, gleich darauf erhellte sich das Innere des Gebäudes und die Thür that sich auf. Bodin, der Eigenthümer, ein großer, breitschulteriger Mann, trat von dem Eingang in die Mitte des Zimmers zurück, als wolle er mit seinem Körper die Seinigen decken, die sich neben dem Kamin in die Ecke des Zimmers zusammendrängten und bleich, entsetzt und bebend nach der offenen Thür stierten.

Tallihadjo's hohe, stolze Gestalt trat jetzt ein und blieb, von dem Licht des Kaminfeuers hell beschienen, vor Bodin stehen.

»Du sollst mir das Leben meines Sohnes Tomorho erhalten, deßhalb komme ich zu Dir und störe Deinen Schlaf,« sagte Tallihadjo mit feierlichem Tone. »Als gestern die Sonne den Thau noch nicht von den Gräsern gesogen hatte, ritt er auf einem Schimmel, den ich vor Kurzem von einem Deiner Brüder gegen einen Braunen eintauschte, nach Tallahassee. Dort hat man ihn mißhandelt und gebunden und gesagt, er habe das Pferd einem Weißen von der Weide entwendet. Deine Brüder wollen ihn morden. Besteige Dein schnellstes Pferd und schütze das Leben meines Sohnes, so wirst Du zugleich die Deinigen hier vom Tode retten, denn ich nehme sie mit mir, und wenn die Sonne heute hinter den fernen Wäldern Florida's versinkt, ohne daß Tomorho mit Allem, was ihn nach Tallahassee begleitet hat, unverletzt zu mir zurückgekehrt ist, so lasse ich ihnen sämmtlich bei langsamem Feuer ein Glied nach dem andern verbrennen. Sage Tomorho, er fände Tallihadjo dort, wo derselbe so oft von dem großen Geist Hülfe für sein Volk erfleht und ihm süßen Rauch geopfert habe. Du kennst Tallihadjo und weißt, daß er nur mit *einer* Zunge und nur *einmal* redet. Eile, sattle Dein Pferd, jetzt wird Dir die Zeit noch theurer sein, als mir, Du hast acht Wesen zu retten, die Deinem Herzen lieb sind.«

Bei diesen Worten zeigte er auf die Frau, die beiden erwachsenen Töchter und die fünf Knaben des Pflanzers,

die sich mit Angstgeschrei an denselben klammerten und zitternd nach dem schrecklichen Indianer blickten. Ein Wort des Häuptliugs aber füllte im Augenblick das Zimmer mit seinen wilden Gefährten, Bodin ward von den Seinigen getrennt und aus dem Haus geführt, die Frau und Kinder wurden trotz Ringens und Schreiens gebunden, hinaus zu den Reitern getragen, zu ihnen auf die Pferde gehoben und, von einem Dutzend Kriegern begleitet, der Wohnung des Häuptlings zugeführt.

Tallihadjo selbst zog mit den übrigen Männern in voriger Eile auf der Straße nach Tallahassee weiter nach einer andern Niederlassung eines Weißen, die nur drei Meilen von der Stadt an einem Nebenwege lag. In derselben Weise nahm er die Familie ihres Eigenthümers, dessen Name Shacklefoot war, gefangen, sandte ihn gleichfalls nach Tallahassee, um seinen Sohn zu befreien und eilte mit weiteren sechs Gefangenen nun nach seinem Lager zurück.

Der erste Schimmer des neuen Tages fiel auf die Stadt Tallahassee, als die beiden ihrer Familie beraubten Männer deren Bewohner schon in Aufruhr und lärmenden Tumult versetzt hatten. Von einem Hause zum andern trugen sie ihre Hülferufe und ihre Betheuerungen, daß der gefangene Indianer unschuldig sei. Ihre Freunde schlossen sich ihnen an, und drangen auf dessen sofortige Befreiung, während eine größere Stimmenzahl jedoch sich für ein Gericht über ihn entschied.

Der Morgen brachte viele Männer aus der Umgegend nach der Stadt, die theils aus Neugierde, theils aus eigenem Interesse, welches sie gegen einen Pferdedieb hatten, dem Gerichte beizuwohnen wünschten und mit jeder Stunde mehrte sich die Aufregung, mit der die beiden meinungsverschiedenen Parteien sich entgegentraten.

Worth, der sich als Eigenthümer des Schimmels legitimirt hatte, lebte westlich von Tallahassee an dem Ufer des Apalachicolaflusses, wo keine Indianer mehr wohnten und wo dieselben, weil man sie dort nicht mehr zu sehen bekam, weniger gefürchtet wurden. Er, sowie seine Freunde und Nachbarn bestanden darum fest darauf, daß Tomorho gehangen werden solle, während die Pflanzer, deren Besitzungen näher dem Indianergebiet lagen, ein sehr großes Interesse dabei hatten, den mächtigsten Häuptling der Seminolen nicht gegen sich aufzubringen, wenn ihnen auch mitunter ein Pferd durch die Indianer geraubt wurde. Die Bewohner der Stadt selbst kamen in sehr große Verlegenheit; die Meisten von ihnen waren Geschäftsleute, die mehr oder weniger von beiden Parteien abhingen, und es weder mit der einen, noch mit der andern verderben wollten. Dann aber waren ihnen die Indianer noch nicht fern genug, um die Gefahr zu vergessen, die ihnen drohen würde, sollten dieselben feindlich gegen sie auftreten, und oft waren schon Besorgnisse laut geworden, daß es den Wilden ein Leichtes sein würde, die Stadt in Schutt und Asche zu legen. Sie neigten sich darum mehr zu der Ansicht hin, daß es gerathener sei, den Sohn des Häuptlings frei zu geben, wenn gleich

sie sich nicht laut darüber aussprechen mochten. In einer gerichtlichen Verhandlung der Angelegenheit sahen sie nun das beste Mittel, sich aus der Verlegenheit zu helfen, denn sie gedachten ihren Einfluß auf das Gericht in der Weise geltend zu machen, daß der Gefangene jedenfalls frei gesprochen werden müsse, und so wurde denn allgemein beschlossen, eine Jury zu wählen, die über den Angeklagten richten sollte.

Bei der Wahl der Geschworenen ging es sehr stürmisch her, die Gemüther erhitzten sich außerordentlich, es wurde viel Branntwein getrunken, und als die Wahl vollzogen war, rechnete jede der beiden Parteien mit Bestimmtheit darauf, daß die Entscheidung nach ihrem Wunsche ausfallen werde.

Die zwei unglücklichen Familienväter, Bodin und Shacklefoot konnten sich aber bei der Ungewißheit über das Resultat der Gerichtsverhandlung nicht beruhigen, jede Minute, die verstrich, steigerte die Gefahr, in der sich die Ihrigen befanden, sie dachten an den langen Ritt, den der Indianer zurückzulegen hatte, bis er Jenen als Retter erscheinen konnte, mit Entsetzen klangen ihnen immer noch die furchtbaren Drohungen Tallihadjo's in die Ohren, sie sahen immer noch ihre Lieben geknebelt auf den Pferden der Wilden davon jagen, hörten in Gedanken ihr Angstgeschrei und erblickten sie schon auf dem Holzstoß, wie die Flammen sie umloderten, Gewißheit über die Befreiung Ralph Norwood.

Tomorho's mußten sie haben, und die konnten sie nur durch eignes Handeln erlangen. Sie beredeten ihre

Freunde, ihnen beizustehen, erkauften die Hülfe Anderer mit Gold, schafften im Stillen Waffen herbei und beschlossen, den Gefangenen sofort mit Gewalt frei zu machen, wenn ihn die Geschworenen verurtheilen sollten.

Das Gerichtshaus war zum Erdrücken mit Zuhörern angefüllt, der Angeklagte wurde vor die Schranken geführt und die Gerichtsverhandlungen, wenn das Verfahren einer wilden ungeregelten Volksjustiz so genannt werden kann, begannen. Tomorho wurde aufgefordert, sein Verbrechen einzugestehen und ihm angedroht, daß man ihn sonst durch Peitschenhiebe dazu nöthigen werde.

Mit stolzer Verachtung blickte der junge Indianer aber auf seine Ankläger und würdigte sie keiner Antwort. Nach wiederholter vergeblicher Aufforderung zum Eingeständniß bestanden die Freunde Worth's darauf, den halsstarrigen Verbrecher jetzt zu peitschen, bis er bekennen würde. Hiergegen jedoch erhob sich die Gegenpartei, indem sie darauf hinwies, daß dies gegen die Constitution der Vereinigten Staaten sei. Zeugen für das begangene Verbrechen waren nicht vorhanden, bekennen wollte der Angeklagte nicht, also blieb Nichts übrig, als die Geschworenen urtheilen zu lassen, ob sie denselben für schuldig oder nicht schuldig erkannten. Dies geschah sofort, und die Stimmenmehrheit verdammte ihn zum Galgen.

Mit Jubel und lauten Hurrah's, als ob ihnen ein bestrittenes Eigenthum zugesprochen wäre, drängten sich nun die Freunde Worth's um den Verurtheilten, nahmen ihn

in ihre Mitte und führten ihn hinaus der Eiche zu, von deren Aesten der verhängnißvolle Strick bereits herabhing.

Tomorho ging sichern Schrittes und mit unerschütterter Festigkeit seinem Schicksal entgegen; kein Zug auf seinem ernsten Gesicht, kein Blick verrieth die mindeste Aufregung oder Bangigkeit. Wohl richtete er seine Augen wiederholt auf das letzte Haus im Orte, hinter welchem er Wagohee bei dessen Flucht hatte verschwinden sehen, und seine Blicke schienen dann den dahinter aufsteigenden Wald durchdringen zu wollen; wohl hielt er sein Ohr nach jener Gegend hin, als lauschte er nach einem ersehnten Ton, den er sicher zu vernehmen erwartete, dabei änderte er aber seine stolze ruhige Haltung nicht und wies die ihm begegnenden triumphirenden Blicke seiner Henker mit Verachtung zurück.

Plötzlich fiel eine Anzahl Männer aus dem Volkshaufen über seine nächste Umgebung her, warf sie nieder, Bodin und Shacklefoot mit einigen vierzig bewaffneten Gefährten bemächtigten sich des Indianers, durchschnitten seine Fesseln, und machten mit den Waffen in der Hand Platz für ihn, um aus der überraschten Menge zu flüchten, indem sie ihm das letzte Haus bezeichneten, vor welches jetzt der Schimmel seines Vaters vorgeführt wurde. Wie der Pfeil von dem abgeschossenen Bogen schwirrt, und wie der gefangene Vogel, aus seinem Käfig entkommen, dahinsausend seine Freiheit begrüßt, so flog Tomorho dem Pferde zu, schnellte sich mit einem Sprunge auf

dessen Rücken und war sofort in der Staubwolke verschwunden, die hinter den Hufen seines flüchtigen Rosses aufwirbelte.

Capitel 7.

Die Insel. – Der Scheiterhaufen. – Beschluß. – Das Wiedersehen. – Die geängstigten Väter. – Wiederfinden. – Feindliche Unternehmung. – Die weißen Freunde. – Der aufgegebene Kriegszug. – Verschwinden der Indianer. – Die Ueberraschung. – Die Baumwollen-Ernte. – Häusliche Einrichtungen. – Der Bräutigam.

Der Abend nahete sich, die glühende Hitze des Tages war der erquickenden Kühle gewichen, die der frische Golfwind von Süden her über das Land wehte, und kräuselnd spielte dieser auf der krystallklaren Oberfläche des See's, der einige Meilen östlich von dem Lager Tallihadjo's an der andern Seite des Ocklockney-Flusses im hohen Walde lag. Die Sonne neigte sich und warf ihre milden Strahlen schräg über die grüne durchsichtige Fluth auf eine Insel, die sich in der Mitte des See's als hohe Waldgruppe erhob und ringsum mit einer Wand von undurchdringlichem Röhricht eingeschlossen war. Mächtige Platanen, Eichen, Magnolien und Cypressen streckten hier ihre gewaltigen Arme weit über das Rohrdickicht hin und zwischen ihnen blickten die ungeheuern Blätter der Riesenpflanzen, die aus dem üppigen Boden herauswucherten, durch das tausendfältige Rankengeflecht, welches von der Spitze der Bäume bis auf die feuchte, nie von der Sonne berührte Erde herabhing. Die schwarzen

Schatten des Urwaldes an der Westseite des Sees dehnten sich weiter und weiter über dessen blitzende Fläche, drängten das Sonnenlicht, das auf ihr zitterte, mehr und mehr zurück und hatten schon die Insel mit ihrem Düster bedeckt, als aus deren Baummassen eine dichte Rauchwolke aufwirbelte und wie eine graue Säule zum glühend beleuchteten Abendhimmel empor stieg. In der Mitte der Insel lag mit saftiger Grasdecke überzogen ein runder Platz, um den sich mächtige Eichenstämme wie eine Säulenreihe erhoben und mit ihren vereinigten Aesten ein dichtes Laubdach über ihm wölbten.

Hier stand Tallihadjo, von seinen ältesten Kriegern umgeben, und blickte schweigend auf den Holzstoß, den die Weiber in der Mitte des Platzes errichtet und jetzt beim Sinken der Sonne angezündet hatten, so daß die Flammen prasselnd nach dem grünen Gewölbe hinaufstrebten und ihr Feuerschein mit dem scheidenden Tageslicht um die Herrschaft rang.

Ein lautes Wimmern und Jammern wurde von dem Ufer her hörbar, dem sich jetzt mehrere Kanoes, von Wilden geführt und mit den beiden geraubten Pflanzer-Familien beladen, näherten, indem die Ruderer die kleinen Nachen auf den schmalen gehauenen Durchgängen zwischen dem hohen Rohr hindurchschoben. Die Schiffchen hatten das Ufer erreicht und die Führer derselben zogen die Gefangenen auf das Land herauf und trieben

sie durch das Dickicht dem Platze zu, auf dem das Feuer brannte. Die Mutterliebe hielt die beiden Mütter aufrecht, sie rissen ihre Kleinen aus den Händen der rohen Wilden an sich und breiteten ihre Arme schützend über ihnen aus, während dieselben sich schreiend und schluchzend an sie drängten und sich an ihre Kleider festklammerten. Die erwachsenen Mädchen aber waren nicht im Stande, sich auf den Füßen zu erhalten, Entsetzen und Todesangst warf sie aus einer Ohnmacht in die andere, so daß die Wilden ihre Arme um sie schlingen und sie nach dem Richtplatz hinschleifen mußten.

Der Anblick der aufsteigenden Lohe erfüllte die Unglücklichen vollends mit Verzweiflung; händeringend, zitternd und bebend blickten sie in die Flammen, die sie nun bald verzehren sollten und ließen den Wald von ihrem Jammergeschrei ertönen. Mit Entsetzen sahen sie dann nach dem furchtbaren Häuptling hin, der mit kalter Ruhe da stand, seine gräßlich unbeweglichen Blicke auf sie heftete und hinter seinen geschlossenen Lippen das Todesurtheil für sie zu verbergen schien.

Er winkte den Indianern zu, die Gefangenen seitwärts an einer Eiche zusammen zu führen, setzte sich selbst schweigend an einem Baumstamm nieder und blickte in die Flammen, die jetzt den ganzen Holzstoß ergriffen hatten und die schwanken Aeste über sich durch ihre Gluth hin und her bewegten.

»Die Sonne ist hinter dem Wald versunken, und Tomorho ist nicht zurückgekehrt; die Weißen haben Deinen Sohn gemordet, Tallihadjo; Blut für Blut; – sollen wir die

Weiber oder die Kinder zuerst zum Feuer führen?« sagte nach einer Weile einer der alten Krieger zum Häuptling und zeigte auf die Gefangenen.

»Noch ist der Tag stärker als die Nacht; Tomorho kann noch kommen,« antwortete Tallihadjo und deutete dem Krieger an, sitzen zu bleiben.

»Und wenn auch Tomorho zurückkehren sollte, – Du wirst doch die Bleichgesichter nicht lebendig wieder aus den Händen geben?« fiel ein anderer alter Krieger ein, »sterben müssen sie doch hier, etwas früher oder später macht keinen Unterschied. Laß uns sie auf's Feuer werfen.«

Tallihadjo, der vor sich niedergesehen hatte, gab dem Sprecher keine Antwort, winkte ihm aber gleichfalls Ruhe zu und richtete seine Blicke dann nach dem westlichen Himmel, der jetzt nur noch da, wo die Sonne versunken war, einen mattgelben Lichtschein zeigte.

Die Krieger hatten sich, mißmuthig über das Zögern des Häuptlings, zusammengesetzt und wechselten finstere Blicke, obgleich Keiner von ihnen es wagte, seinen Unmuth auszusprechen, die Indianerinnen aber trugen geschäftig immer mehr Holz zu dem Feuer und fachten dessen Gluth noch mehr an. Tallihadjo saß allein und war tief in Gedanken versunken, als Onahee sich ihm leise näherte und sich ihm zur Seite an dem Baumstamm niederließ. Indem sie auf ihren Arm niedersank und sich zu ihm hinneigte, sagte Onahee leise zu dem Häuptling:

»Kannst Du noch länger zögern, Dein Kind zu rächen? Sein Blut ruft laut nach Rache in jedes Seminolen Herzen, nur der eigene Vater hat seine Brust verschlossen, sein Auge ist blind gegen die Schandthaten der Weißen an seinem Volke und sein Ohr hört nicht dessen Klagen. Fühlt Dein Geist denn nicht, wie Deines Sohnes Seele Vergeltung von Dir fordert, werden nicht Deine Väter in ihren ewigen Jagdgründen über Dich zürnen und glauben, Dein Herz sei nicht groß genug, um gegen Deine Feinde mit ernstem Willen zu handeln. Schon mißtrauen Dir Viele unter den Seminolen und reden von Einverständniß mit den Weißen, von Verrath, von Bestechung. Lässest Du Deinen Sohn ungerächt, so wendest Du noch mehr Herzen Deines Volkes gegen Dich. Siehst Du nicht die finstern Blicke Deiner ältesten erfahrensten Krieger?«

»Tallihadjo's Herz hatte für das Schicksal seines Sohnes mehr Raum, als für das seines Volkes, deshalb brachte er die Gefangenen hierher und ließ den Holzstoß anzünden. Doch das auflodernde Feuer hat sein Inneres erhellt und ihm gezeigt, daß der Platz in seinem Herzen seinem Volke allein angehöre und daß dessen Zukunft durch, die Rache für Tomorho's Tod in Gefahr kommen müßte. Das Verbrennen jener Weiber und Kinder würde die Krieger der Weißen abermals vom Norden herab über die Seminolen bringen, deren Streiterzahl nur erst zur Hälfte zur Schlacht entschlossen ist. Wir dürfen Keinen von ihnen zu früh opfern. Unser Kampf, unsre Rache muß, wie der Panther, mit ungehörtem Tritte den Weißen

nahen und sie im Schlafe überfallen, dann hofft Tallihadjo den Weg zu finden, den die Sonne zieht. Ich werde die Gefangenen unversehrt zu ihrem Wigwam zurückbringen,« antwortete der Häuptling mit gedämpfter Stimme, als ein kaum hörbarer Ruf von weither durch den Wald über den See gezogen kam und das scharfe Ohr Tallihadjo's berührte. Wie ein electrischer Funken fuhr der Laut durch des Häuptlings ruhige Gestalt, er schoß von seinem Sitze auf, hob die gefalteten Hände zum Himmel und stürzte mit den Worten: »Wer die Gefangenen berührt, den sollen die Flammen verzehren!« durch das Dickicht einem Kanoe in dem Röhricht zu, sprang in dasselbe hinein und ließ es wenige Augenblicke später mit so gewaltigen Ruderschlägen über die dunkle Fluth hinschießen, daß der weiße Schaum hoch vor ihm aufspritzte. Bald hatte er das Ufer erreicht und ließ nun seine Stimme in einem gellenden Schrei ertönen, den das Echo weithin in den Bergen beantwortete. Auch der Ruf von vorhin erschallte wieder in nicht so großer Entfernung, abermals wogte als Antwort darauf die Stimme des Häuptlings durch den dunkeln Forst, bald wurden die Hufschläge eines flüchtigen Pferdes hörbar, ein weißes Roß flog unter den hohen Bäumen daher und Tomorho warf sich von ihm herab seinem Vater in die Arme.

Die äußere Ruhe des Indianers, die ihn selbst im Kampfe auf Leben und Tod nie verläßt, war von Beiden gewichen, wieder und wieder fielen sie sich in die Arme und ihre Thränen flossen zusammen. Der Sturm des übermächtigen Glückes verwogte indeß bald, Tallihadjo

schritt zu dem Pferde hin, schlang dessen Zügel an einen Ast und winkte dann seinem Sohne nach dem Kanoe, in welchem er sich niedersetzte, während Tomorho die Ruder ergriff.

Schweigend erreichten sie die Insel, Tallihadjo schritt voran auf den Platz, wo das Feuer brannte, und setzte sich, ohne über die Rückkehr Tomorho's etwas zu sagen, wieder in das Gras nieder, während dieser von den Kriegern mit stürmischer Freude empfangen wurde. Der Häuptling befahl nun, die Gefangenen wieder nach seinem Lager zu führen, die kaum die Wendung ihres Schicksals erkannten, als sie sich weinend vor Tallihadjo niederwarfen und flehend, dankend und betend seine Knie umklammerten. Er aber wies sie stolz und kalt von sich und winkte ihnen, seinen Kriegern zu folgen, die sie zu den im Röhricht verborgenen Kanoes leiteten und in dieselben vertheilten.

Wohl dreißig dieser kleinen Nachen schwammen nun bald von der einsamen Insel ab dem Ufer zu, während der Schein des noch hoch anflodernden Feuers sich hin und wieder durch die Laubmassen stahl und in glühend rothen Lichtstreifen über den dunkeln See strich. Die späte Nacht fand die beiden Pflanzerfamilien bei des Häuptlings Lagerfeuer auf weichen Häuten gebettet, wo sie auch von ihm mit Speise und Trank versorgt worden waren. Die Mütter und ihre ältern Kinder, von deren Augen das Entsetzen und die Verzweiflung, immer noch durch ihre Seelen zuckend, trotz ihrer zunehmenden Müdigkeit, den Schlaf fern hielt, gaben sich der Hoffnung

hin, wieder mit ihren Gatten, mit ihren Vätern vereint zu werden, während die jüngern Kinder in festen Schlaf gesunken waren, den nur einzeln noch ein schluchzender Athemzug unterbrach.

Mit stürmischer, rasender Hast trieben dagegen die beiden Pflanzer Bodin und Shacklefoot ihre Pferde unter Sporn und Peitsche auf der Straße her durch die finstre Nacht, so daß ihr Führer, ein Jäger, der ihnen den Weg zu Tallihadjo's Lager zeigen sollte, kaum zu folgen im Stande war. Bodin hatte den Häuptling seit mehrern Jahren gekannt und zwar, obgleich dieser ein Wilder war, nur von einer guten Seite. Es war unter den Weißen in Florida überhaupt nicht unbekannt, daß Tallihadjo bei jeder Gelegenheit Alles aufbot, seine rothen Brüder von Feindseligkeiten gegen sie abzuhalten, und daß er sich stets bemühte, wenn solche zwischen ihnen vorgekommen, dieselben zu möglichster Zufriedenheit der Weißen auszugleichen. Der Grund, warum er dies that, war ihnen freilich nicht bekannt und sie erblickten deshalb in ihm nur einen freundlichen, friedliebenden Vermittler, den sie außerdem als rechtlichen und streng wahrheitsliebenden Mann achten mußten, das heißt, insoweit sie überhaupt in einem Indianer gute Eigenschaften anerkannten. Bodin aber hatte ihm stets Gerechtigkeit angedeihen lassen. Er hatte häufig mit ihm auf Vieh und Pferde gehandelt, hatte ihm oftmals kleine Gefälligkeiten erzeigt und solche von ihm empfangen, und hatte ihn bei jeder Gelegenheit gerade und ehrlich befunden, was er von nur Wenigen seiner weißen Brüder sagen konnte. Zugleich kannte

er ihn aber als einen Mann von unerschütterlich festem Willen und wußte, daß er unter jeder Bedingung Das ausführen würde, was er zu thun einmal beschlossen und erklärt hatte. Bodin war ganz fest überzeugt, daß derselbe die Seinigen dem Feuertode übergeben hätte, wäre Tomorho gemordet worden; doch eben so sicher wußte er sie außer Gefahr, wenn derselbe zeitig und unversehrt zurückkehre. Ob aber Tomorho auch noch vor Sonnenuntergang bei dem Häuptling angelangt war? Das war die Frage, welche die beiden unglücklichen Väter wohl zur Verzweiflung trieb, denn ein einziger Fehltritt seines Pferdes wäre ja hinreichend gewesen, die Ankunft zu verzögern. Ueber Tomorho's Wunsch und Eifer, die Gefangenen zu retten, hegten sie keinen Zweifel, denn auch er war, wie sein Vater, als ein braver Mensch bekannt, und Dankbarkeit ging ja einem Indianer über alle andern Pflichten.

Zuviel stand aber auf dem Spiel, als daß diese Trostgründe die beiden Männer hätten beruhigen können, und je näher sie dem Augenblick kamen, wo ihr ganzes Lebensglück entschieden werden sollte, desto banger schlugen ihre Herzen, desto lebendiger stieg die Gefahr vor ihnen auf, in der ihre Lieben schwebten, und um so fester preßten sie die scharfen Sporen in die Seiten der ermatteten Rosse und trieben sie mit Gewalt zu neuem Kraftaufwand an.

Die Nacht war frisch, wohlthuend und kühlend umzog der Luftzug, den das schnelle Reiten verursachte, die erhitzten Wangen der beiden Väter und machte es den Rossen möglich, bei Athem zu bleiben. Weder der Eine noch der Andere redete, Beider Herzen waren zu schwer mit Angst und Sorge belastet und nur einzeln hörte man sie seufzend ›großer Gott!‹ stöhnen. Endlich rief ihnen ihr Führer zu, daß sie den Platz erreicht, wo der Pfad, der zu dem Lager Tallihadjo's führte, die Straße verließ und in den Wald hineinbog, sie hielten ihre schaumbedeckten Pferde an und der Jäger ritt ihnen nun voran. Es war hier so finster, daß die Reiter es gänzlich ihren Thieren überlassen mußten, langsam dem Wege zu folgen, wodurch ihre Ungeduld, ihre Angst nur noch mehr gesteigert wurde, und mit beklommener Brust stierten sie vor sich in die Dunkelheit und spähten nach einem Lichtschein.

Plötzlich schlugen Hunde in der Ferne an, bald zeigte sich ein heller Schimmer in den Laubmassen, die Pflanzer trieben mit ängstlicher Hast ihre Pferde bei dem Führer vorüber dem Lichte zu, brachen nun aus dem Dickicht hervor auf den freien Platz, in dessen Mitte das Lagerfeuer brannte, und stürzten sich von den Rossen ihren Frauen und Kindern in die Arme, die ihnen unter Freudenthränen entgegengesprungen kamen. Das Glück, die Seligkeit der Wiedervereinten kannte keine Grenzen, und lange Zeit gestattete ihnen ihr Schluchzen nicht, ihren Gefühlen Worte zu geben. Dann aber trat Tallihadjo mit

Tomorho zu den beglückten Vätern hin, hieß sie an seinem Feuer willkommen und dankte ihnen herzlich, indem er ihnen die Hände drückte, für die Rettung seines Sohnes.

In Tallahassee war die Aufregung nach der Flucht des Indianers sehr groß, die überwältigte Partei sammelte sich und griff ihre Gegner, die sich in ein Trinkhaus zurückgezogen hatten, mit Wuth an, um Rache an ihnen zunehmen; doch bald traten die Bürger des Städtchens zusammen und trieben die Landbewohner mit den Waffen in der Hand aus ihren Grenzen. Es wurden dabei mehrere Männer getödtet und viele verwundet und die Besiegten schwuren im Abziehen blutige Rache.

Die Begebenheit verursachte große Bewegung im Lande, namentlich in dem westlichen Theil von Florida, wo man laut zu den Waffen rief, um Tallihadjo, den Urheber der Streitigkeiten, dafür zu züchtigen. Viele, denen der Vorfall sonst gleichgiltig war und die sich nicht an einem Feldzug gegen den Häuptling betheiligt haben würden, sahen jedoch eine günstige Gelegenheit darin, ihn von seinem Grund und Boden zu vertreiben, die Grenze der Weißen so viel weiter in das Gebiet der Indianer vorzuschieben und für sich selbst ein gutes Stück Land dabei zu erobern. Es wurden große Versammlungen im Lande gehalten, in denen man die Angelegenheit leidenschaftlich besprach, die Zahl der Kampfbereiten vergrößerte sich schnell und es wurde Ort und Zeit bestimmt, wo man sich versammeln wollte, um über die Wilden herzufallen und sie von ihrem Eigenthum zu verjagen.

In dem angrenzenden Georgien verbreitete sich ebenwohl bald das Gerücht von den feindseligen Vorbereitungen gegen Tallihadjo, fand jedoch dort eine ganz andere Stimmung, als in Florida. Georgien war vor dem Feldzug der Amerikaner unter General Jackson gegen die Wilden stets die Zielscheibe deren Verheerungen, der Ausströmungspunkt ihrer Rache, ihrer Grausamkeiten gewesen, und schon damals hatte Tallihadjo oft die Streitigkeiten seiner Brüder mit den Ansiedlern in Georgien zu vermitteln gesucht und manches schwere Schicksal von ihnen abgewendet. Seit jenem Feldzuge aber hatten Letztere mit den Seminolen Florida's in vollkommenem Frieden gelebt, da sie keinen Versuch machten, in deren Gebiet weiter vorzudringen, welches seitdem, laut abgeschlossenem Frieden, ganz innerhalb der Grenzen dieses Landes lag; sie hatten viel mit ihnen gehandelt und verkehrt und beide Parteien waren froh, daß endlich die ewige Unruhe und Gefahr, die sie sich gegenseitig bereitet, aufgehört hatte. Mit dem Stamme Tallihadjo's lebten sie in besonders freundlichen Beziehungen, da er es war, dem sie hauptsächlich das gute Vernehmen mit den Wilden zuschrieben und darum erregte die Nachricht von den feindlichen Absichten der Weißen Florida's gegen ihn großen Unmuth und Besorgniß.

Der alte Arnold war ebenso, wie der nun verstorbene Norwood, immer dem Häuptling persönlich befreundet gewesen, und seine Entrüstung war groß, als er Kunde von den Ereignissen in Florida erhielt. Ganz abgesehen aber von seiner persönlichen Zuneigung zu Tallihadjo war Arnold mit den näheren Verhältnissen desselben zu den andern Stimmen vertraut und wußte, daß er sie theils durch Klugheit und Ueberredung, theils aber auch durch die Gewalt seiner größern Macht in Ruhe und Ordnung hielt, und daß dieselben, wenn nicht mehr von ihm überwacht und geleitet, sofort wieder ihr früheres Unwesen in Georgien beginnen würden.

Arnold und seinem Sohne war dies Alles sehr wohl bekannt, und außer ihrer Freundschaft zu Tallihadjo hatten sie ein persönliches Interesse, um jeden Preis den von den Floridanern beabsichtigten Kriegszug gegen denselben zu verhindern. Ralph Norwood stand Tallihadjo noch näher, da die Bande des Bluts ihn an denselben fesselten, und er schloß sich Arnold mit allem Eifer an, um die drohende Gefahr von ihm abzuwenden.

Zu diesem Zwecke ritten sie nun in verschiedenen Richtungen im Lande umher, von Pflanzer zu Pflanzer, machten einen Jeden mit der Angelegenheit ausführlich bekannt, lenkten Aller Aufmerksamkeit darauf hin, daß die Sicherheit ihrer Person und ihres Eigenthums durch einen Angriff auf Tallihadjo gefährdet werden würde, sie sammelten Unterschriften, um gemeinschaftlich gegen

einen Krieg zu protestiren, und ließen die Leute sich bereit erklären und verbindlich machen, selbst mit der Gewalt der Waffen ein jedes feindselige Auftreten gegen Tallihadjo zurückzuweisen. In wenigen Tagen war die Zahl der Unterschriften bis auf hundert gestiegen, und die beiden Arnolds sowie Ralph zogen, mit diesem schriftlichen Protest versehen, nach Florida an den Apalachicolafluß in das Settlement, wo die Zusammenkunft der Streiter Statt finden sollte. Sie kamen noch gerade zu rechter Zeit, denn schon für den zweitfolgenden Tag war der Abmarsch bestimmt. Die Kampflust war zu groß, als daß die versammelten Floridaner ihr Vorhaben sogleich nach empfangener Erklärung der Georgier aufgegeben hätten, sie behaupteten im vollsten Rechte zu sein, bestritten eine jede Befugniß der Georgier, sich in ihre Angelegenheiten zu mischen und schwuren, daß sie es mit ihnen eben so gut aufnehmen würden, als mit den Indianern.

Frank Arnold und Ralph schritten, mit den Waffen in Bereitschaft, unter der versammelten Menge umher, man sah es ihnen an, daß sie sich ihres Rechts, ihrer jugendlichen Körperkraft und Entschlossenheit bewußt waren, sie gingen keinem herausfordernden Blick aus dem Wege, antworteten mit Geringschätzung auf alle großprahlenden Reden und wiesen auf frühere Streitigkeiten zwischen den Georgiern und Floridanern hin, die durch die Waffen entschieden, und wobei Letztere im Nachtheil geblieben waren, und traten überhaupt keck und furchtlos für ihre Landsleute auf.

Der alte Arnold dagegen behielt vollkommen seine Ruhe, bestieg wiederholt einen Stuhl, sprach überzeugend und überredend zu der Versammlung und schloß zuletzt mit der festen unabänderlichen Erklärung, daß er selbst mit allen den Männern, die unterzeichnet hatten, zu Tallihadjo stoßen und mit ihnen seinen letzten Blutstropfen für dessen Vertheidigung hingeben wurde. Dann forderte er eine ganz bestimmte Erklärung, ob Krieg unter ihnen sein solle, oder nicht, er wäre zu Beidem vollkommen bereit.

Das entschlossene, unabhängige Auftreten des alten Mannes wirkte zuletzt doch sehr herabstimmend auf die Kriegslustigen, sie sahen ein, daß sie sich unter diesen Verhältnissen keinen günstigen Erfolg träumen lassen durften, und da der alte Arnold von keinerlei Bedingungen etwas wissen wollte, sondern nur Ja oder Nein zu hören verlangte, so entschied zuletzt eine große Stimmenmehrheit gegen den Krieg und das ganze feindselige Vorhaben wurde aufgegeben. Die friedliche Vereinbarung feierte man in dem Trinkhause und dann ritt der alte Arnold mit seinen beiden jungen Begleitern von dannen, von dem wohlthuenden Gefühl erfüllt, daß er dem Rechte den Sieg verschafft, den Freund beschützt und von sich und seinen Nachbarn eine drohende Gefahr abgewendet habe.

Er richtete seinen Weg nach dem Lager Tallihadjo's, wo er am zweiten Tage frühzeitig anlangte; doch wie sehr war er erstaunt, als er die Hütten verlassen und nirgends mehr ein Zeichen vorfand, was auf die Anwesenheit eines

Indianers gedeutet hätte. Er ritt nach der Weide, wo die Pferde Tallihadjo's zu grasen pflegten, aber auch sie war verödet und unter dem Ufer des nahen Flusses war kein Kanoe mehr zu sehen. Dies plötzliche Verschwinden des ganzen Stammes beunruhigte Arnold sehr, er sah darin eine Vorbereitung zum Kriege, und zwar nach der Indianer Weise, um unerwartet, wie der Jaguar aus dem Versteck hervorzubrechen, während die Weiber und Kinder in Sicherheit gebracht waren.

Der alte Mann beschloß, die Spur der Wilden zu verfolgen, bis er diese selbst aufgefunden und ihnen die günstige Beilegung der beabsichtigten Feindseligkeiten mitgetheilt habe. Der Fluß war bald auf seichter Furth durchritten, die vielen Fährten von Rossen und Maulthieren, die hier den Strom verließen, zeigten deutlich, daß der ganze Stamm den nämlichen Weg genommen hatte, und leicht konnte jetzt Arnold mit seinen Begleitern der Spur folgen, da die vielen Thiere einen breiten Pfad getreten hatten. Derselbe führte ihn mehrere Meilen durch den Wald nach einer großen Grasfläche, die in demselben lag, und als er ihre Mitte erreicht hatte, schienen die unzähligen Fährten sich auf *einem* Platz versammelt zu haben. Von hier aus aber war die breite deutliche Spur verloren und nur einzelne Schleifen im Grase zeigten wie ein Fächer nach allen vier Himmelsgegenden und gingen weiter hin den spähenden Blicken der drei Reiter verloren. Es war augenscheinlich, daß die Wilden hier den sie etwa aufsuchenden Feind hatten irre leiten und ihm ihre Spur

verbergen wollen. Dasselbe war jetzt auch ihren Freunden geschehen, denn dieselben hielten hier und blickten in allen Richtungen um sich, ohne zu wissen, welche sie einschlagen sollten. Sie kamen bald zu der Ueberzeugung, daß es gänzlich erfolglos sein würde, sich weiter um die Auffindung der Indianer zu bemühen, da sie, mit deren Gewohnheiten vertraut, wußten, daß jeder Einzelne derselben alle List aufgeboten hatte, um seine Fährte dem spähenden Auge eines Verfolgers zu entziehen, und daß sie auf sehr weitem Umwege, vielleicht zwanzig oder dreißig Meilen von hier, wieder zusammenkommen würden. Der alte Arnold gab darum seinen Plan auf und lenkte sein Roß der Heimath zu, die er mit seinen beiden Gefährten erreichte, als schon das Düster des Abends auf der Gegend lag.

Madame Arnold empfing sie mit freudigem Willkommen und hörte mit stolzer Zufriedenheit, daß die Floridaner sich den Vorstellungen ihres Mannes gefügt hatten. Noch saßen sie zusammen beim Abendbrod, als sich mehrere ihrer Nachbarn einfanden, um sich zu erkundigen, ob etwa Nachricht über den Erfolg der Mission Arnolds eingetroffen sei. Der ganze Hergang wurde nun von dem alten Herrn ausführlich berichtet, während welcher Zeit Madame Arnold wiederholt zufrieden mit dem Kopf nickte und mit Wohlgefallen auf ihren geliebten alten Mann schaute, der mit jugendlicher Begeisterung und Kraft seine Erzählung vortrug.

Die Fremden hatten sich wieder auf den Heimweg begeben und das alte Ehepaar saß mit dem geliebten Sohne

und dem Gaste auf der Bank vor dem Hause, um sich der Erquickung der Nachtluft zu erfreuen, als sie eine Mannsgestalt durch die Dunkelheit erkannten, die aus dem Walde hervor und am Hügel herauf dem Hause zuschritt.

»Das muß ein Indianer sein, zu Fuße kommt kein Weißer!« sagte der alte Arnold, indem er aufstand und dem Fremden entgegenging. Bald hatte dieser die Einzäunung erreicht, und als er durch dieselbe auf den Platz vor dem Hause trat, erkannte man in ihm Tallihadjo.

Die Ueberraschung und die Freude des alten Arnold war gleich groß, er bewillkommnete den wilden Freund auf's Herzlichste, führte ihn zu der Bank, wo er ihn neben sich Platz nehmen ließ und theilte ihm dann die Begebenheiten der letzteren Tage mit. Der Häuptling hörte aufmerksam der Erzählung Arnold's zu, und als derselbe geendet hatte, sagte er:

»Du bist der Leopard, der die Antilope gegen die hungrige Schaar seiner Brüder in Schutz nimmt, Deine Freundschaft ist seltener, als der weißgeborene Büffel, und die Dankbarkeit der Seminolen wird ewig dauern, wie die Wogen des großen Wassers, welche die Küste Floridas bespülen. Der Zorn des großen Geistes liegt schwer auf unserm Volke, und das starke Herz Tallihadjo's hat schon viel um dasselbe gelitten. Er wollte ihm auch sein Land opfern und es den Weißen überlassen, darum zog er mit seinem Stamme davon, ohne daß seine Fährte sagte, wohin.«

»Du hättest Dein Gebiet aufgeben wollen, ohne es vertheidigt zu haben? Es ist ja Dein rechtmäßiges Eigenthum,« fiel ihm der alte Arnold in die Rede.

»Welches Stück Landes bis weit über die großen Seen im Norden hinaus war nicht das Eigenthum der rothen Kinder? Der große Geist nimmt ihnen ein Stück nach dem andern und gibt es den weißen Männern, weil er ihnen mehr gewogen ist, bis das Gebein des letzten Indianers an den eisbedeckten Bergen des Westens in der Sonne bleicht. Die Seminolen aber werden vorher in den Sümpfen Florida's sterben müssen,« sagte der Häuptling, vor sich hinschauend.

»Das Land, welches Ihr jetzt noch besitzt, ist Euch seit dem letzten Friedensschluß von unserer Regierung zugesagt; Niemand darf es Euch nehmen,« antwortete der Alte mit Eifer.

»Haben die Weißen nicht nach jedem Landraub, den sie an uns begingen, Frieden geschlossen und ihn immer gleich gebrochen, sobald es sie wieder nach einem andern Stück gelüstete? Die rothen Männer haben nur *eine* Zunge, die Weißen aber haben zwei,« sagte Tallihadjo mit halblauter Stimme, ergriff aber gleich darauf die Hand des alten Arnold und setzte mit Wärme hinzu: »Darum bist Du so selten, wie das Raubthier, das die Antilope nicht würgt, sondern sie gegen seine Brüder vertheidigt; Dein Herz ist groß und gut und die Liebe Tallihadjo's für Dich ist in die Brust eines jeden Seminolen übergegangen.«

»Ziehe nun wieder in Dein altes Lager zurück, Tallihadjo, wir Georgier wollen dort keinen andern Nachbarn, wir werden Dich gegen Jedermann vertheidigen, der Dich angreift, und wir sind stärker, als die Floridaner. Beruhige Dich, der Friedensschluß mit Deinem Volke soll gehalten werden. Hier mein Sohn Frank denkt ebenso, wie ich und wird Euch treu bleiben, auch wenn ich schon lange gestorben sein werde, und Ralph, der Sohn Eures ältesten weißen Freundes, steht Euch noch viel näher,« sagte der Alte, indem er sich zu diesen Beiden wendete, die an seiner andern Seite saßen und bisher keinen Theil an der Unterhaltung genommen hatten.

Der Häuptling war aufgestanden und reichte schweigend den beiden jungen Männern wie zum Schlusse eines Vertrages seine Hände hin, drückte die ihrigen fest und sagte nach einigen Augenblicken: »Die Freundschaft des Seminolen ist unvergänglich, wie der Schnee der Gebirge; keine Sonne kann ihn schmelzen.«

Dann schlug er die schwarze Pantherhaut, die um seinen kräftigen nackten Körper hing, über die Schulter, ergriff die lange Büchse, die er gegen das Haus gestellt hatte, reichte dem alten Arnold nochmals die Hand und war lautlosen Trittes bald am Hügel hinab in der Dunkelheit verschwunden.

In Florida sowohl, wie in Georgien war in Bezug auf die Indianer unter den Weißen wieder eine Ruheperiode eingetreten. An Gefahr dachte man nicht, obgleich die Farmer in ihren einsam, weit von einander gelegenen hölzernen Wohnungen jeden Augenblick von den so ganz in ihrer Nähe wohnenden Wilden überfallen und vernichtet werden konnten. Es war ja wieder einmal, wie früher schon so oft, Friede mit denselben gemacht und jeder Weiße dachte, die Tausende von Indianern müßten froh sein, wenn er sie in Ruhe ließ, wenn er ihnen noch eine Zeit lang gestattete, auf ihrem Lande zu wohnen.

Furcht kennt nun einmal der Amerikaner nicht, denn das Leben gilt ihm Nichts, und ein begonnenes Unternehmen gilt ihm Alles. Er erkennt nur ein Hinderniß an, und zwar das, welches die Constitution ihm in den Weg legt; sie und der Geber derselben, der Vater Washington, sind für den Amerikaner unantastbar.

Inzwischen war auch die Zeit gekommen, in der die Baumwolle ihre ersten Kapseln öffnet und die schneeigen Flocken hervorbrechen läßt, welche Zeit die Thätigkeit des Pflanzers ungleich mehr in Anspruch nimmt, als irgend eine andere während des ganzen Jahres. Jeder Farmer war jetzt beschäftigt, die täglich aus den Hülsen hervordringende Baumwolle zu sammeln, und das erste Grauen des Tages fand ihn schon mit Alt und Jung seiner Familie, zu welcher er die Sclaven gleichfalls zählt, in den Feldern zwischen den Reihen der üppigen, mit herrlichen Blüthen übersäeten hohen Stauden hinschreiten

und die langen herabhängenden Troddeln der schneeigen Wolle in Säcke einsammeln, unbekümmert um den schweren Thau, der bei jeder Bewegung wie ein Regen von den Blättern herabrieselt und die Sammler bis auf die Haut durchnäßt, eingedenk, daß dieses Thaubad, wobei gewöhnlich noch der dichte Morgennebel einzuathmen ist, Fieber und andere Krankheiten bringt. ›Geld wurde gemacht,‹ wie der Amerikaner sagt, und dafür wurde ohne Bedenken Gesundheit und Leben auf gut Glück in die Schaale geworfen.

Auch in der Niederlassung des alten Arnold war größere Thätigkeit eingetreten. Bei der Aussaat der Baumwolle hatte er aber nicht wie seine Nachbarn berechnet, wie viel er bestellen, sondern wie viel er mit seinen Arbeitskräften einernten könne, weßhalb diese der gegenwärtigen Arbeit gewachsen waren, ohne sich die nöthige Ruhe entziehen zu müssen.

In der Regel baut der Amerikaner noch einmal so Viel an, als er ernten kann, und wenn dann die Baumwollenstauden ihm ihren Reichthum lockend entgegenhalten, so treibt er sich und die Seinigen während des Tages und selbst eines Theils der Nacht bis zur Erschöpfung zum Einsammeln an, um nach kurzer Ruhe dasselbe Werk an denselben Pflanzen abermals zu beginnen, die viele Monate lang ununterbrochen den reichsten Segen spenden.

Etwas früher als gewöhnlich wurde es jetzt auch in Arnold's Hause des Morgens rege; die alte Frau war schon lange vor Tage bei der Hand, sah in der Küche der Neger nach, daß deren Frühstück gut bereitet wurde, richtete

das Morgenbrod für ihren Mann selbst in dem Kamin ihres Zimmets her, gab den Sclaven, ehe sie in das Feld gingen, einem jeden einen Schluck Branntwein, um sie gegen den schädlichen Nebel zu stählen, und fügte diesem Trunk bei denen, die schon am Fieber gelitten hatten, noch einige Tropfen einer Tinktur bei, welche sie aus der Wurzel des Tulpenbaumes, aus den Stengeln der Weide, aus Wermuth, unreifen Orangen und verschiedenen andern heilkräftigen Substanzen bereitete. Wenn dann der alte Arnold mit den Arbeitern nach dem Felde ging, begleitete sie ihn bis zur Einzäunung und ermahnte ihn beim Abschied, sich in Acht zu nehmen, damit er nicht zu naß würde, denn ihn von der Arbeit zurückzuhalten, das wußte sie, war gänzlich unausführbar.

Frank Arnold hatte es aber gemacht, wie die Nachbarn und hatte so viel Baumwolle ausgesäet, daß er nicht im Stande war, mit dem Einsammeln der Ernte gegen ihr Hervorquellen gleichen Schritt zu halten. Aus diesem Grunde war Ralph Norwood zu ihm gezogen, ihn bei der Arbeit zu unterstützen. Und kräftig half er ihm; im Wetteifer arbeiteten die beiden jungen Männer von Morgen früh bis in die sinkende Nacht, so daß keiner der Neger eine solche Pfundezahl gesammelter Wolle auszeigen konnte, wie sie Ralph beschaffte, denn es machte ihn glücklich, zum ersten Male in seinemLeben das beseligende Bewußtsein mit auf sein Nachtlager zu nehmen, daß er den Tag gut angewandt, daß er in Ausübung eines Geschäfts sich nützlich erwiesen hatte. Niemals war er früher so heiter und zufrieden gestimmt gewesen, als

jetzt, es hatte ihm das Essen nie so herrlich geschmeckt und ein so wohlthuender sanfter Schlaf, wie ihn jetzt allnächtlich umfing, war ihm seit seiner Kindheit fremd geblieben. Recht oft dachte er mit Vorwürfen gegen sich selbst an die verschwendeten Jahre zurück, und sagte sich mit freudigem Stolz, daß er ein anderer Mensch, ein besserer geworden wäre.

Frank Arnold dagegen trieb ein anderer Sporn zu so großer Thätigkeit an, es war seine nächste Zukunft, für die er alle seine Kräfte aufbot. Wie früher erwähnt, war er mit einer jungen Dame in Baltimore verlobt und beabsichtigte dieselbe im kommenden Frühjahr zu heirathen. Seine Niederlassung war aber noch in keiner Weise dazu eingerichtet, einer jungen Frau zum Aufenthalt zu dienen, namentlich nicht einer solchen, die in der vornehmen Gesellschaft, in einer großen Stadt erzogen war. Für sich selbst hätte er nie in seinem Leben eine bessere, eine angenehmere häusliche Einrichtung gewünscht. Das roh von Baumstämmen aufeinandergelegte Blockhaus mit den offenen Spalten zwischen denselben sagte ihm in jeder Weise zu, die frische Luft konnte allenthalben durchziehen, auch selbst bei heftigem Regen, wenn er Thüre und Fensterladen schließen mußte, blieb es hell in dem Zimmer, und mit Freuden hatte er oft das Mondlicht von seinem Lager aus begrüßt, wenn es sich zwischen den Ballen hereinstahl und die wenigen Gegenstände beleuchtete, die jedoch für seinen Junggesellen-Haushalt fast Ueberfluß zu nennen waren. Er besaß drei Stühle, zwei Tische und eine Bettstelle, das heißt, ein

mit Brettern bedecktes Gerüste, welches, mit Bärenhäuten bedeckt, ihm zum Nachtlager diente, und alle diese Gegenstände hatte er selbst verfertigt. Außerdem hatte er einen Wassereimer, einen Kaffeetopf, mehrere Blechnäpfe, einen eisernen Topf zum Brodbacken und eine große eiserne Bratpfanne. Dagegen hatte er aber vierzig Acker Land mit Baumwolle und dreißig mit Mais bepflanzt, die er mit zwei Negern bearbeitete und welche ihm nach einem Durchschnittsüberschlag zwischen zwei- und dreitausend Dollar einbringen mußten.

Der Amerikaner, wenn er sich ansiedelt, richtet zuerst sein Feld ein, tödtete Bäume durch einen tief in das Holz gehauenen Ring, läßt ihre Gerippe stehen, pflügt um dieselben herum, und verdient Geld, während er in einer Hütte lebt und sich frohen Muthes allen nur möglichen Entbehrungen unterzieht. Auf diese Weise ruft er, wie durch einen Zauberschlag die herrlichsten Plantagen in einer Wildniß hervor und erhebt sich vom armen Teufel in unglaublich kurzer Zeit zum reichen Sclavenhalter. Der Deutsche dagegen baut zuerst ein bequemes Haus, sorgt für eine reichlich besetzte Tafel und schmückt seinen Aufenthalt mit zierlichen Staketeneinzäunungen und Blumenbeeten, ehe er an ein Feld denkt. Er verliert somit seine beste Zeit und seine besten Kräfte, und hat er nach Jahren endlich ein Stück Land gereinigt, alle Bäume mit großer Mühe abgehauen und die Wurzeln aus der Erde entfernt, so hat der Amerikaner manchmal schon zwei selbst geschaffene Plantagen verkauft und treibt die

große Zahl seiner erworbenen Sclaven vielleicht schon an, die dritte für ihn herzurichten.

Frank Arnold war nun nicht gesonnen, für den in Aussicht stehenden Verdienst Neger zu kaufen und mit ihrer Hülfe seine Felder zu erweitern, sondern er wollte damit seine Wohnung recht hübsch und bequem einrichten und seiner zukünftigen Frau jede mögliche Annehmlichkeit zu verschaffen suchen, damit ihr der Unterschied zwischen dem Stadt- und Landleben nicht allzu groß erscheine.

Der alte Arnold war in seiner Art ein wohlhabender Mann und würde sicher, wenn sein Sohn ihn darum angesprochen hätte, demselben mit den gewünschten Mitteln unter die Arme gegriffen haben; dies ist aber unter den Amerikanern nicht üblich, man hält an dem Grundsatz fest: ›*Help your self!*‹ und man kennt im Allgemeinen keinen Grund, weßhalb die Eltern bei ihren Lebzeiten den Kindern eine Existenz gründen sollten, da diese es ja selbst thun können, wenn sie Lust dazu haben. Wohl tritt der Pflanzersohn, wenn er zwölf oder dreizehn Jahre alt und stark genug ist, die Axt und den Pflug zu führen, in contractliches Verhältniß zu seinem Vater, arbeitet gegen einen bestimmten Lohn für ihn und schafft sich Vieh und Pferde an, so daß er nach wenigen Jahren sich selbst ein Stück Gouvernementsland nehmen und darauf seine eigene Wirthschaft beginnen kann, wie es denn auch Frank Arnold gemacht hatte. Ehe der junge Mann aber diesen Schritt zu gänzlicher Selbstständigkeit thut, geht er gewöhnlich einige Jahre auf eine der Landschulen, lernt

Rechnen, Lesen und Schreiben, treibt Geschichte, Geographie, Mathematik, Astronomie, sogar Physik, Philosophie, Lateinisch, kurz betritt sofort jedes Feld der Wissenschaft, und sonderbarer Weise reussirt er häufig hiermit eben so gut, wie er es mit Anlegen seiner Farm thut, denn gerade aus diesen Leuten sind die größten Männer Amerika's, ja vielleicht der Welt erstanden.

Frank Arnold hatte aber schon in seiner frühen Jugend eine recht gute Schule besucht, sich in den Wissenschaften umgesehen, kannte die Constitution, die Landesgesetze und die Politik Amerika's so gut, wie Einer und hatte das Bewußtsein, daß er an Bildung keinem seiner nahen und fernen Nachbarn nachstand. Die Georgier hatten ihn schon einmal dadurch ausgezeichnet, daß sie ihn zum Mitglied ihrer Gesetzgebung machten und er fühlte, daß, wenn ihn vielleicht später seine Landsleute zum Abgeordneten nach Washington wählen sollten, er seiner Stellung Ehre machen würde. Wenn ihm auch der Gedanke nie gekommen war, daß er dermaleinst Präsident der Vereinigten Staaten werden möchte, so wußte er doch, daß dies durchaus keine Unmöglichkeit sei. Seine erworbenen Kenntnisse, wo es seine Zeit gestattete, immer noch erweiternd, war er mit ganzer Seele Farmer und suchte seinen höchsten Stolz darin, daß Niemand in der Gegend so schöne reine Felder hatte, Niemand so reiche Ernten erzeugte, als er, und daß seine Heerden aus dem besten Vieh bestanden.

Den Wunsch, seinen Wohnort möglichst bequem und hübsch einzurichten, verlor er auch während der Erntezeit nicht aus den Augen, er nahm fremde Arbeitsleute an, richtete noch ein zweites Blockhaus neben dem ersten auf, verschaffte sich einen Schreiner, der die Oeffnungen zwischen dem Gebälke mit saubern Brettern verschließen mußte, ließ durch denselben eine nette, auf vierkantigen Säulen ruhende Veranda um die durch ein Dach verbundenen Häuser herrichten und dieselbe sowie auch die Zimmer, mit einem gut gearbeiteten Fußboden versehen. Es wurde über der nahen Quelle ein geräumiges Milchhaus erbaut, nahe dem Wohngebäude eine Küche errichtet, eine zierliche Staketeneinzäunung in einiger Entfernung um die Häuser gezogen und daneben ein Garten angelegt. Auch der Obstgarten wurde nicht vergessen, wozu der alte Arnold die besten Pfirsichstämmchen aus seiner Pflanzung hergab, und in welchem viele Hundert Pfirsichkerne da in die Erde gelegt wurden, wo die aus ihnen emporkeimenden Bäume ihren Platz haben sollten; denn einer weitern Pflege bedürfen dieselben in diesem Lande nicht, und man kann im vierten Jahre sicher schon auf die ersten Früchte rechnen.

Mit der Beendigung dieser Arbeiten kam der Winter heran, in diesem Lande die schönste Zeit im Jahre, die reichen Ernten waren eingebracht, die Baumwolle wurde auf Flöße geladen, auf dem Flusse hinunter der Golfküste zugeführt und dort einem Spediteur übergeben, der sie nach New-Orleans zum Verlauf verschiffte.

An allen diesen Beschäftigungen hatte Ralph mit größter Thätigkeit Theil genommen und zugleich seine Sorge auf seine eigenen Heerden verwandt, wobei ihm denn auch wieder Frank Arnold hülfreiche Hand lieh. Sein junges Vieh und seine Füllen waren mit dem nöthigen Brand versehen worden, es war ihnen regelmäßig Salz gegeben, um sie zahm und gesund zu erhalten, und seine jungen Schweine waren an den Ohren gezeichnet, damit er das Eigenthumsrecht an ihnen nachweisen könne.

Alles gedieh unter den regen Händen der beiden kräftigen jungen Männer, und mit stiller Zufriedenheit und Freude wurden sie von den alten Arnolds beobachtet. Oft, wenn die Sonne sich neigte und der kühlende Seewind über die Erde strich, ritten diese glücklichen Eltern zusammen zu ihrem Sohne, um sich, an den Resultaten seiner Thätigkeit zu erfreuen und während seiner Ruhestunden bei ihm zu sein, damit sie ihm den, wenn auch nicht langen Ritt zu ihrem eignen Hause dadurch ersparten; denn wenn es auch mit der Arbeit spät geworden war, so versäumte er doch nicht gern, Abends seine Eltern zu besuchen. Auch über Ralph freuten sich die beiden Alten recht innig und aufrichtig, denn sie hatten ihn bei seinem frühern, ihnen nur zu wohl bekannten Leben schon für verloren gegeben, was ihnen sehr nahe ging, da sein Vater ja ihr ältester, treuester Freund gewesen war, und jetzt sahen sie ihn zu einem so fleißigen guten Menschen umgewandelt und konnten sich selbst sagen, daß sie viel zu dieser glücklichen Veränderung beigetragen hatten.

Madame Arnold versäumte bei diesen Besuchen niemals, ein oder das andere kleine Geschenk für ihren Sohn mitzubringen, welches entweder in frischer Butter, in einem geräucherten Schinken, in einer Seite Speck, einem Korb voll Eiern, Mehl, Kaffee, Zucker, oder andern Gegenständen bestand, die in dem Junggesellen-Haushalt sehr willkommen waren, oder sie hatte einige Kleidungsstücke für Frank angefertigt, wobei sie sicher war, daß sie immer seinem Geschmack zusagten.

In der gegenwärtigen Zeit aber hatten die Besuche der Mutter noch ein besonderes Interesse, denn ihr lag die innere Einrichtung und Ausschmückung des Wohnhauses für den Empfang der Schwiegertochter ob, ein Geschäft, dem sich die Mütter so gern unterziehen. Auf ihre Veranlassung wurden die beiden Zimmer, welche die Wohnung enthielt, mit einer Decke von zusammengefugten Dielen versehen, indem sie behauptete, daß einer Großstädterin der Anblick des hölzernen Schindeldaches über sich und das Licht der Sonne und des Mondes in dessen Fugen besonders auffallend und störend sein müsse, sowie sie es auch durchsetzte, daß man die Fensterlöcher, die bis jetzt nur mittelst Laden geschlossen werden konnten, mit Glasfenstern versehe, wozu man die Scheiben in D… beim Kaufmann Behrend zu erhalten hoffte.

Auf diesen Ort war man überhaupt mit dem Ankauf der nöthigen Möbel und Haushaltsgegenstände angewiesen. Um diesen zu bewerkstelligen, hatte Madame Arnold bestimmt, in der Kürze selbst einen Ritt dorthin zu machen und die Auswahl zu treffen. Wenige Tage vor der

zu dieser Reise festgesetzten Zeit begab sie sich nochmals nach der Wohnung ihres Sohnes, um genau die Maaße der Zimmer zu nehmen, denn sie hatte beschlossen, dieselben sogar mit Teppichen zu versehen und an den Fenstern Vorhänge anzubringen, da sie wußte, daß diese Gegenstände in den Wohnungen der Städter nie fehlten.

»Du scheinst mir so sehr bemüht, Mutter, die Wohnung unserer künftigen Schwiegertochter städtisch auszuschmücken,« sagte der alte Arnold zu seiner Frau, als sie bei hellem Mondlichte auf ihrem Heimweg neben einander hinritten; »es ist doch nicht Besorgniß, daß ihr das Leben mit unserm Frank in so ungewohnten Verhältnissen nicht ganz zusagen möchte? Sie ist allerdings etwas Anderes gewohnt, als man ihr hier bieten kann, denn wenn ich bedenke, wie die reichen Leute in den großen Städten, z. B. in New-Orleans, leben, und betrachte unsere elenden Hütten, dann, scheint es mir, wird sie freilich einen bedeutenden Unterschied finden; ihr Vater soll ein großes Haus in Baltimore machen, wie uns Frank mittheilte.«

»Das Leben mit unserm Frank nicht ganz zusagen?« erwiederte die Frau rasch und verwundert. »Alter, wo denkst Du hin, mit Frank? Ei, da möchte ich doch einmal Verhältnisse sehen, die einem Mädchen das Leben mit ihm verleiten könnten. Schönere und bessere Röcke mögen die Gentlemen in den Städten wohl haben, aber schönere und bessere Männer sind sie sicher nicht, als Frank, und Eleanor heirathet nicht seine Kleider oder seine Wohnung, sie heirathet ihn selbst. Nein, Väterchen,

das verstehst Du nicht, was ein solcher Mann einem Weibe werth sein muß. Sie hat ihn ja in seinem einfachen Farmerrock den feinen Baltimorer Herren vorgezogen und konnte von seinen Kleidern auf sein Haus schließen, dennoch muß sie ihn sehr lieb haben, wie mir aus Franks Erzählung und aus ihren vielen Briefen an ihn und an uns hervorgeht; und hat sie ihn lieb, nun, dann ist jede Hütte ein Palast für sie, wenn er sie als seine Frau hineinführt. Nein, sei deßhalb ohne Sorgen. Ich wünsche aber die Einrichtung so hübsch zu machen, als wir es in diesem Lande zu thun im Stande sind, damit sie in dieser Beziehung mehr findet, als sie erwartet; doch soll es Nichts dazu beitragen, ihr das Leben mit Frank mehr zusagen zu lassen.«

»Du hast wohl Recht, Mutter, aber Gewohnheiten von Jugend auf werden dem Menschen zum Bedürfniß und sind mitunter schwer abzulegen,« erwiederte Arnold.

»Nein, lieber Arnold, wir bringen keine Gewohnheiten mit in die Ehe, Ihr nehmt uns in Euer Leben auf, wir beginnen ein neues, Ihr setzt das Eurige nur fort und gebt mitunter, wenn Ihr uns recht lieb habt, auch wohl uns zu Gefallen eine Gewohnheit, die uns nicht angenehm ist, auf. Ihr habt uns das Recht, einen Lebensgefährten zu wählen, abscheulicher Weise genommen, sonst würde ich Dir zuvorgekommen sein und um Dich gefreit haben. Dann wäre es Dir aber viel schlimmer ergangen, ich hätte Dir ganz andere Bedingungen vorgeschrieben,« sagte die muntere Frau scherzend, indem sie ihrem Manne die Hand reichte.

»Nun, wenn Frank nur halb so glücklich wird, als es der Himmel uns werden ließ, so kann er schon zufrieden sein.«

»Und ist Eleanor seiner werth, so wird Beider Glück nicht geringer sein, als das unsrige,« fiel Madame Arnold ein und fuhr nach einigen Augenblicken fort:

»Höre, Vater, ich habe daran gedacht, daß wir die Einrichtung in Franks Wohnung bezahlen; der Junge hat so tüchtig gearbeitet, er soll das Geld behalten, welches er für seine Baumwolle empfängt, und zu der Reise können wir ihm auch wohl das Nöthige geben. Er bekommt ja doch einmal Alles, was wir besitzen, und schwerlich wird es ihm dann so viel Freude machen, als wenn wir es ihm selbst geben.«

»Sehr gern stimme ich Dir bei; hättest Du es aber nicht vorgeschlagen, ich würde wahrlich gar nicht daran gedacht haben. Wir wollen nun aber auch Nichts sparen, das Beste soll uns gut genug sein,« antwortete der Alte vergnügt und zuckte wiederholt an dem Zügel, um sein Pferd aufzumuntern.

»Es ist mir lieb, daß Ralph unsern Sohn zur Hochzeit begleiten will, denn eine lange Reise ist es,« fuhr er fort. »Wer weiß, er folgt vielleicht Franks Beispiel und sucht sich auch eine Frau aus. Ich wünsche es für ihn von ganzem Herzen und zwar, daß er eine recht gute bekäme, dann würde er sich nie wieder nach seinem frühern leichtsinnigen Leben zurücksehnen.«

»Daran war der gute alte Norwood selbst Schuld, er mußte den Jungen nicht so früh von sich und sich selbst

überlassen; er hätte ihn sollen zu Hause zur Arbeit anhalten, und ihn dann erst zur Schule schicken, wenn er mit den Jahren zu reiferem Verstand gekommen war, wie wir es mit Frank gethan haben. Auch ich hoffe und wünsche, daß er nicht wieder in seine alten Gewohnheiten zurückfallen möge; hier bei uns und bei Frank hatte er keine Gelegenheit dazu, in einer großen Stadt aber ist es gefährlich,« bemerkte Madame Arnold.

»Frank ist ja bei ihm, und wird ihn schon überwachen,« erwiederte ihr Mann, und plaudernd eilten die beiden alten Leute heimwärts durch den einsamen stillen Wald auf dem, kaum für zwei Pferde breiten Wege hin, den Frank bei Anlegung seiner Farm ausgehauen hatte und der noch von keinem andern, als von seinem Wagen befahren worden war.

Capitel 8.

Die Reise. – Der Einkauf. – Das Gewitter. – Der Zeitungsartikel. – Die Abfahrt. – Der versunkene Wagen. – Guter Rath. – Das hohe Wasser. – Nachtlager. – Heimliche Freude. –«

Wenn auch ein Ritt von sechs Meilen nach D… hin und zurück nur als ein Spazierritt betrachtet wurde, so war er doch für Madame Arnold, die so selten die Grenzen ihres Eigenthums überschritt, ein Unternehmen, welches ihr Veranlassung zu vielen Vorbereitungen gab. Der Reitrock, der schon lange Jahre gedient hatte, mußte ausgebessert, der weiß leinene Sonnenhut mußte gewaschen und gebleicht werden, der große baumwollene Regenschirm bedurfte einiger Reparaturen, und vielerlei Haushaltsgeschäfte waren zu beseitigen, ehe die Reise angetreten werden konnte. Hierher gehörte das Einschmelzen vorräthiger Honigzellen zu reinen Wachstafeln, das Einpacken des gesammelten Rinds- und Hirschtalgs, das Zusammenbinden von getrockneten Häuten und das Bereithalten anderer Gegenstände, die mit nach D… genommen werden sollten, um sie dort zu verwerthen. Schon seit mehreren Tagen hatte Madame Arnold aufgeschrieben, was sie Alles, sowohl für ihren Sohn als auch zu ihrem eigenen Bedarf einzukaufen hatte, und oft während des Tages öffnete sie die große Hausbibel, in

welcher sie dieses Notizblatt aufbewahrt hielt, um es prüfend durchzulesen und etwaige neue Bemerkungen hinzuzufügen. Den Vorrath an baarem Gelde, welches theils in Banknoten, theils in Gold bestand, sah sie nach, berechnete die Schuldscheine, die sie von vielen Nachbarn in Händen hatte und die sie an Zahlungsstatt verwenden konnte, und überschlug die Summen, welche sie theils an Behrend, theils an andere Bewohner von D… zu fordern hatte, um sicher zu sein, über welchen Betrag sie gleich verfügen könne; denn das Geldwesen hatte sie allein unter Händen und führte sehr genaue Rechnung darüber.

Der Morgen zur Abreise nahte heran und mit Tagesanbruch fand sich Frank, von Ralph begleitet, mit einem, von zwei kräftigen Pferden gezogenen leichten Wagen vor dem Hause seiner Eltern ein, und begab sich gleich an die Arbeit, die von seiner Mutter bereit gehaltenen Gegenstände darauf zu verpacken. Während dieser Zeit war das Frühstück zugerichtet, Madame Arnold erschien in einem neuen bunten Kattunkleid, welches sie sorgfältig aufgesteckt hatte, um es beim Auftragen der Speisen nicht zu beschmutzen, der alte Herr, der unter der Veranda gesessen und dem Beladen des Wagens zugesehen hatte, legte seine kleine Pfeife auf die Fensterbank und folgte mit den beiden jungen Männern der Aufforderung seiner Frau, zu Tische zu kommen.

»Du bist ja so geschäftig, Frau,« sagte er, indem er sich niedersetzte und sie mit einem wohlgefälligen Lächeln anblickte, »gerade, als ob Du auf eine lange Reise gehen wolltest.«

»Nun sieh' mir einmal Einer den Alten an, als ob wohl sonst Jemand Etwas besorgte. Muß ich denn nicht Alles thun? Wer hätte denn wohl die Sachen sämmtlich fertig gemacht, wenn ich es nicht gethan hätte? Ihr Männer, wenn Ihr nur immer befehlen und zusehen könnt, und dann habt Ihr doch noch immer Etwas auszusetzen. Komm, trinke Deinen Kaffee, und dann werde ich Dir das Halstuch umbinden,« antwortete die Frau scherzend, indem sie den Kaffee einschenkte.

»Ach was, Halstuch, wozu brauche ich ein Halstuch umzubinden?«

»Wozu? weil Du die Ehre haben wirst, Deine Frau zu begleiten, welche die Leute gern sehen läßt, daß sie auf ihren Mann Etwas hält und ihn auch bei guten Manieren zu halten weiß. Das Halstuch wird umgebunden, Männchen, und zwar mit einer recht großen Schleife.«

»Hoho, daraus wird nun einmal Nichts, Madame, da sähe ich ja aus, wie ein Freiersmann, *die* Zeiten sind vorbei.«

»Noch lange nicht, sollst sehen, wie gut es Dir steht,« erwiederte Madame Arnold, indem sie laut auflachte und Alle mit einstimmten.

Nach dem Frühstück holten Frank und Ralph zwei Maulthiere aus der Einzäunung, wo die Arbeitsthiere übernachteten, legten ihnen Geschirre auf und spannten sie vor die beiden Pferde an den Wagen, da vorauszusehen war, daß die Rückfracht eine schwere werden würde.

Während dieser Zeit hatte Bob auch die Reitpferde für die beiden alten Leute vorgeführt, Madame Arnold trat

mit dem weißen Sonnenhut, dessen Seiten bis über ihre Schultern herabhingen, mit der einen Hand ihren Reitrock aufhebend, in der andern eine Reitgerte haltend, unter die Veranda und schaute wohlgefällig auf ihren Mann, der mit der schön gebundenen großen Schleife im Halstuch zu ihrem Pferde schritt und dasselbe vor die Veranda führte, damit sie von da bequem in den Sattel steigen könne. Dann bestieg er selbst sein Pferd, die beiden jungen Männer nahmen Platz auf dem Wagen und der Zug setzte sich, von Bob auf einem Maulthier gefolgt, in Bewegung.

Der Morgen war kühl und erquickend, die Luft rauschte von Westen her frisch durch den undurchdringlich dichten Wald, durch den die Straße führte, und die himmelhohen Bäume wehrten die Strahlen der prächtig aufsteigenden Sonne von den Reisenden ab. In den Gräben und Vertiefungen, durch welche der Weg führte, schwebte noch, wie ein leichter Flor, der sinkende nächtliche Nebel, die Gräser und Pflanzen beugten sich unter dem schweren Thau und wo zwischen den Baumstämmen eine Riesenspinne ihr ungeheueres Netz ausgespannt hatte, war dasselbe mit glänzenden Thauperlen bedeckt.

Der alte Arnold ritt mit seiner Frau voran, die in der muntersten, redseligsten Laune mit ihm und mit den jungen Leuten, die auf dem Wagen nachfolgten, sich unterhielt und bald auf deren, bald auf ihre eigenen Kosten einen Scherz anbrachte. Als sie aber die Hälfte des Weges zurückgelegt hatten und aus dem Walde in die Prairie zogen, trafen sie die Sonnenstrahlen sehr heiß

und drückend und Madame Arnold entfaltete den großen Regenschirm, um sich gegen sie zu schützen. Der Wind jedoch begünstigte die Reisenden, nicht allein, daß er die Hitze milderte, er wehte auch die unter den Füßen der Thiere aufsteigenden Staubwolken rasch zur Seite. Noch ehe die Sonne die ganze Gewalt ihrer Strahlen entwickelte, erreichten die Reisenden das Ziel ihrer Wanderschaft und wurden von dem Wirth, Herrn Dennis, mit der allergrößten Aufmerksamkeit als seltene, willkommene und sehr ehrenwerthe Gäste empfangen, nachdem sie im Vorüberziehen bei dem Kaufmann Behrend angehalten und die mitgebrachte Ladung bei ihm zurückgelassen hatten.

Die Pferde und Maulthiere wurden in den Stall geführt, Bob erhielt den strengsten Befehl, dieselben keinen Augenblick zu verlassen und Ralph rieth dem freundlichen Wirth, dafür Sorge zu tragen, daß sein Stall rein von Stecknadeln bleibe.

»Aber, mein Gott, Herr Norwood, haben Sie denn den kleinen Unfall noch nicht vergessen?« antwortete dieser. »Ich glaube wahrhaftig, Sie haben immer noch meine Leute in Verdacht. Man pflegt den Dieb stets weit zu suchen, obgleich er oft nahe bei ist. Es waren noch andere Fremde außer Ihnen in meinem Hause.«

»Wenn Sie etwa den jungen Garrett damit meinen, so muß ich Ihnen sagen, Herr Dennis, daß er ein Gentleman ist, und daß ich ihm weit weniger das Bubenstück zutraue, als andern Leuten, die eher ein Interesse bei dessen Ausführung haben konnten,« antwortete Ralph heftig, warf dem Wirth einen drohenden Blick zu, und folgte

seinen Reisegefährten, von denen Madame Arnold, nachdem sie aus ihrem Reitüberwurf getreten und ihn nebst Reitgerte und Regenschirm zu ihrem Sattel unter der Veranda auf den Fußboden niedergelegt hatte, mit ihrer großen Reisetasche am Arm, ihrem Manne und Sohne voranschritt, um sich zu Herrn Behrend zu begeben.

Der Kaufmann hatte schnell Vorbereitungen getroffen, um die ehrenwerthen Freunde zu empfangen, er hatte einen großen Armstuhl aus seinem Privatzimmer geholt und in die Mitte des Ladens vor den Zahltisch gestellt, damit Madame Arnold darin Platz nehmen solle, einen Teller mit kleinen Honigkuchen und einen solchen mit herrlichen Feigen auf den Tisch getragen, auch eine Caraffine mit altem holländischen Genever, eine Kanne mit frischem Wasser, Zucker und die nöthigen Gläser dabei gestellt, damit die Reisenden sich hier in dem kühlen Laden, durch den die Luft erfrischend hinzog, von ihrem Ritt erholen und sich laben möchten. Nachdem Madame Arnold den ihr gebotenen Sitz in dem Armstuhl eingenommen und auch Kuchen und Obst, welches Herr Behrend ihr höflich darreichte, gekostet hatte, sagte sie zu ihm:

»Zunächst, Herr Behrend, wünsche ich zu wissen, wie hoch Sie meine mitgebrachten Sachen annehmen wollen, damit ich darnach meine Einkäufe bei Ihnen einrichte, denn je besser ich jene verwerthe, desto größer sollen diese ausfallen. Sie wissen, ich habe den Wagen mit Vieren bespannt und können daraus schließen, daß ich eine schwere Fracht nach Hause zu führen gedenke.«

»Auch ohne die angenehme Aussicht, eine große Rechnung mit Ihnen zu machen, würde ich Ihnen für Ihre Waaren den höchsten Preis bewilligen; alte Freunde und langjährige gute Kunden muß man sich zu erhalten suchen. Ich habe die Gegenstände schon nachgesehen und wiegen lassen, sogleich will ich Ihnen den Betrag, zu dem ich sie annehmen kann, aufgeben. Wenn ich nur mehr solcher Lieferanten, wie Sie, im Lande hätte, von Niemandem erhalte ich so schönes, reines Wachs und so sauberes Talg, als von Ihnen,« erwiederte der Kaufmann schmeichelnd und ging an den kleinen, aus Brettern zusammengenagelten Schreibpult in der Ecke des Ladens, welcher durch ein Loch in der Wand das nöthige Licht bekam.

Die Berechnung über besagte Gegenstände hatte er bereits ausgefertigt auf dem Pulte liegen, doch hatte er darin bedeutend niedrigere Preise angesetzt, als ihm jetzt in Berücksichtigung des vierspännigen Wagens passend erschien, weßhalb er ein anderes Stück Papier nahm und die Rechnung von Neuem aufstellte.

»Fünf und vierzig Dollar ist der Betrag für Ihre Waaren und ich habe die Preise so hoch berechnet, wie sie nicht wohl ein Anderer dafür würde geben können, doch weil die Artikel so vorzüglich behandelt sind und da ich es mir zur besondern Ehre anrechne, mit Ihnen zu handeln, gebe ich gern etwas mehr,« sagte der Kaufmann, indem er von dem Pulte zu Madame Arnold trat und ihr die Rechnung überreichte.

»Ganz gut, Herr Behrend, wir werden leicht handelseins,« sagte sie, als sie die Preise überblickt hatte und zog ihr Notizblatt aus der Reisetasche hervor. »Nun will ich Ihnen auch sagen, was mich eigentlich zu Ihnen führt,« fuhr sie dann fort und warf einen heitern Blick seitwärts auf ihren Sohn, der auf einem Waarenballen Platz genommen hatte und die Schneide einer Axt prüfte. »Ich komme, um eine Ausstattung für die Wohnung und den Haushalt unseres lieben Sohnes bei Ihnen zu kaufen, damit er mit Anstand eine junge Frau darin empfangen kann. Er wird sich mit Gottes Hülfe und unter unserm Segen bald verheirathen.«

»Ei, ei, gratulire von ganzem Herzen,« sagte der Kaufmann und verbeugte sich mit freudiger Theilnahme zuerst gegen die Eltern und dann gegen Frank.

»Ja, nun können Sie nur alle Ihre Kisten öffnen, das Beste ist uns gut genug und auf den Preis kommt es nicht an,« fiel der alte Arnold ein, der bis jetzt dem Gespräch keine Aufmerksamkeit geschenkt und, im Laden umhergehend, die hier ausgestellten Waaren in Augenschein genommen hatte.

Madame Arnold aber warf ihm einen bedeutungsvollen Blick zu, als wolle sie ihm sagen: »Wie kannst Du nur so thöricht sein und mir den Handel so verderben?«

»Das heißt, wenn der Preis im Verhältniß zu der Waare ein billiger zu nennen ist, da sonst unser Sohn die Sachen in Baltimore kaufen und vor seiner Rückkehr uns hierher senden kann. Dann würden wir sie sicher bedeutend billiger erhalten, aber wenn wir Herrn Behrend einen kleinen

Verdienst zuwenden können, so soll es gern geschehen, er wird schon sein Möglichstes dabei thun,« fiel Madame Arnold ihrem Manne rasch in die Rede, indem sie sich an den Kaufmann wandte und das Notizblatt entfaltete, auf welchem sie die anzuschaffenden Artikel aufgezeichnet hatte.

»Zuerst, Herr Behrend, haben Sie wohl eine grosse Bettstelle mit hohen Eckpfosten? Es muß aber etwas Schönes sein,« fuhr sie fort, indem sie sich, wie zum Geschäft bereit, aus dem Armstuhl erhob und ein zierliches silbernes Bleistift aus der Tasche nahm.

»Wollen Sie sich gefälligst dort hinüber bemühen, dort steht eine solche von Mahagoniholz mit schön bemaltem Betthimmel, so elegant, wie Sie solche nur in New-York oder Baltimore finden können.«

»Und der Preis?« fragte Madame Arnold, die einzelnen Theile des Möbels betrachtend.

»Vierzig Dollar; sie kostet mich selbst fünf und dreißig, wenn ich alle Kosten darauf berechne.«

»Das ist ein zu hoher Anfangspunkt für unsern Handel, Herr Behrend, Sie müssen einige Stufen herabsteigen. Ich gebe Ihnen fünf und zwanzig Dollar.«

»Nicht möglich, Madame Arnold, dabei müßte ich Schaden leiden.«

»So wollen wir die Bettstelle in Baltimore anschaffen, dann müssen wir aber auch alles Zubehör dort kaufen, sonst paßt es nicht zusammen,« erwiederte Madame Arnold gelassen und wandte sich von dem in Rede stehenden Gegenstande ab.

»Erlauben Sie einen Augenblick, Madame, ich will doch noch einmal nachsehen, wie hoch sie mir zu stehen kommt; man kann die Sachen unmöglich alle im Kopf behalten,« sagte der Kaufmann und ging zu seinem Pulte, wo er in einem großen Buche blätterte. »Ich habe mich wirklich um eine Kleinigkeit geirrt. Ich kann sie Ihnen für dreißig Dollar ablassen.«

»Und in Aussicht auf ein großes Geschäft geben Sie dieselbe zu fünf und zwanzig. Nicht wahr, Herr Behrend?«

»Die Bettstelle ist schön, liebe Frau,« flüsterte der alte Arnold dieser zu.

»Laß mich nur machen, Männchen, das verstehst Du nicht,« sagte die Frau lächelnd zu ihrem Manne und wandte sich wieder zu Behrend:

»Nun, was meinen Sie, soll ich sie haben?«

»Wenn Sie einmal darauf bestehen, so darf ich es Ihnen nicht abschlagen.«

»Schön, Herr Behrend, fünf und zwanzig Dollar,« sagte Madame Arnold, indem sie den Preis notirte, »nun ein recht schönes, feines Mosquitonetz, Sie wissen, die Mosquitos sind sehr bös bei uns.«

So wurde nun ein Artikel nach dem andern vorgenommen und angekauft und in einigen Stunden schien wirklich in dem Laden des Herrn Behrend Alles das Oberste nach unten gekehrt zu sein, denn als es an die Ellenwaaren ging, mußte der Kaufmann manchmal ein Dutzend Stücke Zeug öffnen, ehe die sehr eigene Frau das

Gewünschte fand. Auch der Porzellanvorrath, das Kochgeschirr, die Glaswaaren, die Eisen- und Messingwaaren wurden untersucht und ausgewählt, und noch waren die Gegenstände, die das Notizblatt enthielt, nicht vollständig erhandelt, als die Schelle, welche zu Tisch rief, vom Wirthshause herübertönte und Madame Arnold den Kaufmann bat, nur Alles so ruhen zu lassen, bis sie nach dem Essen wieder erscheinen würde, um den Einkauf zu beendigen. Zugleich ersuchte sie ihn, die gekauften Gegenstände während dieser Zeit zu verpacken und zum Verladen fertig zu machen. Darauf begleitete Herr Behrend Madame Arnold bis in die Straße und wünschte ihr eine gesegnete Mahlzeit.

»So, Vater, nun geht Dein Regiment wieder an, zum Handeln seid Ihr Männer nun einmal nicht geboren, das müßt Ihr uns überlassen,« sagte die heitere Frau mit Selbstzufriedenheitund nahm den Arm ihres Gatten, der ihr denselben mit den Worten reichte:

»Weil wir uns schämen, die gestellte Forderung eines Mannes so abzuhandeln und ihm so viel Mühe zu verursachen, wie Ihr es thut. Du hast ja den ganzen Laden umgekehrt.«

»Nein, weil wir es verstehen, Eure Galanterie zu benutzen. Das ist ja die einzige Waffe des schwächern, oder schönern Geschlechts,« erwiederte Madame Arnold scherzend und so erreichten sie das Gasthaus, wo Herr Dennis sie empfing und sie nach dem Speisesaale führte. Dort erwarteten sie die gewöhnlichen Tischgäste aus

dem Orte und mehrere Leute vom Lande; sie standen hinter ihren Stühlen und harrten des Augenblicks, wo sich Madame Arnold niedergelassen haben würde, um dann gleichfalls Platz zu nehmen, denn der Amerikaner läßt auch an öffentlichen Tafeln den Damen dies Vorrecht.

Vergebens sah sich Ralph Norwood nach seinem Bekannten, dem Herrn Garrett, um, und als er den Wirth nach ihm fragte, sagte dieser:

»Der junge Mann ist mit einem gewissen Herrn Mac Dower abgereist, der am selbigen Abend hier eintraf, als Sie uns verließen. Er schien sehr mit ihm befreundet und, sowie er, in Columbus Geschäfte zu haben. Auch Herr Soublett ist verschwunden, hat aber vergessen, seine Rechnungen hier im Ort zu bezahlen, hoffentlich hält ihn dies kleine Versehen ab, wieder zurückzukehren. Er war auch sehr mit Herrn Garrett befreundet.«

Ralph gab keine Antwort, der Name Mac Dower rief Erinnerungen in ihm zurück, deren er sich schämte und es that ihm leid, daß ein so liebenswürdiger, anständiger junger Mann, wie Garrett, in so böse, gefährliche Gesellschaft gerathen sein sollte.

Noch war das Mittagessen nicht beendigt, als ein heftiger Donnerschlag das hölzerne Gebäude in allen seinen Fugen erbeben ließ und das schwere Gewitter verkündete, welches am Himmel aufgestiegen war.

Der Nachtisch, der in Buchweizenkuchen, wozu Syrup gereicht wurde, bestand, war schnell verzehrt, die Stammgäste eilten ihren Geschäftslokalen zu, die Leute von dem Lande schritten in das Freie hinaus, um den

Himmel zu betrachten und zu überlegen, ob sie vielleicht noch vor Ausbruch des Regens ihre Heimath erreichen könnten, und die Familie Arnold nebst Ralph begab sich eilig in den Kaufladen zurück, um die Geschäfte zu beendigen. Kaum waren sie dort unter der Veranda angelangt, als es heftig zu regnen begann und Blitz und Donner rasch aufeinander folgten. Die schweren Wolkenmassen, die von Norden und von Süden her am Himmel aufgezogen waren, verfinsterten das Tageslicht und bald war es so dunkel in dem Laden des Herrn Behrend, daß Madame Arnold nur noch mit Mühe ihre Auswahl unter den ihr gebotenen Gegenständen treffen konnte. Dabei erhob sich jetzt der Wind, trieb den Regen in Strömen gegen das Blockhaus und schüttelte die Schindeln auf dem Dache.

»Das wird eine schwierige Heimreise geben,« sagte Madame Arnold, und sah nach der Thür hin, bis vor welche der Regen unter der Veranda hereinschlug.

»Gestrenge Herren regieren nicht lange,« bemerkte der alte Arnold, der seine Pfeife angezündet und sich mit dem Stuhle rückwärts gegen den Thürpfosten gelehnt hatte.

»Im Nothfall bleiben Sie diese Nacht bei mir, Madame. Arnold, die Ehre ist uns doch noch nicht widerfahren,« sagte der Kaufmann.

»Ach nein, Herr Behrend, ein bischen Regen muß eine Pflanzerfrau nicht von Hause fern halten. Mein Putz kann es vertragen, naß zu werden, und ich selbst bin es gewohnt. Wenn das Gewitter nur nicht zu lange anhält,

so daß wir nicht in der Dunkelheit zu reisen brauchen,« erwiederte die Frau.

»Und wenn nur die Gewässer nicht zu hoch werden. Der Sandbach ist nach solchem Guß ein schlimmes Wasser, obgleich wir sein Bett heute früh trocken fanden,« sagte der alte Arnold und sah über die Schulter in den Regen hinaus.

Der Donner rollte um den ganzen Horizont und das Wasser fiel wie ein Wolkenbruch herab, so daß sich von allen Seiten her Bäche zwischen den einzeln stehenden Häusern bildeten und Steine, Reisig und Scheitholz mit sich fort führten.

Wie aber der alte Arnold es vorausgesagt hatte, das Gewitter war bald vorüber gezogen, der blaue Himmel brach durch und die Sonne schien wieder heiter auf die durchnäßte Erde, über der jetzt ein Schleier von Wasserdämpfen aufstieg. Madame Arnold hatte ihren Einkauf bei Herrn Behrend beendigt, sie hatte ihn theils mit ihrem Guthaben an ihm, theils mit Schuldscheinen und mit baarem Gelde bezahlt und sich eine Quittung von ihm geben lassen, während welcher Zeit Frank den Wagen vor dessen Haus gefahren und Bob die Reitthiere an nahestehende Bäume gebunden hatte.

Die Männer beeilten sich nun, die eingekauften Gegenstände auf den Wagen zu bringen, indeß Madame Arnold unter der Veranda saß und das Verpacken und Aufladen beaufsichtigte und wiederholt Vorsicht anempfahl. Die Ladung war groß, doch gelang es, Alles auf dem Wagen unterzubringen und auf einem Sack mit Kaffee einen Sitz

für Frank und Ralph frei zu lassen. Während die jungen Leute die letzten Einrichtungen auf dem Wagen trafen, hatte der alte Arnold eine New-Yorker Zeitung ergriffen und sie flüchtig durchblickt.

»Nun, das muß ich gestehen, – das ist unerhört – die Zeitungen sind doch immer bereit, Lügen und Schlechtigleiten aufzunehmen,« sagte er plötzlich und setzte, indem er sich zu den Umstehenden wandte, hinzu:

»Hört nur, was man von New-York schreibt.« Dann las er:

»Kürzlich haben die Indianer in Florida unter Anführung des berüchtigten Häuptlings Tallihadjo mehrere Pflanzerfamilien aus der Nähe von Tallahassee bei Nacht überfallen, ihre sämmtlichen Mitglieder, einige dreißig an der Zahl, gebunden auf Pferden davon geführt, und nachdem sie die Frauen und Mädchen arg mißhandelt, haben sie die Männer auf die grausamste Weise verstümmelt, sie Alle auf einen Scheiterhaufen geworfen und verbrannt. Haben wir noch ein Gouvernement, und warum haben wir es? Kann man es in Washington länger mit ansehen, daß eine Bande von Kannibalen friedliche, gesittete Mitglieder unserer erleuchteten, hochherzigen Nation schlachtet, und kann es jene Ungeheuer länger ungestraft in dem Besitz eines unserer schönsten Länder lassen? Man sagt, daß eine Anzahl der benachbarten Georgier die verabscheuungswürdigen Wilden in Schutz genommen habe, wahrscheinlich, weil sie einen elenden Verdienst von denselben ziehen. Hurrah, Ihr Amerikaner,

duldet solche Greuelthaten nicht und rächt das Blut Eurer Brüder und Schwestern!«

»Nein, das ist denn doch zu toll,« sagte der alte Arnold, nachdem er diesen Zeitungsartikel vorgelesen hatte und ließ die Hand mit dem Blatt auf das Knie sinken. »Die Habgier nach dem Lande der armen, unglücklichen Indianer ist zu groß, man gönnt ihnen nicht einmal dies kleine Stückchen, welches ihnen von den ihnen abgenommenen, unermeßlichen Landstrichen noch übriggeblieben ist, und fordert eine hochherzige Nation öffentlich auf, eine Schandthat zu begehen. Welcher Mann, der ein menschliches Herz in der Brust trägt, kann solchen verruchten Absichten das Wort reden und wer kann es den unglücklichen Seminolen verargen, wenn sie sich gegen ein solches Vernichtungswerk empören?!«

»Entsetzlich!« sagte Madame Arnold, »und erhebt sich dagegen keine Stimme unter den Georgiern? es ist ja ein öffentlicher Angriff auf unsere Ehre!«

»Unbegreiflich, daß ich den Artikel nicht bemerkt habe, ich hatte doch auch die Zeitung gelesen,« fiel der Kaufmann ein, »man darf in der That nicht dazu schweigen!«

»Ich werde die Wahrheit über diesen Fall in der ›*Baltimore Chronicle*‹ bekannt machen, sobald ich dorthin komme, und werde einen Vergleich zwischen dem Charakter der Seminolen und dem der größeren Zahl der weißen Bewohner Florida's ziehen. Meinen Namen sollen diese Herren darunter finden, damit sie wissen, an wen sie sich zu halten haben, wenn sie sich verletzt glauben,« sagte

Frank heftig, der mit Entrüstung seinem Vater zugehört hatte, und auch Ralph sprach sich feurig zu Gunsten der Seminolen aus. Dann wurde schnell das Beladen des Wagens beendigt, Madame Arnold machte sich zur Abreise parat, die Pferde wurden bestiegen, die jungen Männer nahmen ihren Platz auf dem Wagen wieder ein, und nach einem herzlichen Abschied von Herrn Behrend, wobei dieser seinen Dank für das geschenkte Vertrauen und die Bitte um fernere Gewogenheit wiederholt aussprach, traten die Reisenden ihren Heimweg an.

Die Sonne stand schon ziemlich niedrig, doch die Luft wehte kühl und angenehm, so daß Frank den Zugthieren zusprechen und sie, trotz der schweren Ladung, die sie führten, in einem raschen Schritt erhalten konnte. In dem Walde bewältigten dieselben die Last, und wenn auch hier und dort in einer Vertiefung der Wagen einen Augenblick anhielt, so brachte ihn doch ein frischer Zug gleich wieder in seine vorige Bewegung. Als man aber die offene Prairie erreichte, auf deren ebener Fläche das Wasser nicht hatte abfließen können; wurde den Thieren das Ziehen von Minute zu Minute schwerer, sie traten immer tiefer in den schwarzen, kleberigen Boden ein, die Räder des Wagens sanken bis an ihre Axen in den Grund und bald war alles Zusprechen, alles Peitschen fruchtlos; das Fuhrwerk stand still.

Die beiden jungen Männer waren vom Wagen gesprungen, der alte Arnold war von seinem Pferd gestiegen, gab seiner Frau den Zügel desselben, und nahm selbst die Leitriemen der Zugthiere und die Peitsche, während Frank

und Ralph in die Räder faßten, um den abermals angetriebenen Thieren Hülfe zu gewähren.

»Es ist unmöglich, Vater, sie ziehen den Wagen nicht heraus, und glückte es auch auf diesem Platz, so sitzen wir doch bald wieder auf einem andern fest!« sagte Frank, indem er von dem Rad zurücktrat und sich die Hände in dem hohen Grase vom Schlamm reinigte.

»Ja, da ist gutes Rath theuer, ich weiß nicht, was wir beginnen sollen!« erwiederte der alte Arnold und blickte nach seiner Frau auf, als wolle er ihr sagen, daß die Lage ihm um ihretwillen sehr unangenehm wäre.

»Weißt Du es nicht, nun dann muß Dir wohl Deine Frau aus der Noth helfen,« sagte Madame Arnold lächelnd, »die Sache ist ganz einfach: wir spannen unsere beiden Pferde mit an; bessere Zugthiere giebt es in Georgien nicht. Du hast doch Stricke auf dem Wagen, Frank?«

»Hinreichend, Mutter, aber wie sollen wir die Reitpferde vorspannen? wir haben keine Geschirre,« antwortete dieser.

»O, Du junger Frontiermann, weißt Du Dir so wenig zu helfen? Nimm die Axt, reite auf Deines Vaters Pferd in das Holz zurück und hole mir von dem Stamme einer jungen Platane ein Stück, acht Fuß lang und recht glatt von Rinde, ich will Dir dann zeigen, wie man aus der Noth eine Tugend macht.«

Frank folgte rasch der Weisung seiner Mutter, während der alte Herr und Ralph sie verwundert anblickten, als verlangten sie Aufschluß über ihren Plan. Doch sie lachte herzlich und sagte:

»Werdet es schon sehen und bekennen, daß wir Frauen uns besser zu helfen wissen, als Ihr Männer.«

Bald war Frank mit dem verlangten Stück Holz zurück; Madame Arnold war unterdessen gleichfalls abgestiegen und führte die beiden Reitpferde neben einander vor die Maulthiere. Ihr Sohn mußte die Stricke vom Wagen nehmen, das Stück Holz ließ sie nun quer vor die Brust der beiden Pferde legen und mittelst Stricken an ihre Nacken befestigen; dann ließ sie ein starkes Seil in der Mitte des Holzes anschlingen, das andere Ende desselben zwischen den Pferden und Maulthieren durch an die Wagendeichsel binden und die Aufgabe war gelöst.

»So, nun helft mir wieder in meinen Sattel, Du, Mann, besteige Dein Pferd und Ihr jungen Burschen geht hübsch nebenher, dann werden wir bald die Prairie hinter uns lassen und im Wald nehmen wir den Vorspann wieder ab.

Mit Lachen und Scherzen wurde Dieses ausgeführt; die beiden Reitpferde legten sich kräftig mit der Brust gegen das Holz, die übrigen Zugthiere thaten willig ihr Möglichstes und im Augenblick war der Wagen wieder im Gange. Madame Arnold hörte nicht auf, die Männer zu necken, bis sie den Wald erreicht hatten, wo der feste Boden den Vorspann unnöthig machte und den Reitpferden ihr unbequemes Geschirr abgenommen wurde.

So schnell aber auch die Erfindung der alten Frau in's Werk gesetzt war, so hatte es doch Aufenthalt verursacht und die Sonne war versunken, als die Reisenden sich noch vier Meilen von ihrem Ziele befanden. Die Nacht

brach rasch herein, und wenn auch der Weg in der Dunkelheit zu erkennen war, so konnte Frank doch nicht vermeiden, oft gegen einen Baumstumpf, gegen einen großen Stein, oder mit einem Rade in ein Loch zu fahren, wodurch dann jedesmal wieder neuer Aufenthalt verursacht wurde. Nur langsam ging es vorwärts, plötzlich aber hielten die beiden alten Leute, die in kurzer Entfernung vorausgeritten waren, ihre Pferde an, denn sie hatten das Bett des Sandbaches, welches sie am Morgen trocken gefunden, erreicht, und jetzt war dasselbe nicht allein mit Wasser gefüllt, sondern ein reißender, viele hundert Schritt breiter Strom bedeckte die Ufer zu beiden Seiten. Auch der Wagen hielt bald vor den dahinrauschenden, schäumenden Wogen und die Reisenden blickten, sehr unangenehm überrascht, auf die breite tobende Wasserfläche.

»Ei, ei, das war es, wofür mir so bange war; wenn *Du* nur zu Hause wärest,« sagte der alte Arnold zu seiner Frau gewandt und blickte dann wieder auf das wilde Wasser, das sich zischend und brausend an den Baumstämmen brach und seinen weißen Gischt hoch an denselben hinaufspritzte.

»Ich zu Hause und Du hier? ja das wäre mir eben recht – wo der Mann ist, da gehört auch die Frau hin,« erwiederte die vergnügte Alte, ohne sich aus ihrer guten Laune bringen zu lassen.

»Nein aber in Ernst, Mutter, es ist mir sehr leid Deinetwegen. Wie leicht könntest Du Dich verderben, wenn Du die Nacht unter freiem Himmel zubringen müßten, und

doch weiß ich wirklich nicht, wie es zu vermeiden ist. Weißt Du hier einen Ausweg?«

»Allerdings weiß ich einen Weg. Hast Du es denn schon vergessen, Vater, daß wir, als wir in dies Land zogen, an diesem selbigen Wasser unser Lager aufschlugen und drei Tage lang liegen blieben, weil es uns hier so gut gefiel. Laß es uns jetzt ebenso machen; damals waren wir beide ganz allein und mußten Alles selbst thun, und jetzt haben wir so wackere kräftige Hülfen bei uns, die werden schon für uns Alle sorgen. Komm nur schnell herunter von Deinem Roß, Herr Arnold, hier ist nichts Anderes zu beginnen und darum das Schlimmste nur gleich bei dem Kopf ergriffen. Ich freue mich wirklich darauf, hier zu übernachten. Lieber Frank, hilf mir vom Pferd.«

Mit diesen Worten ließ die alte Frau den Zügel auf den Hals ihres Rosses fallen, nahm mit der einen Hand ihren Reitrock auf und hielt die andere ihrem Sohne hin, der herzugesprungen war, um sie in seinen Armen zu empfangen.

»Nun rasch, Frank, vor allen Dingen ein Feuer, alles Andere wird sich finden. Du mußt einen oder zwei Deckel von den Kisten schlagen, um schnell Feuer zu bekommen, denn das Reisig hier im Walde ist naß; haben wir aber erst eine gute Flamme, dann brennt alles Holz,« sagte Madame Arnold zu ihrem Sohn und zu Ralph gewendet, während der alte Herr gleichfalls vom Pferde stieg, aber nicht mit gleich guter Laune. Er sprach von einem unglücklichen Tag, sagte, daß nur ihm allein so

Etwas begegnen könne, daß es ihm schon heute früh geahnet hätte und daß er gern einen Monat lang im Walde liegen wolle, wenn nur seine Frau zu Hause wäre.

Nach wenigen Minuten loderte das Feuer auf, wozu Frank einen Kistendeckel benutzt hatte, Ralph trug einen Arm voll abgestorbenes Holz herbei, welches, auf das Feuer geworfen, knisterte und zischte; doch bald war alle Feuchtigkeit davon verzehrt, die Lohe schlug hoch darüber zusammen und warf ihr helles Licht in einen weiten Umkreis.

»Nun mache ein tüchtiges Lager von Reisig vor das Feuer, Frank, und lege sämmtliche wollene Decken, die ich für Dich gekauft habe, darüber; Du wirst es mir und Deinem Vater wohl erlauben, zuerst darauf zu ruhen,« sagte Madame Arnold scherzend und wandte sich dann zu ihrem Manne: »gleich wirst Du sehen, Vater, daß es hier doch nicht so schlimm für mich ist.«

Das Lager war sehr bald hergerichtet, einige Stücke Baumwollenzeug wurden als Kopfkissen unter die schönen neuen Decken gelegt und der alte Arnold nahm jetzt beruhigt darauf Platz neben seiner Frau, die sich von ihrem Sohne Cognac, Zucker und einen Blechnapf reichen ließ, und in ganz kurzer Zeit einen heißen Grog daraus anfertigte. Nach eingenommenem Schlaftrunk legten sich die Eltern zur Ruhe nieder, während Frank und Ralph schweres Holz zu dem Feuer trugen, damit es während der Nacht nicht erlösche. Auch die beiden jungen

Leute bereiteten für sich alsdann ein Lager und Alle fielen, von dem Rauschen des wilden Stromes eingelullt, bald in einen ruhigen, erquickenden Schlaf.

Das neue Tageslicht fand die Schläfer noch in tiefster Ruhe, der brausende Strom aber war verschwunden und statt seiner zog sich ein friedlich fließender Bach durch den Wald und spielte mit den Blättern und Blüthen, die von dem flachen Ufer herab in sein klares Wasser hingen.

Madame Arnold erwachte zuerst und sah freudigen Blickes nach dem Bache hin, dann neigte sie sich zu ihrem geliebten Manne nieder, küßte ihn auf die Stirn und sagte: »Guten Morgen, Vater, Du hast ja herrlich geschlafen. Wir wollen jetzt eilen, damit wir zur Frühstückzeit zu Hause sind. Das Wasser ist gefallen und der Bach bietet uns kein Hinderniß mehr.«

Nach Verlauf von einer halben Stunde war Alles zum Aufbruch fertig und bald hatten die Reisenden glücklich die Wohnung der alten Arnolds erreicht. Die Männer begannen sogleich den Wagen zu entladen und Madame Arnold sorgte für die Bereitung des Frühstücks.

Es mußte heute irgend eine Lieblingsspeise bereitet werden, oder sonst Etwas eine Verzögerung veranlassen, denn es dauerte länger als gewöhnlich, bis die Männer zu Tisch gerufen wurden. Die alte Frau empfing sie dann in gewohnter sauberer und netter Toilette und bat mit einer besonders heiteren Miene, Platz zu nehmen. Es fiel Allen auf, daß gegen die Gewohnheit die Teller umgekehrt auf dem Tische standen, und als der alte Arnold den seinigen zuerst aufhob, lag eine sehr hübsche neue

Pfeife darunter. Unter Ralphs Teller befand sich ein geschmackvoll gearbeiteter silberner Taschencompaß und Frank entdeckte unter dem seinigen ein Papier, in welchem er beim Entfalten die quittirte Rechnung über die von Herrn Behrend eingekauften Waaren erkannte. Madame Arnold, die ihrem Sohne dies Geschenk zu machen beabsichtigte, wollte ihren Mann und ihren Gast nicht dabei leer ausgehen lassen, weshalb sie für dieselben obige Gegenstände heimlich von Herrn Behrend gekauft und mitgebracht hatte. Sie war an das Kamin getreten und hatte den Kaffeetopf ergriffen, hielt ihre Blicke aber seitwärts auf die Männer gerichtet und sah mit inniger Freude die frohe Ueberraschung, welche ihre Gaben bei denselben hervorbrachten.

»Aber der Tausend, Frau, das ist ja eine wunderhübsehe Pfeife,« rief der alte Arnold, indem er aufstand und zu seiner Gattin hintrat, »komm, dafür bekommst Du zwei Küsse statt eines.«

Ralph, ebenso überrascht, konnte kaum Worte finden, seinen Dank auszusprechen, und Frank schlang seine Arme um die geliebte Mutter und dankte ihr mit der tiefgefühlten Innigkeit, die nur in dem Herzen eines in Liebe erzogenen Kindes zur Reise kommen kann. Niemand aber war glücklicher, als die alte Frau, nachdem sie erkannte, daß sie ihren Zweck so vollkommen erreicht hatte.

Capitel 9.

Die Hochzeitsreise. – Frühere Kameraden. – Der Jamesfluß. – Die Chesapeake-Bay. – Die Schläfer. – Feuerlärm. – Große Verwirrung. – Das verbrannte Schiff. – Ankunft in Baltimore. – Der Präsident.

Die für Frank eingekauften Gegenstände wurden nun in den Räumlichkeiten des Hauses seiner Eltern untergebracht, wo sie verbleiben sollten, bis derselbe seine junge Frau heimführen würde, da während seiner Abwesenheit sein Haus leer stehen mußte und nur von einigen Negern überwacht werden konnte.

Die Vorbereitungen zur Abreise der beiden jungen Männer nach Baltimore wurden gemacht, sie boten wenig Schwierigkeiten, da überhaupt der Amerikaner, stets reisefertig, sich mit dem möglichst wenigen Gepäck befaßt, und namentlich, weil Frank sowohl wie auch Ralph mit Anschaffung einer neuen Garderobe warten wollten, bis sie nach Baltimore kämen, damit dieselbe der Mode der großen Welt entsprechen möchte. Franks Haus war bestellt, das heißt, es war geschlossen und seinen Negern zur Beaufsichtigung übergeben, und seine Mutter versprach ihm, während seiner Abwesenheit für dessen vollkommene Einrichtung Sorge zu tragen, so daß er seine junge Frau nur hineinzuführen brauche, um Alles zu haben, was zu einem wohleingerichteten Haushalt nöthig sei.

Der alte Arnold versprach Ralph, über dessen Vieh und Pferde zu wachen und die Heerden auf ihren Weideplätzen zu besuchen, während dessen väterliches verlassenes Haus keiner Aufsicht bedurfte.

Der zur Abreise bestimmte Tag erschien und innigste frohste Hoffnung für das nahende Glück des geliebten Sohnes, nicht minder aber auch Leidwesen über die ungewohnte Trennung von ihm waren die Gefühle, welche die Herzen der beiden Eltern tief bewegten. Er schien ihnen bei dem nahenden Abschied noch lieber zu werden, als er es schon war, und oft schloß ihn die alte Frau mit einer Thräne im Auge schweigend an ihr treues Mutterherz, oft drückte ihm der alte Vater die Hand, ohne seine Gefühle mit Worten zu begleiten.

Frank hatte einen Wechsel von tausend Dollar auf seinen Commissionair in New-Orleans, dem er seine Baumwolle gesandt hatte, an den Herrn Behrend verkauft und dieser hatte ihm dagegen theils baares Geld, theils Anweisungen auf Baltimore gegeben, so daß er hinreichende Mittel besaß, um die Reisekosten und seine bevorstehenden Ausgaben in Baltimore bestreiten zu können, Madame Arnold aber drückte ihm, als die Pferde vorgeführt wurden, noch fünfhundert Dollar in Banknoten in die Hand und bat ihn, diese zu gebrauchen und sein eigenes Geld zu sparen.

Der Abschied war ein schwerer, die Mutter wollte in Thränen vergehen, der Vater zitterte, als er den innig geliebten Sohn zum Lebewohl an sein Herz drückte, und

Frank war außer sich, daß er die theuern Eltern auf längere Zeit verlassen sollte. Wieder und wieder fielen sie sich in die Arme, stammelten schluchzend die letzten Abschiedsworte und ließen ihren Thränen freien Lauf. Endlich ermannte sich Frank, bestieg rasch sein Pferd, Ralph folgte seinem Beispiel, noch einen Händedruck, noch einen Gruß mit der Hand und sie ritten, von Bob gefolgt, eilig von dannen, da dieser sie bis nach Columbus begleiten und ihre Pferde von da zu den alten Arnolds zurückbringen sollte. Von Columbus aus war schon eine Post eingerichtet, die mit dem Norden in Verbindung stand und welche die beiden Reisenden durch Süd- und Nord-Carolina bis nach Richmond in Virginien benutzen wollten, um von dort aus mit dem Dampfboot sich nach Baltimore zu begeben.

In D... hielten sie bei dem Kaufmann Behrend an, Ralph gab ihm sein für die Reise überflüssiges Geld, empfing dagegen gleichfalls Anweisungen auf Baltimore, und der Kaufmann bevollmächtigte ihn, für den Fall, daß er dort über ein größeres Capital zu verfügen wünschte, vielleicht um Geräthschaften, Vieh oder Neger zu kaufen, nur auf ihn zu trassiren, er würde seinen Geschäftsfreund in Baltimore bevollmächtigen, die Wechsel von ihm zu kaufen. Behrend war ein vorsichtiger Mann, doch, wie alle Amerikaner, gern zu einem Geschäft bereit und bei gewonnenem Vertrauen freigebig im Creditertheilen. Auch ihm war das frühere Leben Ralphs wohl bekannt; doch ebensowohl hatte er dessen gänzliche Umwandlung erfahren und sah für die Zukunft in ihm einen soliden,

wohlhabenden Pflanzer, bei dem er auf eine dauernde einträgliche Geschäftsverbindung rechnen konnte.

Unter den wärmsten Glückwünschen Seitens des Herrn Behrend zogen die beiden jungen Männer weiter und erreichten am vierten Abend bei Sonnenuntergang Columbus, derzeit eins der bedeutendsten Städtchen im Innern des Südens der Vereinigten Staaten. Die Geschäftszeit war vorüber und viele der Bewohner der Stadt saßen vor den Häusern, um die Kühlung des Abends zu genießen, als die drei Reiter in der staubigen Straße hinzogen und ihren müden Pferden, die sich nach dem Stalle sehnten, die Zügel auf dem Nacken ruhen ließen.

Ralph war verstummt, denn ein unerträglich widriges Gefühl bemeisterte sich seiner, als er den Ort wiedersah, der ihm so viele, so schwere Vorwürfe gegen sich selbst in das Gedächtniß zurückrief. Er blickte nicht rechts, nicht links, denn er fürchtete, einem bekannten Gesicht zu begegnen, und als Ralph Norwood mit dem Charakter, wie er ihn hier zur Schau getragen hatte, erkannt zu werden. Er erschrak in Gedanken vor seinem eigenen Namen und hätte ihn gern vertauscht, wie er es mit dem Menschen selbst bereits gethan hatte. Er drückte den breitrandigen Filz tiefer in die Augen, als er und seine Begleiter an einem ihm nur zu wohl bekannten Trinkhaus, vor welchem viele Leute standen, vorüberritten, und blickte von demselben ab, nach der andern Seite der Straße.

»Verdammt, sieht der nicht aus, wie Ralph Norwood?« hörte er sagen.

»Ralph! – Norwood! – Halbindianer!« hörte er rufen, er that aber nicht, als ob er der Genannte sei, und Frank, der ihn sehr wohl verstand, trieb, so wie Jener, das Pferd an, um schneller aus dem Bereiche der ihm Nachrufenden zu entkommen. Noch mehrere Male hörte Ralph seinen Namen erschallen und ihn mit Worten der Vertraulichkeit, mit leichtsinnigen Flüchen begleiten, bis er endlich mit seinem Gefährten das Adlerhotel erreicht hatte und sie ihre ermüdeten Pferde nach dem Stalle abführen ließen. Ralph hatte inzwischen das niederbeugende Gefühl schuldvollen Bewußtseins überwunden, trat jetzt entschlossen, die Welt wissen zu lassen, daß er nicht mehr der frühere verderbte Ralph sei, zuerst in das Hotel ein und begrüßte den Wirth, der ihm mit ›Gott verdamm meine Seele, Ralph!‹ entgegentrat, mit einer höflichen, gemessenen Verbeugung und sagte zu ihm:

»Herr Simon, ich stelle Ihnen hier meinen Freund Herrn Frank Arnold vor,« und fuhr schnell, ohne den Wirth zu Worte kommen zu lassen, fort: »Wir können wohl ein Zimmer mit zwei Betten bekommen?«

Der Wirth bejahte die Frage und blinzte Ralph mit einem schlauen Blick zu, als wolle er sagen, daß er ihn verstehe und in Frank ein Opferlamm für Ralph und seine alten Consorten erkenne. Doch Ralph erwiederte den Blick mit Ernst und Ruhe und ersuchte Jenen, sein und seines Freundes Gepäck auf ihr Zimmer bringen zu lassen, wohin sie sich jetzt selbst begaben, um sich vom Staub zu reinigen.

Bald darauf verkündete die Gasthausglocke, daß zum Abendessen die Gäste erwartet würden; die Hausflur füllte sich schnell mit Einheimischen und Fremden und Alle drängten sich mit Ungestüm nach dem Speisesaal.

Auch Ralph begab sich mit seinem Reisegefährten hinab, und als er in den Corridor trat, empfingen ihn dort viele seiner frühern Bekannten, denn das Gerücht, daß er zurückgekehrt sei, hatte sich schon unter ihnen verbreitet, und die Kunde von seiner Unabhängigkeit und Wohlhabenheit hatte Mac Dower schon vor längerer Zeit hierhergebracht. Man rief ihm wilde Grüße zu, fluchte und schwur darauf, daß man ihn lange genug in lustiger Gesellschaft vermißt habe und jubelte, daß jetzt einmal wieder ein heiteres Leben beginnen solle. Mehrere, die früher sehr vertraut mit ihm gewesen waren, bestanden darauf, daß er sie nach dem Abendessen nach Girard, einer kleinen Stadt, eigentlich nur einer Vorstadt von Columbus, welche auf dem entgegengesetzten Ufer des Flusses lag, begleiten solle, da er dort, wie sie sagten, alle Sportsmen zusammen finden würde. Ralph aber ließ sich kaum im Gehen nach dem Speisesaal aufhalten, bemerkte nur laut und ernst, daß er nicht mehr spiele, nicht mehr trinke und daß er sich zeitig zur Ruhe begeben werde, um morgen sehr früh seine Reise fortzusetzen. Dabei verbeugte er sich wenig und schritt, ohne die Reden der alten Bekannten weiter zu beantworten, oder ihre Bemerkungen zu beachten, mit Frank in den Saal, wo sie ihr Abendbrod einnahmen.

Kaum hatte er den zügellosen Haufen seiner frühern Kameraden verlassen, als diese ihrem Erstaunen und ihrer vereitelten Erwartung in rücksichtslosen Bemerkungen Luft machten, selbst dahin ihre Ansicht aussprachen, daß Ralph seinen Reisegefährten allein im Haus schlachten wolle und aus diesem Grunde den Ehrbaren spiele. Durch diese seine Treulosigkeit aufgebracht gegen ihn, entfernten sich die Meisten schon während der Dauer des Abendessens, doch Einige blieben, um ihm beim Heraustreten aus dem Saale noch einige unfreundliche Worte zuzurufen.

Die Entrüstung Ralphs, als sie dies thaten, übermannte ihn und er wandte sich um, im Begriff, sich seinem Zorn hinzugeben, Frank aber schlang seinen Arm in den seinigen und zog ihn mit den Worten mit sich ihrem Zimmer zu:

»Kein Wort, Ralph, diese Menschen sind unter Ihrer Würde.«

Nach zeitig eingenommenem Frühstück ließ Ralph den Wirth auf das Zimmer kommen, bezahlte ihm die Rechnung und zugleich auch seine alte Schuld, für deren Berichtigung es ihm bisher an einer Gelegenheit gemangelt hatte. Dann verabschiedeten die beiden Reisenden den Neger Bob, empfahlen ihm die größte Sorge für die Pferde und gaben ihm noch tausend innige Grüße an die alten Arnolds mit.

Der helle Trompetenton des Postkutschers rief sie bald zu dem Postwagen, vor welchem vier elegante Rappen ungeduldig scharrten, zehn Passagiere, unter denen

Ralph und Frank, stiegen ein, der junge, auf dem Bock sitzende Fuhrmann zog die Zügel an, schwang die lange Peitsche, und mit deren, einem Pistolenschuß ähnlichen, Knall stoben die Rosse mit der schwerfälligen alten Kutsche im Galopp davon.

Mit nur sehr kurzen Rasten ging die Reise Tag und Nacht vorwärts, mitunter in den elendesten Rippenbrechern von Wagen, großentheils auf ganz rohen Straßen, doch immer mit den edelsten Pferden und, wo es das Terrain einigermaßen möglich machte, im Galopp, bis unsere Reisenden, ermüdet und an allen Gliedern wie zerschlagen, endlich in der alten Virginischen Stadt Richmond anlangten. Hier erholten sie sich einige Tage, pflegten sich an der weit und breit bekannten, guten Virginischen Küche, und begaben sich dann, nachdem Frank an seine Braut geschrieben und ihr die wahrscheinliche Zeit seiner Ankunft bei ihr gemeldet hatte, an Bord des schönen Dampfschiffs Potomae, welches sie nach dem Ziel ihrer Reise, nach Baltimore tragen sollte. Obgleich Winter, war doch das Wetter herrlich und warm, so daß unsere Reisenden während des Tages auf dem Verdeck verweilten und sich an den üppigen, reichen, abwechselnd mit Plantagen, mit kleinen neuen Ansiedlungen und mit mächtigen Wäldern bedeckten Ufern des schönen Jamesflusses ergötzten. Der Strom wurde immer breiter, immer gewaltiger, je mehr sie sich dessen Mündung in die Chesapeake-Bay näherten, seine Ufer wurden flacher, die Niederlassungen spärlicher und die Sonne neigte sich

schon, als sie die alte Stadt Norfolk, die frühere Rivalin Baltimores, erreichten.

Während der Fahrt auf dem Flusse herab hatte sich die Zahl der Passagiere bedeutend vermehrt, so daß bereits eine jede Schlafstelle in den Privatkabinetten in Beschlag genommen war; hier in Norfolk aber bekam sie einen bedeutenden neuen Zuwachs, denn es fanden sich noch einige vierzig Personen an Bord ein, welche die Reise von hier aus mitmachen wollten. Eine Menge Güter mußte hier ausgeladen und ein noch größeres Quantum eingenommen werden, so daß die Dämmerung bereits eingebrochen war, als die Potomae sich wieder in Bewegung setzte und hinaus in die offene Bay steuerte, worauf man bald vom Schiffe aus das Land nur noch wie einen dunkeln Streif über dem Saume der salzigen, klaren Fluth erkennen konnte.

Es war sehr warm, der Wind hatte sich gelegt, die grünen Wogen schaukelten das mächtige Schiff auf und nieder und schlugen plätschernd ihren leichten Schaum an seinen Seiten in die Höhe, durch welchen sich die lustigen Seeschweine zu Hunderten spielend hinstürzten und im hohen Bogen durch die Luft wieder in die kristallhelle Tiefe hinabtauchten. Die Nacht legte sich schnell über die weite Wasserfläche, die Sterne funkelten heller und der röthliche Schimmer am westlichen Himmel, da wo die Sonne versunken war, verschwand nach und nach gänzlich. Stöhnend und schnaubend arbeitete sich die Potomae durch die jetzt mächtigen Wogen und theilte gewaltig den Schaumberg, der sich vor ihrem scharfen

Kiel brausend aufthürmte, während sie links und rechts bei unzähligen kleinen Schiffchen verüberschoß, deren weiße Segel nur von Zeit zu Zeit durch einen frischen Lufthauch aufgebläht wurden.

Diese ungeheuere, mehrere hundert Meilen lange Wasserstraße, die Chesapeake-Bay, die schönste der Erde, bleibt Jahr aus Jahr ein von solchen kleineren und größern Schoonern belebt, die ihre verhältnißmäßig kolossalen Schwingen auf ihr hinauf und hinab winken lassen und Produkte aller Art von Küste zu Küste, von Ort zu Ort, von Farm zu Farm tragen; sie sind die Zierde dieses schönen Meerbusens und nicht umsonst ist der Baltimore-Schooner in allen Gewässern der Welt berühmt und ein Musterbild für ein schönes, elegantes und vortreffliches Schiff.

Das Verdeck, welches um die Cajüten der Potomae führte, sowie das obere, welches sich über denselben ausdehnte, waren gedrängt mit Passagieren angefüllt, die sich an der kühlen reinen Seeluft labten, und sich hier in Gruppen zusammengesetzt hatten, dort einzeln über die dunkele Wasserfläche schauten, ihren Gedanken folgten, oder sich mit dem Anblick der geisterhaft in der Dunkelheit vorübergleitenden Fahrzeuge, der sich auf den Wogen tanzend spiegelnden Sterne, den vorüberbrausenden weißen Häuptern der Sturzwellen, der phosphorisch leuchtenden Furche, die der Dampfer hinter sich zurückließ, unterhielten.

Da ertönte der Klang der Tischglocke von der großen Cajüte her und die Passagiere drängten sich mit Ungestüm nach derselben hin, aber nur die Hälfte ihrer Zahl fand Raum an der langen Tafel, die Damen nahmen den größern Theil der Plätze ein und die Männer, welche diesmal keinen Sitz fanden, mußten sich geduldigen, bis nach einer halben Stunde zum zweiten Male die Glocke ertönte, wo sie denn eine ebenso reich besetzte Tafel vorfanden. Nach beendigtem Abendessen füllten sich die Verdecke abermals mit Passagieren, die Nacht hatte aber ihr Lächeln abgelegt, der Himmel hatte sich umwölkt und eine Finsterniß umgab das Schiff, die dem Blick nirgends mehr auf dem Wasser erlaubte, sich an einen Gegenstand zu heften.

Die Damen zogen sich zuerst in ihre Cajüte zurück, welche sich auf dem vordern Theile des Schiffes befand und bis zur Hälfte ihrer Höhe unter dem Verdeck lag. Eine Treppe führte in sie hinab von dem Eingang, der an der Seite des Schiffes auf das Verdeck zeigte. An derselben Seite, etwas weiter nach hinten, öffnete sich die Thür der großen oder Herrencajüte, zu welcher gleichfalls eine Treppe hinableitete und zwischen beiden Thüren hing an dem obern Verdeck oder Sturmdach eine große hellleuchtende Laterne.

Auch die Männer suchten nach und nach ihre Cajüte auf, die seit Beendigung des Abendessens ein ganz anderes Ansehen bekommen hatte. Die lange Speisetafel war verschwunden und das helle Licht der unter der Decke hangenden vier Ampeln fiel auf drei lange Reihen von

Betten, die mit sehr geringem Zwischenraum neben einander aufgestellt waren und den ganzen Saal ausfüllten. Sie waren auf sogenannten Feldbettstellen hergerichtet, die zusammengeklappt bei Tage von hier entfernt und im untern Schiffsraume aufbewahrt wurden.

Frank und Ralph befanden sich unter den Letzten, die in die Cajüte traten, um sich zur Ruhe zu begeben, wurden aber dort von einer so drückend schwülen dicken Luft empfangen, daß sie Beide am Fuße der Treppe stehen blieben und verwundert auf die Veränderung und auf die ruhenden Schläfer schauten, deren Attitüden deutlich verriethen, daß ihnen sämmtlich zu heiß war. Obgleich es unter die Vorsichten gehört, sich auf einem amerikanischen Dampfschiff beim Schlafengehen nicht zu entkleiden, indem man stets zu erwarten hat, durch irgend einen Zufall, der dem Schiffe begegnen kann, aus seiner Ruhe gestört zu werden, wobei es denn gar nicht ungewöhnlich ist, daß der Drang des wichtigen Augenblicks nicht Zeit genug zuläßt, um sich anzukleiden, so hatten die hier Ruhenden doch nur die geringste Zahl ihrer Kleidungsstücke anbehalten, den Rest aber von sich geworfen und mehrere hatten selbst diese kleine Zahl verabschiedet. Mit Decken waren diese Betten nicht versehen, da man aus Erfahrung wußte, daß sie der Wärme halber doch niemals benutzt wurden, und so konnte man denn an den Lagen der Schlafenden erkennen, daß ihr Schlummer kein behaglicher, kein ruhiger war, denn sie kehrten sich oft auf ihrem Lager um, damit der warm gewordene Theil ihres Körpers der Luft zugänglich wurde.

Eine sehr hervorragende Persönlichkeit fiel den beiden Eintretenden besonders auf, ein Mann, dessen Riesenkörper unter seinen Schlafkameraden wie ein Elephant unter einer Heerde Thiere von gewöhnlicher Größe hervorblickte. Er hatte bisher auf dem Rücken liegend geschlummert, wahrscheinlich aber hatten ihn unruhige Träume heimgesucht und ihn dazu veranlaßt, die erwärmte Seite seines Körpers nach oben zu wenden, so daß die Luft sie freier umspielen konnte. Das Athmen schien ihm sehr sauer zu werden, er schnarchte heftig und fuhr von Zeit zu Zeit, wie im Zorn, mit der Hand über die schweren Fleischmassen seines Körpers, ohne Zweifel, um den blutdürstigen Mosquito's, oder sonstigen lästigen Insekten den Genuß seines Blutes zu wehren.

»Ist das nicht der Virginische Pflanzer, der so unbeweglich während des ganzen Tages auf dem vordern Verdeck saß und dessen Tochter, das hübsche rothwangige junge Mädchen, so aufmerksam und liebevoll für ihn besorgt schien?« fragte Frank seinen Gefährten, indem er auf den kolossalen Schläfer zeigte.

»Ja freilich ist er es, obgleich man ihn in dieser Lage nicht genau erkennen kann,« erwiederte Ralph, wandte sich zugleich wieder nach der Treppe und sagte:

»Hier aber ist meines Bleibens nicht, ich würde bis zum Morgen erstickt sein. Kommen Sie, Frank, Sie können es ebenso wenig hier aushalten. Ich lege mich auf das Verdeck.«

»Und ich begleite Sie. Ich will unsere wollenen Decken aus unserm Cabinet holen, gehen Sie nur, ich folge Ihnen

gleich nach,« antwortete Frank, drängte sich an den Betten hin bis zu der Thür seines Staterooms und langte bald bei Ralph auf dem Verdeck an, der sich unter die große Laterne zwischen den Thüren der Damen- und Herrencajüte auf den Fußboden niedergesetzt hatte. Frank breitete die Decken aus und Beide nahmen Platz darauf, indem sie sich mit dem Rücken gegen den obern Theil der Cajüte legten, der sich ungefähr fünf Fuß über das Verdeck erhob und aus einer Reihe von Glasfenstern bestand, durch welche die Cajüte bei Tag ihr Licht erhielt.

Der Wind hatte sich erhoben und traf das Schiff auf der andern Seite, so daß es sich an der, wo unsere beiden Reisenden saßen, mehr nach dem Wasser neigte.

»Die Wolken scheinen mir dorthin sehr schwer zu hängen, es sollte mich nicht wundern, wenn wir ein Gewitter bekämen,« sagte Frank, nach Nordwest zeigend.

»Es scheint mir auch so, die Luft ist sehr schwül und der Wind erhebt sich, sehen Sie nur, wie sich das Schiff auf dieser Seite niederlegt.«

»Wahrhaftig, wir gleiten mit unserer Decke nach der Brüstung vor uns hinunter. Das fängt tüchtig an zu blasen,« sagte Frank, als ein ferner Donner hörbar wurde, der um die Hälfte des Horizonts rollte.

»Da haben wir es,« sagte Ralph, »wenn uns der Regen nur nicht am Ende in die Cajüte treibt. Ich halte es darin nicht aus.«

»Wir hüllen uns in unsere Decken und lassen es regnen, wie es will,« erwiederte Frank.

Wieder rollte der Donner dumpf und anhaltend über die Bay, dazwischen klang der monotone Tritt des wachthabenden Stenermannes von dem obern Verdeck, die Wogen schlugen mächtiger gegen die Seiten des Schiffes und der Wind rüttelte die ungeheuern schwarzen Schornsteine, die sich über ihm erhoben.

»Es scheint wirklich Ernst zu werden, das Schiff legt sich ganz auf diese Seite,« bemerkte Frank nach einer Weile, als plötzlich ein furchtbarer Donnerschlag das Schiff erbeben ließ, ein schlängelnder Blitzstrahl durch die schwarze Nacht schoß, und ein kleines mit Holz beladenes Fahrzeug ganz in der Nähe der Potomae in Brand steckte, so daß bald darauf die hellen Flammen über demselben empor loderten.

Der Mann an der Maschine, ungewiß, ob der Schlag das Dampfschiff getroffen, hielt dieselbe sofort an, der wie gewöhnlich folgende Feuerregen sprühte aus den Schornsteinen hervor und strömte über das Verdeck des Schiffes hin an den Fenstern der Cajüte vorüber, die Schlafenden, von dem Donnerschlage erweckt, sahen die Funken vorbeifliegen und der Schreckensruf: ›Feuer! Feuer!‹ drang aus beiden Cajüten hervor.

Frank und Ralph wußten recht gut, daß der Potomae in keiner Weise ein Unfall zugestoßen und daß der Feuerlärm ein blinder war, sie waren aufgesprungen und hefteten, indem sie sich an der Cajüte festhielten, um nicht auf dem gesenkten Verdeck hinunter nach der Brüstung zu gleiten, ihre Augen auf das brennende Holzschiff, als

ihre Blicke von da abgezogen und auf die Menschenmassen gerichtet wurden, die jetzt in Todesangst schreiend aus den Thüren der beiden Cajüten hervorschossen. In ihrer Verzweiflung bemerkten die geängstigten Passagiere nicht, daß das Schiff sich an dieser Seite gesenkt hatte und das Verdeck sehr abschüssig vor ihnen lag, sie drängten sich wie rasend aus den Thüren hervor, bekamen, sobald sie den Fuß auf das Verdeck setzten, das Uebergewicht und stürzten Kopf über nach der Brüstung hinunter, wo sie sich in einem wild verworrenen Knäuel durch einander hin rollten. Wie eine abgeschossene Bombe brach jetzt der schwere Pflanzer aus der Thüre rechts hervor, zwei, gegen ihn schmächtige, nur sehr leicht bekleidete Männer, die sich mit ihm hatten hinausdrängen wollen, hielt er mit seinen ungeheuern Armen umschlungen, seine glühend rothen Gesichtszüge zeigten Schrecken und Entsetzen, seine Augen stierten seitwärts nach der Damencajüte, und mit der Wucht der ihm Folgenden auf seinem colossalen Rücken, überschlug er sich und fiel auf den Haufen seiner Vorgänger, deren Hülferufe unter ihm stöhnend hervordrangen.

Ganz ähnlich war das Schauspiel zur Linken Franks und Ralphs, denn auch die Damen hatten in dem Augenblicke der Gefahr keine Zeit gehabt, ihr Costüm zu beachten und kamen in tiefster Nachttoilette aus der Thür hervorgesprudelt, nur mit lauterem Schreien, mit fliegendem Haar und mit noch verzweifelteren Geberden, und fielen, sich fest aneinander klammernd, an der Brüstung nieder.

Immer noch wußte Niemand, was geschehen, oder wo das Feuer war, als der schwere Pflanzer die Unglücksgefährten, die auf ihn gefallen waren, mit seinen Riesenarmen zur Seite warf, über ihre Körper hin zu den Frauenzimmern stürzte, und zwischen sie tretend, laut den Namen seiner Tochter rief.

»Betsey, mein Kind – Betsey, wo bist Du?« schrie er so laut, daß er mit seiner Stimme den Tumult übertönte und drang tiefer zwischen die Damen ein, bis Betsey, das geliebte Kind, den Vater erkennend, sich ihm in ihrer Todesangst an die Brust warf.

»Es ist ja Nichts, es ist ja gar Nichts – blinder Lärm – unserem Schiff ist ja kein Unglück begegnet!« schrie jetzt der Steuermann mit aller Kraft seiner Stimme, so stark es ihm bei seinem heftigen Lachen noch möglich war, von dem obern Verdeck herab und forderte die geängstigte Menge auf, sich wieder zur Ruhe zu begeben.

Jetzt erst erkannten die Passagiere das Eigenthümliche ihrer Costüme, der dicke Pflanzer, ohne sich wegen Mangel eines solchen zu entschuldigen, verließ die Damen eiligst, und so schnell die Thüren sie aufnehmen wollten, verschwanden Alle wieder in die Cajüten.

Frank und Ralph vergaßen das Lächerliche des so eben stattgehabten Schauspiels über die verzweifelte Lage des Holzschiffs, welches trotz der Anstrengung seiner Mannschaft, das Feuer zu löschen, jetzt in vollen Flammen stand. Dieselbe hatte bereits das kleine Boot bestiegen, um sich selbst zu retten, und ruderte auf die Potomae zu, von welcher man ihr ein Tau entgegenwarf, an dem die

sechs Personen, aus der sie bestand, auf das Verdeck des Dampfschiffes empor kletterten. Es war ein Vater mit seinen fünf Söhnen, denen der Schooner gehörte und die aus ihm Jahr aus Jahr ein Feuerholz von den bewaldeten Küsten Virginiens nach Baltimore zum Verkauf gebracht hatten. Die Leute sahen schweigend auf ihre, in Flammen aufgehende Habe, ohne ein Wort oder den Ton einer Klage hören zu lassen, obgleich sie Alles verloren; denn sie waren nicht versichert.

»Das soll mir eine Lehre sein,« sagte endlich der alte wettergebräunte Mann; »künftig wollen wir doch versichern. Schade für den Schooner, es war ein gutes Seeboot. Wir müssen uns einen neuen bauen.«

Dabei nahm er seine kleine Pfeife aus der Tasche, füllte sie und zündete sie an.

»*There she goes!*« sagte er dann, indem er seine Hand nach dem brennenden Schiffe ausstreckte, welches jetzt, ein Feuerball, sich im Kreise drehte und zischend in die Tiefe hinabschoß.

Unerschütterliche Ruhe und Gefaßtheit im Unglück und Gleichgültigkeit im Glück sind Hauptcharakterzüge des Amerikaners, die es ihm möglich machen, jede Lage seines Lebens mit Gleichmuth zu tragen und den bestmöglichsten Weg für seine Zukunft zu wählen.

Die Potomae hatte sich wieder in Bewegung gesetzt, während es heftig zu regnen anfing und der Donner weiter nach dem Ocean hin hörbar wurde. Alles war abermals ruhig am Bord, nur die Maschine ächzte unter der

Gewalt des Dampfes und der Steuermann schritt wieder langsam auf dem obern Verdeck auf und nieder.

Frank und Ralph hatten sich auf dem vordern Raume, wo das Sturmdach sich über das Verdeck erstreckte, in der Nähe eines der warmen eisernen Schornsteine, in ihre Decken gehüllt, niedergelegt, denn es wurde jetzt kühl und der Wind, dem das Schiff entgegenarbeitete, wurde den beiden Südländern empfindlich. Die Küsten rückten einander näher, wie die bald an dieser, bald an jener Seite der Bay erglänzenden Lichter der Leuchthäuser zeigten, die Wogen nahmen an Größe und Gewalt ab und das Schiff glitt ruhiger durch das Wasser.

Die Müdigkeit übermannte unsere beiden Reisenden, ein fester Schlaf schloß, trotz des harten Lagers, ihre Lider, und der Tag hatte sich herrlich und heiter eingefunden, ehe sie erwachten.

Beide Küsten der Bay waren jetzt dem Auge deutlich erkennbar, bald traten sie weiter in den Busen heraus, bald wichen sie in das bewaldete Land zurück, bildeten kleine Buchten, in welche die Flüsse ihre Wasser ergossen, und über deren klaren Spiegel unzählige kleine Segel winkend und nickend hinglitten. Viele große, aus der See kommende Schiffe lavirten die Bay hinaus, dem Ziel ihrer Reise, Baltimore, zu, und ebenso viele kamen mit, bis in die höchsten Spitzen ihrer Masten aufgeblähten Segeln vor dem Winde auf der Bay herabgezogen, um hinaus in den Ocean zu steuern. Die Potomae eilte

schnaubend an Allen vorüber und mancher Gruß, mancher Wunsch wurde von den beiderseitigen Passagieren ausgetauscht.

Je enger die Bay von den Ufern zusammengedrängt, je kürzer die Zeit bis zur Beendigung der Fahrt wurde, um so ungeduldiger schritt Frank auf dem obern Verdeck auf und nieder und um so schärfer spähten seine Blicke in die blaue Ferne nach dem Aufenthaltsort seiner geliebten Braut. Sein rascheres Gehen, seine Ungeduld aber hatte auf den Gang der Potomae keinen Einfluß, im Gegentheil, sie schien ihm von Stunde zu Stunde sich langsamer vorwärts zu bewegen. Die Sonne neigte sich schon, immer noch eilte er auf dem Sturmdach auf und nieder und hielt seine Blicke auf die duftigen Berge, die jetzt in der Ferne aufstiegen, geheftet. Da schimmerte und glänzte es aus dem nebeligen Blau weiß und roth hervor und bald traten die Kuppeln und Thürme der Stadt Baltimore vor seine Augen.

Höher und schneller schlug das Herz des jungen Mannes, freudiger sprach er zu Ralph und zeigte ihm die weiße Kuppel der Cathedrale, die sich stolz über der Stadt erhob, indem er sich bemühte, ihm deutlich zu machen, in welcher Richtung und wie weit von derselben das Haus stände, indem die Geliebte wohne.

Endlich war die Landspitze erreicht, auf welcher das Fort liegt, dann zog die Potomae an der Point, einer durch einen morastigen Grund von Baltimore getrennten Vorstadt, den Landungsplatz der größeren Seeschiffe, vorüber, die Werfte der Stadt breiteten sich vor ihr aus und

bald hielt sie an dem Docke der Lightstraße ihren Lauf an, wo der breite hölzerne Steg auf dieselbe niedergelassen wurde, damit die Passagiere das Dampfboot verlassen könnten.

Frank und Ralph hatten schnell einem Neger, dessen Kutsche auf der Straße hielt, ihr Gepäck übergeben, dieselbe bestiegen und gaben ihm die Weisung, nach Barnum's Hotel zu fahren, wo Frank auch während seines früheren Aufenthaltes in dieser Stadt gewohnt hatte. Im raschen Trabe ging es in der Lightstraße hinauf, in der Marketstraße hinunter bis zur Calvertstraße, und hier an deren Ecke vor der hohen Granittreppe des großen Gasthauses setzte der Kutscher unsere beiden Reisenden mit ihrem Gepäck ab.

Frank, als er in dem Corridor, vor das offene Fenster des Geschäftslokales des Hauses trat, wurde von den Beamten desselben sogleich wiedererkannt, freundlichst begrüßt und ihm und seinem Reisegefährten ein Zimmer angewiesen, wohin auch ihr Gepäck sofort von den geschäftigen schwarzen Dienern getragen wurde. Er selbst begab sich nun schnell nach der Barbierstube, aus welcher er sauber und mit schön geordnetem glänzendem Lockenhaar auf das Zimmer zurückkehrte, wo er rasch Toilette machte und sich von Ralph verabschiedete, um zu seiner geliebten Braut zu eilen.

Ralph wünschte seine ländliche Kleidung gegen die großstädtische zu vertauschen, ehe er sich von seinem Freunde in dem Haue der Verlobten einführen ließe.

Auch Frank beabsichtigte eine solche Umwandlung mit sich vorzunehmen, da dies aber wegen des vorgerückten Abends erst am folgenden Morgen geschehen konnte, und er recht gut wußte, daß er auch in seiner Pflanzertracht der Geliebten willkommen sein würde, so waren die Freunde übereingekommen, diese Anschaffungen am nächsten Tage zusammen vorzunehmen, und der glückliche Bräutigam drückte jetzt den breitrandigen Strohhut auf sein Lockenhaupt und eilte mit beflügelten Schritten und hoch schlagendem Herzen der Charlesstraße zu, in welcher das Haus des Bankpräsidenten Forney, des Vaters seiner geliebten Braut, Eleanor Forney, stand.

Dasselbe zeichnete sich in der langen prächtigen Häuserreihe durch den edlen Geschmack des Baues und durch die schönen architectonischen Verzierungen, welche sinnreich darauf angebracht waren, vor allen anderen aus. Auf der sehr breiten zweistöckigen, aus lebhaft rothem Backstein aufgeführten Façade hoben sich die blendend weißen marmornen Fenster- und Thüreinfassungen sauber und elegant hervor und trugen die reiche Bildhauerarbeit, mit der sie geschmückt, prunkend zur Schau. Bis zu dem ersten Stockwerk, das sich über dem Erdgeschoß erhob und vor dem sich ein eisernes Gitter hinzog, führte eine breite Treppe von schneeweißem Marmor, auf deren beiden Seiten mächtige, aus gleichem Gestein gehaltene Löwen ruhten.

Der Präsident Forney hatte diese prächtige Wohnung schon vor einer Reihe von Jahren, als er noch unter den

practicirenden Advokaten Amerika's eine der ersten Stellen einnahm, selbst nach eigenem Geschmack erbauen lassen und dabei Nichts gespart, um den strengsten Anforderungen solider Pracht, sowie möglichster Bequemlichkeit und Zweckmäßigkeit zu entsprechen.

Seine bedeutende Praxis, die sich über den größern Theil der sämmtlichen Vereinigten Staaten erstreckt hatte, lieferte ihm damals ein so bedeutendes jährliches Einkommen, daß er weder seine Ausgaben zu beschränken, noch das ziemlich beträchtliche Vermögen, welches ihm seine Frau in die Ehe mitgebracht hatte, zu Aufführung jenes Baues anzugreifen brauchte. Jetzt war er Wittwer und Vater von zwei Kindern, hatte seit dem Tode seiner Frau die Advokatur aufgegeben und die ruhigere Stellung als Präsident bei einer Bank mit einem Jahrgehalt von zehntausend Dollar angenommen. Sein Sohn war Lieutenant in der Amerikanischen Marine und seit einem Jahre auf Station in Ostindien, und Eleanor, sein zweites Kind, achtzehn Jahre alt, stand seinem Haushalt vor und repräsentirte die Dame des Hauses.

Ganz in der Nähe der Stadt besaß er eine bedeutende Farm, auf der er eine Anzahl seiner vielen Sclaven beschäftigte, während er die übrigen ausmiethete.

Während Frank Arnold seine Schritte verdoppelte, befand sich Eleanor in dem Erdgeschoß des Hauses in der Küche, einem netten reinlichen sehr geräumigen Zimmer, in welchem sie manche Stunde des Tages zuzubringen pflegte, um die Sclavinnen bei Bereitung der Mahlzeiten

zu beaufsichtigen und ihnen, wenn es nöthig war, Anweisungen zu geben. Auch jetzt, obgleich in reicher Toilette, stand sie neben der schwarzen Köchin und gab ihr einige Winke beim Anfertigen des Teiges, woraus die Brödchen für das Abendessen bereitet werden sollten.

»Du mußt den Teig tüchtig rollen und kannst noch etwas Milch hinzuthun. Die Hefe war doch gut?« sagte sie zu der Negerin, indem sie ihr das Töpfchen mit Milch reichte und mit der andern Hand, in der sie ein gesticktes kostbares Batisttuch hielt, ihr schweres schwarzes seidenes Kleid an sich drückte, um es nicht mit dem Küchentisch in Berührung kommen zu lassen.

»Die Hefe war ganz frisch und die Brote werden herrlich aufgehen, Miß Nel; machen Sie Ihr schönes Kleid nur nicht voll Mehl,« antwortete die alte treue Dienerin ihrer jungen Herrin, indem sie dieselbe mit dem vertraulichen abgekürzten Namen nannte, den sie ihr gegeben, als sie noch als kleines Kind auf ihrem Schooße geruht hatte.

»Gehen Sie nur hinaus zu Ihrer Gesellschaft, ich will schon Alles gut besorgen,« fuhr die Alte dann fort und setzte mit einem glänzend freudigen Blick hinzu: »Kommt er denn vielleicht noch heute?«

»Vielleicht, Su,« antwortete Eleanor mit unverkennbar bewegter Stimme und einem freudestrahlenden Blick, warf ihre goldenen Locken zurück, klopfte der treuen alten Susanna mit ihrer Alabasterhand auf den ebenholzschwarzen Nacken und huschte zur Thür hinaus und die Treppe hinaus, als ob sie den Boden gar nicht berührte.

»Hier bin ich schon wieder – verzeiht mir nur, daß ich Euch allein ließ,« sagte sie, indem sie in den Salon des ersten Stocks eintrat und auf dem reichen rothen Teppich zu ihren zwei jungen Freundinnen ging, die an einem der hohen, bis auf den Fußboden herabreichenden Fenster saßen, die schweren rothdamastenen Vorhänge auf beiden Seiten desselben zurückgezogen hielten und neugierig durch die großen Spiegelscheiben in die Straße hinunterblickten.

Capitel 10.

Die Braut. – Die Brautjungfern. – Der Empfang. – Neue Garderobe. – Die Einführung. – Das Gewächshaus. – Prächtige Einrichtung. – Die Stadt. – Straßenauflauf. – Zufälliges Zusammentreffen. – Die Börse. – Introduktion. – Das Lesezimmer. – Der Stiefel.

Eleanor war eine hohe, schöne Gestalt, schlank und auffallend schmal in der Taille, doch mit hinreichender Fülle, so daß ihre Formen sich rund und geschmeidig wölbten. Ueber ihrem langen zarten Halse trug sie ihren kleinen Kopf mit einer Ruhe, einer Bestimmtheit und Würde, die gewöhnlich nur der doppelten Zahl ihrer Jahre eigen ist und die sich gleichfalls auf ihrem jugendlich lieblichen Gesicht kund that. In ihren großen, tief braunen Augen spiegelte sich Anmuth und Herzensgüte, sowie eine klare, verständige Anschauung der sie umgebenden Verhältnisse; dieselben waren aber leicht bewegt, blitzten dann schnell und lebendig um sich und verriethen ein leidenschaftliches, energisches Gemüth. Ihr rothes Haar schien besonders mit dieser letzteren Stimmung in Einklang zu stehen, seine wellenförmigen Massen widerstrebten augenscheinlich dem Zwang, den ihnen die Mode angethan hatte, und nur die reichen, natürlichen Locken, die zu beiden Seiten ihres regelmäßig schönen, schmalen Gesichts herabfielen, harmonirten mit der Ruhe, die Eleanor gewöhnlich umgab. Das Haar war roth, aber wunderbar dunkel und bronzig gefärbt, so

wie es den alten Meistern, namentlich Correggio, bei ihren Idealen vorgeschwebt hat, und von seinen Fesseln befreit, verhüllten seine seidenweichen, glänzenden Wogen die ganze edle Gestalt, die es so prächtig schmückte. Wie dunkelgoldne Arabesken auf Alabastergrund ruhten die Locken auf Eleanors durchsichtigem, blendend weißem Nacken, und das Weiß der reichen Spitzenärmel, aus denen ihre vollen, zarten Arme hervorsahen, verblich neben ihrer Lilienhaut. Sie war ungezwungen und natürlich graziös in allen ihren Bewegungen, sie konnte ihren zierlichen, schmalen Fuß nicht anders setzen, ihre schneeige, kleine Hand nicht anders heben, und dennoch schien jeder Blick, jeder Schritt so, wie sie ihn that, von ihr beabsichtigt zu sein. Ihre weiche, silberreine, klangvolle Stimme widersprach ihrem überhaupt so bestimmten Wesen und schien mehr für eine Bitte, als für einen Befehl geeignet.

»Uns wird die Zeit, bis wir ihn sehen, sehr lang, Eleanor, es ist schon Abend und noch immer ist der erwartete Glückliche nicht erschienen,« sagte Nancy, die eine der beiden jungen Freundinnen Eleanors, eine schöne Blondine, und ließ theilnehmend und liebevoll ihre Augen blau wie der Himmel eines heitern Frühlingstages, auf ihrer Freundin ruhen.

»Es ist eine lange Reise von Richmond hierher und die dunkeln Augen der Brünetten Virginiens sind gefährlich. Wer weiß, ob nicht ein solches Sternenpaar ihn dort gefangen hält?« fiel Laura, die andere Freundin, scherzend

ein und richtete ihre großen schwarzen Augen auf die Braut.

Wie ein Blitz schoß ihr Eleanors Blick entgegen; dieselbe hob sich stolz in ihrer vollen Größe auf und der blaßrothe Hauch ihrer zarten Wangen war verschwunden. Im nächsten Augenblick aber kehrte der gewohnte sanfte Ausdruck in ihr Auge zurück, das Blut stieg ihr in das Antlitz, als ob sie sich ihrer Schwäche schäme, und mit einem milden Tone sagte sie:

»Du kennst Frank ja noch nicht, Laura.«

»Sie kennt Dich aber, süße Eleanor, und muß darum wissen, daß einem Manne keine andere Augen mehr gefährlich werden können, wenn ihm die Deinigen gelacht haben,« sagte Nancy, indem sie die schöne Laura vorwurfsvoll ansah und ihren zarten Arm um den Nacken der Braut schlang.

In diesem Augenblick tönte die Schelle in dem Corridor, Eleanor fuhr von ihrer Freundin zurück, ihre Augen strahlten freudig auf, ihre Wangen wurden alabasterweiß und mit einem unterdrückten Ausruf der sehnlichsten Erwartung verschwand sie aus dem Zimmer und eilte zu der Thür des Hauses. Mit bebender Hand zog sie den Riegel zurück, die Thür öffnete sich und Frank breitete seine Arme nach ihr aus.

»Frank, bester Frank, Gottlob, daß Du hier bist! Ich habe mich recht geängstigt, Du hättest schon Vormittags hier sein müssen,« sagte Eleanor und gab sich der Umarmung ihres Geliebten und seinen Küssen hin.

Wohl zehn Minuten verstrichen im seligen Genusse des heißerwarteten Wiedersehens, ehe Eleanor ihrer beiden neugierig harrenden Freundinnen gedachte.

»Du wirst jetzt meine beiden Brautjungfern kennen lernen, Frank, sie sind hier im Zimmer und können es kaum erwarten, Dich zu sehen,« sagte Eleanor, indem sie die schwarz glänzenden Locken ihres Geliebten zurückstrich.

»Aber beste Eleanor, in diesem Anzug! – es war zu spät, um Garderobe anzuschaffen,« antwortete Frank, indem er auf seinen braunen Rock von Hausmachetuch zeigte. »

»Die Zeit dazu hättest Du mir auch sicher nicht rauben wollen, die Minuten, bis Du kamst, sind mir ohnehin lang genug geworden. Es ist ja Dein Rock nicht, auf den ich stolz bin; komm, meine Freundinnen sollen meinen *Geliebten* sehen,« antwortete Eleanor mit glücklicher Bewegung, ergriff Franks Hand und trat mit ihm in den Salon ein.

Mit erstaunten Blicken erwiderten die beiden Mädchen den Gruß des jungen Mannes, dessen blühende, kräftige Schönheit sie überraschte, während sein Anzug dasselbe, nur in anderer Weise that. In diesem Hause voll Eleganz einen schlichten Farmer als Bräutigam der einzigen Tochter und gefeierten Schönheit Baltimore's zu begegnen, war ganz gegen ihr Erwarten, und doch fühlten sie zugleich, daß kein junger Mann ihrer Bekanntschaft so passend, wie er, diesen Platz ausfüllen würde.

Frank erkannte sehr wohl ihr Erstaunen und sagte lächelnd:

»Meine geliebte Eleanor hat mir erlaubt, die ersten Stunden meines Hierseins in meinem Reiseanzug in ihrer Nähe zuzubringen und erst morgen einige Zeit auf Anschaffung der nöthigen Garderobe zu verwenden, die in unserm erst aufkeimenden Grenzstaate nicht zu bekommen war.«

»Bei Frank ist das Sprichwort ›Kleider machen Leute‹ nicht angewandt,« fiel ihm Eleanor in die Rede, stellte ihn nun in aller Form ihren Freundinnen vor und rückte mit seiner Hülfe ein kleines, zweisitziges Sopha dem Fenster näher, in welchem sie sich mit ihrem Geliebten niederließ.

»Wo ist denn aber Dein Freund, von dem Du mir schriebest, daß er mit Dir kommen würde?« fuhr sie dann zu Frank gewandt fort.

»Er war bei unsrer Ankunft in derselben mißlichen Lage in Bezug auf seinen Anzug, wie ich; es fehlte ihm aber die nachsichtig entschuldigende Freundin, die mir der Himmel in Dir, geliebte Eleanor, gegeben hat. Darum blieb er im Gasthaus und wird morgen die Ehre haben, seinen Besuch abzustatten,« antwortete Frank.

»Wer weiß, vielleicht hätte eine meiner schönen Brautjungfern das Amt der Fürsprache für ihn übernommen. Du schriebst, er sei ein schöner, hoffnungsvoller junger Mann,« sagte Eleanor und machte mit ihrer kleinen Hand eine Bewegung nach den beiden Mädchen. »Es besteht ein Glaube, daß die Brautjungfern gern dem Beispiel der Braut folgen.«

»Wenn er, um zu gefallen, so wenig der Mode bedarf, wie Herr Arnold, so würde ich mich gern dazu verstanden haben, ihm meine Fürsprache zu leihen,« sagte Laura lächelnd und ließ ihren Fächer mit großer Gewandtheit und Grazie spielen.

»Und Du, Nancy?« fragte Eleanor ihre blonde Freundin mit einem liebevollen Blick.

»Das Aeußere allein würde mich nicht bestimmen, eine solche Fürsprache für einen Herrn zu übernehmen; leichter die Empfehlung, daß er ein Freund des Herrn Arnold sei,« erwiderte Nancy bescheiden, und nun hatte Eleanor tausend Fragen an Frank zu richten, die sich größtentheils auf seine heimathlichen Verhältnisse bezogen.

Die beiden jungen Mädchen, intime Freundinnen Eleanors, hatten ihren Dienst als Brautjungfern bereits angetreten und waren, wie dies häufig in Amerika Gebrauch ist, zu der Braut gezogen, um bei ihr zu wohnen, bis sie dieselbe bei der Verheirathung dem Bräutigam abtreten würden.

Unter heiterem, traulichem Gespräch schwand der letzte Blick des Tages, die Nacht legte sich vor die Fenster, das kleine Feuer in dem Kamin wurde zur lustig flackernden Flamme angefacht, das glückliche Brautpaar nahm vor demselben und die Brautjungfern zu beiden Seiten Platz und ein schwarzer Diener in seinem schwarzen Anzug, weißer Weste, weißer Halsbinde und ebensolchen Handschuhen trug, ohne Geräusch auf dem Teppich hinschreitend, eine große, prächtige Lampe auf den

Marmortisch, der in der Mitte des Salons stand. Der hehre Glockenton von der Cathedrale verkündete acht Uhr, als die Schelle im Corridor abermals erklang und Eleanor freudig ausrief:

»Da kommt Vater – wie wird er sich freuen, Dich zu sehen, Frank!«

Sie waren Beide aufgesprungen und eilten dem jetzt eintretenden Herrn Forney entgegen.

Er war ein großer, stattlicher Mann von ernstem, doch angenehmem Aeußern, dessen kräftige Haltung nicht verrieth, daß er fast sechzig Jahre alt war. Das Weiß, welches sich bereits in seinem röthlich blonden, lockigen Haupthaar eingestellt hatte, bemerkte man nur wenig und die frische, jugendliche Farbe seines männlich edlen Gesichts zeugte von vollster Gesundheit.

Mit sichtbar freudiger Ueberraschung erfaßte er beide Hände seines zukünftigen Schwiegersohns und schüttelte sie kräftig, schlang dann seine Linke um seine geliebte Eleanor, die sich liebkosend an ihn schmiegte, legte seinen rechten Arm um Franks breite Schultern und führte so das glückliche Paar zu dem Kamin, wo er sich mit heiterem Lächeln gegen die beiden jungen Damen verneigte.

»Ihr Regiment, meine schönen Freundinnen, wird nun wohl nicht mehr von langer Dauer sein, dieser Herzensräuber will Ihnen die Gespielin und mir die Tochter, die Seele meines Hauses, die süßeste Würze meines täglichen Lebens nehmen. Und doch, wie unendlich glücklich wird uns dieser Verlust machen,« sagte Herr Forney mit

einem Gemisch von Scherz und tiefem Ernst, indem er Eleanor und Frank nochmals an seine Brust drückte.

Dann ließen sie sich vor dem Kamin nieder, Eleanor behielt die Linke ihres Vaters in ihrer Hand und dieser führte nun mit Frank die Unterhaltung, bis ein Diener eintrat und ankündigte, daß das Abendessen bereit sei.

Es war gegen Mitternacht, als Frank sich verabschiedete und Eleanor ihn bis auf die breite Marmortreppe vor dem Hause begleitete, um ihm dort für die kurze Zeit, bis sie sich wiedersehen würden, noch ohne Zeugen ein inniges Lebewohl zu sagen.

Im Vollgefühle seines unbegrenzten Glückes schritt Frank durch die still werdenden Straßen nach dem Gasthaus zurück, wo er Ralph noch im Lesezimmer zwischen den langen Pultreihen, auf denen die ungeheuern Zeitungen ausgelegt waren, in diesen vertieft fand, um die neuesten Nachrichten aus dem Süden des Landes durchzusehen.

»Sie sind noch auf, Ralph?« sagte Frank zu diesem, indem er ihm die Hand reichte, »ich glaubte, Sie wären längst zur Ruhe gegangen.«

»O nein, Frank, ich wollte doch von Ihnen hören, wie Sie Ihre Braut angetroffen haben.«

»Wohl, überaus wohl, und lieb, wie ein Engel,« erwiederte dieser mit überströmendem Herzen, »ich freue mich unendlich darauf, Ralph, sie Ihnen morgen vorzustellen. Wahr ist es doch, wenn es einen Himmel auf dieser Erde giebt, so wird er uns nur durch die Liebe eines

braven Mädchens geschaffen. Sie müssen meinem Beispiel folgen, Ralph, versprechen Sie es mir, Sie wissen es, ich möchte Sie so gern auch recht glücklich sehen.«

»Von dem Glück einer guten Ehe habe ich mich bei Ihren lieben, theuren Eltern überzeugt; wird mir jemals ein solches geboten, so lasse ich es sicher nicht von mir, darauf mein Wort.«

»Man machte mir Vorwürfe, daß ich Sie nicht gleich mitgebracht hatte. Ich habe Sie aber entschuldigt. Morgen müssen wir uns rechtzeitig nach andern Anzügen umsehen. Kommen Sie, es ist schon spät, lassen Sie uns auf unser Zimmer gehen,« sagte Frank und schritt voran nach der Halle, in der sich das Bureau befand. Dort reichte ihnen ein schwarzer Diener Schlüssel und Licht, setzte lederne Pantoffeln vor ihnen nieder und nahm dagegen ihre Stiefeln in Empfang. Wenige Minuten später hatten die beiden jungen Männer ihr Zimmer und ihre gegeneinanderüber stehenden Betten erreicht, sie wünschten sich eine gute Nacht und bald umgaukelten sie die buntesten, wonnigsten Träume.

Nach zeitigem, an der sehr zahlreich besetzten Tafel eingenommenem Frühstück begaben sich die beiden Freunde nach dem ihnen empfohlenen Kleiderladen, um ihre heimathliche Tracht gegen die der Großstädter zu vertauschen. Zwei vollständige Garderoben wurden dort von ihnen ausgewählt und nach dem Hotel gesandt, wenige Häuser weiter setzten sie sich in den Besitz des unerläßlich nöthigen runden Huts, schafften alle übrigen weitern kleineren Toilettenstücke an und kehrten dann

in das Gasthaus zurück, um sich schnell anzukleiden und sich zu Forney's zu begeben. Kurz vor eilf Uhr war die Toilette beendigt; Beide warfen noch einen Blick in den großen Wandspiegel und schritten dann mit einander hinunter in die Halle, wo sie ihren Zimmerschlüssel abgaben. Hier war es sehr lebhaft, kommende und gehende Fremde, sowie Einheimische, die in diesem Hotel ihre Mahlzeiten genossen, waren versammelt und Aller Aufmerksamkeit richtete sich auf die beiden eintretenden sonnverbrannten Freunde. Ihre Kleidung war sicher nicht die Ursache hiervon, denn sie verrieth den amerikanischen Gentleman, es war ihre persönliche Erscheinung, in der das Ungewöhnliche lag. In dem eng anschließenden feinen Anzug trat der muskulöse, edle Bau der beiden Landsöhne um so kräftiger hervor, und die freie, leichte Haltung ihrer an Strapazen gewöhnten Körper stach sehr gegen die der schlaffen, verweichlichten Städter ab. Dieselbe Aufmerksamkeit wurde ihnen auf ihrem Wege nach der Charlesstraße von den Vorübergehenden zu Theil, die unwillkürlich ihrem festen Tritt Platz machten.

Forney's Haus war bald erreicht, die Thür that sich auf, ein schwarzer Diener öffnete den Salon und die beiden jungen Männer wurden dort von dem Präsidenten und seiner Tochter, sowie von den beiden Brautjungfern empfangen.

Nachdem Frank seinen Freund vorgestellt, bat Herr Forney denselben, sein Haus während seines Aufenthaltes in Baltimore zu seiner Heimath zu machen und versicherte ihm, daß er hier jederzeit herzlich willkommen sein werde.

Eleanor bemühte sich, gegen Ralph möglichst freundlich und aufmerksam zu erscheinen und Laura nahm die Gelegenheit wahr, ihn während des Gesprächs einen Stuhl an ihrer Seite einnehmen zu lassen. Ueberhaupt richtete sich die Unterhaltung größtentheils an ihn, da Frank derselben durch Eleanor mehr und mehr entzogen wurde. Ralph fühlte sehr wohl, daß er sich in einer ihm bisher fremden Sphäre befand, doch war es ein wohlthuendes Selbstgefühl, was ihn überkam und ihn sich frei und unbefangen bewegen ließ. Herr Forney war ein so feiner, gewandter Weltmann, daß er das Gespräch dem Wissenskreis des jungen Mannes fortwährend anzupassen wußte, und in dessen Unterhaltung mit den beiden jungen Damen, von denen Laura das Wort oft der neueren Literatur zuwandte, kam er ihm immer schnell zu Hülfe, wenn er gewahrte, daß er auf einen für ihn unsichern Boden gerieth. Vor Tisch wurde noch eine Promenade durch den Garten hinter dem Hause, der sich auf beiden Seiten desselben bis an die Straße zog, unternommen, obgleich dessen reiche Baum- und Gebüschgruppen durch den Winter entblättert und seine schönen Blumenbeete verödet waren. Die Sonne schien aber freundlich vom heiteren Himmel hernieder und gegen die kühle, doch reine Luft schützten sich die Damen mit

großen Shawls. Von dem Hause führten zu beiden Seiten eines geräumigen Vorplatzes breite Marmortreppen in den Garten hinab, auf deren stufenförmigem, marmornem Geländer große Vasen von demselben Gestein angebracht waren, in denen während neun Monaten im Jahre die herrlichsten Tropengewächse prangten. Diese, sowie die Orangenbäume, die ihren Platz am Fuße der Treppen hin hatten, befanden sich jetzt in den Gewächshäusern am andern Ende des Gartens, in denen sie mit tausend andern Vertretern der südlichen Pflanzenwelt einen reizenden, zauberischen Wintergarten bildeten.

Dorthin führte Herr Forney seine jungen Begleiter, sah mit Freude, wenn Frank oder Ralph hin und wieder Pflanzen aus ihrer Heimath erkannten und nannte ihnen dann sogleich den lateinischen Namen für dieselben. Es war hier ein wonniger Aufenthalt, zumal augenblicklich, wo die Natur in ihrer Winterruhe lag, und es wurde einstimmig beschlossen, nach Tisch den Kaffee hier zu trinken. Ralph war von dieser künstlichen Tropenwelt außerordentlich überrascht, da er natürlicherweise in seiner Heimath, welcher der Lenz niemals untreu wird, sich nicht hatte vorstellen können, wie man im Norden zur Winterzeit diese Pflanzen frisch und in Blüthe zu erhalten im Stande sei. Ebensolches Erstaunen kam über ihn, als Herr Forney bei der Rückkehr nach dem Salon seine Gesellschaft durch einige große Räume führte, in welchen seine Gemäldesammlung prangte. Ralph hatte

noch nie in seinem Leben ein wirklich gutes Oelbild gesehen und hatte natürlich auch kein anderes Urtheil darüber, als das, welches ihm die Natur gegeben, die sein Herz mit so vielen lebendig warmen Gefühlen ausgestattet hatte. Nicht weniger Eindruck machten die herrlichen Marmorstatuen auf ihn, die theils an den Treppen und in den Corridors, theils in den Zimmern angebracht waren, und dann wirkte der reiche, edle Geschmack und die solide Pracht, die allenthalben in dem Gebäude herrschten, mächtig und zauberisch auf sein leicht empfängliches Gemüth. Dennoch fielen die Vergleiche, die er mit seinem gegenwärtigen Aufenthaltsort gegen seine Heimath im Stillen anstellte, zu Gunsten der letzteren aus, und mit innerlicher Freude gedachte er des Rauschens der ewig grünen Palmen, der lauen, süßen Lüfte, die jetzt sein Heimathland durchsäuselten und der wundervollen Blumen und goldenen Früchte der saftig grünen Wälder, die sich in ewigem Wechsel verjüngen.

Ganz anders aber fiel der Vergleich seines jetzigen Lebens gegen sein früheres aus, da er die Erinnerung an dieses, so sehr er sich auch bemühte, nicht ganz aus seinen Gedanken verbannen konnte. Es durchzuckte ihn dabei ein Schauder, ein Reuegefühl, welches ihm die Rückkehr zu seinen jugendlichen Irrthümern für immer unmöglich zu machen schien. Der Tag verstrich für Alle in angenehmster Weise, ebenso der Abend, an welchem Herr Forney seinen Gästen einige Mappen aus seiner

Kupferstichsammlung zur Durchsicht vorlegte, die Damen abwechselnd auf dem Piano spielten, sich gegenseitig zum Gesang begleiteten und Eleanor schöne vaterländische Poesien zum Besten gab, die sie gelegentlich hier und dort gesammelt hatte.

Abermals befanden sich gegen Mitternacht die beiden Freunde auf ihren Ruhelagern einander gegenüber, und noch lange beredeten sie die Freuden des verlebten Tages, bis ihnen endlich die Worte auf den Lippen erstarben und ihre Gedanken in das Reich der Träume hinüberschwebten.

Am folgenden Morgen mußte Frank seinen Freund dessen eigenem Schicksal überlassen, indem er selbst an diesem Tage mit seiner Braut Besuche bei den allergenauesten Freunden machen und bei Andern Karten abgeben wollte, zu welchem Zweck gegen eilf Uhr die Equipage des Herrn Forney vor dem Gasthaus erschien und ihn von hier zu Eleanor führte.

Für Ralph konnte es aber, auch auf sich selbst beschränkt an diesen Weltplatz, keine lange Weile geben, denn beinahe Alles war ihm noch fremd und wo er sich auch hinwenden mochte, mußte ihm etwas Interessantes begegnen. Er hatte noch wenig von der Stadt gesehen, und der Morgen, der hell und heiter erschienen war, lud ihn freundlich ein, die frische Luft zu genießen und sich einmal wieder eine tüchtige Bewegung zu machen, wie sie ihm seit der Abreise von Richmond nicht wieder zu Theil geworden war. Zuerst besah er sich das Schlachtmonument, welches auf dem Platz vor seinem

Gasthof stand, und welches zum Gedächtniß der Braven, die bei Northpoint ihr Leben für die Unabhängigkeit ihres Vaterlandes hingegeben hatten, errichtet worden war. Dann nahm er das Gerichtsgebäude in Augenschein und wanderte von da in der Marketstraße hinunter, um die Börse zu sehen und dort zugleich die neuen Zeitungen zu durchblättern. Oft wurde er auf seinem Wege durch die Pracht der Kaufläden in seinem Schritt aufgehalten, bald blieb er vor dem blendenden Glanze von Silber- und Goldsachen, von Juwelen, und bald vor der bunten Mannigfaltigkeit Nürnberger Spielwaaren stehen, bis er endlich in die Straße nach der Börse hin einbiegen wollte und sich plötzlich in einen Haufen Hunderter von Menschen versetzt sah, aus dessen Mitte flehentlichste Jammertöne zu ihm herüberschallten, die zeitweise durch lautes, schallendes Gelächter, wilde Hurrah's und gräuliche Flüche unhörbar wurden.

Ralph war in Gedanken und Anschauen versunken bis hierher gewandert und darum um so mehr durch diesen Lärm überrascht, er drängte sich schnell dem Mittelpunkt zu, von woher die Klagelaute kamen, schob mit seinen starken Armen die Leute links und rechts zur Seite und stand mit einem Male zu seinem größten Erstaunen vor einem gänzlich, selbst von den letzten Kleidungsstücken entblößten Mulattenmädchen, um welches sich eine Schaar junger Leute von sehr verschiedenem Aeußern drängten, und dasselbe verhöhnten und verspotteten, während die Unglückliche ihr Flehen, ihre Bitten um Barmherzigkeit umsonst an sie richtete.

Ralph, entrüstet über die Ruchlosigkeit dieser Menschen, riß den ersten, der ihm noch im Wege stand zur Seite und schlug einen andern, der dem Mädchen einen Stock zwischen die Füße steckte, um es zu Falle zu bringen, mit einem Faustschlag zu Boden, als der Ruf ›der Constabel!‹ erschallte und Alles in wilder Flucht nach allen Seiten auseinanderstob.

In diesem Augenblicke fühlte sich Ralph von einer Hand ergriffen und so schleunig in einen nahen Kaufladen gezogen, daß er erst dort die Person, die diesen Gewaltstreich an ihm verübt, in's Auge faßte. Wer beschreibt aber seine Ueberraschung, sein Erstaunen, als er in dieser Person seinen Bekannten aus D. . . , den jungen Garrett, erkannte.

»Ist es möglich – Herr Garrett!« rief er in höchster Verwunderung aus, »welch ein sonderbarer Zufall führt uns hier zusammen!«

»Ein glücklicher Zufall, Herr Norwood, denn ohne meine rasche Hülfe wären Sie jetzt von dem Constabel als Zeuge in dieser häßlichen Geschichte in Beschlag genommen, hätten so und so viel Mal vor Gericht erscheinen müssen und sich endlich noch durch Ihre Aussagen gegen eine Bande von Rowdies deren Rache ausgesetzt. Die Constabels suchen sich stets ihre Zeugen unter den anständigsten Zuschauern aus. Dies war der Grund, weßhalb ich Sie ohne Ihre Erlaubniß so schnell in diesen sichern Hafen führte, freue mich aber unendlich, Sie wieder zu sehen,« entgegnete Garrett, indem er Ralph auf's Freundlichste die Hand drückte.

»Auch mir ist unser Zusammentreffen außerordentlich lieb und ich hoffe, daß es nicht das letzte sein wird.«

»Wie kommen Sie aber hierher nach dem Norden, zumal in der Winterzeit – haben Sie Geschäfte hier?«

»Ich habe einen lieben Jugendfreund, der sich hier in der Kürze verheirathen wird, begleitet und werde wohl noch einige Wochen mit ihm hier zubringen.«

»Nun, dann wünsche ich nur, daß von der Zeit Ihres Hierseins auch ein kleiner Theil mir gehören wird, ich bin hier zu Haus und werde Alles aufbieten, Ihnen Ihren Aufenthalt nach besten Kräften angenehm zu machen. Haben Sie im Augenblick etwas Bestimmtes vor?«

»Nichts Wesentliches, ich besehe mir die Stadt und war eben Willens, nach der Börse zu gehen, um dort die letzten Papiere aus dem Süden einzusehen.«

»So gehen wir zusammen. Auch ich war auf demselben Wege,« sagte Garrett, drückte seinen kostbaren grauen Biber mit einer gewissen nachlässigen Coquetterie auf seine wunderbar schönen blonden Locken, schlang seinen Arm in den Ralphs und schritt, indem er ein zierliches, mit Elfenbein gekröntes Rohr zwischen den fein behandschuhten Fingern seiner Linken im Kreise hin und wieder laufen ließ, mit ihm hinaus und auf dem breiten, mit Backstein gepflasterten Trottoir hin der Börse zu.

Dort in der hoch gewölbten, mit mächtigen Säulen umgebenen Rotunde war schon eine große Anzahl von Geschäftsmännern versammelt, die bedeutendsten unter ihnen hatten ihre gewohnten Stände eingenommen und die Mäkler liefen in geschäftiger Eile hin und wieder, um

Waaren- und Papierverkäufe abzuschließen, sowie Frachten für im Hafen liegende Schiffe anzuschaffen. Garrett schien hier sehr bekannt zu sein, denn er grüßte die angesehensten Männer mit einer gewissen Vertraulichkeit und diese erwiederten seinen Gruß sehr höflich, wenn auch mit mehr Förmlichkeit. Er fragte sie im Vorübergehen nach den augenblicklichen Preisen dieses oder jenes Artikels, fragte nach Coursen oder nach Frachten und zeigte, daß er mit dem Gang des hiesigen Geschäfts vertraut sei.

Nachdem er mit Ralph so eine kurze Zeit zwischen den Geschäftigen hin und her gewandert war und ihm bald über dies, bald über jenes Verhältniß des Handels Andeutungen und Erklärungen gegeben hatte, begrüßte er abermals einen stattlichen, elegant gekleideten Herrn, der mit einem Notizbuch in der Hand vor einem der Pfeiler stand und von einer Menge Mäkler bedrängt wurde. Der Gruß wurde mit dem üblichen Kopfnicken, diesmal aber sehr freundlich erwiedert und Garrett trat mit den Worten auf den Mann zu:

»Erlauben Sie, Herr Ballard, daß ich Ihnen meinen Freund, Herrn Norwood, einen bedeutenden Plantagenbesitzer aus dem Süden vorstellen darf.«

Hierbei trat er mit einer graziösen Handbewegung gegen Ralph und einer Verbeugung zur Seite und sagte dann, indem er dieselbe Bewegung gegen den Angeredeten machte:

»Mein geschätzter Freund, Herr Ballard.«

Ralph, der sich gleichfalls gegen diesen verneigt hatte, war im Begriff, eine Berichtigung über den ihm aufgebürdeten Titel zu geben, doch Garrett, dies bemerkend, kam ihm zuvor und sagte zu Ballard:

»Mein Freund, Herr Norwood, wird einige Zeit hier verweilen und wenn Sie es mir erlauben, werde ich die Ehre haben, ihn in Ihrem Hause einzuführen.«

»Darum bitte ich sehr. Es wird mir und meiner Familie zur größten Ehre gereichen, Sie bei uns zu sehen, Herr Norwood,« war die Antwort Ballard's. Garrett ergriff Ralphs Arm und mit einer Verbeugung gegen Obigen zog er diesen rasch mit sich fort nach dem Zimmer, wo Erfrischungen zu haben waren.

»Aber liebster Herr Garrett, Sie haben mich in eine große Verlegenheit gesetzt,« sagte Ralph zu diesem, indem er stehen blieb, »Sie haben mich als bedeutenden Plantagenbesitzer vorgestellt und ich habe augenblicklich auf meinem Lande auch nicht einen Acker in Kultur. Die kleine Farm meines seligen Vaters ist gänzlich verfallen.«

»Was macht das aus? – ist es denn nicht mehr Empfehlung, Plantagenbesitzer zu sein, als einfacher Herr Norwood? Ein Mann mit einem Geschäft, was er auch sei, wird immer höher geachtet, als einer, der Nichts schafft. Lassen Sie sich das nicht leid sein, was Sie noch nicht gethan haben, thun Sie vielleicht in der Folge, das Land und die Mittel dazu sind ja in Ihrem Besitz.«

»Ich möchte aber doch nicht gern eine Unwahrheit von mir sagen.«

»Ach was – Unwahrheit, wem thun Sie denn ein Unrecht – einen Schaden damit? Sie sind Plantagenbesitzer, bauen Baumwolle und nennen die Zahl Ihrer Neger nicht, damit sagen Sie immer noch keine Unwahrheit; denn auf Ihres Vaters altem Felde werden sich doch noch einige Baumwollenstauden selbst besaamt haben. Was trinken Sie? Es ist Alles vortrefflich hier.«

Mit diesen Worten trat Garrett mit seinem Begleiter an den Schenktisch und Beide verhalfen sich zu einem Glas Cognac und Wasser. Garrett warf dann dem Kellner einen Dollar auf den Schenktisch, steckte das darauf herausgezahlte Geld in die Tasche und verließ mit Ralph das Zimmer, um in die Lesehalle zu gehen.

Dort schritten sie von Pult zu Pult in den Reihen hinauf und hinunter, bis sie an den kamen, aus welchem die ›Picayune‹, eine Zeitung aus New-Orleans, aufgelegt war.

»Hier, die ›Picayune‹ wird Sie wohl am Meisten interessiren. Da ist auch schon ein Artikel aus Florida,« sagte Garrett, indem er auf das Blatt zeigte und Ralph trat vor dasselbe hin und las:

»Aus Florida wird uns berichtet, daß die Seminolen ungewöhnlich viel Pulver und Blei einhandeln, daß sie viele große Berathungen unter sich abhalten und daß alle Gründe vorhanden seien, eine ernstliche Demonstration ihrerseits gegen die Weißen zu befürchten. Namentlich sollen sie große Quantitäten Munition aus Georgien beziehen, wo die Kaufleute weniger bedenklich sind, ihnen dieselbe zu verkaufen; viele der Grenzbewohner scheinen auf sehr vertraulichem Fuße mit diesen Cannibalen

zu stehen. Es wäre Zeit, daß von Washington aus bald Etwas gegen diese Friedensstörer unternommen würde.«

»Man wird die Seminolen so lange reizen und mißhandeln, bis sie endlich zusammen losbrechen und ein Blutbad unter den Ansiedlern anrichten, wie es in Amerika noch nicht vorgekommen ist,« sagte Ralph, indem er das Blatt umschlug.

»Man sollte kurzen Prozeß mit den Bestien machen und sie vertilgen,« bemerkte Garrett.

»Das geht so leicht nicht. Nein, man sollte ihnen das Land abkaufen und sie nach dem Westen führen. Die Union hat ja jährlich Millionen übrig, und man weiß ohnehin nicht, was man damit anfangen soll; zu solchem Zweck wäre es in der That gut angewandt,« erwiederte Ralph und blickte in der Zeitung weiter.

»Da ist ja auch wieder ein Pirat an unserer Küste,« fuhr er fort und las abermals:

»An der Küste von Florida wurde in vergangener Woche das Wrack einer Brigantine an's Ufer getrieben, die bis auf den Wasserspiegel niedergebrannt war. Mehrere Leichen von ermordeten Seeleuten, die man auf dem Verdeck fand, sowie dort umherliegende Schiffspapiere, aufgerissene Ballen mit Kaffee, und blutige Waffen bezeugen, daß das Schiff von einem Piraten beraubt und dann in Brand gesteckt worden ist. Es sind in letzter Zeit viele Fahrzeuge spurlos an unserer Küste verschwunden und man darf wohl erwarten, daß unsere Regierung schnelle und kräftige Maßregeln ergreifen wird, um der Sache

auf den Grund zu kommen und unsere Gewässer sicher zu machen.«

»Das ist gewiß ein Spanier. Havannah ist und bleibt das Piratennest,« sagte Ralph.

»Oder es ist einer unserer lieben Landsleute, vielleicht in New-York, oder gar hier in Baltimore, ausgerüstet,« erwiederte Garrett; »Landpiraten haben wir genug, warum sollten sich nicht einige davon auf die schönen, grünen Wogen begeben, wo sie keine Spur hinter sich zurücklassen? Ein lustiges Leben muß es doch sein. Wer Nichts wagt, gewinnt Nichts!«

»Aber ein blutiges Räuberhandwerk, das doch zuletzt ein böses Ende nimmt,« antwortete Ralph und durchsah noch eilig das letzte Blatt der Zeitung, während Garrett einige alte Herren, die in das Zimmer traten, mit der ihm eigenen Unbekümmertheit und Vertraulichkeit begrüßte.

»Es wird Zeit, daß ich mich nach meinem Hotel zurückbegebe, um Toilette zu machen, denn ich speise bei Herrn Forney,« sagte Ralph zu Garrett.

»Bei Forney? Das ist einer unserer Aristokraten, einer unserer angesehensten Leute. Haben Sie Empfehlungen an ihn mitgebracht?«

»Mein Freund, den ich hierher begleitete, wird dessen Tochter heirathen, er führte mich bei Forney ein.«

»Die schöne Eleanor mit dem Gold und Schnee der Gebirge? der Tausend, Ihr Freund muß ein besonderer Mann sein, daß er sich das Herz unserer stolzesten Schönheit erworben hat. Wer ist er?«

»Ein Nachbar von mir, der eine recht hübsche Farm und einige Neger besitzt.«

»Ist es möglich! und Eleanor will nach Florida in ein Blockhaus ziehen?«

»Nach Georgien, an der Grenze von Florida, unweit D..., wo wir uns zuerst sahen.«

»Was die Liebe doch nicht vermag! Eine Mooshütte, eine Jasminlaube, Mondschein und Treueschwüre!« rief Garrett laut auflachend, »ich halte es mit einem pikanten Verhältniß auf weichem Sopha bei dem Lichte eines Kronleuchters und einem schäumenden Glase Champagner.«

Hierbei ergriff er abermals den Arm seines Gefährten, führte ihn, links und rechts hin mit dem Kopfe nickend, durch die jetzt dicht mit Geschäftsleuten angefüllte Rotunde zurück aus der Börse und geleitete ihn in der Marketstraße hinauf seinem Hotel zu.

Im Vorübergehen an einem prächtigen Schuh- und Stiefelladen blieb Ralph stehen und zeigte auf einen schön gearbeiteten glänzenden Stiefel, der hinter dem Schaufenster hing und auf welchen ein großes Papier mit der Aufschrift: ›3 Dollar‹ geheftet war.

»Das ist ja außerordentlich billig,« sagte er, »ein solches Paar Stiefeln für drei Dollar, da muß ich doch sehen, ob sie mir passen.«

Er trat mit Garrett in den Laden ein und bat, ihm den Stiefel aus dem Fenster zu reichen, damit er ihn anprobiren könne. Der Verkäufer kam sogleich seinem Wunsche

nach, reichte ihm den Stiefel und zur Freude Ralphs paßte derselbe seinem Fuße, wie für ihn gemacht.

»Ich will die Stiefeln behalten, Sie können sie mir nach Barnums Hotel schicken,« sagte er und legte drei Dollar auf den Zahltisch.

»Wünschen Sie nicht vielleicht auch einen zweiten Stiefel, der dazu paßt, zu kaufen?« sagte der Schuhhändler. –

»Einen zweiten Stiefel, wie so, kann man denn mit *einem* gehen?« erwiederte Ralph verwundert.

»Nicht gut,« sagte der Kaufmann, »darum glaubte ich, Sie würden wohl noch einen für drei Dollar dazunehmen, damit Sie deren zwei hätten.«

»Zum Teufel, für sechs Dollar kann ich allenthalben ein Paar Stiefeln kaufen,« sagte Ralph ärgerlich, indem er den angepaßten von seinem Fuße entfernte und den seinigen wieder anzog.

»Ein ächter Yankeepfiff, bei Gott!« rief Garrett mit schallendem Gelächter.

»So schön, wie dieser Stiefel Ihnen sitzt, finden Sie doch so leicht keinen wieder und sechs Dollar für das Paar ist sehr billig,« bemerkte der Verkäufer, ohne sich aus seiner Ruhe bringen zu lassen. »Hätte ich den Preis nicht darauf geschrieben, so würden Sie diese herrliche Gelegenheit, ein so schönes Paar Stiefeln zu erhalten, nicht ausgefunden haben; es geschah darum ganz in Ihrem Interesse.«

»Der Stiefel sitzt wirklich gut,« sagte Ralph, der die Wahrheit dieser Bemerkung nicht in Abrede stellen konnte, »ich will das Paar nur behalten. Schicken Sie es an Herrn Norwood in das Hotel.«

Dann legte er noch drei Dollar auf den Tisch und setzte, von Garrett begleitet, seinen Weg nach dem Gasthofe fort. Das Trottoir zu beiden Seiten der Straße war jetzt sehr belebt, namentlich waren es junge Damen in geschmackvollster reichster Toilette, die in der Marketstraße auf und nieder gingen und deren Schönheit Ralph auffiel.

»Es sind sehr viel schöne Mädchen hier,« sagte er zu seinem Begleiter, indem er über die Schulter zwei strahlenden Brünetten nachsah.

»Ei ja, das will ich meinen,« rief Garrett, »Baltimores Schönheiten sind ja weltberühmt. Kommen Sie, hier an der Ecke Ihres Hotels lassen Sie uns einige Minuten stehen bleiben, es ist gerade die Zeit, in der unsere Göttinnen *shopping* gehen, den Kaufleuten ihre Waaren das Oberste nach unten kehren und dann doch Nichts kaufen, nur um Gelegenheit zu haben, sich in diesem Theile der Marketstraße auf dem Trottoir aufzuhalten und sich in ihrer besten Toilette zu zeigen.«

Die Zahl der spazierenden jungen Mädchen mehrte sich mit jeder Minute und man konnte mit Bestimmtheit annehmen, daß von hundert derselben über die Hälfte blendende Schönheiten, der größere Theil der übrigen reizend lieblich und nur einige wenige nicht hübsch waren, doch eine Häßlichkeit konnte man nicht darunter

finden. Dabei hatten sie ihre Toilette über alle Begriffe geschmackvoll gewählt und bewegten sich mit einer Grazie, mit einer natürlichen ungezwungenen Eleganz, die von einer Spanierin nicht übertroffen werden konnte.

»Sehen Sie hier, Garrett, kennen Sie diese junge Dame in Schwarz?« flüsterte Ralph plötzlich seinem Begleiter zu, indem er ihn schnell bei dem Arme herumzog, und seine Blicke auf eine schlanke zierliche Gestalt heftete, die, in schwere, schwarze Seide gekleidet, eben an ihnen vorüberglitt.

»Ich sehe sie heute zum ersten Male, solche Augen und solches Haar sah ich noch nie; Ihr Hut ist weiß dagegen.«

»Sie war sehr schön, lassen Sie uns ihr folgen,« sagte Ralph leidenschaftlich, doch in diesem Augenblicke schlug es auf dem nahen Thurme zwei Uhr und erinnerte ihn daran, daß er bald bei Forney erwartet würde.

»Da ist es wahrhaftig schon zwei Uhr,« sagte er, indem er der dahinschwebenden schwarzen Gestalt noch einen feurigen Blick nachsandte, »wir müssen jetzt scheiden, ich hoffe aber Sie bald wieder zu sehen.«

»Lassen Sie uns einen Abend zusammen zubringen, ich bin Mitglied in vielen Clubbs und verspreche Ihnen eine angenehme Gesellschaft, wo es lustig hergeht, gut gelebt wird, und wo Sie auch, wenn Sie es wünschen, einen grünen Tisch finden,« sagte Garrett, indem er Ralph die Hand reichte.

»Ich spiele niemals mehr, ich habe es abgeschworen,« sagte dieser, »doch in den ersten Tagen bin ich zu Ihren Diensten. Wollen Sie bei mir vorsprechen?«

»Ich werde Sie zeitig des Morgens aufsuchen, dann können wir das Weitere verabreden,« erwiederte Garrett, drückte Ralph nochmals die Hand und eilte zwischen den wandelnden Damen dahin, während dieser schnell nach seinem Zimmer sprang, seine Toilette ordnete und sich ohne Säumen nach Forney's Haus begab.

Capitel 11.

Die Tochter des Schiffscapitains. – Der Küstenhändler. – Der Sturmvogel. – Der Pirat und sein Associe. – Das Brautpaar. – Der Nachbarbesuch.

Der Präsident empfing Ralph auf's Freundlichste, theilte ihm mit, daß Frank nebst seiner Tochter noch nicht zurückgekehrt, und daß die beiden jungen Damen *shopping* gegangen seien, eine Liebhaberei, der alle junge Mädchen der Stadt gern fröhnten, wenn das Wetter es einigermaßen erlaube. Herr Forney ließ seinen Gast ihm gegenüber an dem offenen Fenster Platz nehmen, so daß sie die Vorübergehenden überblicken konnten, Ralph mußte ihm mittheilen, was er während des Morgens von der Stadt gesehen hatte, worauf der Präsident ihm alles übrige Sehenswerthe nannte und ihm eine Reihenfolge angab, in der er es aufsuchen müsse.

Während Beide in traulicher Unterhaltung die Rückkehr der Hausgenossen erwarteten, verließ die junge Dame in Schwarz, die im Vorübergehen Ralphs und Garrett's Aufmerksamkeit so sehr erregt hatte, einen Quinquaillerieladen und erreichte bald darauf die Brücke in der Marketstraße, wo sie den schwarzen Kutscher einer vorüberfahrenden Droschke anrief, dieser ihr dieselbe öffnete und sie in dem Augenblick einstieg, als Garrett, der sie gesucht zu haben schien, sie erblickte und schnellen Schrittes heraneilte.

Der Fuhrmann hatte aber seinen Sitz wieder bestiegen und im Galopp rannten die Pferde mit dem Wagen davon, so daß er schnell vor Garrett's folgenden Blicken verschwand.

Die Dame war ein junges Mädchen von siebenzehn Jahren und von sehr vornehmem Aeußern. Ihr ganz schwarzer Anzug ließ vermuthen, daß ihr vor noch nicht langer Zeit eine ihr nahe verwandte Person durch den Tod entrissen worden sei. Sie hatte sich kaum in dem Wagen niedergesetzt, als sie den leichten zierlich geformten Krepphut vom Kopfe nahm und ihn neben sich auf den Sitz legte, wie es schien, um sich abzukühlen, denn es war ein warmer Wintertag und sie war rasch gegangen. Auch ihre schwarz seidenen Handschuhe hatte sie abgelegt, strich mit ihren kleinen zarten Händen ihr rabenschwarzes glänzendes Haar zu beiden Seiten des dichten Scheitels glatt und ließ die schweren langen Locken, die hinter ihren zierlichen Ohren herabwogten, gleichfalls durch die Finger gleiten. Trotzdem aber, daß sie wiederholt ihre Hände über den Scheitel herab drückte, verschwand doch die natürliche Wellenform des Haares nicht und über ihrer hohen Stirn reihte sich ein Diadem von kleinen widerspenstigen Löckchen, die sich immer wieder kräuselten.

Aus dem edlen Oval ihres Gesichts hob sich ihre schön geformte kleine Nase anspruchslos hervor und unter ihren breiten scharf geschnittenen tief schwarzen Brauen sahen ihre ebenso schwarzen lang bewimperten Augen wie aus einem schattigen Dunkel hervor. Ihr kleiner

Mund glich einer noch nicht geöffneten Rose und verbarg die makellosesten prächtigsten Zähne. Ganz im Einklang mit ihrem schwarzen Haar stand die etwas dunkele, doch wunderbar durchsichtige Färbung ihrer zarten Haut, die auch selbst auf ihren Wangen keine Röthe durchschimmern ließ. Wenn auch sehr zart gebaut, waren die Formen des Mädchens doch weich und rund, wie ihr voller Busen und ihre schönen Arme sehen ließen.

Unsere reizende Unbekannte hielt eine stark gefüllte Reisetasche auf ihrem Schooß, nahm noch einige kleine, in Papier gehüllte Packete aus der Tasche ihres Kleides und packte dieselben ebenwohl in jene ein.

Der Wagen hatte jetzt die gepflasterte Straße verlassen und rollte auf dem unebenen rohen Wege hin, der von der Stadt über den weiten morastigen Grund nach der Point, dem Platz, wo die größeren Seeschiffe lagen, führte. Das lederne Dach auf der Kutsche ruhte auf dünnen eisernen Stangen, zwischen welchen rothe wollene Vorhänge herabhingen, die von dem Luftzuge hin und her bewegt wurden. Den Vorhang an der rechten Seite hielt die junge Dame mit der Hand zurück und blickte hinaus nach der langen Reihe von Masten, die in der Ferne sich über den niedrigen Häusern an der Point erhoben, als suche sie unter den dort wehenden Flaggen eine ihr befreundete zu erkennen. Bald hatte der Wagen die gepflasterte Straße an der Point erreicht, rollte vor den kleinen meist hölzernen Gebäuden vorüber, in denen beinahe ausschließlich Gegenstände für Schiffe und Seeleute feil gehalten wurden, und bog nach wenig Minuten

durch ein großes Fahrthor in einen weiten offenen Platz ein, an dessen anderm Ende eine Brigg an dem Werfte befestigt lag.

Der Wagen hielt neben dem Fahrzeuge an, der Kutscher öffnete den Schlag und die junge Dame stieg aus demselben auf das Werft herab, wo ihr einige Matrosen von dem Schiffe aus entgegenkamen, um ihr den Reisesack abzunehmen und ihr behülflich zu sein, auf der an der Brüstung des Fahrzeuges herabhängenden Treppe das Verdeck zu ersteigen.

»Du kommst gerade zur rechten Zeit, Eloise, das Mittagsessen ist eben bereit. Bist wohl recht müde, mein Mädchen?« sagte ein kleiner ältlicher Herr, der in einem grauen Leinenrock und mit einem breitrandigen Strohhut auf dem Kopfe von oben über die Brüstung herabsah und sich über sie niederbeugte, um seiner Tochter Eloise die Hand zu reichen und ihr herauf zu helfen.

Diese hatte bald das Verdeck erstiegen, schlang ihren Arm um ihres Vaters Nacken und drückte mit Innigkeit ihre rosigen Lippen auf dessen Mund.

»Hast Du denn Alles bekommen, was Du kaufen wolltest? Sieh Dich nur gut vor mit allen Kleinigkeiten, die Du auf der Reise nöthig hast, denn wenn wir von hier aus unter Segel gegangen sind, lassen wir die Anker nicht wieder fallen, bis wir Rio Janeiro erreicht haben,« sagte der Alte, indem er den Arm seiner Tochter ergriff und sie dem Eingang der Cajüte zuführte, welche sich über dem hintern Theile des Verdecks erhob.

Dieser alte Herr war ein Spanier, Namens Pedro Dosamantes, der in seinen jungen Jahren einem Havanneser Haus als Schiffscapitain gedient, den aber das Glück begünstigt hatte, so daß er nun schon seit einer Reihe von Jahren sein eigenes Fahrzeug, die Brigg Tritonia, befehligte und seit dieser Zeit zugleich einen sehr einträglichen Küstenhandel an den östlichen, sowie auch an den westlichen Gestaden Amerika's trieb. In den großen östlichen Handelsplätzen dieses Landes, namentlich in New-York und in Baltimore, kaufte er seine Waaren ein, und segelte dann an Südamerika hinab von einem kleinen Seeplatz zum andern, ging vor demselben vor Anker und stellte auf dem Verdeck seines Schiffes seine Waaren zum Verkaufe aus. Dann fuhr er um das Cap Horn und besuchte in gleicher Weise die Küstenplätze am stillen Weltmeer, die noch wenig Verkehr mit der handeltreibenden Welt hatten.

Es war dieses ein sehr gutes Geschäft und Dosamantes trieb es ganz im Stillen, um keine Aufmerksamkeit und keine Lust bei Andern zu erregen, es ihm nachzumachen. Wenn er in New-York oder in Baltimore seine Waaren einkaufte, so sagte er Niemanden, was er damit zu thun beabsichtige, auch nicht, wohin er zu fahren gedenke, und da er nur alle achtzehn Monate hierher zurückkehrte, so blieb er immer ein Fremder. Er hatte vor Jahren eine Havanneserin zur Frau genommen, die ihn auf seinen endlosen Fahrten fortwährend begleitete, und war von ihr mit einer Tochter beschenkt, die sie Eloise genannt hatten. Bis zu ihrem zehnten Jahre hatte diese

die Eltern nie verlassen, dann gab ihr Vater sie aber in eine Erziehungsanstalt in New-York, um ihre vortrefflichen geistigen Anlagen ausbilden zu lassen. Auf der letzten Reise um das Cap Horn hatte Dosamantes seine geliebte Frau durch den Tod verloren und er hatte sie dem Grabe eines Seemannes, den Wogen des Meeres, übergeben, so daß er als Wittwer zu seinem Kinde nach New-York zurückkehrte.

Eloise war schnell entschlossen, den Platz ihrer tief betrauerten Mutter bei ihrem geliebten Vater auszufüllen und ihm den herben Verlust, so weit es in ihren Kräften stand, durch ihre Gesellschaft zu ersetzen. Die See war ja ihre Heimath, sie hatte auf den Wogengebirgen am Cap Horn zuerst das Licht der Welt erblickt, und die Gefahren, die Schrecken des Meeres, hatten weniger Fürchterliches für sie, als für die Kinder des Festlandes.

Sie war jetzt ihrem Vater in die Cajüte gefolgt, hatte ihren Hut und ihre Mantille in ihr kleines, wunderschön eingerichtetes Cabinet getragen, ihr Haar vor dem langen, mit goldenem Rahmen umgebenen Spiegel geordnet und trat, als sie in die Cajüte zurückkehrte, zu ihrem kleinen Liebling, einem Kanarienvogel, dessen glänzender Käfig auf der breiten Bank der kleinen Fenster stand, die an der hintern Seite des Schiffes angebracht waren. Sie sprach schmeichelnd zu ihm, hielt ihm ihre rosigen Lippen bis an das gelbe Gitter des Käfigs entgegen, und der Kleine zwitscherte freudig, flatterte mit herabhängenden Flügeln zu ihrem Munde und drückte sein zierliches Schnäbelchen zwischen dessen frisches Kirschroth.

Ein alter schwarzer Diener, Loredo, dessen wolliges Haar schon mit Silber durchwirkt war, trug die Speisen auf den Tisch und grüßte seine junge Herrin, der er die ersten Schritte auf dem schwankenden Verdeck des Schiffes gelehrt hatte, mit freudigem, treuem Blick.

»Nun, guter Loredo, bald sind wir wieder in unserer Heimath, denn auch Du wurdest, so wie ich, auf der See geboren,« sagte Eloise traulich zu dem Alten.

»Loredo freut sich, Fräulein Eloise, seine junge Herrin, abermals bedienen zu können. Wenn wir nur erst wieder im Süden sind, es ist Wintertag und die Küsten dieser nördlichen Länder werden in dieser Jahreszeit oft von schweren Wettern heimgesucht,« antwortete der Neger.

»Wir werden in wenigen Tagen segeln und der December ist hier der Wonnemonat der alten Frauen, er bringt gewöhnlich noch sehr schöne Tage,« sagte Eloise und drückte ein Stückchen weißen Zucker zwischen die Drähte des Vogelbauers.

Das Essen war aufgetragen; Dosamantes, der noch einige Anordnungen auf dem Verdeck getroffen hatte, kehrte in die Cajüte zurück und nahm mit seiner Tochter Platz an dem Tische.

»Hoffentlich werden wir die Teller und Tassen bald nicht mehr so anfüllen dürfen, damit sie beim Schwanken des Schiffes nicht überfließen. Die Zeit am Land wird man leicht überdrüssig. Ich erwarte nur noch zweihundert Fässer Mehl an Bord, und dann sind wir reisefertig,« sagte der Alte, indem er die Büchse mit rothem Pfeffer

ergriff und sie über seinem, mit Schildkrötensuppe gefüllten Teller schüttelte.

Noch saßen Vater und Tochter zusammen am Tisch, der Alte hatte sein Glas abermals mit Rothwein gefüllt und Eloise naschte an Confect, welches auf einer krystallenen Schaale zwischen ihnen stand, als der Steuermann, ein alter wettergebräunter Seemann, in grauleinenen Beinkleidern und feuerrothem wollenem Hemd, in die Cajütenthür trat, seinen lackirten ledernen Hut abnahm und sagte:

»Capitain, da kommt ein sehr großer Schooner unter spanischer Flagge zu uns heran, ich glaube, er will sich an unser Werft anlegen.«

»Ich komme sogleich auf Deck, Strabo,« sagte Dosamantes, leerte schnell sein Glas, nahm seinen Hut und folgte eilig dem Steuermann auf das Verdeck, von wo er besagtes Schiff schon ganz in der Nähe gerade auf sich zusegeln sah.

Es war ein ganz schwarzes Fahrzeug, ohne irgend eine Verzierung durch Streifen anderer Farbe, wie diese sonst an den meisten Schiffen angebracht werden, nur mit einem mächtigen weißen Sturmvogel, der die Flügel weit ausgebreitet hielt, an der Spitze unter dem Bugspriet. Der Bauart nach war es ein Schooner von dem allerschärfsten Schnitt, sein Körper sank von der sehr hohen Brüstung wie ein Keil in beinahe gerader Linie in das Wasser hinab, so daß bei seiner Anfertigung nicht auf das Tragen einer bedeutenden Fracht, sondern nur auf ein schnelles Segeln Rücksicht genommen worden war. Ein riesenhaft

großes Schoonersegel blähte sich an dem vordern Mast, während ein zweiter Mast wie der einer Brigg beflügelt war.

»Es wird bald Zeit, daß der Kerl seine Segel einnimmt und seinen Cours ändert, wenn er uns nicht in die Seite laufen will,« sagte Dosamantes mit einer gewissen Besorgniß und fuhr, wirklich beunruhigt, nach einigen Augenblicken fort: »Bald wird es mir doch zu arg. Ist der Kerl des Teufels, er rennt wahrhaftig auf uns. Hallo! – *take care*!« rief er dann aus, indem er auf eins der großen Wasserfässer sprang und mit seinem Strohhut nach dem ruhig vorwärts gleitenden Schiffe winkte. Doch auf dem schwarzen Fahrzeuge schien sich Niemand um den Alten zu kümmern, es kam trotz Fluchens und Schreiens der Mannschaft aus der Tritonia rasch auf sie zu, bis sein Bugspriet kaum noch Mannslänge von ihrer Brüstung entfernt war, als plötzlich eine tiefe Baßstimme das Commandowort zum Wenden und zum Einnehmen der Segel gab, diese im nächsten Augenblicke machtlos im Winde flatterten und das Schiff mit leichter Wendung an der Tritonia vorüberglitt. –

»Verdamm den Kerl,« sagte der Steuermann und blickte dem Fahrzeug nach, »er weiß die Zügel seines Rosses gut zu führen, es hat aber auch Nichts in den Eingeweiden – es ist so dürr wie ein Windhund. Muß schlechte Rechnung liefern, hat mit seinen großen Segeln noch einmal so viel Bedienung nöthig, als die Tritonia und nimmt nicht halb so viel Fracht ein.«

»Es muß wohl ein Passagierschiff sein,« bemerkte Dosamantes.

»Oder ein Sclavenhändler, die sind so gebaut,« sagte der Untersteuermann, ein blonder, schlanker Bursche, Namens Kelly.

Während dieser Zeit war das fremde Schiff bis zu dem nächsten Werft vorgedrungen, ein Theil seiner Mannschaft sprang an das Land, und ehe zehn Minuten vergingen, war es dort mit starken Tauen befestigt.

Ein Officier des Zollhauses hatte sich schon auf dem Werfte eingefunden und begab sich auf das Verdeck, wo ihm ein großer, schöner Mann von herkulischem Körperbau entgegentrat, ihn begrüßte, ihm dann einige Papiere einhändigte und das Schiff verließ, worauf er bald hinter dem nahen Packhaus verschwand.

Dieser Mann war der Capitain des schwarzen Fahrzeuges und hieß Flournoy. Er war volle sechs Fuß groß, trug sein schwarz umlocktes Haupt stolz über seinen mächtigen Schultern, und der lange, schwarze Bart, sowie seine blitzenden Augen und seine Adlernase gaben ihm ein gebieterisches, energisches Ansehen. Seine Haltung war elegant und sein feiner schwarzer Anzug ließ den Gentleman vermuthen.

Er war im raschen Schritt um das Packhaus gebogen, eilte in der Straße vor den Häusern hin und sprang in einen Fiacre, der vor dem nächsten Trinkhaus hielt. Als ob seine Eile auf die Pferde übertragen worden wäre, so stoben dieselben mit dem Wagen unter der Peitsche des

schwarzen Fuhrmanns davon, daß der Staub hoch hinter ihnen aufwirbelte. Bald war die Stadt erreicht, der Wagen sauste an der Börse vorüber, bog in eine andere Straße ein und hielt wenige Minuten später vor einem großen prächtigen Wohngebäude still.

Flournoy verließ den Wagen, reichte dem Kutscher einen Dollar und sprang auf der hohen Marmortreppe hinauf zu dem glänzenden versilberten Schellengriff neben der Thür, den er kaum gezogen hatte, als diese sich öffnete und ein schwarzer Diener auf die Frage, ›ob Herr Ballard zu Hause sei,‹ erwiederte, daß der Herr sich bei Tisch befände.

»So geh und melde Deinem Herrn, daß Capitain Flournoy angekommen sei,« sagte dieser zu dem Neger und trat in den Parlour, in welchen kaum Licht genug durch die dicht geschlossenen, rothseidenen Vorhänge drang, um den Ueberfluß von Gold und Seidenstoffen erkennen zu lassen, mit denen das Zimmer decorirt war.

Flournoy hatte die Vorhänge etwas geöffnet und stand, sein Haar ordnend, vor dem ungeheuren Wandspiegel zwischen den Fenstern, als Herr Ballard mit eiligsten Schritten in das Zimmer kam, die Thür hinter sich zudrückte und mit dem Ausruf: »Sie hier, Flournoy?« vor den Capitain trat.

»Wie Sie sehen, Herr Ballard. Mein Sturmvogel ist gefüllt, wie ein gesättigter Haifisch und muß entladen werden, ehe er sich nach neuer Beute umsehen kann. Ich komme von Havannah, wo ich einlief, und wo ich durch

unsern Freund meine Schiffspapiere in aller Form ausgefertigt erhielt.«

»Wie kam es aber, um Gottes Willen, daß die Brigantine an die Küste von Florida lief? wir haben doch ausdrücklich verabredet, daß Sie alle Fahrzeuge, die Sie nehmen, in den Grund versenken sollten. Die Sache hat viel Aufsehen gemacht, und die Regierung wird Alles aufbieten, Ihnen auf die Spur zu kommen. Es würde wohl räthlich sein, wenn wir das Geschäft vor der Hand einstellten, die Gefahr wird jetzt zu groß,« sagte Ballard, sichtbarlich sehr beunruhigt.

»Und wie wird es mit meinen Leuten, die alle mit Antheil an dem Gewinnst engagirt sind? Wollen wir sie entlassen und abwarten, bis der Eine oder der Andere von ihnen mit den Abenteuern, die er auf dem Sturmvogel erlebt, im Wirthshaus die Gäste amüsirt?«

»Das ist die alte Frage, die mich lange zurückhielt, auf Ihre Vorschläge zu dem Geschäfte einzugehen, der Fluch, der uns doch zuletzt auf dem Nacken sitzen wird. Treiben wir es aber jetzt fort, so werden wir sicher gefangen. Wie wäre es, wenn Sie einmal einen Ausflug nach Ostindien machten und vielleicht ein Jahr dort zubrächten? Bis dahin wäre die Geschichte mit der Brigantine vergessen,« sagte Ballard, indem er, wie in Gedanken versunken, seine Unterlippe zwischen seine Finger kniff und vor sich nieder auf den reichen Teppich schaute.

»Wo die Engländer bald einen ihrer Masten mit mir und meinen Leuten schmücken würden. In die Falle gehe

ich nicht, und aufgeben werde ich das Geschäft ebensowenig, bis ich genug habe, mich in Ruhe zurückzuziehen. Von den paar tausend Dollar, die es mir bis jetzt getragen hat, kann ich nicht leben, Sie haben Ihr Geschäft hier durch uns begründet und bedürfen unserer nun nicht mehr.«

»Bedenken Sie aber nur, lieber Flournoy, daß man Sie sicher fangen wird, und dann ist es um uns Beide geschehen. Hätten Sie nur die verdammte Brigantine nicht an's Land treiben lassen. Es ist ja rein Ihre Schuld.«

»Des Teufels Schuld war es. Die Mannschaft wehrte sich, wie die Löwen, als wir an Bord kamen, und, Gott weiß es, mit Einemmale stand das Ding in Feuer. Sie müssen es selbst in Brand gesteckt haben. Wir hatten kaum noch Zeit, die Cajüte zu plündern, ehe uns die Gluth in unsere Boote trieb. Seien Sie aber unbesorgt, zwischen den Klippen vor Florida fängt mich Niemand, und wer mich dorthin verfolgt, der zerbricht seine Rippen an den Felsen. Wo der Sturmvogel sich durchwindet, sitzt jedes andere Schiff fest. Nur Herz und Nerv behalten, Herr Ballard, noch einige glückliche Reisen und ich gebe meiner Mannschaft bei einer ruhigen Nacht einen Schlaftrunk, lege eine brennende Lunte an die Pulverkammer und sage in meinem Boote dem Sturmvogel und seinem Ungeziefer Lebewohl, dann erzählt keine Zunge, auf welche Weise wir zu reichen Leuten geworden sind. Doch jetzt nur schnell, daß wir die Ladung loswerden, denn ich muß Vielerlei am Schiffe repariren lassen, und je kürzere Zeit ich hier verweile, desto weniger Gefahr,

daß meine Leute uns Unannehmlichkeiten bereiten. Es ist eine wilde Horde, die am Land schwer im Zaum zu halten ist.«

»Sie sagen, Ihre Papiere sind ganz in Ordnung?«

»Auf das Vollkommenste, ich habe schon dem Zollbeamten an Bord die Liste meiner Ladung übergeben. Es ist eine wahre Musterkarte; alles Gegenstände, die von Westindien auf der Reise hierher waren, als ich sie nahm.«

»Sind die Waffen und die lange Kanone gut verborgen, daß man sie nicht entdecken kann?«

»Der Eingang zu dem Versteck ist ja, wie Sie wissen, in der Cajüte unter dem Teppich und oben darauf steht der Tisch; doch auch wenn beides weggenommen würde, so könnte man doch die Fuge nicht finden, wo sich der Fußboden aufthut. Seien Sie ganz ohne Sorgen und beeilen Sie nur meine Abreise. Jetzt lassen Sie uns schnell nach dem Zollhause gehen und das Schiff einclariren, damit ich mit dem Ausladen beginnen kann,« sagte Flournoy und schritt aus dem Zimmer, Ballard nahm seinen Hut, der im Corridor auf einem Tische stand, und Beide eilten die Treppe hinab dem Zollhause zu.

Während dieser Zeit wurden in Forney's Haus auf das Wohl der jungen Brautleute die mit schäumendem Champagner gefüllten Gläser geleert, und die zahlreiche Gesellschaft, die heute hier zur Tafel geladen war, brachte ihnen ein lautes, freudiges Lebehoch.

Der große Speisesaal war geschmackvoll mit schönen Gewächsen und Blumen geschmückt, die in alabasternen

Urnen auf Consolen prangten, seine silbergrauen Wände trugen kostbare alte italienische und spanische Oelbilder zur Schau und seine hohen, bis auf den spiegelblanken Fußboden herabreichenden Fenster, sowie die große Glasthür, welche nach dem Balkon an der hintern Seite des Hauses zeigte, waren, wie mit Nebelgewölk, von gestickten, weißen, durchsichtigen Vorhängen umgeben. Das einzige Gold, welches in dem Saal verwendet war, trug eine einfache, vergoldete Leiste, die sich an den Wänden als Einfassung hinzog, und der leichtgeschwungene Kronleuchter, der von der Decke herabhing.

Herr Forney saß oben an der reich mit Silberzeug geschmückten Tafel, zu seiner Rechten das glückliche Brautpaar und zu seiner Linken zwischen den beiden Brautjungfern ein alter Jüngling mit silberweißem Haar und in jugendlicher Gesundheit strahlendem Gesicht, der Commodore Perrywill, ein Jugendfreund Forney's, dessen Flaggenschiff bei Norfolk vor Anker lag und der von Zeit zu Zeit einige Wochen in Baltimore zuzubringen pflegte. An seiner linken Seite saß Laura zwischen ihm und Ralph und machte ihre Reize bei ihrem rüstigen alten, sowie bei ihrem kräftigen jungen Nachbar gleich geltend.

Außer ihnen reiheten sich noch einige zwanzig Gäste an die Tafel und bildeten einen Kreis der Heiterkeit und des Frohsinns, aus dem die edle Gestalt Eleanors in Glückseligkeit und Wonne hervorstrahlte. Ein himmelblaues, seidenes Gewand und reiche durchsichtige

Spitzen umgaben ihre schönen Formen, ihre bronzegoldigen Locken fielen auf ihren blüthenweißen Nacken, und in ihren dunkeln, glänzenden Augen spiegelte sich der Himmel ihrer Gegenwart.

Frank, von gleicher Seligkeit durchdrungen, saß, das Bild männlich-jugendlicher Schönheit, an ihrer Seite, die Gluth der ersten Liebe lag auf seinen edlen Zügen und ihr Entzücken funkelte in seinen tief dunkeln Augen.

Der Ausdruck vollkommenen Glückes ruhte auf dem heitern Antlitz des Präsidenten, der mit innigem Entzücken den Blicken seiner geliebten Kinder folgte und mit ihnen den Wonnetraum empfand, der sie umgab. Freude und gefühlvolle Theilnahme an dem neuen Glück, welches in dies Haus eingezogen war, beseelte die befreundete Gesellschaft, und noch hatte sie sich nicht getrennt, als der Himmel im Westen erglühte und die Sonne mit ihren letzten feurigen Strahlen den Saal durchblitzte.

Auch den gekräuselten Wellen, die an der kupfernen Seite der Brigg Tritonia plätscherten, tanzte das goldene Licht des scheidenden Gestirns und Eloise Dosamantes schaute sinnend über die flimmernde weite Wasserfläche, die zwischen der Point und der Landzunge, auf der das Fort liegt, sich vor ihr ausdehnte. Das Mädchen saß auf dem kleinen Verdeck über der Cajüte und hielt ein damastenes Tischtuch, an welchem sie gesäumt hatte, auf ihrem Schooß.

»Ein sonderbares Schiff, das schwarze dort,« sagte der alte Dosamantes, der eine Zeit lang, mit den Händen in

den Rocktaschen, auf dem Verdeck auf und ab gegangen war, »es hat eine viel zahlreichere Mannschaft an Bord, als es bedarf, und eine wild aussehende Bande ist es unverkennbar. Es würde mir nicht angenehm sein, dem Fahrzeug auf See zu begegnen.«

Dabei blieb der Alte stehen und hielt seine Blicke auf den Sturmvogel geheftet, der nur etwa hundert Schritt von ihm entfernt an dem nächsten Werfte lag. Nach einer Weile fuhr er fort:

»Der große Mann mit dem schwarzen Bart dort auf dem Werft scheint der Capitain zu sein; er spricht mit dem Steuerofficianten. Jetzt kommt er hierher; sollte er uns einen Nachbarbesuch machen wollen? In der That, er ist auf dem Wege zu unserm Schiff.«

Dosamantes eilte von dem obern Verdeck hinab auf das untere und trat an die Brüstung, zu welcher die Treppenleiter auf das Werft führte.

»Ich will nicht verfehlen, Ihnen meinen nachbarlichen Gruß zu bringen, Capitain,« sagte Flournoy, der bereits an der Seite der Tritonia angelangt war und mit Leichtigkeit das Verdeck derselben erstieg.

In dem Augenblick, als er Dosamantes die Hand reichte und dieser ihn willkommen hieß, schritt Eloise vom obern Verdeck auf der schmalen Treppe herab, um sich in die Cajüte zu begeben. Sie sah nicht nach ihrem Vater, noch nach dem Fremden her; doch dieser blickte sie überrascht an, nahm höflich seinen Hut ab und sagte, indem er ihr einen Schritt näher trat:

»Ich fürchte, schönes Fräulein, daß mein Besuch Sie veranlaßte, Ihren Sitz auf dem obern Verdeck aufzugeben; wenn dem so ist, so werde ich mich sogleich wieder entfernen.«

Dabei verneigte er sich ehrerbietig, hielt aber seine glänzenden schwarzen Augen auf Eloise geheftet und warf ihr einen leidenschaftlichen Blick zu, als sie nach ihm aufsah und zu ihm mit ihrer süßen Stimme sagte, daß sie auch ohne sein Kommen sich in die Cajüte begeben haben würde.

Dann erwiederte sie mit einer leichten Verbeugung seinen Gruß und verschwand durch den Eingang.

»Vielleicht eine Passagierin auf Ihrem Schiffe, Capitain?« fragte Flournoy den Alten mit einer Handbewegung nach der Cajütthüre.

»Meine Tochter, Capitain. Lassen Sie uns auf das obere Verdeck gehen, dort ist es jetzt angenehm,« erwiederte Dosamantes und folgte seinem Gast die Treppe hinauf, von wo aus er nach der hinter dem vordern Maste stehenden Küche rief:

»Loredo, bringe Wein und zwei Gläser!«

»Sagen Sie drei Gläser; vielleicht erzeigt uns Ihre Fräulein Tochter die Ehre, uns den Wein zu credenzen,« fiel Flournoy ein.

»Es werden sie wohl Geschäfte in ihr Zimmer gerufen haben, sonst hätte sie sich nicht entfernt. Nehmen Sie Platz, Capitain. – Ich weiß Ihren Namen noch nicht, der meinige ist Dosamantes,« antwortete der Alte und rückte einen Sessel für seinen Gast heran.

»Ich heiße Flournoy, mein Schiff der Sturmvogel und komme von Havannah. Von woher kommen Sie?«

»Von New-York.«

»Haben Sie hier eine Ladung eingenommen?«

»Nur theilweise, ich brachte einen Theil derselben mit hierher.«

»Und wohin ist dieselbe bestimmt?«

»Nach verschiedenen Häfen,« antwortete Dosamantes ausweichend und setzte, um dem Gespräch eine andere Richtung zu geben, hinzu: »Was für herrliche Tage haben wir noch, es ist doch schon Dezember, und noch ein Wetter, wie im Frühjahr.«

»Es kann aber recht unfreundlich an dieser Küste werden. Ich wundere mich, daß Sie Ihre Tochter auf einer Winterreise mitnehmen.«

»Es war ihr eigner Wille, mich zu begleiten, die See ist ihr nicht fremd, sie wurde auf derselben geboren.«

»Eine weibliche Gesellschaft an Bord ist dem Seemann ein großer Genuß, doch auch oftmals eine schwere Sorge. Unser eigenes Leben sind wir gewohnt, auf das Spiel zu setzen, und die Gefahr, es zu verlieren, beunruhigt uns nicht mehr; das Leben eines geliebten weiblichen Wesens aber bürdet uns eine große Verantwortlichkeit auf. Sie segeln jedoch wohl nach dem Süden, wo die See in dieser Jahreszeit weniger unruhig ist?«

Dosamantes ließ die Frage unbeantwortet, indem er aufstand und dem Neger entgegentrat, der mit dem bestellten Wein jetzt die Treppe heraufkam.

»Stelle Alles nur hier auf die Bank und bringe das Tischchen dort hierher,« sagte der Alte zu Loredo und nahm dann wieder Platz bei seinem Gaste.

»Ihr Schiff muß gut segeln. Es ist ziemlich scharf gebaut,« sagte Flournoy und warf einen prüfenden Blick an den Masten hinauf. »Sie werden wohl bald abfahren, denn Sie scheinen schon ziemlich reisefertig zu sein.«

»Ich hoffe, bald,« erwiederte Dosamantes und schenkte Wein in die Gläser, da der Neger während dieser Zeit beides auf den Tisch vor ihn und seinen Gast gestellt hatte.

»Sein Sie willkommen, Capitain,« fuhr er dann fort, indem er eins der Gläser ergriff und sich gegen Flournoy verneigte.

»Sie müssen mich, so lange ich noch hier liege, auf dem Sturmvogel besuchen,« sagte dieser, indem er das geleerte Glas niederstellte. »Ich werde wahrscheinlich schon früher segeln, als Sie, denn ich nehme hier keine neue Ladung ein. Mein Schiffseigner in Havannah hat eine Fracht für mich nach dem mittelländischen Meer in Bereitschaft liegen und hat mir aufgetragen, in Ballast ungesäumt zurückzukehren.«

Der Abendhimmel war verblichen und die Dämmerung hatte sich bereits eingestellt, als Flournoy das Schiff verließ und im Vorübergehen an dem Eingang der Cajüte einen spähenden Blick in dieselbe warf. Dosamantes begleitete ihn bis an die Brüstung, reichte ihm beim Abschied die Hand, bat ihn aber nicht, seinen Besuch zu wiederholen. Auch folgte er nicht dessen Einladung,

ihn auf dem Sturmvogel aufzusuchen und hoffte, daß er ihn auf der Tritonia nicht wieder behelligen möchte. Der Mann hatte auf ihn einen unangenehmen Eindruck gemacht und er fühlte sich nicht wohl in seiner Nähe, obgleich er sich über den Grund hiervon keine Rechenschaft ablegen konnte.

Am folgenden Morgen begann Capitain Flournoy seine Ladung auf das Werft zu schaffen, von wo sie in das nahe Packhaus des Herrn Ballard befördert wurde.

Dosamantes bemerkte ungern die Eile, mit der dies geschah, denn er wünschte seine Reise früher anzutreten, als der Sturmvogel und mit Sehnsucht erwartete er das Mehl, welches ihm von Richmond aus zugebracht werden sollte. Der zweite Tag verstrich gleichfalls ohne Nachricht hierüber; schon an dem dritten war Flournoy mit Ausladen fertig und nahm neue Provisionen und frisches Wasser an Bord, während eine Anzahl von Schiffszimmerleuten eifrig beschäftigt war, Ausbesserungen an dem Fahrzeug vorzunehmen. Da erhielt Dosamantes die für ihn höchst unangenehme Mittheilung von Richmond, daß er sich mit dem Mehl noch ein paar Wochen geduldigen müssen, indem die Mühlen Schaden gelitten und einige Zeit nicht hätten arbeiten können. Es war dies ein Hauptartikel in seinem Handel, an welchem er sehr viel Geld verdiente, und welchen er durch kein anderes Mehl ersetzen konnte, da keins sich so lange Zeit vollkommen

frisch und gut erhielt, als gerade dieses, welches in Feuerwärme getrocknet wurde. Darum mußte er seiner Ungeduld Zügel anlegen und sich der Nothwendigkeit fügen, hier zu verweilen.

Capitel 12.

Die Soirée. – Verschiedene Stimmung. – Zerwürfniß mit sich selbst. – Willkommener Ritt. – Das Pferderennen. Die gewonnene Wette. – Das Boardinghaus. – Die Einladung.

Einige Tage später wurde Abends die Charlesstraße durch ein ungewöhnlich anhaltendes Rasseln vieler Kutschen belebt, und in der Nähe von Forney's Hause hatte sich eine Menge Neugieriger aufgestellt, um die festlich geschmückten Damen aussteigen zu sehen; denn dies, aus allen seinen Fenstern Licht strahlende Gebäude war das Ziel der zahlreichen, von verschiedenen Seiten her der Charlesstraße zueilenden Carrossen.

Zwei schwarze Bedienten in feinen, schwarzen Anzügen erwarteten am Fuße der hohen Marmortreppe die Wagen, um den Schlag zu öffnen und den Gästen ihres Herrn beim Aussteigen behülflich zu sein, während zwei andere dieselben in dem glänzend erleuchteten Corridor empfingen, um ihre Dienste zum Tragen von Mänteln, Shawls und dergleichen Gegenständen bis zu dem Garderobezimmer zur Verfügung zu stellen.

Die breite marmorne Treppe, welche von der Vestibüle zu dem ersten Stock hinaufführte, war zu ihren beiden Seiten mit den herrlichsten Treibhauspflanzen eingefaßt,

aus deren saftigem Grün die prächtigsten Blumen tropischer Vegetation in den mannichfachsten Tinten hervorleuchteten. Blühende Azalien, Rhododendrums und Camelien in den reichsten, glühendsten Farben prangten, wie schön beleuchtetes, buntes Gewölk, an dem zierlich gewundenen eisernen Geländer hinauf und begrenzten den mit reichem Teppich belegten Weg bis zu den großen Flügelthüren des Empfangsaals, neben denen sich riesengroße, mit rothen und weißen Blüthen übersäete Camelien erhoben, die von zwei schlanken graziösen Palmen überdacht wurden.

In diesem ersten, mit gelb seidenen Möbeln decorirten Salon, dessen Wände die gleiche Farbe trugen, empfing der Präsident selbst seine Gäste und geleitete sie in den daranstoßenden, weit größeren Saal, in welchem durchgängig die hellblaue Farbe herrschte. Dort, auf dem mit leichtem Schwung zu beiden Seiten ausgebogenen und mit meisterhaft geschnitzten Arabesken verzierten Sopha saß Eleanor, begrüßte als Dame vom Haus die Freunde und nahm mit freudig strahlenden Blicken die Glückwünsche hin, welche diese der Braut darbrachten. Wie eine Festgöttin vor dem Blau des Himmels, war sie von dem durchsichtigen Gewölk eines leichten Schleiers umgeben, durch welchen der glänzende Faltenwurf ihres weißen Atlasgewandes hervorschimmerte. Ein kostbarer Perlenschmuck war in ihren goldenen Locken, auf ihrem blendend weißen Nacken und um ihre zarten, vollen Arme vertheilt; doch aller Glanz, alle Pracht, die sie umgab, verblich vor dem Wonneblick ihrer tief dunkeln Augen,

mit dem sie die Freunde bewillkommnete, die sich um sie reihten. Die Zahl der Gäste mehrte sich schnell. Frauen und Mädchen ließen sich in Eleanors Nähe nieder und bildeten einen Kranz von wunderbarer, vollendeter weiblicher Schönheit. Neben der Braut auf dem Sopha saß die Frau des Kriegsministers, welche mit ihrem Gemahl von Washington herübergekommen war, um dem Feste beizuwohnen und ihrem langjährigen Freunde Forney und dessen Tochter ihre Glückwünsche darzubringen. Sie war eine Frau von junonischer Schönheit, an der kaum zwanzig von den sechsunddreißig Jahren, die sie zählte, zu erkennen waren.

Eine andere der schönen Frauen in der Nähe Eleanors, eine Freundin ihrer verstorbenen Mutter, war die Gattin des Finanzministers, der gleichfalls mit ihr von Washington zu diesem Feste hierhergereist war.

Viele andere der höchsten Staatsbeamten und mehrere Congreßmitglieder der Vereinigten Staaten hatten sich von dort hier eingefunden, und von Alexandria waren die Officiere einiger Fregatten, die dort vor Anker lagen, gegenwärtig. Mehrere der größten Staatsmänner Amerika's waren anwesend, und die angesehensten Kaufleute Baltimore's, über deren Privatflagge die Sonne nie unterging, sowie Banquiers, deren Unterschrift über dem ganzen Erdball als baares Geld genommen wurde.

Frank Arnold war der Held des Abends und wurde mit großer Aufmerksamkeit und Auszeichnung begrüßt. Ein Jeder hatte sich von ihm, als dem Bräutigam der schönem

hochangesehenen Eleanor, ein ungewöhnliches Bild entworfen und seine Erwartungen hoch gestellt. Dennoch entsprach Frank denselben durch seine edle, kräftige Gestalt, sowie durch sein anspruchloses, bescheidenes, doch unbefangenes Benehmen und die klaren, verständigen Ansichten, die er bei seiner Unterhaltung aussprach. Er war ein Pflanzer, der sein Geschäft auf das Erfolgreichste betrieb, und gehörte somit einem Stande an, der in Amerika, als die Grundlage des Staates, zu den geachtetsten gezählt wird. Außerdem war er Frontiermann, und zwar an der Grenze eines Indianergebietes, auf welches augenblicklich die Aufmerksamkeit der Amerikaner mit großer Spannung gerichtet war, so daß die Sympathie, welche dieselben überhaupt für die Grenzbewohner, als die Gründer der neuen Staaten, hegen, für Frank doppelt angeregt wurde. Außer den Fähigkeiten und Leistungen aber, die er als Pflanzer aufzuweisen hatte, kannte er die Verhältnisse und die Interessen seines Vaterlandes und insbesondere des Staates, den er seine Heimath nannte, auf's Gründlichste, und war mit der Politik Amerika's vollkommen vertraut. Diese Eigenschaften reichten hin, um ihm Achtung zu verschaffen, auch selbst, wenn er nicht der Bräutigam der gefeierten Eleanor gewesen wäre.

Achtung und Ehrerbietung wird in diesem Lande nur dem eigenen Verdienst der Person gezollt, niemals dem Namen, dem Stande, und stolz ist der Amerikaner nur darauf, daß er Bürger seiner großen Nation ist, und auf Das, was er selbst geleistet, selbst geschaffen hat, nicht

aber etwa auf die Verdienste eines Vaters, eines Großvaters, oder gar eines Vorfahren, der Jahrhunderte vor ihm gelebt hat.

Im Gefühl seiner Würde als Amerikaner, im Bewußtsein seiner Leistungen als Mann bewegte sich Frank in diesem, ihm ungewohnten Kreis frei und mit der unbefangenen Sicherheit und dem natürlichen Anstand, der dem Amerikaner eigen ist, und gab dem hohen Staatsbeamten, dem Gelehrten, dem Soldaten und dem Kaufmann die Ehre, die er als Pflanzer in gleichem Maße von ihm erwartete.

Auch Ralph ward mit warmer Theilnahme durch Forney, sowie durch Frank vorgestellt und die Freundschaft des Letzteren war Empfehlung genug, ihm eine freundliche Aufnahme zu verschaffen. Wenn die Natur ihn aber auch in gleichem Maße wie Frank vortheilhaft ausgestattet hatte, so fehlte ihm doch der Stolz, als Mann und als Staatsbürger seine Schuldigkeit gethan zu haben und somit auch das Bewußtsein, mit den Leuten, denen er vorgestellt wurde, auf gleicher Stufe zu stehen. Die Erinnerung an die schönen Jahre, die er so unnütz vergeudet, an die Kräfte und Fähigkeiten, die er so unrecht verwandt, trat entmuthigend vor ihn und drückte schwer auf seine Seele. Wenn man ihn fragte, ob auch er Pflanzer sei, wie viel Acker er in Cultur habe, und wie viel Baumwolle er erzeuge, fühlte er sich befangen und verlegen und suchte sich immer so schnell als möglich von der Unterredung los zu machen.

Die Säle hatten sich gefüllt, und nur noch von Zeit zu Zeit verkündete eine vorfahrende Kutsche, daß noch ein Gast angekommen sei. Unter diesen Verspäteten war auch der Commodore Perrywill, der mit allgemeiner Ehrerbietung empfangen wurde, denn er war ein Mann, welcher sich große Verdienste um die Amerikanische Marine erworben, der als Staatsmann eine bedeutende Rolle gespielt und sich als Mitglied im Congreß das Vertrauen und die Liebe des Volkes errungen hatte.

Man suchte sich in seiner Nähe zu halten, um die Gelegenheit, ihn zu begrüßen, wahrnehmen zu können. Der Kriegsminister war der Erste, der nach Forney seine Freude gegen ihn aussprach, ihn hier zu sehen, die Marine-Officiere von Alexandria schätzten sich glücklich, ihn ihrer Hochachtung versichern zu können und ein Jeder bemühte sich, dem alten rüstigen, lebensfrohen Herrn etwas Angenehmes zu sagen. Ohngeachtet weit über hundert Personen hier versammelt waren, fühlte man sich doch in keiner Weise beengt, man konnte sich frei und ungehindert nach allen Richtungen bewegen und eine frische angenehme, durch den Duft herrlicher in Vasen und Urnen prangender Blumen leicht gewürzte Luft durchzog wohlthuend die großen prächtigen Räume, in welchen die Gäste sich vertheilten.

Hier und dort bildeten sich Gruppen, wo die verschiedensten Gegenstände in geistreicher Unterhaltung besprochen wurden, die Herren, welche von Washington gekommen waren, mußten über politische Fragen, über Interessen des Landes und des Volkes Auskunft geben,

die Marineofficiere beredeten mit dem alten Commodore Fragen, die augenblicklich über der Seemacht Amerika's schwebten, die Kaufleute tauschten die letzten Nachrichten aus den verschiedenen Welttheilen aus, und die jungen Männer hatten sich den Damen zugesellt, und pflogen jene leichte, mit reicher Phantasie durchblitzte Unterhaltung, die dem frisch erblühten Leben entsprudelt.

Nirgends war aber trotz dem vielen Reden, trotz der frohen Stimmung, die man dabei allenthalben gewahrte, ein lautes Wort, ein lautes Lachen zu vernehmen, ein feierliches Summen wehte durch die Gemächer und nur die heitern Mienen verriethen, wie sehr man sich des Zusammenseins erfreue. Ein jeder Fremde, der einen Blick in diese Räume gethan hätte, würde gefühlt haben, daß er sich in der ausgewähltesten, elegantesten Gesellschaft befände, und doch wurde dies nirgends durch einen goldgestickten Kragen, durch schwere Epauletten, durch Orden oder Ordensbänder, noch durch das Wort ›von‹ oder ›Excellenz‹ verrathen. Nur die Officiere, die einzigen auf Lebenszeit angestellten Staatsdiener, wurden mit dem Grad, den sie einnahmen, angeredet, die Civilbeamten hießen sämmtlich ›Herr‹ und die Damen ›Madame‹ oder ›Fräulein‹. Es gab hier keine Rangklasse, als die der Bildung und des persönlichen Verdienstes, keine Auszeichnung, als die, welche diesen beiden freiwillig gezollt wurde, und der Anstand war nach natürlicher Eleganz bemessen, nicht nach vorgeschriebenen Formen und Redensarten. Der Präsident selbst war allenthalben

zugegen, wußte einem Jeden etwas Interessantes mitzutheilen, und ließ Niemanden einen Augenblick allein stehen.

Dabei glitten die schwarzen Diener lautlos über den glatten parquettirten Fußboden hin und her und boten den Gästen die köstlichsten Erfrischungen dar. An der rechten Seite des Empfangssalons, dem großen Saale gegenüber, befand sich der Speisesaal, wo auf einem prächtigen Credenztische Weine aller und der vorzüglichsten Arten aufgestellt waren, damit die Herren dort nach eigenem Geschmack selbst auswählen könnten. An der andern Seite des blauen Saales öffnete sich ein dunkelroth decorirtes geräumiges Zimmer, aus welchem jetzt die vollen Accorde eines Piano's hervorklangen und Herren und Damen heranlockten. Nancy, die eine der Brautjungfern, hatte vor dem Instrumente Platz genommen, um Laura zum Gesang zu begleiten. Die einleitenden Accorde des Lieds erklangen in melodischer Weise, und mit gefühlvollem Ausdruck und zauberisch süßer Stimme sang Laura ›die Harfe‹ von Thomas Moore.

Die tiefe Stille, die dem herrlichen Liede folgte, bekundete, wie richtig die Sängerin dessen Geist aufgefaßt und wie sehr sie den edlen Geschmack ihrer Zuhörer befriedigt hatte. Wiederholt, und immer zu ähnlichem Genusse rief während des Abends der Ton des Instruments die Gäste zu diesem Gemache.

In dem angrenzenden Zimmer waren auf großen Tafeln Mappen mit werthvollen Kupferstichen und Prachtausgaben von Bilderwerken ausgelegt, die Vielen der

Anwesenden Stoff zur Unterhaltung gaben und in dem nächsten, einem kleinen Salon, standen einige Spieltische, an denen sich die älteren Herren und Damen die Zeit vertrieben.

In einer Fensternische des blauen Saales stand Frank mit dem Kriegsminister und mehreren Mitgliedern des Congresses, den Vertretern verschiedener nördlicher Staaten. Florida war der Gegenstand ihrer Unterhaltung.

»Interessant ist es mir, gerade in Ihnen, einem so nahen Nachbarn dieser zügellosen Wilden, der Seminolen, einen ihrer Vertheidiger zu finden, Herr Arnold; ich hatte erwartet, die gerechtesten Klagen über dieselben von Ihnen zu vernehmen,« sagte der Abgeordnete des Staates New-York.

»Wer von den Gewaltthaten der Seminolen gegen die Weißen hört, ohne die Ungerechtigkeiten, die Grausamkeiten zu kennen, welche Letztere ununterbrochen an den armen Wilden verüben, der muß sich darüber wundern, wenn ich diese in Schutz nehme,« erwiederte Frank. »Wer giebt aber den Weißen in Florida das Recht, den Seminolen mit den Waffen in der Hand ein Stück Land nach dem andern zu rauben und sie mit Feuer und Schwert in die Wälder und Sümpfe ihres Landes zurückzutreiben, während die Regierung der Vereinigten Staaten in einem bündigen Friedensvertrag ihnen das Land als freies Eigenthum zugesichert hat? Verdenken Sie es den Leuten, daß sie dieses Eigenthum und ihr Leben gegen die Angriffe der Weißen vertheidigen?«

»Sie werden mir aber doch zugeben, daß dies schöne Land nicht dazu bestimmt sein kann, von einer Horde Barbaren bewohnt zu werden, deren Thun und Treiben so ganz mit den Einrichtungen unserer Staaten in Widerspruch steht und die Sicherheit und das Aufblühen der Nachbarländer gefährdet. Das kleinere Interesse muß hier dem allgemeinen weichen,« sagte der Deputirte des Staates Pensylvanien.

»So mag man ehrlich mit den Menschen zu Werke gehen, sie aber nicht durch Freundschaftsversicherungen betrügen, wie es bisher geschehen ist, man kaufe ihnen das Land ab und schaffe sie nach dem Westen zu ihren rothen Brüdern, wo ihnen die Möglichkeit geboten wird, sich eine neue Heimath zu gründen, man morde aber nicht mit kaltblütiger Ueberlegung eine ganze edle Nation,« antwortete Frank mit Wärme.

»Das ist ein Vorschlag, der schon mehrere Male im Congreß vorgebracht worden ist, aber immer als unausführbar zurückgewiesen ward,« sagte der Kriegsminister. »Könnte man diese Uebersiedelung bewerkstelligen, so dürfte und würde das Gouvernement kein Opfer dabei scheuen, so aber werden die Beschwerden und Klagen gegen die Wilden immer häufiger, immer dringender und ich sehe kein anderes Ende für diese Uebelstände, als durch einen gänzlichen Vertilgungskrieg gegen dieselben, den doch die heiligsten Interessen unserer Nation unumgänglich fordern, so hart er auch in Betracht der Wenigen, die darunter leiden werden, erscheinen mag.«

Frank bot all seine Rednergabe auf, um die Umstehenden von der Gerechtigkeit und der Ausführbarkeit seiner Ansicht zu überzeugen, doch umsonst, man wollte kein anderes Mittel anerkennen, sich der Wilden zu entledigen, als ihre gänzliche Ausrottung.

»Eine interessante, für einen jeden braven Amerikaner erfreuliche Neuigkeit kann ich Ihnen mittheilen,« sagte der Finanzminister, der sich an der andern Seite des Saales mit mehreren Männern unterhielt. »Der treue bewährte Freund unserer Nation, Lafayette, hat unsere Einladung, uns nochmals mit einem Besuch zu beehren, angenommen und wird im kommenden Jahre seine Reise von Frankreich hierher antreten. Ob er die ihm zu Ehren erbaute Fregatte Brandewyne zu seiner Ueberfahrt benutzen wird, ist noch nicht entschieden, jedenfalls wird sie nach dort abgehen, und zu seiner Verfügung gestellt werden. Eine schwere Verpflichtung gegen diesen Ehrenmann, sowie gegen seine hochherzige Nation lastet noch auf uns, und mit Jubel wird das Amerikanische Volk die Gelegenheit ergreifen, seinen ewigen Dank gegen Frankreich und gegen Lafayette, dessen edlen Sohn, aussprechen zu können.«

»Es giebt ein Freudenjahr für unser Volk,« sagte ein Congreßmitglied, »denn es bietet sich ihm auch die Gelegenheit dar, einem unserer Landeskinder, dem es eben so vielen Dank schuldet, diesen abzutragen, unser verdienter General Jackson wird nämlich als Candidat für unser nächstes Präsidium auftreten.«

Während dieser Zeit stand der Commodore Perrywill mit den übrigen Marineofficieren in dem Empfangsalon, in eifrigem Gespräch begriffen, und Ersterer sagte:

»Es ist kein Zweifel mehr darüber vorhanden, daß ein Pirat sein Wesen an unsern Küsten treibt, denn wenn man auch annehmen wollte, was mehrere Zeitungen ausgesprochen haben, daß die Brigantine, die an der Küste von Florida an's Land trieb, durch Meuterei unter dem Schiffsvolk zu Grunde gegangen sei, so sind doch in letzterer Zeit bei ganz ruhigem Wetter viele Küstenfahrzeuge verschwunden, ohne daß man auch nur errathen könnte, was aus ihnen geworden sei. Mehrere derselben wurden noch an der Küste von Florida von andern Fahrzeugen als gesehen gemeldet, und von da an hat man nichts weiter von ihnen gehört. Ich für mein Theil bin der festen Ansicht, daß es das Werk eines Piraten ist und halte es für die Schuldigkeit der Regierung und meiner selbst, in dieser Beziehung Schritte zu thun, bis man sich überzeugt hat, daß diese Ansicht irrig war. Sonderbarer Weise hat aber in den letzten Tagen ein fremdes Fahrzeug, der Sturmvogel, welches von Havannah hier angekommen ist, Aufsehen unter den Seeleuten an der Point erregt und man raunt sich allerlei Vermuthungen darüber in die Ohren. Namentlich soll seine Mannschaft, die größtentheils aus Spaniern und Portugiesen besteht, ein sehr verdächtiges Ansehen haben, und nur unter Begleitung des Obersteuermanns an's Land gehen, der, wie es scheint, eine Art militairische Gewalt über sie ausübt. Der Capitain heißt Flournoy, ist Amerikaner und ein gebildeter Mann,

doch das Schiff gehört nach Havannah und ist hier an das Haus Ballard adressirt. Ich habe mich schon auf dem Zollhause erkundigt, ob alle seine Papiere genau in Ordnung seien und dies auf's Bestimmteste bejaht erhalten, ich habe ferner durch die Zollhausbeamten das Schiff heimlich untersuchen lassen, ob sich Waffen an Bord befanden, oder ob sie irgend Vorrichtungen darauf bemerken könnten, die auf das Aufstellen von Kanonen schließen ließen, doch nirgends ist ein Zeichen davon entdeckt, an welches man, vor Gericht einen Verdacht begründen könnte. Es mag nun sein, daß nur die Gerüchte über einen Piraten diese Vermuthungen hervorgerufen haben, und daß das Schiff auf ganz rechtlichen Wegen segelt, demohngeachtet wäre auch das Gegentheil möglich; der Bursche könnte irgendwo an den waldigen Ufern der Bay seine Armatur zurückgelassen haben, um sie im Auslaufen wieder einzunehmen, und ich halte es für zweckmäßig, ihn zu beobachten, und ihn namentlich außerhalb der Bay anzusprechen und zu untersuchen, ob er dort vielleicht Zähne zeigt.«

Dann wandte sich der Commodore, der bis jetzt zu allen um ihn Versammelten gesprochen hatte, an einen derselben, den Capitain einer der bei Alexandria liegenden Fregatten und sagte zu ihm: »Lassen Sie zu diesem Zwecke morgen den Gouvernementskutter Lion unter Segel gehen und vor Cap Henry kreuzen, bis besagtes Schiff erscheint, worauf er es ansprechen und borden soll. Weigert es sich beizulegen und sucht die Flucht, so soll er es als verdächtig verfolgen und durch Gewalt zwingen, sich

der Untersuchung zu fügen. Hier ist die ganz genaue Beschreibung des Fahrzeuges, dessen Segelzeug so sehr von dem anderer Schiffe abweicht, daß eine Verwechselung gar nicht möglich ist. Ich habe sie mir noch heute Abend ausfertigen lassen, und dies war der Grund, weßhalb ich so spät hier erschienen bin.«

Bei diesen Worten griff der alte Herr in die Tasche seines Rockes und zog aus derselben ein Papier hervor, welches er dem Capitain überreichte.

In dem rothen Zimmer ertönte jetzt abermals das Piano, die jungen Mädchen hatten sich aus Eleanors Nähe entfernt und dorthin begeben, als die Gattin des Kriegsministers zu dieser sagte:

»Fürchtest Du Dich denn aber nicht, liebe Eleanor, so in die Nähe der Wilden zu ziehen? es ist doch recht gefährlich, man hört von so vielen schrecklichen Begebenheiten.«

»Frank ist ja bei mir,« erwiederte Eleanor und warf einen glänzenden Blick nach dem kräftigen jungen Mann, um den sich ein Kreis von Zuhörern versammelt hatte, die seinen Mittheilungen über das Leben und Treiben der Florida-Indiana mit größter Aufmerksamkeit lauschten.

»Er wird aber nicht immer bei Dir sein können, beste Eleanor,« fuhr die schöne Frau fort.

»Um so mehr werde ich mich dann bestreben, seiner würdig zu sein. Die Frau Franks darf sich nicht fürchten, sonst paßt sie nicht zu ihm,« antwortete Eleanor mit stolzer Bestimmtheit.

»Nun, wahrlich, Du bist eine größere Heldin, als ich; mir würde schon der Gedanke, mich in der Nähe solcher Unmenschen zu befinden, fürchterlich sein. Außerdem ist es ein recht großer Entschluß von Dir, all die Herrlichkeiten, die Dich hier umgeben, gegen ein einsames Blockhaus zu vertauschen.«

»Und zugleich ein Herz, wie das Franks, zu erhalten! O wie wohl thut mir Ihre Verwunderung! Sie haben so unzählig viel mehr Menschen kennen gelernt, als ich, Sie sind so viel mehr in der Welt bekannt geworden, und doch haben Sie, wie es scheint, noch nie von einem solchen Herzen gehört, für das man Alles, ja Alles im Leben mit Freuden hingiebt. Ja, es ist wahr, Frank ist ein ganz ungewöhnlicher Mann,« sagte Eleanor lebhaft ergriffen und sah wieder nach ihrem Geliebten hin, als dieser seinen Namen von der süßen Stimme nennen hörte, sich rasch umwandte und auf Eleanor zueilte. Vergessen war der Zwang, den die Rücksichten gegen ihre Umgebung dem schönen Mädchen anflegte, sie sprang auf, warf den wehenden Schleier zurück und empfing den Geliebten ihres Herzens in ihren offenen Armen.

»Ja, Frank, eine Welt würde ich für Dich hingeben, wenn ich sie besäße,« rief sie mit überströmendem Gefühl, und mit gedämpfterer Stimme fügte sie dann hinzu: »so kann ich Dir nur mich selbst geben.«

Alle im Saal Anwesenden schauten überrascht auf das glückliche Paar und auch aus den Nebenzimmern waren mehrere Gäste in die Thüren getreten; denn eine so lebhafte offene Kundgebung persönlicher Gefühle störte die

feierliche Ruhe, in der ein Jeder sich nur in Rücksichten für Alle zu bewegen schien. Doch eine angenehme, eine wohlthuend überraschende Störung war es, da sie das überschwängliche, beneidenswerthe Glück des jungen Paares laut verkündete, und weil alle Freunde Eleanors ihrer edlen hochherzigen Leidenschaftlichkeit gern Alles zu Gute hielten.

»Wir sind Leute von der Frontier, wo die Herzen noch nicht durch die Fesseln der Civilisation zusammengeschnürt sind,« sagte Eleanor, indem sie den überraschten Blicken der Freunde mit einem seligen Lächeln begegnete, und strich ihre goldigen Locken zurück, als wolle sie mit ihnen den Purpurhauch von ihren Wangen wischen, den sie dort brennen fühlte.

Ihr Vater, der auch zu ihr hingetreten war, legte liebkosend seine Hand auf ihren schlanken Nacken, drückte seine Lippen auf ihre hohe freie Stirn und sagte zärtlich:

»Du bleibst doch immer mein ungezügeltes, mein unabhängiges, süßes, liebes Kind; der Himmel gebe, daß die Menschen Dein schönes offenes Herz niemals einengen mögen.« Nochmals küßte er Eleanor und sagte lächelnd:

»Du wirst den Indianern sehr gut gefallen, auch sie lieben nicht, ihren Gefühlen Zwang anzuthun.«

Der alte würdige Hausfreund, der Commodore Perrywill, der Eleanor oft als Kind auf seinen Armen gehalten hatte, reichte ihr mit den Worten die Hand:

»Es ist auch mein Grundsatz, Jedermann, Freund und Feind, immer offen die Flagge sehen zu lassen, unter der

man segelt; es zeigt, daß man einer guten Sache dient. Du kannst Dir auf die Deinige etwas zu Gute thun,« und hiermit ergriff er mit seiner Linken die Hand Franks, führte Eleanor nach dem Sopha und ließ sich neben ihr in einem Sessel nieder, während der glückliche Bräutigam an seiner andern Seite Platz nahm.

Es war schon gegen Mitternacht, als die ersten Wagen vorfuhren, um die Gäste nach ihren Wohnungen zurückzubringen, und erst als die Letzten sich entfernt hatten, verabschiedeten sich Frank und Ralph, um nach ihrem Gasthaus zurückzukehren.

Franks Glück hatte sich von Tag zu Tag gesteigert und sein Herz konnte kaum noch die Wonne fassen, die ihm heute wieder zu Theil geworden war. Anders stand es mit Ralph; sein Herz hatte sich krampfhaft zusammengezogen, er hatte Vergleiche zwischen sich und den Leuten angestellt, mit denen er bei Forney's zusammengetroffen war, und noch niemals hatte er so kleinlaut über sich selbst gedacht, als an diesem Abend. Er fühlte mit verbissenem Grimm gegen sich selbst, daß er Nichts war, daß er Nichts geleistet hatte, worauf er hinweisen, worauf er stolz sein konnte. Bisher war ihm der Gedanke ein Trost gewesen, daß er seit geraumer Zeit nichts Unrechtes, nichts Böses gethan, daß er fleißig mit Frank gearbeitet hatte; jetzt aber reichte dieser Trost nicht mehr hin, ihn mit sich selbst zu versöhnen; ein Gefühl tiefsten Mißmuths und einer aufkeimenden inneren Abneigung gegen die Menschen, denen er sich untergeordnet fühlte, stieg zum ersten Male in seiner Brust auf.

Ralph löschte erst spät das Licht aus und zwar schweigend, obgleich er nicht wußte, daß Frank schon in den Armen eines beglückenden Schlafes ruhte.

Arn andern Morgen, als Frank in der frohsten Laune erwachte und ihn freudig und herzlich begrüßte, war er wortkarg und die Heiterkeit, die Jener ihm entgegenbrachte, fiel wie Wermuth in seinem Herzen nieder. Er suchte aber seine bittere Stimmung vor Frank zu verbergen, welches ihm leicht gelang, denn diesem schien die ganze Welt zu lächeln und Alles um ihn her fröhlich zu sein.

Ralph blieb allein in seinem Zimmer zurück, als Frank schon frühzeitig ihn verließ, um noch einige Besorgungen zu machen, ehe er der Quelle seines Glückes wieder zueilte.

Ralph saß in einem Armstuhl neben dem Tisch und hielt den Kopf auf seine Hand gestützt, während die Unzufriedenheit, die Unruhe in seinem Innern fortwährend zunahm. Wie der Fieberkranke sich nach einem Flug durch die Luft, oder nach etwas Sauerm sehnt, so wäre Ralph im Augenblicke nichts erwünschter gewesen, als ein halsbrechender Ritt auf einem Jagdrenner, oder ein Gefecht, Mann gegen Mann, mit dem Messer in der Hand.

Es klopfte an die Thür.

»Herein in drei Teufels Namen!« schrie er mit lauter, barscher Stimme; die Thür öffnete sich und Garrett trat jubelnd mit den Worten herein:

»Hallo, Freund, Sie können um elf Uhr eines unserer besten Pferde laufen sehen, es giebt ein prächtiges Rennen, denn sein Gegner soll auch ein Matador sein.«

»Ich bin dabei!« rief Raiph, indem er sich aufrichtete und Garrett die Hand reichte, »wollen wir gleich gehen?«

»Es ist noch zu früh, wir haben nur ein halb Stündchen zu fahren, oder zu reiten, wenn Sie dies vorziehen sollten. In unsern Leihställen sind herrliche Pferde zu bekommen.«

»So lassen Sie uns reiten, ich bin gerade zu einem lustigen Ritt gestimmt.«

»Wir können ja vorher Etwas frühstückem wir haben hinlänglich Zeit dazu,« sagte Garrett; Ralph ergriff seinen Hut, mit raschen Schritten verließen sie das Hotel und eilten in der Straße hinunter dem Reitstall zu, um ein Paar Reitpferde für sich zu bestellen.

Bald hatten sie das große Haus erreicht, in welchem sich der Stall befand, traten in dessen weites Thor ein und Ralph blickte verwundert in der langen hohen Halle hinunter, in welcher auf jeder Seite über fünfzig schön gehaltene und blank geputzte Rosse standen.

»Ei, das muß ich gestehen, das sind ja herrliche Pferde,« sagte Ralph ganz überrascht, »da hat man die Auswahl.«

»Nicht wahr, Freund?« erwiederte Garrett, sehen Sie diesen Dunkelschimmel an, kann man sich etwas Schöneres denken?«

»Der Fuchs daneben gefällt mir besser, es ist mehr Blut in ihm,« sagte Ralph, indem er zu dem Pferde trat und demselben mit der Hand auf die Croupe schlug.

»Das ist aber ein wilder Bursche, den nicht ein Jeder reiten kann; er kommt oft ohne seinen Reiter nach Hause,« sagte einer der Wärter, ein junger Mann von anständigem Aeußern, mit blank geglänzten Stiefeln, feinem schwarzem Beinkleid und einem runden schwarzen Hut auf dem Kopfe; die Weste und der Rock fehlten bei seinem Anzuge, desto sauberer und weißer aber war das Hemd mit fein gefaltetem Busenstück, welches er trug.

»Dieser Gaul ist einer der zwölfe, die unter meiner Pflege stehen, gute Wartung ist halbes Futter, sehen Sie, wie glatt ihm das Haar anliegt,« fuhr der Wärter fort und strich dem Roß mit der Hand über den Rücken.

»Das Pferd möchte ich wohl reiten, kann ich es bekommen?« fragte Ralph den Wärter, wobei dieser einen prüfenden Blick auf die hohe Gestalt des Erstern gleiten ließ und dann erwiederte:

»Nun, ich glaube wohl, daß Sie mit ihm fertig werden können, er steht zu Ihren Diensten; Sie dürfen ihn aber nicht aus den Zügeln und Schenkeln lassen, sonst haben Sie das Spiel mit ihm verloren.«

»Versuchen will ich es wenigstens, ob ich sein Meister werden kann,« sagte Ralph und folgte Garrett, der an den Pferden hinuntergegangen war, um auch eins für sich auszuwählen. Seine Wahl fiel auf einen Schimmel,

ein Pferd von sehr edlem Blut. Die beiden Gefährten baten nun den Wärter, die Rosse um halb eilf Uhr zu satteln, um welche Zeit sie wieder hier eintreffen würden, und begaben sich dann nach einer Restauration, welche nur einige Straßenviertel von hier gelegen war.

Die drei großen Flügelthüren des Saales, in welchem dieselbe sich befand, waren weit geöffnet und durch sie drängten sich viele Männer von der Straße ein und aus dem Hause heraus. Den Thüren gegenüber stand ein langer Schenktisch, hinter welchem zwei Kellner den herzutretenden durstigen Gästen die verlangten Getränke anfertigten, und im Saale umher waren viele kleine Tische nebst Stühlen für den Gebrauch der Fremden aufgestellt.

Beim Eintreten wurde Garrett von allen Seiten her angerufen und mit großer Vertraulichkeit begrüßt, mitunter auch von Personen, deren Aeußeres gerade nichts sehr Empfehlendes hatte. Er erwiederte die Grüße mit derselben Vertraulichkeit, gab aber Keinem die Gelegenheit, eine Unterhaltung mit ihm zu beginnen, sondern wandte sich immer schnell nach einer andern Seite durch die Menge, bis er mit Ralph den langen Schenktisch erreicht hatte, auf welchem ein Imbiß aufgetragen stand. Ein ungeheuerer kalter Rindsbraten, ein großer abgekochter Schinken, Butter und Biscuits machten dies Frühstück aus, welches gegen zehn Cent für die Person zur allgemeinen Selbsthülfe hingestellt war, und von dem man sich mit den dabei gelegten Messern nach Belieben ein Stück zueignete und es aus der Hand verspeiste. Dabei wurde den, aus Cognac, Genever, Whisky, Portwein oder

Madeira mit Wasser, Zucker, Muskatnuß und Krausemünze gemischten Getränken in reichlichem Maße zugesprochen.

Auch Ralph und Garrett bedienten sich in obiger Weise des Frühstücks, und auf die Frage des Kellners: was man zu trinken wünsche, ließ sich Garrett die Flasche mit Madeirawein reichen, Ralph aber forderte Cognac und füllte damit sein Wasserglas bis über die Hälfte. Seine augenblickliche Stimmung verlangte den stärksten Trank und mit einer gewissen Zufriedenstellung setzte er das geleerte Glas mit den Worten auf den Tisch:

»So, nun lassen Sie uns zu unsern Pferden gehen, ein tüchtiger Ritt wird uns gut thun.«

Garrett war mit dem Bezahlen für das Genossene seinem Gefährten zuvorgekommen, obgleich dieser dagegen protestirte, nahm dessen Arm und eilte mit ihm in raschen Schritten nach dem Stalle zurück.

Die beiden Rosse standen schon gesattelt zu ihrem Dienst bereit, der Wärter reichte Garrett Sporn und Peitsche, Ralph aber nur die letztere, indem er sagte:

»Sporn werden Sie wohl nicht nöthig haben, der Gaul verträgt sie auch nicht.«

»Er soll sie schon vertragen lernen, geben Sie mir nur ein Paar,« erwiederte Ralph, worauf der Wärter seinem Wunsche nachkam und lächelnd bemerkte:

»Wie Sie wollen, ich habe Sie gewarnt.«

Dann führte er den Fuchs aus dem Stand, ein zweiter Wärter brachte für Garrett den Schimmel herbei und die beiden jungen Männer hoben sich in die Sättel.

Kaum hatte Ralph seinen Sitz eingenommen und der Wärter das Pferd aus seiner Hand gelassen, als dasselbe sich hob und in kurzen Lançaden zum Stall hinaus in die Straße eilte. Ralph drückte die Schenkel fest an den Sattel und verkürzte mit ruhiger Hand die Zügel; der Fuchs aber sträubte sich gegen die Gewalt, die ihm angethan wurde, schoß in einem hohen Bogensatz vorwärts und schlug, sobald er die Erde wieder erreicht hatte, mit den Hinterfüßen hoch in die Luft. Ralph gerieth in Zorn, riß des Thieres Kopf in die Höhe und stach ihm beide Sporn in die Flanken. Diese Strafe brachte das Roß gänzlich außer sich, laut schnaubend blies es die rothen Nüstern auf, seine weitgeöffneten Augen blitzten vor Wuth und in raschen Seitensprüngen suchte es seinen Reiter durch gewaltiges Prellen aus dem Sattel zu werfen. Dieser aber saß wie angeklettet auf seinem Rücken und erwiederte jeden Sprung mit einem neuen Spornstoß, bis plötzlich das Thier die Stange mit den Zähnen erfaßte, den Kopf vor die Brust setzte und in fliegender Carriere auf dem glatten Steinpflaster dahinstob, daß die Funken unter seinen Hufen sprühten.

Garrett ließ seinem Schimmel die Zügel und folgte seinem Gefährten in voller Flucht, so daß schon von weither in der Straße Alles ängstlich zur Seite bog, um den beiden Heranstürmenden Platz zu machen. Bald hatten sie die letzten Häuser der Stadt hinter sich zurückgelassen und Garrett hatte seinen Gefährten erreicht, dessen schweißtriefendes Roß mit jedem Sprunge die weißen Schaumflocken von dem Gebiß schleuderte.

»Können Sie ihn noch nicht halten?« rief er Ralph zu.

»Halten?« antwortete dieser athemlos. »Verdammt, jetzt soll er für mein Vergügen laufen!« stieß dem Fuchs abermals die Sporn in die Seiten und hieb ihn mit der Peitsche über die Croupe, so daß er wie rasend dahinflog und seinen Kameraden wieder weit hinter sich zurückließ.

Die Rennbahn war erreicht, und vor dem Wirthshaus an der andern Seite der Straße wurden die beiden Reiter von mehreren hundert Männern, an denen sie jetzt vorübersausten, jubelnd begrüßt.

»Bei Gott, Garrett! Hurrah für den Fuchs!« schrie es aus der Menge hervor, worauf die beiden Dahinjagenden bald über der nächsten Höhe vor den Blicken der Nachschauenden verschwanden. Endlich waren die Kräfte des Fuchses gänzlich erschöpft, er verlor den Athem, und weder Sporn noch Peitsche vermochte ihn im Laufen zu erhalten.

»Ich denke, der Bursche ist auf Lebenszeit curirt,« sagte Ralph, indem er sein ermattetes Pferd auf der Straße zurücklenkte und sich selbst die Stirn wischte. »Ihr Schimmel hat doch mehr edles Blut, als mein Fuchs, er ist noch bei vollem Athem.«

»Er ist aber auch nicht so hart angegriffen, wie Ihr Gaul. Ich glaube auch, daß dieser die Lehre nicht so bald vergessen wird. Allen Respect übrigens vor Ihrem Sitz, es thut Ihnen so leicht kein Anderer es nach,« erwiederte Garrett, und im Schritt erreichten sie bald darauf wieder das Wirthshaus an der Rennbahn.

Die dort versammelten Männer drängten sich um die Angekommenen und verlangten zu wissen, wer von ihnen Beiden den Wettlauf gewonnen hätte, brachen aber in ein schallendes Gelächter aus als sie erfuhren, daß das Pferd mit Ralph durchgegangen sei. Die beiden Rosse wurden einem Wärter übergeben, der sie zum Abkühlen umherführen mußte, und Garrett stellte nun Ralph seinen Bekannten vor, die sich unter der Menge befanden.

Die Versammlung bestand größtentheils aus sogenannten Sportsmen, Leuten, die entweder aus Liebhaberei und zum Zeitvertreib Pferdehandel, Wettrennen, Jagden und dem Spiel folgten, oder aber ein wirkliches Geschäft daraus machten. Die reichsten, elegantesten jungen Männer, wenn sie diesen Leidenschaften folgen, sowie die gemeinsten Schurken und Betrüger werden mit diesem Namen belegt und Niemand findet etwas Anstößiges dabei, ein Sportsman genannt zu werden. Heute hatten sich diese Leute hier versammelt, um ein Privatrennen unter sich abzuhalten, worauf bedeutende Wetten standen.

Turk, ein schwarzer, und Gar, ein brauner Hengst, waren die beiden Pferde, welche heute den Wettlauf bestehen sollten. Ihre Eigenthümer, zwei reiche, angesehene junge Männer, suchten beide einen Stolz darin, das schönste und beste Pferd zu besitzen, und ein Jeder von ihnen pries das seinige als das flüchtigste. Sie hatten auf diese Behauptung hin eine Wette von fünftausend Dollar unter sich eingegangen, die heute entschieden werden

sollte, und außerdem waren noch viele hohe Beträge von Andern auf das eine oder andere Pferd gesetzt.

Als Ralph und Garrett herzutraten, war man immer noch eifrig beschäftigt, Wetten anzubieten und abzuschließen, welche dann immer an dem Schenktisch mit einem starken Trunk bekräftigt wurden. Auch Ralph war von seinem Begleiter in den Trinksaal geführt, wo er sich abermals Cognac reichen ließ, um sich nach seinem wilden Ritt zu erfrischen, und wo sich noch mehrere Bekannte Garrett's das Vergnügen ausbaten, ein Glas mit ihm zu trinken. Dabei wurden viel lustige Geschichten erzählt, es wurde gescherzt und gelacht und Ralph befand sich in kurzer Zeit in einer so heitern, sorglosen Stimmung, wie sie ihm seit langer Zeit fremd gewesen war.

Die Trompete rief die Versammlung hinaus zu der Rennbahn, wo jetzt die beiden Pferde erschienen, um ihre Schnelligkeit und Ausdauer gegen einander zu messen.

Beide waren ganz edle, vollblütige Thiere und zeigten deutlich das arabische, sowie auch das englische Blut, aus welchem die jetzt selbstständige amerikanische Pferderaçe entstanden ist. Der Rappe, ein Virginier, kohlschwarz, ohne ein weißes Haar, war größer und von mächtigerem Körperbau, als sein Gegner; doch seine Bewegungen waren leicht und rasch und sein glänzendes großes Auge, sowie seine weitgeöffneten, rothen Nüstern zeugten von feurigem Temperament. Sein nicht sehr kleiner Kopf war scharf und ausdrucksvoll geschnitten, sein

Haar fein und glänzend und sein hochgetragener voller Schweif berührte beinahe die Erde.

Der Braune, in Tennessee geboren, trug mehr die Zierlichkeit und Grazie des Arabers zur Schau, unter seinem goldbraunen, feinen Haar war jede Ader, jede Muskelbewegung zu sehen, die glänzend schwarze Mähne und der hochgehobene Schweif waren seidenweich und leicht gekräuselt, der Kopf klein, das Auge verständig und lebhaft und seine Glieder fein und zierlich.

Beide Thiere wurden jetzt noch einer genauen, prüfenden Anschauung unterworfen und auch Ralph trat mit Garrett hinzu, um sich ein Urtheil über dieselben zu schaffen. Nach gründlicher Untersuchung erklärte Jener sich für den braunen Hengst und hatte sich kaum zu dessen Gunsten ausgesprochen, als mehrere der Umstehenden, die sich für den Rappen bekannten, ihm Wetten anboten. Es waren kleine Beträge, auf die er ohne Bedenken einging, wobei er mit großem Eifer die Richtigkeit seiner Ansicht geltend zu machen suchte, und auch Garrett parirte mit verschiedenen Bekannten, daß der Braune gewinnen müsse.

Während dieser Zeit wurden die beiden Knaben, welche die Pferde reiten sollten, mit Sattel und Zeug gewogen und der Unterschied ihrer Schwere durch Gewichte hergestellt. Dann wurden die Pferde gesattelt, die Knaben darauf gehoben und mit Spannung wartete man auf den Trompetenstoß, der das Zeichen zum Rennen geben sollte. Die beiden feurigen Thiere bäumten sich und waren kaum noch durch die Wärter zurückzuhalten, als die

Trompeten erschallten und der Rappe und der Braune neben einander in der Rennbahn dahinflogen.

Ein lautes, jubelndes Hurrah folgte ihnen hinterdrein und mit wachsender Begeisterung hielten die Zuschauer ihre Blicke auf die flüchtigen Thiere geheftet, die schon die Hälfte des Zirkels erreicht hatten, ohne daß eins derselben dem andern einen Fuß Vorsprung gegeben hätte.

Lauter Beifall für beide Rosse schallte von den Lippen der Zuschauer, und als dieselben in der zweiten Hälfte des Kreises wieder zu diesen heranstürmten, ohne einander einen Vortheil zu geben, brach der Jubel in ein donnerndes Hurrah aus, das mit Schwenken der Hüte und Wehen der Tücher begleitet wurde.

»Hurrah für den Rappen! Hurrah für den Braunen!« schrie die Menge wild und tobend, als die Pferde bei ihr vorübersausten und die zweite Meile ihres Laufes begannen.

»Verdammt, der Rappe gewinnt, er hat in einem Knochen mehr Kraft, als der Braune im ganzen Leibe!« schrie einer der Zuschauer, mit welchem Ralph gewettet hatte.

»Zur Hölle mit dem Rappen!« rief dieser mit heftiger Aufregung, und Jeder in der Menge schrie seinem erwählten Pferde stürmischen Applaus zu. Wieder hatten die Renner die zweite Hälfte des Kreises erreicht, da fing der Rappe an, Vorsprung zu gewinnen, und hatte seinen Gegner um zwei seiner Längen hinter sich zurückgelassen, als er mit ihm abermals bei den Zuschauern vorüberflog, um zum dritten und letzten Male die Bahn zu durchrennen.

Wie ein Sturm donnerten ihm die Beifallrufe nach und übertönten laut die Hurrah's, die dem Braunen galten.

»Der Braune gewinnt! – tausend Dollar gegen den Rappen! – Wer nimmt sie auf?« schrie jetzt Ralph in toller Begeisterung und schwenkte seinen Hut hoch durch die Luft.

»Ich nehme die Wette an – tausend Dollar gegen den Braunen!« rief ein junger Mann, der unweit von Ralph stand und drängte sich rasch zu ihm hin, um die Wette durch Ausrufen von Zeugen gültig zu machen.

»Ich bin Zeuge und dieser Herr ist gut für den Betrag,« rief Garrett, indem er seine Hand auf Ralphs Schulter legte und noch zwei andere junge Leute herbeirief, denen man gleichfalls die Uebereinkunft mittheilte.

Während dieser Zeit wurden die beiden Rosse wieder an der andern Seite des Kreises vor der Staubwolke sichtbar, die sie eine lange Zeit den Blicken der Zuschauer entzogen hatte, und immer noch blieb der Braune um einige Pferdelängen hinter dem Rappen.

Der Lauf nahte sich seinem Ende, die zweite Hälfte des Zirkels ward schon von den flüchtigen Hufen der Thiere betreten und im Sturm rasten sie zu dem Ziele heran, das nur noch wenige hundert Schritte vor ihnen lag. Da schwang der Reiter des braunen Hengstes die Peitsche durch die Luft, stach ihm beide Sporn in die nassen Seiten, schoß mit Blitzes Schnelle bei dem Rappen vorüber und ließ ihn nun mehrere Schritte hinter sich zurück.

Der Jubelsturm, der den heranschnaubenden Pferden entgegenschallte, hatte jetzt keine Grenzen mehr; auch

der Reiter des Rappen vergrub beide Sporn in den Flanken des edlen Rosses und senkte die Peitsche über dessen schaumbedeckten Rücken; mit wilder Raserei stürmte es dem Braunen nach und suchte ihn zu erreichen, aber umsonst, die leichten Hufe dieses schönen Thieres schienen kaum den Boden zu berühren und mit weit ausgespannten, blutrothen Nüstern und wie im Triumph hellglänzenden Augen flog es zuerst zu dem Ziele hin.

»Hurrah für den Braunen,« schrieen Alle, die auf ihn gewettet hatten, und »Verdammt, der Schwarze!« riefen ihre Gegner, als die Pferde vorübersausten und nach und nach durch ihre Reiter parirt wurden.

»Glück zu, Norwood!« rief Garrett, indem er den Hut schwenkte, »die tausend Dollar konnten Sie nicht schneller verdienen; nun aber einen kühlen Trunk auf den Spaß. Kommen Sie nach dem Schenktisch,« und hiermit ergriff er Ralphs Arm und eilte, von seinen jubelnden Bekannten umgeben, nach dem Wirthshaus. Dort wurden unter Scherzen, Lachen und Fluchen die Wetten bezahlt und Ralph erhielt von seinem besiegten Gegner Anweisung von tausend Dollar auf eine Bank.

»Sie essen mit mir zu Mittag, Norwood,« sagte Garrett zu diesem, als sie ihre Pferde wieder bestiegen, um nach der Stadt zurückzureiten.

»Ich habe Nichts dawider. Ich fühle mich auch verdammt wenig dazu aufgelegt, an dem Tische des Herrn Forney in steifer Gesellschaft zu erscheinen. Da muß man jedes Wort auf die Wagschale legen und sich bedenken,

ob man lachen oder einen Scherz machen darf,« antwortete Ralph und ließ den Fuchs, der jetzt gehorsam seinem Zügel folgte, tüchtig austraben.

»Ich mache Ihnen mein Compliment über Ihr Reiten, Herr,« sagte der Wärter zu Ralph, als er diesem vor dem Stalle das Pferd abnahm, »ich glaubte wirklich nicht, daß Sie und der Fuchs zugleich wieder hierher zurückkehren würden.«

»So hast du doch deinen Meister gefunden,« setzte er noch, zu dem Pferd gewandt, hinzu, indem er demselben den Nacken klopfte und es in den Stall führte.

Das Miethgeld wurde nun von beiden Reitern entrichtet, und Arm in Arm schritten sie dann in der Straße hinunter.

»Ich muß nothwendig vor Tisch noch einmal in mein Hotel gehen, um dort zu hinterlassen, daß ich nicht zu Forney zum Essen kommen werde,« sagte Ralph zu seinem Gefährten.

»Das können Sie ja thun, es liegt uns gar nicht weit aus dem Wege!« erwiederte dieser und bog mit Ralph in die nächste Straße ein, durch welche sie bald das Gasthaus erreichten.

Ralph sprang schnell die hohe Treppe hinan, erkundigte sich, ob Frank Arnold auf seinem Zimmer sei, und als die Frage mit ›Ja‹ beantwortet ward, trug er einem der schwarzen Diener auf, seinem Freund zu sagen, daß er nicht bei Forney zur Tafel erscheinen werde. Dann eilte er in die Straße zurück zu Garrett und begab sich mit ihm nach dessen Boardinghaus.

Dasselbe befand sich in einer abgelegenen Straße des ältern Theils der Stadt und hatte weder im Aeußern noch in seinem Innern das Ansehen eines Etablissements ersten Ranges. In dem schmalen Corridor lag, wie auch auf der Treppe, zwar ein Streifen Teppich, und der Fußboden im Parlour war gleichfalls mit einem ähnlichen Stoff bedeckt, aber die Zimmer waren düster, die Tapeten alt und beschmutzt und die Vorhänge von rothem Wollenzeug trugen das Gepräge langjähriger Dienstzeit. In dem Empfangszimmer hatten sich mehrere Männer, deren Kleidung mit der Ausstattung des Zimmers in Einklang stand, auf dem altmodischen Sopha und auf Stühlen nachlässig hingeworfen und nickten Garrett, als er mit seinem Gast eintrat, zu, ohne sich dabei aus ihrer Lage zu bringen.

Die beiden Freunde hatten sich an einem der Fenster niedergesetzt und Garrett sagte leise zu Ralph: »Das Ansehn dieses Hauses ist nicht besonders empfehlend, aber man lebt hier sehr gut und ungenirt, man kann kommen und gehen, wann man will, ohne zu stören, und die Wittwe, von der es gehalten wird, ist eine gefällige Frau.«

Bald darauf ertönte in dem Gange eine kleine Schelle, als Zeichen, daß das Mittagessen auf dem Tische stehe, worauf sich die Männer von ihren Sitzen erhoben, den Kautabak aus ihrem Munde in den Kamin warfen und nach dem Speisezimmer eilten, wohin sich auch Garrett und Ralph begaben. Beim Eintreten in das ziemlich düstere, niedrige Zimmer empfing sie eine Frau, die sich bereits oben an der Tafel niedergelassen hatte, mit einem

stummen Kopfnicken; doch, als sie Garrett gewahrte, sagte sie zu ihm:

»Herr Garrett, es hat ein Neger das Billet, welches auf Ihrem Teller liegt, hier abgegeben; Antwort, sagte er, bedürfe es nicht.«

Garrett nahm mit Ralph Platz und öffnete das Schreiben, welches er kaum gelesen hatte, als er sich mit den Worten zu seinem Gast wandte:

»Sieh, das ist ja prächtig, so bleiben wir heute beisammen. Mein Freund, Herr Ballard, schickt mir für mich und für Sie eine Einladung für heute Abend und sagt, daß wir die Schönheiten Baltimore's bei ihm versammelt finden würden. Es geht dort munter und ungenirt her, und ich bin überzeugt, Sie werden sich vortrefflich amüsiren.«

»Ich habe aber meinen Besuch noch nicht bei ihm gemacht,« bemerkte Ralph.

»Thut gar nichts, es war ihm genug, daß ich Sie ihm an der Börse vorstellte,« antwortete Garrett und bat dann die Wirthin, schnell durch einen Neger einige Flaschen Champagner für ihn holen und in Eis stellen zu lassen. Die Frau blickte ihn einen Augenblick verwundert an, stand aber dann auf und ging in das nächste Zimmer, um seinem Wunsche nachzukommen. Sie kehrte sogleich wieder zurück und präsidirte während der Mahlzeit.

Der Champagner erschien bald in einem Blecheimer mit Eis, er war gut, und das erste Glas wurde von Garrett und seinem Gast auf die gewonnenen Wetten geleert. Der Wirthin ließ Garrett ein Glas davon reichen und auch einige der anwesenden Herren mußten ihn kosten. Nach

dem Essen, als der Kaffee erschien, hatte sich Einer derselben entfernt und kehrte mit einem Packet Karten in der Hand zurück, die er vor Ralph auf den Tisch legte und sagte:

»Ist's gefällig, ein Spielchen zum Kaffee?«

Doch Garrett schob die Karten rasch mit den Worten zur Seite: »Wir spielen nicht,« wobei er den Bringer derselben mit einem verweisenden Blick ansah.

Dann schlug er seinem Gast vor, eine Spazierfahrt zu machen, schickte den Hausneger fort, um einen Wagen zu holen, und kurze Zeit darauf wurde ein elegantes, offenes, zweirädriges Cabriolet, in welchem zwei Personen Raum hatten, vor das Haus gefahren. Garrett und Ralph stiegen ein, Ersterer ergriff die Zügel, schwang die zierliche Peitsche über dem stolzen Pferde und in gestrecktem Trabe eilte dasselbe mit dem leichten Fuhrwerk durch die Straßen hin, zur Stadt hinaus.

Capitel 13.

Der Schuhmacher. – Der Gang nach der Kirche. – Zudringlichkeit. – Große Bangigkeit. – Die Ohnmacht. – Die Fahrt wider Willen. – Die alten Romanenhelden. – Der Wächter.

Es war Abend geworden, und an den Werften der Point verkündete der helle Klang von Schiffsglocken den Arbeitern, daß ihre Werkstunden abgelaufen seien. Auch über das Werft, an welchem die Tritonia lag, schritten wohl über hundert schwarze und weiße Schiffszimmerleute von den Schiffen her nach dem Ausgangsthor, welches sich an der andern Seite des Werftes einige hundert Schritte vom Wasser neben dem großen Lagerhaus befand, denn der ganze Platz war bis an das Ufer mit einer hohen Dielenwand umgeben. Das Thor stand zwischen dem Lagerhaus und einem kleinen Backsteingebäude, welches letztere nur ein Zimmer enthielt, dessen Thür auf die Straße führte. Hier wohnte ein alter, deutscher Mann mit seiner Frau, welchem von dem Herrn des Werftes, einem berühmten, reichen Schiffsbauer, die Aufsicht über dasselbe gegeben war, wofür er diese Wohnung und auch einen kleinen Gehalt erhielt. Er war Schuhmacher von Profession, betrieb immer noch sein Handwerk, und fand reichliche Arbeit bei den Matrosen und den vielen Leuten, die an den Schiffen beschäftigt waren. Er nannte sich Sukop, mochte aber wohl in seiner alten Heimath, in Braunschweig, Saukopf geheißen und des Wohllauts

wegen seinen Namen in dieser Weise in's Englische übersetzt haben. Alt und Jung an der Point kannte das alte Paar und war ihm freundlich zugethan, denn es hatte hier schon seit einer langen Reihe von Jahren gelebt und Niemanden eine Veranlassung zur Unzufriedenheit gegeben. Im Gegentheil, Sukop hatte sich um die ständigen, sowie um die wechselnden Bewohner der Point gar viele Verdienste und manchen Dank von ihnen erworben, indem er häufig ganz für verloren gegebene Stiefeln wieder brauchbar machte. Man hatte ihm zur Anerkennung seiner Geschicklichkeit den Namen Schuhdoktor gegeben, da das Geschäft des Schuhflickens in Amerika bis jetzt noch sehr wenig Aufmunterung genoß und die Amerikaner ihre Stiefeln gewöhnlich so lange trugen, bis sie zum Dienst untauglich geworden waren und sie dann wegwarfen. Namentlich aber war er denen Seeleuten, deren Schiffe an diesem Werfte anlegten, auch um deswillen von vielem Nutzen, weil sowohl er, wie auch seine Frau, denselben sehr dienstfertig und gefällig waren, kleine Aufträge und Bestellungen für sie und von ihnen annahmen und besorgten, und bei längerer Bekanntschaft sie auch manchmal mit einer Tasse gutem Kaffee's traktirten.

Waren Güter aus den Schiffen auf das Werft gebracht, die bis zum einbrechenden Abend nicht mehr nach den Lagerhäusern geschafft werden konnten, so übernahm Sukop gegen eine sehr billige Vergütung die Nachtwache dabei, zu welchem Zweck in der Mitte des weiten Platzes

ein Schilderhaus stand, in dem er bei solchen Gelegenheiten, mit einer großen Muskete bewaffnet, die Nacht zubrachte.

Augenblicklich lagen außer der Tritonia und einem noch im Bau begriffenen großen, dreimastigen Schiff eine Menge anderer Fahrzeuge an diesem Werfte, unter denen mehrere deutsche, von Hamburg und Bremen angekommen, mit deren Capitainen Sukop schon seit Jahren befreundet war.

Auch auf der Tritonia war er bekannt, dieselbe hatte schon auf ihrer vorigen Reise mehrere Wochen hier am Werfte gelegen, zu welcher Zeit er den alten Dosamantes und seine damals noch lebende Gattin kennen gelernt hatte, und da auch seine Frau mit der letztern häufig in Berührung gekommen war, so freute sich das alte Ehepaar, Eloise, die Tochter derselben, zu sehen und die Zuneigung für die Mutter auf diese zu übertragen.

Eloise verließ selten das Werft, oder kehrte auf dasselbe zurück, ohne bei den alten Leuten vorzusprechen, sich nach ihrem Befinden zu erkundigen und, wenn es ihre Zeit erlaubte, sich ein Wenig mit ihnen zu unterhalten. Sie that dies um so lieber, als ihr die Gelegenheit erwünscht war, deutsch zu sprechen, welches sie in der Erziehungsanstalt in New-York bei einer deutschen Lehrerin gelernt hatte und recht geläufig redete. Die Alten erzählten ihr dann aus ihrer deutschen Heimath, über Schicksale, die sie hier betroffen, die sich aber alle zu ihrem Besten gewendet hatten, und machten ihr Mittheilungen über ihre sechs Kinder, die sämmtlich in diesem

Lande glücklich verheirathet waren, und von denen ein Jedes sie so und so viel mal zu Großeltern gemacht hatte.

Eloise wunderte sich zwar darüber, daß sie hier so allein lebten, und nicht zu einem ihrer Kinder gezogen seien, doch Sukop sagte dann, daß er seine alte Heimath verlassen habe, um unabhängig und frei zu leben, wie es dem deutschen Manne gezieme, und daß er sich deshalb nicht in eine abhängige Stellung hätte begeben wollen.

»›Der Mann ist frei und wär' er in Ketten geboren,‹ diese schönen Worte hat ein Landsmann von mir, ein gewisser Herr von Schiller, gesagt,« bemerkte Sukop bei einer solchen Gelegenheit, schob die große Brille von der mächtigen Nase bis auf die hohe, kahle Stirn, ließ den Stiefel, an dem er arbeitete, auf die lederne Schürze in den Schooß fallen, und hob die magere Rechte, mit dem Pfriemen bewaffnet, stolz in die Höhe.

»Erinnerst Du Dich noch des schönen Buches, welches er geschrieben hatte, Dorothea? Ich habe es Dir als Bräutigam vorgelesen,« sagte er dann zu seiner Frau, worauf diese ihr Strickzeug gleichfalls in den Schooß sinken ließ und ausrief:

»Ach Gott, es war ja gar zu schön!«

Heute Abend wurde es sehr dunkel, und das blendend helle Licht der mit Wasser gefüllten Glaskugel, welche vor der Lampe auf Sukop's Tisch stand, fiel durch die ganz offene Thür seines Hauses auf den Platz vor demselben und bildete auf dem finstern Boden einen scharf begrenzten hellen Fleck. Plötzlich trat Eloise aus der Dunkelheit in dieses helle Licht, schritt bis an die offene

Thür und wünschte Sukop und dessen Frau einen guten Abend.

»Ei, ei, Fräulein Eloise,« sagte der Alte, indem er über die Brille zu dieser hinblickte und die Hände auf den Stiefel sinken ließ, den er flickte, »wohin denn noch so spät?«

»Zur Kirche, Herr Sukop. Die Glocke hat schon geläutet und ich habe noch eine gute Viertelstunde zu gehen, bis ich hinkomme; der Weg zur Stadt über den öden, sumpfigen Platz ist gar unangenehm. Ich muß mich eilen.«

»Sie gehen doch nicht allein, Fräulein Eloise fragte Madame Sukop.

»O nein, Loredo begleitet mich und wartet auf mich an der Kirchenthür; außerdem hat mir Herr Strabo, unser Obersteuermann, versprochen, mich dort zu erwarten und mit mir bis zu dem Schiffe zurück zu gehen. Dem Vater war der Weg zu weit.«

»O, dann sind Sie sicher; auch ich würde Ihnen nicht rathen, diesen Weg allein zu machen. Es ist für einen einzelnen Mann gefährlich, in der Nacht von hier nach der Stadt zu gehen, wie viel mehr für ein Frauenzimmer.«

»Der Mond wird auch aufgegangen sein, wenn ich zurückkomme. Gute Nacht, gute Nacht,« sagte Eloise und eilte in die Dunkelheit, wohin ihr der alte Loredo mit einem schweren Stock in der Hand rasch folgte.

Kaum waren sie bei dem Thor des nächsten Werftes, an welchem der Sturmvogel lag, vorübergeschritten, als die Tritte eines Mannes hinter ihnen hörbar wurden, der denselben Weg eingeschlagen zu haben schien. Er blieb

in einiger Entfernung hinter ihnen, bis sie das letzte Haus der Point zurückließen und aus der Helligkeit des Scheines einer Laterne, die an dessen Ecke brannte, dem öden Platze zu in die Finsterniß traten. Sie folgten dem Weg, der über diese wüste Strecke führte, und hörten bald darauf, daß der Mann hinter ihnen schnell näher kam.

»Komm dicht neben mich, Loredo,« sagte Eloise zu dem Neger und blickte sich nach dem Unbekannten um.

Gegen den Schein der schon ziemlich fernen Laterne konnte sie erkennen, daß er ein sehr großer, breitschulteriger Mann sei, der sie schon bis auf wenige Schritte erreicht hatte.

Eloise trat unwillkürlich etwas zur Seite, und Loredo stellte sich zwischen sie und den Fremden. Dieser aber nahm den Hut ab und schritt mit den Worten auf sie zu:

»Ich erkenne eine besonders glückliche Fügung meines Schicksals darin, mit Ihnen, verehrtes Fräulein, zusammenzutreffen, und werde es als eine hohe Begünstigung Ihrerseits betrachten, wenn Sie mir gestatten wollen, Sie bis zur Kirche zu begleiten; denn dorthin führt Sie sicher Ihr Weg. Ich hatte schon das Glück, Ihre Bekanntschaft zu machen, mein Name ist Flournoy, der Capitain des Sturmvogels.«

Er sprach diese Worte mit so viel Höflichkeit und Anstand, daß Eloise, so ungern sie auch seine Begleitung annahm, nicht, ohne unhöflich zu sein, dieselbe zurückweisen konnte.

»Wenn Sie doch Ihr Weg nach der Stadt führt, Herr Capitain, so habe ich Nichts dawider, daß wir bis zur Kirche

zusammen gehen,« erwiederte Eloise, zog ihren schwarzen Schleier vor das Gesicht und folgte dem Wege.

Flournoy schritt an ihre Seite und bat um die Erlaubniß, ihr das Gesangbuch tragen zu dürfen.

»Das ist ja keine Bürde für mich, ich trage es gern,« antwortete Eloise.

»Auch mir ist ein Gesangbuch etwas Liebes, doch dies Buch ist für mich doppelt geheiligt, da es von Ihren Händen gehalten, von Ihren himmlischen Augen durchblickt ist. Die Heiligen pflegen Barmherzigkeit zu üben; versagen Sie mir die Ihrige nicht, Fräulein, lassen Sie mich das Buch tragen, damit meine Lippen den Fleck berühren dürfen, auf dem Ihre schönen Hände geruht haben.«

»Herr Capitain, ich bin auf dem Wege zur Kirche. Ihre Complimente passen besser für eine lustige Gesellschaft in einem Salon oder Tanzsaal.«

»Sie thun mir Unrecht, Fräulein, ich redete mit den heiligsten Gefühlen meines Herzens, die ich Ihnen gern in der Kirche laut bestätigen möchte. Seien Sie barmherzig und zürnen Sie wenigstens nicht über meine Verehrung für Sie, die Sie selbst mir in's Herz gelegt haben.«

»Herr Capitain, unsere flüchtige Bekanntschaft berechtigt Sie nicht, mir solche Erklärungen zu machen, noch legt sie mir die Verpflichtung auf, dieselben anzuhören. Ich muß jetzt bitten, mich allein gehen zu lassen,« sagte Eloise entschlossen, trat einen Schritt zurück an die Seite Loredo's und blieb stehen.

»Ihr leisester Wunsch, Fräulein, ist mir Befehl, selbst wenn er mein Glück, mein Leben kosten sollte. Es bleibt

mir aber schmerzlich, für meine reine, aufrichtige Verehrung so schwer bestraft zu werden. Wollen Sie, daß ich voran gehe, oder darf ich Ihnen wie einer Heiligen folgen,« sagte Flournoy, indem er den Hut abnahm und sich ehrerbietig verbeugte.

»Wenn Sie wirklich Achtung vor mir im Herzen trügen, Herr Capitain, so würden Sie sich mir mit mehr Bescheidenheit genaht haben,« antwortete Eloise, indem sie sich leicht verneigte und einen Schritt vorwärts that.

»In wenigen Tagen schon tragen uns die Wogen des Weltmeeres nach entgegengesetzten Richtungen, können Sie mir zürnen, daß ich den Augenblick zu ergreifen suchte, von dem, ich fühle es, das Glück meines Lebens abhängt?« rief Flournoy mit Begeisterung, indem er Eloise beide Arme entgegenhielt; diese aber beeilte, ohne ihn einer weitern Antwort zu würdigen, ihres Schritte und erreichte, von dem Capitain in einiger Entfernung gefolgt, die Kirche, aus deren hell erleuchteten, offenen Fenstern und Thüren der Klang des dort angestimmten frommen Liedes hervorschallte. Ohne ihren Schleier zurückzuschlagen, und ohne sich umzusehen, ging sie rasch zwischen den Andächtigen hin, in deren vordersten Reihen sie sich niederließ.

Eloise war beherzt und entschlossen, sie verlor nicht leicht die Geistesgegenwart, war aber eigentlich noch nie in ihrem Leben, sich selbst überlassen, in einer Gefahr

gewesen, und hatte auch diesen Abend, so wie schon oftmals früher, ihren Weg zur Kirche allein mit dem alten Loredo ganz sorglos angetreten. Die Zudringlichkeit des Capitains, über welchen sich ihr Vater zu verschiedenen Malen nicht günstig geäußert, hatte sie überrascht, und sie fühlte sich in großer Aufregung, ihr Herz schlug ängstlich und ihr Gesicht brannte. Sie fürchtete, und sie war beinahe davon überzeugt, daß der Capitain sie auf ihrem Heimwege abermals anreden würde und fühlte, daß sie jetzt nicht mehr so viel Muth besäße, ihm zu antworten, weil er ihr nicht mehr so gleichgültig, weil er ihr zuwider war, ja unheimlich und gefährlich vorkam. Was sollte sie thun, wie sollte sie es anfangen, um den Mann von sich fern zu halten? Gern hätte sie sich einmal nach dem Eingang umgesehen, ob sie nicht den Steuermann Strabo unter den dort stehenden Männern bemerken könne, sie fürchtete sich aber, dem Blicke des verhaßten, frechen Menschen zu begegnen. Sie schlug den Schleier zurück und sah schüchtern zur Seite, ob sie nicht zufällig Jemanden erkenne, um ihm ihr Leid zu klagen und Schutz bei ihm zu suchen; die Leute, die sie umgaben, waren ihr aber sämmtlich fremd. Auf Strabo stützte sich noch ihre Hoffnung, er hatte es ihr ja gesagt, daß er auch zur Kirche kommen und sie von da nach dem Schiffe zurück begleiten würde. Aber in dem Gedränge beim Hinausgehen war es leicht möglich, daß er sie nicht bemerkte, es wurde ihr immer bänger um's Herz, sie konnte ja nicht wissen, was der fremde Capitain gegen sie im Sinne führte; zudringlich genug hatte er sich gezeigt, um noch mehr

von ihm zu fürchten. Sie hörte nicht, was der Geistliche sagte, sie stimmte nicht mit in die Gesänge ein, und sah, wenn sie in das Gesangbuch blickte, immer den Mann mit dem großen, schwarzen Barte vor sich.

Es zog ihre Blicke unwiderstehlich zu der Thüre hin, um sich nach dem Steuermanne umzusehen; sie setzte sich etwas seitwärts auf der Bank und wandte dann rasch ihren Kopf um. Wie ein Dolchstoß begegneten ihr die großen, finstern Augen Flournoy's, der, mit einer Hand im Busen, an dem Eingang stand und über die Umstehenden hinweg nach ihr hersah. Ein Angstschrei erstickte auf ihren Lippen, sie blickte rasch auf ihr Gesangbuch und fühlte, daß sie bleich wurde. Allein mit dem alten Neger über die wüste Strecke zurückzugehen, das, beschloß sie, wollte sie keinenfalls thun, lieber wollte sie sich nach irgend einem Hotel in der Stadt begeben und dort einen Wagen und eine Begleitung zu erlangen suchen.

Das letzte Lied wurde jetzt angestimmt, Eloise hielt das Buch bebend in der Hand, und als der Gesang zu Ende war und die Versammlung sich erhob, drängte sie sich zwischen die Damen und wankte mit ihnen der Thüre zu.

Wieder richtete sie ihre Blicke nach dem Eingang, und abermals sah sie den Mann mit dem Barte unbeweglich dort stehen und seine Augen auf sie heften, als ob er sie mit seinem Blick durchbohren wollte.

Sie kam näher, sie wurde kälter, sie fühlte den Boden unter sich wanken und mit einem halblauten: ›Großer Gott!‹ sank sie zusainmen. Es war unmittelbar an der Thür, die Frauen drängten sich um sie, hoben sie auf,

setzten sie auf einen Stuhl nieder und hielten ihr Riechfläschchen vor; doch das Leben schien sie verlassen zu haben.

Flournoy war aus der Kirche gesprungen, vor welcher mehrere Damen im Begriff standen, einen ihrer harrenden Fiacre zu besteigen; er trat zu ihnen hin, stellte ihnen vor, daß die Tochter eines ihm befreundeten Capitains, dessen Schiff an der Point liege, ohnmächtig geworden sei, bat sie, ihr den Wagen zu überlassen, und eilte dann in die Kirche zurück zu dem immer noch ohnmächtigen Mädchen. Das Gesangbuch nahm er aus Eloisens Schooß und verbarg es in seiner Rocktasche, hob sie dann auf seinen Arm, trug sie schnell in den Wagen, winkte dem ihm nachstürzenden Loredo, sich zu dem Kutscher zu setzen und nahm selbst neben der Ohnmächtigen Platz.

Fort rollte der Fiacre über die sumpfige Fläche, auf der jetzt das taghelle Licht des Mondes lag. Die frische Luft und die heftige Bewegung der Kutsche rief das Leben in Eloise zurück, sie schlug mit einem tiefen Seufzer die Augen auf, blickte erwachend um sich, und wußte nicht, wo sie sich befand.

»Beruhigen Sie sich, Fräulein,« sagte Flournoy theilnehmend, »eine Ohnmacht hatte Sie in der Kirche befallen, und ich war so glücklich –«

»Großer Gott, wo führen Sie mich hin?« schrie Eloise, zu Tode erschreckt, und machte eine Bewegung gegen den Kutschenschlag.

»Nach Ihres Vaters Schiff,« erwiederte Flournoy, indem er ihren Arm ergriff und sie sanft in den Sitz zurückzog,

»ich hoffe, daß ich mir nicht nochmals Mißbilligung zuziehe, weil ich Ihnen zu Hülfe kam.«

Eloise sah in diesem Augenblick, daß der Wagen sich der Laterne an dem äußersten Hause der Point näherte, und erkannte im hellen Mondschein die lange Reihe von Masten, die über den Werften emporragten.

Der Groll gegen den Urheber ihrer Angst und Noth verminderte sich in diesem Augenblick, da sie seine Hülfeleistung nicht in Abrede stellen konnte und in wenigen Minuten von seiner Gegenwart befreit werden mußte. Sie schwieg und blickte vor sich nieder, während der Wagen jetzt die gepflasterte Straße an der Point erreicht hatte und dem ersehnten Werft zurollte. Noch waren sie nur einige hundert Schritte von demselben entfernt, als Eloise ›Halt!‹ zu dem Wagen hinaufrief und der Kutscher die Pferde parirte.

»Sie erlauben mir, Herr Capitain, daß ich hier aussteige und mich allein nach unserm Schiff begebe,« sagte Eloise, indem sie schnell den Schlag öffnete und aus dem Wagen sprang. »Für Ihre Hülfe nehmen Sie meinen Dank,« setzte sie dann noch hinzu und eilte, von Loredo gefolgt, der auch bereits abgesprungen war, in dem Schatten der Häuser auf dem Trottoir hin, während sie den Wagen mit Flournoy nach der Stadt zurückrollen hörte.

Jetzt holte sie tief Athem, sie hatte das Gefühl der Sicherheit wieder erlangt und sie machte sich Vorwürfe über ihre kindische Furcht.

Die Straße war still und kein lebendes Wesen darin zu sehen, denn hier standen die Kaufläden, welche jetzt

geschlossen waren, und nur von dem andern Ende der Point her, wo sich die Trink- und Tanzhäuser befanden, schallte der Jubel lustiger Matrosen herüber.

So näherte Eloise sich dem Thor vor dem Werfte, an dem die Tritonia lag, und als sie es erreichte, hörte sie ein lautes Schluchzen, welches aus dem Hause Sukop's zu kommen schien. Die Thür war ein wenig geöffnet und durch die Spalte schimmerte das Licht der Lampe hervor. Eloise trat an dieselbe heran, um sich zu überzeugen, ob sie sich nicht geirrt habe; doch es war wirklich so, sie hörte jetzt deutlich die schluchzenden und jammernden Stimmen der beiden alten Leute. Betroffen und mit der innigsten Theilnahme öffnete sie langsam die Thür und sah mitleidig bewegt auf das traurige weinende Ehepaar.

Sukop saß vor dem Tisch, auf welchem hinter der blendend beleuchteten Glaskugel die Lampe stand, hatte das rechte Bein übergeschlagen und ließ seine linke Hand auf einem Buche ruhen, welches geöffnet auf seinem Knie lag. Mit der rechten Hand hielt er ein blaugestreiftes baumwollenes Taschentuch, in welches er sein Antlitz gesenkt hatte und seine Thränen ergoß.

»Ach mein Gott, es is jar zu draurig,« seufzte er mit gebrochener Stimme in seiner vaterländischen Mundart und schluchzte laut dazu, während seine Frau ihm gegenüber saß, beide Hände um ihr buntes Taschentuch gepreßt in ihrem Schooße hielt ihren Kopf gesenkt hatte und bitterlich weinte.

»Aber mein Gott, welches Unglück ist Ihnen denn widerfahren?« fragte Eloise, auf's Tiefste ergriffen, indem

sie ihre gefalteten Hände gegen ihre Brust drückte und vor die Trauernden hintrat. »Kann ich oder mein Vater Ihnen vielleicht helfen, oder ist Ihnen eins Ihrer Kinder gestorben?«

»Ach nein, ach nein, ach Gott, es is jar zu schröcklich,« schluchzte wieder der alte Mann, blies heftig durch die Nase in das Taschentuch und wischte sich die Thränen von den Wangen.

»Aber was ist es denn für ein Unglück, das Sie betroffen?« fragte Eloise wieder, der auch die Augen feucht geworden waren.

»Ach Gott, er is ja todt!« stotterte die alte Frau und hob das blaue Tuch zu ihren Angen.

»Also doch einer Ihrer Söhne? ach, Ihr armen guten Leute!« sagte Eloise weinend, und legte ihre Hand auf des Alten Schulter.

»O nein, nicht unser Sohn, Gott bewahre! Es is nur so eine draurige Geschichte. Sehen Sie, die Eltern wollten nicht, daß er sie haben sollte, und da hat er sich todtgeschossen. Ach, denken Sie sich dies, es is doch jar zu fürchterlich!« sagte Sukop, mehr gefaßt, und blickte Eloise halb verwundert an, obgleich immer noch schwere Thränen an seinen Lidern hingen.

»Ja, aber um Gotteswillen, so sagen Sie mir doch nur, wer sich todtgeschossen hat?« rief Eloise, indem sie zurücktrat und die beiden Leute verwundert anblickte.

»Ei ja, der Heinrich, hier in diesem schönen Buche steht es geschrieben, es ist von Spieß, und wir haben's eben ausgelesen,« antwortete Sukop, indem er die Brille

ganz auf der Stirn hinaufschob, das Buch zuschlug, abermals seine Nase in das Tuch zwischen seine beiden Hände klemmte, und aus Leibeskräften hineinblies, daß es laut durch die stille Straße schallte.

»Um aller Heiligen Willen, ist es möglich, sind Sie denn ganz von Sinnen? Ueber einen albernen Roman verbittern Sie sich Ihre Abendstunden und jammern und klagen, als ob Sie das Theuerste verloren hätten. Nein, das überschreitet alle Grenzen der Vernunft.«

»Erlauben Sie, Fräulein,« sagte Sukop mit Würde, indem er seinem Riechorgan einige Prisen aus einer tombackenen Dose einverleibte und diese darunter hielt, um Nichts von dem Taback zu verlieren, »erlauben Sie, Spieß ist ein Mann, der Einen wohl zu Thränen rühren kann. Ich werde Ihnen das Buch leihen, damit Sie sich selbst davon überzeugen.«

»Nein, nein, ich danke herzlich, ich will es nicht lesen,« rief Eloise laut auflachend, »ich muß aber gehen, Vater wird auf mich warten.«

»Einen Augenblick, Fräulein, ich gehe mit Ihnen. Ich habe heute Nacht Dienst, die Güter muß ich bewachen, die noch spät aus dem Bremer Schiff ausgeladen wurden und auf dem Werft liegen blieben. Dorothea, reich' mir meine Waffen,« setzte er dann noch hinzu, indem er sich an seine Frau wandte, steckte die Tabatiere in die Tasche, setzte einen runden schwarzen, sehr hohen Hut auf, zog

einen langen grauen Schlafrock an, und nahm nun seiner Frau zuerst einen schweren krummen Säbel ab, dessen Lederriemen er über die Schulter hing, und dann die große Muskete, welche ihm Dorothea entgegenhielt.

»So, mein Fräulein, nun werde ich Sie sicher bis zu Ihrem Schiff geleiten,« sagte er, indem er Eloise bat, voran zu treten. Dann wandte er sich zu seiner Ehehälfte, reichte ihr die Hand und sagte:

»Lege Dich zur Ruhe, Dorothea, ich werde vor Tagesanbruch nicht zurückkehren, denn es sind werthvolle Güter, die ich bewachen muß, und die vielen fremden Schiffe, die augenblicklich im Hafen liegen, brachten uns so wildes fremdes Matrosenvolk hierher, daß man die Augen nicht schließen darf, will man seinen Rock auf dem Leibe behalten.«

Dann schritt er in die Straße hinaus, schulterte die Muskete und ging mit Eloise durch das Thor über das hell vom Monde beleuchtete Werft bis an die Seite der Tritonia, wo er seiner jungen Freundin eine angenehme Ruhe wünschte und sich dann nach dem Schilderhaus wandte, während Jene mit Hülfe Loredo's das Verdeck des Schiffes erstieg.

Sukop stimmte, als er über das Werft zurückschritt, das ihm unvergeßliche Lied an, welchem er so oft zu nächtlicher Stunde in den Straßen seiner geliebten Vaterstadt Braunschweig bei dem melodischen Tone einer Drehorgel gelauscht hatte:

»Der Ritter muß zum blut'gen Kampf hinaus,
Für Freiheit, Ehr' und Vaterland zu streiten!«

Das Schilderhaus, dem er entgegenschritt, drehte sich auf einer Spindel, so daß man seinen Eingang immer von dem Winde abwenden konnte, es war in seinem Innern mit einer Bank, und an seinem Eingang mit einer niedrigen Thür versehen, die der darin sitzenden Person nur bis an die Kniee heraufreichte, so daß dieselben und die Füße gegen die Zugluft geschützt wurden, und doch der obere, größere Theil des Eingangs offen blieb, um einen ungehinderten Blick in's Freie zu gestatten.

Sukop trat an dies Schilderhaus heran, drehte es mit dem Eingange nach den Kisten und Ballen hin, die in einiger Entfernung auf dem Werfte lagen, richtete seine hohe magere Gestalt in voller Größe auf, und warf einen prüfenden Feldherrnblick um sich über die helle Fläche. Darauf hob er seine Muskete über die niedrige Thür in das Schilderhaus, setzte sie neben der Bank nieder, stieg dann selbst, ohne die Thür zu öffnen, über dieselbe hinein, und blieb einen Augenblick stehen, wie es schien, um dem fernen Jubelton der Matrosen zu lauschen; denn er beugte sich aus dem Eingang hervor und hielt sein Ohr nach der Gegend hin, von wo der Ton herkam.

Darauf zog er den Schlafrock um die Kniee, brachte den Säbel, der ihm auf dem Rücken hing, an seine Seite, und ließ sich auf der Bank nieder.

Hier saß nun der Wächter, nach vorn gebeugt, und ließ seinen wachsamen Blick bald links nach dem Thor, bald

rechts nach den Schiffen gleiten, und jedes, auch das leiseste Geräusch zog seine Aufmerksamkeit auf sich. Alles blieb ruhig, selbst die Wimpeln auf den hohen Masten der Schiffe hingen, wie in Schlaf gesunken, unbeweglich herab, und das monotone Plätschern der Wellen unter den colossalen Körpern der Fahrzeuge rauschte wie eine Schlafmelodie.

Sukop hielt seine Augen geöffnet und blickte von Zeit zu Zeit nach dem Monde, der ihm heute sehr langsam vorwärts zu schreiten schien. Eine Stunde verstrich und abermals meldete der Zeiger auf des Wächters Uhr, die dieser in das Mondlicht hielt, daß er seinen Lauf um das Zifferblatt vollbracht habe, da versenkte Sukop dies alte silberne Familienstück wieder in die große Westentasche, zog den Schlafrock fester um sich und lehnte sich zurück gegen die hintere Wand des Schilderhauses.

Es wurde kühl, Sukop fielen einige Male die Augen zu, wobei er mit dem Kopfe nickte, schnell aber wieder aufschreckte und vor sich nach den Gütern sah. Abermals hatte er die Augen geschlossen, diesmal aber fester, als vorher, denn bald verkündete ein heftig schnarchender Ton, daß er in einen tiefen Schlaf versunken sei.

Um diese Zeit kehrte ein Schwarm von einigen zwanzig Matrosen aus einem Tanzhaus zurück, um sich an Bord der Schiffe zu begeben, welche an dem Werfte lagen, auf welchem Sukop Wache hielt. Sie kamen singend zu dem Thore herein, verstummten aber alsbald, um ihre späte Rückkehr ihren Capitainen nicht zu verrathen. Als

sie in einiger Entfernung an dem Wachtposten vorüberschritten, drang der schnarchende Ton des Wächters zu ihren Ohren.

»Bei Gott, der alte Doktor Sukop schläft!«

»Laßt uns ihm einen Streich spielen!«

»Wir wollen ihn drillen!«

So flüsterten sich die übermüthigen lustigen Burschen lachend zu, indem sie die Köpfe zusammensteckten und nach dem Schilderhause zeigten.

Der Vorschlag fand allgemeinen Beifall. Einige von ihnen, worunter der Steuermann eines Bremer Schiffes, sprangen nach diesem Fahrzeug hin; und kamen nach wenigen Augenblicken mit einem aufgerollten Segeltau zurück.

Geräuschlos schlichen sie zu dem schlafenden Wächter, sie wanden ebenso leise nach und nach das lange Tau um den untern Theil des Schilderhauses, und als nur noch so viel von dem Ende des Strickes übrig war, daß sie Alle daran anfassen konnten, ergriffen sie dasselbe und rannten damit ihrem Schiffe zu.

Das Haus fing an, sich schnell zu drehen, und Sukop erwachte. Sein Auge konnte schon durch den Eingang draußen im Freien keinen Gegenstand mehr erfassen, bald sah er die Masten der Schiffe, bald die Dielenwand, bald das Lagerhaus und das Thor, und schneller und schneller flogen diese Gegenstände vor seinen überraschten Blicken vorüber. Dabei fühlte er die drehende Bewegung und sein Sitz fing an, sehr unsicher zu werden. Zugleich erblickte er von Augenblick zu Augenblick den

davonrennenden Männerhaufen, erfaßte wüthend seine Muskete, die bald links, bald rechts gegen die Wände des Hauses schlug, und rief mit aller Kraft seiner Stimme:

»Räuber, Mörder, ich schieße!«

Doch statt der Antwort hörte er durch das Sausen, welches ihn jetzt wie ein Sturmwind umgab, nur ein lautes schallendes Gelächter, und flog selbst so machtlos im Hause herum, daß er die Muskete fallen ließ und sich mit beiden Händen gegen die Seiten des Eingangs stemmte, um der immer zunehmenden Gewalt, die ihn aus demselben hinanszog, zu widerstehen.

Wie ein Wirbelwind flog er jetzt im Kreise herum, immer noch wehrte er sich mit aller Macht gegen die Kraft, die ihn nach außen drängte, auch die Beine hatte er weit auseinander gespreizt, um sich damit zu stützen, doch den Kopf konnte er schon nicht mehr in dem Hause erhalten, und mit weit aufgerissenem Mund und stieren Augen hing er bald mit dem ganzen Oberkörper im drehenden Fluge im Freien, und klammerte sich mit den Händen in dem Eingang fest.

Die Muskete verließ das Haus zuerst und flog weithin über das Werft, dann sauste der Hut in der entgegengesetzten Richtung durch die Luft, der Säbel hing noch an den Schultern des Wächters und beschrieb mit dessen, aus dem Schilderhaus hervorhängenden Oberkörper den äußersten Zirkel der sich fliegend drehenden Masse.

Endlich konnte Sukop dem rasenden Wirbel nicht länger widerstehen, er ließ die Hände von den Seiten des

Eingangs abgleiten und flog, wie aus einer Kanone geschossen, weithin in den Sand auf das Werft, wo er, wie ein gepritschter Frosch, regungslos ausgestreckt auf dem Rücken liegen blieb. Es war ihm, wie man zu sagen pflegt, Hören und Sehen vergangen, es sauste und brauste ihm wild vor den Ohren, und der Boden unter ihm schien sich noch mit ihm zu drehen, als er die Augen nach einer Weile aufschlug und nach dem Mond über sich blickte. Er setzte sich auf, hielt sich aber mit beiden Händen an der Erde fest, da es ihm immer noch war, als drehe er sich im Kreise. Er konnte sich nicht klar machen, was eigentlich mit ihm vorgegangen sei und wie er überhaupt aus seinem Schilderhaus hierher auf den Sand gerathen wäre. Voll Verwunderung blickte er nach dem Wachthaus hin, es stand ruhig da auf seinem alten Fleck und nirgends auf dem Werfte zeigte sich etwas Ungewöhnliches. –

Der erste Versuch Sukop's, sich aufzustellen, mißlang, denn er hatte den einen Fuß auf das Ende des Schlafrocks gesetzt und wurde, als er sich erhob, wieder von diesem niedergezogen. Abermals unternahm er es, sich aufzurichten, trat aber auf den ihm treu gebliebenen Säbel und stürzte wieder in den Sand; das drittemal jedoch setzte er seinen Vorsatz durch, und erhob sich. Trotz des Schwindels, der ihn immer noch nicht verlassen hatte, ging er zu dem Schilderhaus hin und betrachtete es von allen Seiten, es war aber keine Veränderung daran wahrzunehmen, außer, daß dessen Eingang nicht mehr nach den

zu bewachenden Gütern, sondern nach der entgegengesetzten Richtung zeigte. Allmählig kehrte in Sukop die Erinnerung wieder, es kam ihm in das Gedächtniß zurück, daß er geschlafen hatte, daß er über die drehende Bewegung des Hauses erwacht war, daß er einen Haufen Männer habe über das Werft laufen sehen, daß er ein schallendes Hohngelächter gehört und daß ihm in einem Wirbelsturm die Sinne vergangen waren. Mit Entrüstung blickte er um sich, denn jetzt wurde es ihm klar, daß er einer Bande von Taugenichtsen zum Narren, zum Spielball gedient hatte; in seinem edlen Zorn griff er nach dem Säbel und versuchte die gute Klinge aus ihrer Haft hervorzuziehen; umsonst, sie war eingerostet. Sein Zorn steigerte sich, er dachte an die Muskete, Rache für diese Schmach mußte er nehmen, er blickte in das Schilderhaus, die Waffe war verschwunden. Man mußte sie ihm gestohlen haben, um ihn wehrlos zu machen.

»Ha, feige Bösewichter!« dachte er und hob den widerspenstigen Säbel drohend in die Höhe, als sein Auge auf die Muskete fiel, die in einiger Entfernung mit dem langen Bajonnet schief in dem Sande steckte und den Kolben in die Höhe hielt. Sein Ingrimm hatte den höchsten Grad erreicht, er stürzte auf sie zu, riß sie aus der Erde, spannte den Hahn und hätte sie gegen eine ganze Armee abgefeuert, wenn er eine solche vor sich gehabt hätte. Doch seiner Wuth mußte er einen Ausweg verschaffen, er mußte Feuer geben, er blickte sich vergebens hin und her nach einem Gegenstande um, an dem er seine Rache auslassen könne,warf endlich das Gewehr gegen die

Schulter, richtete es gegen den Mond, drückte ab, und mit einem Krach, der dem Donner glich, entlud die Muskete den, seit Jahren in ihr eingerosteten Schuß. Wie vom Blitz getroffen, war Sukop auf die Erde geschmettert und lag wie todt mit ausgestreckten Armen und Beinen auf dem Rücken und neben ihm die Muskete.

Der erschütternde Knall des Gewehres brachte nicht allein die Mannschaft der Schiffe in wenigen Augenblicken auf das Werft, sondern auch Dorothea, die ihren geliebten Gatten mit der mörderischen Waffe auf der Wacht wußte, sprang von ihrem Ruhelager auf und stürzte, ohne an ihre leichte Bekleidung zu denken, durch das Thor herein den Männern zu, die sich bereits um Sukop gesammelt hatten.

»Er hat sich todt geschossen!« riefen sie ihr entgegen und »Sukop, lieber Mann!« schrie die Frau in vollster Verzweiflung und riß die Matrosen zur Seite, um zu ihm zu gelangen.

Die theure Stimme der geliebten Lebensgefährtin berührte kaum die Ohren des todtgeglaubten Sukop, als er sich aufsetzte und sagte:

»Hier bin ich, Dorothea!«

Diese faßte ihn hülfreich unter die Arme und bat ihn, aufzustehen.

»Bist Du denn verwundet, Sukop?« fragte sie ihn theilnehmend, indem sie ihr leichtes, weißes Nachtgewand über ihrer Busengegend zusammenfaßte und den Arm um ihres Mannes Schultern legte.

»Ich weiß nicht, mein Backen scheint mir angeschwollen,« erwiederte er, indem er den Kopf etwas auf eine Seite hielt, »eine Bande Diebe wollten die Güter rauben, doch ich gab Feuer auf sie.«

Ein jubelndes, schallendes Gelächter brach jetzt unter den Matrosen los.

»Nach dem Monde hat er geschossen, Hurrah für Sukop!« schrieen sie ein über das andere Mal und übertönten die wohlverdienten strafenden Worte, die Madame Sukop in höchster Entrüstung an sie richtete.

»Wo hast Du denn Deinen Hut, Mann?« fragte sie, indem sie das Mordgewehr von der Erde aufnahm.

»Der Wirbelwind hat ihn ihm vom Kopfe genommen und dort oben am Thor niedergelegt. Es war eine stürmische Nacht,« rief einer der Matrosen, und Alle brachen in neue wilde Hurrahs aus, während Madame Sukop wie ein rettender Engel neben ihrem Mann dem Thore zuschritt, wo der vermißte Hut deutlich im Mondlicht zu erkennen war.

Capitel 14.

Der Ball. – Die schöne Blondine. – Bethörung. – Die Restauration. – Die Spielhölle. – Der Rausch.

Der Wagen, welcher Eloise an diesem Abend von der Kirche nach der Point geführt hatte und dann nach der Stadt zurückrollte, setzte Capitain Flournoy eine Viertelstunde später vor dem Wohngebäude des Herrn Ballard ab, dessen Eingang weit geöffnet war und, so wie sämmtliche Fenster des Hauses, das helle Kerzenlicht aus dem Innern desselben in die Straße ausströmen ließ.

Flournoy verweilte nur einen Augenblick in dem Parlour gleicher Erde, um vor dem großen Wandspiegel seine Toilette zu ordnen, sprang dann eilig die Treppe hinan in den ersten Stock, von woher der lustige Ton einer Violine im Tacte eines Cotillons erklang. Er trat in den glänzend erleuchteten Saal, mußte aber in der Nähe der Thür verweilen, da vier Cotillons zugleich getanzt wurden und die Zuschauer sich an die Wände drängten, um den, sich lebhaft durcheinander hinbewegenden Tänzern und Tänzerinnen Raum zu geben und ihre Füße vor den Pas der ersteren zu bewahren. In der Thür des Saales, welche nach der linken Seite in das daranstoßende Zimmer führte, stand ein Neger in schwarzem Frack und weißer Weste und spielte auf der Violine den Cotillon, wonach diese vier Abtheilungen und noch zwei andere, welche sich in dem anstoßenden Zimmer aufgestellt hatten, tanzten.

Zugleich rief er mit lauter Stimme die jedesmalige Tour ab und trat mit dem Fuße den Takt.

Nach Europäischen Gebräuchen würde dies Ballorchester Veranlassung zur Unzufriedenheit und zu Bemerkungen gegeben haben, hier aber regierte das Sprichwort: ›Wer gern tanzt, dem ist leicht gepfiffen,‹ und gern tanzten die hier Herumspringenden sicher, denn Fröhlichkeit leuchtete von jedem Antlitz. Herr Ballard hatte keine Unwahrheit gesagt, wenn er in seiner Einladung an Garrett und Ralph bemerkte, daß sie viele Schönheiten bei ihm versammelt finden würden; denn wohin man sah, begegnete man den Blicken reizender, wunderbar geschmackvoll costümirter junger Mädchen. Die Brünetten waren am zahlreichsten vertreten, doch auch der zarten Blondinen sah man hinreichend, um jeden Geschmack auf das Vollständigste zu befriedigen. Die reiche bunte Toilette, die fliegenden Bänder, die wehenden Spitzen und Gewänder trugen viel dazu bei, um das Auge überraschend zu fesseln und das viele Gold, sowie die reichen bunten Seidenstoffe, womit der Saal überladen decorirt war, gaben dem Bild das Gepräge von großem Reichthum und Ueberfluß.

Bei näherer Betrachtung aber fand man, daß hier und dort die Farben in der Decoration des Saales nicht mit einander harmonirten, daß die Formen der Spiegel, der Möbel, der Kronleuchter nicht in Einklang standen, und daß die goldenen Verzierungen nur angebracht waren, um überhaupt Gold zu verwenden.

Auch die hier versammelte Gesellschaft schien nicht ganz zu einander passend zusammengesetzt zu sein, was sich theils in der Art und Weise der Kleidungen, mehr aber noch durch das Benehmen und in der Unterhaltung der Einzelnen verrieth.

Die Tanzenden stimmten am besten miteinander überein, sie schienen von nur *einem* Geiste beseelt und nur *einem* Gefühl zu huldigen; dem der Heiterkeit und des Frohsinns. Bei den Nichttanzenden aber war dies nicht der Fall; man sah ernste, nachdenkende Leute, auf deren Zügen man es deutlich lesen konnte, daß sie mit ihren Gedanken nicht in der Gesellschaft gegenwärtig waren; man sah Andere, deren einfache, aber ganz gewählt feine Toilette gegen die der Mehrheit abstach, in deren gemessenem elegantem Benehmen man bemerken konnte, daß sie sich unter diesem ungenirt fröhlichen Gemisch nicht heimisch, nicht wohl befanden, und daß sie sich aus irgend einer Ursache Gewalt anthaten, hier zu verweilen. Wieder sah man junge Männer von vornehmem Aeußern, die durch ihr unbekümmertes, lustiges und freies Wesen sehen ließen, daß es ihnen recht gut bekannt war, hier nicht in ihrer Sphäre zu sein, daß sie aber dennoch hierhergekommen waren, um sich zu amüsiren. Viele derselben tanzten, scherzten hier, oder neckten sich dort mit den Tänzerinnen und flüsterten wohl auch im Vorübergleiten ein heimliches Wort, zeichneten sich aber doch in jeder ihrer Bewegungen durch eine gewisse graziöse Haltung aus.

In dem Cotillon zunächst der Thür, durch welche Flournoy eingetreten war, tanzten Ralph und Garrett, beide, wie man deutlich sehen konnte, in der glücklichsten, frohsten Stimmung.

Kaum war Flournoy erschienen, als Garrett seiner ansichtig wurde, ihm zuwinkte und ihm durch Zeichen zu verstehen gab, daß er sehr erfreut sei, ihn wiederzusehen. Der Capitain erwiederte die Begrüßung, wenn auch weniger in der Balllaune. Ralph aber schien in einem Himmel voll Vergnügen zu schwelgen und ließ seine freudestrahlenden Blicke, ungeachtet er eine reizende Brünette zur Tänzerin hatte, bald hier, bald dorthin über den Kreis der vielen weiblichen Schönheiten wandern.

Flournoy hatte nur wenige Minuten gestanden, als Herr Ballard aus der Thür an der rechten Seite des Saales hervortrat und, ihn bemerkend, sich zu ihm durchdrängte, um ihn willkommen zu heißen. Er machte ihm Vorwürfe, daß er so lange habe auf sich warten lassen; der Capitain entschuldigte sich mit Geschäften, die ihn an Bord seines Schiffes zurückgehalten hätten, bis plötzlich der Ton der Violine verhallte, der Neger die Thür verließ, und die Tänzer und Tänzerinnen sich trennten.

Sogleich trat Garrett auf Flournoy zu und begrüßte ihn als einen alten Bekannten, wunderte sich, daß er seine Ankunft nicht früher erfahren, ihm auch nicht an Orten begegnet sei, die sie früher oft zusammen besucht hatten und rechnete darauf, nun desto häufiger sich seiner Gesellschaft zu erfreuen.

Ralph war gleichfalls herzugetreten und Garrett stellte ihn seinem alten Freunde, dem Capitain Flournoy, vor, erzählte diesem sogleich von dem Glück, welches Ralph heute Vormittag bei dem Wettrennen gehabt, und bedauerte, daß der Capitain nicht dabei gewesen wäre, da er unbedingt gleichfalls auf den Braunen gewettet haben würde.

Herr Ballard nahm Flournoy nun beim Arm und führte ihn in das Zimmer rechts, wo seine Frau, von reich geputzten älteren Damen umgeben, im Sopha saß. Sie empfing den Capitain mit großer Aufmerksamkeit, beschwerte sich, daß sie ihn noch nicht bei sich gesehen habe, und entließ ihn nach einer Weile mit der Bemerkung: sie rechne morgen sicher auf seinen Besuch.

In dem nächsten Zimmer stand der Credenztisch mit den verschiedenen Weinen, mit Cognac, Genever und Whisky reichlich versehen. Hier ging es besonders ungenirt her, und manches lustige Wort, mancher Scherz, der nicht laut gesagt werden durfte, wurde hier leise mitgetheilt und laut belacht.

Ralph und Garrett waren während des Abends, regelmäßig nach dem Tanz, hier eingekehrt und hatten den guten Getränken des Herrn Ballard fleißig zugesprochen. Sie waren abermals, und zwar mit Flournoy, vor den Credenztisch getreten, um mit diesem ein Glas zu leeren, was kaum geschehen war, als die Violine wieder zum Tanze rief. Ralph entschuldigte sich und eilte in den Tanzsaal, doch Garrett und Flournoy schritten zusammen nach dem Sopha und ließen sich dort nieder.

»Sie sind diesmal sehr lange ausgeblieben, Flournoy,« sagte Garrett, »haben Sie vielleicht eine Reise um das Cap Horn gemacht?«

»Doch nicht, ich bin mehreremale von Havannah aus in Buenos Ahres und nach Brasilien gewesen und gehe von hier nach Havannah zurück,« erwiederte der Capitain.

»Was macht denn der grüne Tisch, besuchen Sie ihn noch gern?«

»O ja,« antwortete Flournoy, »das Spiel, welches ich vor einigen Jahren, wie Sie wissen, als Broderwerb trieb, ist Leidenschaft bei mir geblieben, und die spannende Erwartung, ob eine Karte gewinnt oder verliert, wird mir immer ein angenehmes Gefühl bleiben, wenn sich an die Summe, die darauf steht, auch nicht mehr, wie früher, meine Existenz für die nächste Zukunft knüpft. Mit einem Worte, ich spiele nicht mehr, um zu gewinnen, ich spiele, um mich zu unterhalten. Um unsere Existenz spielen wir ja in unserm täglichen Leben mehr oder weniger Alle, Der mit offenen, Der mit verdeckten Karten. Die Meisten aber spielen ein erbärmliches Hellerspiel, Wenige nur sagen: *Va banque*!«

»Und Viele, die es gern sagen möchten, können nicht zu dem Tische gelangen,« bemerkte Garrett, indem er mit seiner zarten kleinen Hand durch seine reichen blonden Locken fuhr.

»Sind Sie schon seit Ihrer Ankunft in der Nordstraße bei unserer alten Freundin gewesen?«

»Bei Madame O…? Nein, noch nicht.«

»So lassen Sie uns von hier noch ein wenig hingehen, es ist ja doch eine angebrochene Nacht. Freund Norwood geht sicher auch gern mit.«

»Ich bin es wohl zufrieden; wenn es hier nur nicht gar zu lange dauert.«

»Sicher nicht länger, als Mitternacht, und dann geht ja das Leben bei der O… erst recht an. Wie lange bleiben Sie denn diesmal mit Ihrem Schiffe hier liegen?«

»Es ist noch ungewiß, ich habe viele Ausbesserungen an meinem Fahrzeug vorzunehmen, wodurch ich noch längere Zeit hier aufgehalten werden kann.«

»Nehmen Sie sich nur in Acht, daß sie dem Piraten, von dem so viel geredet wird, nicht in die Hände fallen, denn er soll gerade an der Küste Florida's, an der Sie hinuntergehen, sein Wesen treiben. Er möchte Ihnen *Va banque* bieten.«

»Und ich könnte vielleicht das Spiel gewinnen,« antwortete Flournoy und setzte noch hinzu: »mein Schiff segelt sehr schnell und, ohne mich zu wehren, würde ich mich nicht ergeben. Uebrigens ist es nur leeres Gerede mit dem Piraten; auf der Brigantine, die an der Küste von Florida an's Land trieb, war Meuterei ausgebrochen und die Matrosen haben sie selbst in Brand gesteckt. Lassen Sie uns aber in den Tanzsaal gehen, die Auswahl von Schönheiten dort ist wirklich auffallend.«

Bei diesen Worten erhob sich Flournoy und begab sich mit Garrett in den Saal, wo sie nahe an dem Eingang stehen blieben.

Der Neger mit der Violine hatte wieder seinen Platz in der Thür gegenüber eingenommen und geigte unermüdlich die eintönige Weise eines Cotillons, welche in diesem Saale und in dem Zimmer daneben die Tänzer und Tänzerinnen auf's Höchste begeisterte und sie anfeuerte, sich möglichst geschickt und leicht zu bewegen.

In dem Cotillon zunächst bei Flournoy tanzte eine zierliche Blondine, die wegen ihrer lieblichen Erscheinung und ihrem anmuthigen Benehmen viel Aufsehen erregte und auf welche Flournoy, da sie ihm gerade gegenüberstand, seine Blicke geheftet hielt.

Sie war eben an der Tour, faßte mit ihren feinen Fingerspitzen in die Falten ihres ziemlich kurzen, himmelblauen Florkleides, zog es nach beiden Seiten hin auseinander, hob sich auf die Fußspitzen, richtete ihre linke Schulter etwas vor und hüpfte, mit graziöser, leichter Coquetterie auf ihr vorgeworfenes Füßchen blickend, ihrem Gegenpart zu.

»*Balancez!*« schrie der Neger, und die kleine Blondine wiegte sich, als ob sie schwebe, mit einem seligen Lächeln hin und wieder.

»*Quatre pas en arrière!*« rief der Schwarze, und mit einer leichten, schelmischen Neigung nach Vorn glitt das goldgelockte kleine Mädchen, kaum den Boden berührend, wieder zurück und reichte ihrem Herrn die niedliche Hand, denn das Orchester hatte ›*grande chaine!*‹ gerufen. Hin und her die linke, und dann die rechte Hand abwechselnd den ihr entgegenkommenden Herren reichend, schlängelte sie sich durch den Kreis und kam an

Flournoy vorüber, als dieser zu Ralph so laut, daß sie es hören mußte, sagte:

»Um des Himmels Willen, wer ist dieser kleine blondgelockte, reizende Engel? Etwas so Liebliches habe ich nie im Leben gesehen!«

Dabei faßte er Ralph mit dem linken Arm um die Schulter, ergriff, wie in höchster Begeisterung, mit der Rechten seine Hand und näherte seinen Kopf dem seinigen, als habe er die Worte nur ihm zuflüstern wollen, hielt jedoch seine dunkeln Augen dabei fest auf die Tänzerin geheftet.

Unwillkürlich, als seine Worte sie erreichten, fuhr diese herum und blickte überrascht zu dem großen schönen Manne auf, der dieselben gesprochen hatte, wandte aber eben so schnell ihr jetzt glühend mit Carmin übergossenes, liebliches Gesicht von ihm ab und blickte zur Erde nieder, selbst noch, als sie ihren Platz wieder eingenommen hatte. Sie ließ ihren Fächer spielen, sie zupfte bald an einem Band, bald an einer Falte ihres Kleides, sie glättete ihre schneeigen Handschuh, aber für keine Welt hätte sie den großen Mann noch einmal angesehen; und doch mußte sie ihren schönen blauen Augen Gewalt anthun, daß sie nicht wenigstens an ihm vorübereilten.

Sie fühlte, wie ihre Wangen brannten, sie hörte selbst deutlich ihr Herz pochen; so etwas hatte ihr aber auch noch Niemand gesagt. Er hatte es ihr ja aber nicht gesagt, er hatte es nur seinem Nachbar zugeflüstert, sie hatte es

ja nur zufällig gehört, vielleicht hatte er sie gar nicht gemeint? – aber außer ihr war doch keine Blondine in diesem Cotillon; – er mußte sie gemeint haben –; in diesem Augenblick erhob sie ihre Augen und begegnete abermals dem unbeweglichen Blick Flournoy's.

Sie sah nicht, daß der Tänzer ihr gegenüber ihr entgegenkam, sie dachte nicht daran, daß es an ihr war, zu tanzen.

»Aber Melanie, an was denkst Du? es ist ja an Dir!« rief die Tänzerin zu ihrer Linken ihr zu; sie erfaßte, anstatt dem Herrn vor ihr die Hand zu reichen, ihe Kleid mit beiden Händchen und sie hatte die Pas und die Touren vergessen. Der Cotillon war gänzlich in Unordnung gerathen, man mußte pausiren, bis die neue Tour begann. Melanie suchte sich jetzt mit Gewalt zu sammeln, in ihre vorige heitere, unbefangene Ruhe aber konnte sie sich nicht wieder versetzen, ihre Wangen glühten fort, ihr Herz blieb im raschen Schlagen, und sie konnte sich des Gedankens nicht erwehren, daß der große Fremde die dunkelsten Augen habe und daß er der schönste Mann sei, den sie je gesehen.

Der Tanz war vorüber; Melanie ergriff rasch den Arm einer ihrer Freundinnen und ging mit ihr nach der andern Seite des Saales.

»Hast Du den großen Mann mit dem schwarzen Bart gesehen?« fragte sie dieselbe, indem sie sich mit dem fliegenden Fächer Kühlung zuwehte.

»Er stand dort an der Thür, nicht weit von da, wo Du tanztest. Ich habe ihn wohl bemerkt, weiß aber seinen

Namen nicht; ein schöner Mann ist er,« erwiederte die Freundin.

»Auch ich habe ihn früher nie gesehen,« sagte Melanie, als sie das Ende des Saals erreicht hatten, von wo sie ihre Blicke rückwärts wandte.

»Mein Gott, ich glaube, er kommt auf uns zu,« setzte sie dann mit halblauter Stimme hinzu und preßte die Hand ihrer Freundin.

Einen Augenblick nachher trat Herr Ballard mit Flournoy zu den beiden jungen Damen, nahm diesen bei der Hand und sagte:

»Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen den Capitain Flournoy vorstelle – Fräulein Melanie Terrel, Fräulein Olivia Lathrop.«

Nachdem man sich gegenseitig verneigt und, gesagt hatte, daß es sehr angenehm sei, die Bekanntschaft zu machen, wandte sich Ballard an Olivia Lathrop und versicherte ihr, wie außerordentlich er sich freue, daß sie diesen Abend durch ihre Gegenwart verschönere, sagte ihr einige Artigkeiten in Bezug auf ihre Schönheit, ihre geschmackvolle Toilette, und bat sie schließlich, ihn zu seiner Frau zu begleiten, die schon den ganzen Abend darnach verlangt habe, sie bei sich zu sehen.

Melanie bemerkte gar nicht, daß ihre Freundin sie verließ, oder besser, daß sie ihr entführt wurde, sie war in tiefem Gespräch mit Flournoy begriffen, das heißt, dieser sprach zu ihr, sie lauschte seinen süßen gefühlvollen Worten, erröthete bald und wurde bald wieder bleich,

spielte mit ihrem Fächer und gab ihm verlegene Antworten. Als aber nach einer ziemlich langen Pause plötzlich die Violine wieder ertönte, führte sie der schöne, große Capitain Flournoy zum Tanze daher und freudestrahlend ließ Melanie ihre kleine Linke in seiner Hand ruhen. Die Musik erklang, der Cotillon begann, und jetzt vergaß Melanie keinen Pas, keine Tour, sie hatte nie in ihrem Leben so schön und so gern getanzt, als diesmal. Sie schlug die Augen nicht mehr nieder; wenn sie Flournoy die Hand reichte, so gab sie ihm dieselbe mit Blicken, in denen er das Glück und die Wonne lesen konnte, womit der leise Druck seiner Hand sie beseelte.

Auch Flournoy tanzte mit Eleganz und augenscheinlich mit Leidenschaft, seine Bewegungen waren ungezwungen, geschmeidig und graziös und zeigten die schönen Formen seines kräftigen Körpers im vortheilhaftesten Lichte. Die Zuschauer drängten sich immer mehr nach der Seite des Saales, wo Flournoy und Melanie tanzten, und als die Musik verstummte und der Capitain sich vor der schönen Blondine verneigte, wurde ihnen von allen Seiten her der lebhafteste Beifall gezollt.

Herr Ballard aber trat zu Melanie, ergriff ihre Hand und führte sie zu seiner Frau, neben welcher sie auf dem purpurnen, mit Gold durchwirkten Sopha Platz nehmen mußte.

»Sie haben so schön getanzt, liebe Melanie,« sagte Madame Ballard mit warmer Herzlichkeit, indem sie des Mädchens Hand ergriff. »Sie hatten aber auch einen schönen Tänzer!«

Melanie schlug die Augen nieder.

»Capitain Flournoy ist ein sehr liebenswürdigen sehr braver Mann und sehr gut situirt,« fuhr sie fort. »Er hat die Hälfte Antheil an dem Sturmvogel und dessen Ladungen und wird sich sicher in wenigen Jahren in Ruhe setzen. Es könnte sich ein junges Mädchen wohl gratuliren, von ihm auserwählt zu werden.«

Melanie gab keine Antwort, sah aber mit einem wonnigen Lächeln nach der Thür hin, durch welche Flournoy in das Zimmer trat.

In diesem Augenblick ging ein schwarzer Bedienter, der einen Teller mit mehreren Champagnergläsern und eine Flasche dieses Weines trug, an ihm vorüber; er hielt denselben bei der Schulter zurück, nahm ihm den Teller und die Flasche ab und trat zu Melanien hin.

»Ich hege die besten Wünsche und die innigsten Dankgefühle für Sie, Fräulein Melanie, und möchte gern mit Ihnen ein Glas darauf leeren, daß die erstern in Erfüllung gehen mögen und mir die Gelegenheit werde, die letztern durch die That zu beweisen. Madame Ballard rufe ich als Zeugin auf und bitte sie, das dritte Glas zu nehmen.«

Bei diesen Worten hob er die Flasche über die Gläser und ließ den schäumenden Wein in sie hinabschießen.

Melanie ergriff eins derselben, ihre Wangen glühten, um ihren Mund schwebte ein Ausdruck des Entzückens, und in ihren glänzenden, schönen Augen spiegelte sich ein Himmel voll Seligkeit und Hoffnung. Sie sah zu Flournoy auf, der in diesem Augenblicke das Glas zum Munde

führte, hob das ihrige an ihre frischen, vollen Lippen, so daß die leichten Schaumperlen, wie der Morgenthau eine kaum erschlossene Rose, sie benetzten, und leerte das Glas. Auch Madame Ballard führte das ihrige zu ihrem Munde und sagte: »Daß alle Deine Wünsche in Erfüllung gehen mögen, süße Melanie!«

Der Neger nahm Teller und Flasche und ging in das andere Zimmer zurück, um mit den übrigen Dienern sämmtlichen Damen Champagner zu reichen, während die Herren sich nach dem Credenztisch begaben, um sich dort selbst dazu zu verhelfen.

Es war gegen Mitternacht, als die Carrossen vorfuhren, die Gäste sich bei Madame und Herrn Ballard empfahlen und sich nach dem Garderobezimmer begaben. Capitain Flournoy begleitete Melanie bis an die Thür desselben, und als sie mit ihrer Freundin und deren Mutter wieder heraustrat, reichte er ihr den Arm, führte sie die Treppe hinab, aus dem Hause, bis zu dem Wagen, und hob sie in denselben hinein. Auch Olivia und ihre Mutter wurden von ihm beim Einsteigen unterstützt, der Wagen wurde geschlossen, nochmals begegneten die Glück strahlenden Augen Melaniens dem Blicke Flournoy's, und dieser eilte, mit dem Busenstrauß der schönen Blondine in der Hand, nach dem Credenztisch zurück, wo mit vielen Andern auch Ralph und Garrett sich befanden, um noch einen Abschiedstrunk zu sich zu nehmen.

Beim Eintreten in das Zimmer verbarg Flournoy den Strauß Melaniens in seinem Busen und wurde von Garrett herbeigerufen, um sich bei dem Toast auf die Schönheiten Baltimores zu betheiligen.

Dann verabschiedeten sie sich von Herrn Ballard, dessen Gattin sie sich schon empfohlen hatten, nahmen ihre Hüte und eilten hinaus in die Straße, wo sich Flournoy, Ralph und Garrett von den übrigen Herren trennten und durch die nächste enge Gasse schritten.

Ralph hatte viel Wein getrunken und befand sich in einer wilden, leidenschaftlichen Stimmung; da ihm aber nur Angenehmes widerfahren war, so äußerte sich diese Aufregung in ausgelassener Heiterkeit.

Er und seine Begleiter hatten die Nordstraße erreicht, bogen in dieselbe ein und traten bald darauf in das große, prächtige Haus der Madame O..., aus dessen Fenstern zwischen den Spalten der Jalousien helles Licht hervorbrach und bekundete, daß die Zeit der Ruhe hier noch nicht begonnen hatte.

In dem großen Saal gleicher Erde befanden sich noch viele Gäste, denn hier hielt man Restauration, die namentlich spät Nachts am meisten besucht wurde.

Das Haus hatte keinen guten Namen, noch viel weniger aber die Eigenthümerin desselben, Madame O..., und dennoch wurde es sowohl von ledigen jungen Männern, als auch von verheiratheten, selbst aus den höchsten Ständen, häufig besucht. Madame O... gab öfters große Mittagsessen, wozu sie ihre Stammgäste einlud und sie auf das Köstlichste traktirte. Solchen Essen folgte

stets ein Ball, zu welchem Jedermann gegen einen hohen Eintrittspreis Zutritt hatte und von dem es bekannt war, daß stets die schönsten Frauenzimmer, wenn auch nicht aus der ersten Gesellschaft, zugegen waren.

Madame O... war eine Frau von einer halben Million im Vermögen und vergnügte sich an einem ungebundenen, geräuschvollen Leben, welches ihr seit Jahren zur andern Natur geworden war. Sie hatte früher nur die Hälfte dieses Straßenviertels besessen, während auf der andern Hälfte eine Methodistenkirche stand. Als aber die Gemeinde derselben unter sich uneins geworden war und die Kirche meistbietend unter dem Hammer verkauft wurde, erstand sie Madame O... zum höchsten Preis und wandelte sie in einen Tanzsaal um.

Die Frau war immer von Freundinnen umgeben, deren Schönheit wohl auch mit die Ursache war, daß die Restauration, welche für die theuerste in der Stadt galt, so fleißig besucht wurde. Alles aber, was man in diesem Hause erhielt, war das Frischeste, das Schmackhafteste, das Beste, und die Pracht und der Comfort, womit alle Räumlichkeiten desselben ausgestattet waren, ließ Jedermann den hohen Preis für die mannigfach dargebotenen Genüsse leicht übersehen. Hinter dem Haus und um den Tanzsaal lag ein großer Garten, der während neun Monaten im Jahre durch die üppigsten Baum- und Gebüschgruppen beschattet wurde, die manch trauliches, dunkles Plätzchen für schwärmerische Seelen boten, und

zwischen denen sorgsam gepflegte Beete mit den herrlichsten Blumen hervorglänzten. Unter alten dichten Eichen stand eine geschmackvoll erbaute, kleine, mit silbernem Halbmond gekrönte Moschee, in welcher sich ein in Marmor ausgehauenes Bad befand, und hier und dort zwischen den vollen Laubmassen hob sich eine Laterne auf zierlichem eisernen Pfeiler, um in den angenehmen Sommernächten, wenn der Wind kühlend und labend von der Bay her über die Stadt zog, dem Garten ein bescheidenes, nicht störendes Licht zu gewähren.

Garrett schien hier ganz zu Hause, ließ Flournoy und Ralph in dem vordern, prachtvoll möblirten Saal zurück und begab sich in das große Zimmer dahinter, wo Madame O… und ein halbes Dutzend auf das Glänzendste gekleideter junger Damen von ausgezeichneter Schönheit in Sopha's, Divans und Schaukelstühlen saßen, sich mit der doppelten Zahl junger Männer laut und lustig unterhielten und dem Champagner und Kuchen fleißig zusprachen, der bei ihnen die Runde machte.

Garrett mußte sehr in der Gunst der Madame O… stehen, denn sie bewillkommnete ihn, als er eintrat, mit einem Freudenausruf, hielt ihm die Hand entgegen und lud ihn ein, an ihrer Seite im Sopha Platz zu nehmen. Er schritt zu ihr hin, drückte ihr die Hand und flüsterte ihr nur einige Worte in das Ohr.

Madame O… nickte ihm als Antwort darauf zu und machte mit der Hand ein Zeichen, welches ›oben im Hause‹ zu heißen schien.

Garrett reichte seiner Freundin abermals die Hand, begrüßte mit leichtfertiger Manier die jungen Mädchen, mit denen er gleichfalls bekannt sein mußte, und eilte in den Saal zu seinen beiden Freunden zurück.

Seine Absicht war, Ralph zu dem Schenktisch zu führen, um ein Glas mit ihm zu leeren. Flournoy aber war ihm schon zuvorgekommen, so daß er nur als Dritter in dem Bunde, der hier in Portwein geschlossen wurde, eintreten konnte.

»Nun kommen Sie, hier ist es langweilig,« sagte Garrett zu seinen Gefährten und schritt ihnen voran in den Corridor und dann die Treppe hinauf, die nach dem obern Stock führte. Dort klopfte er an eine verschlossene Thür, sie that sich auf und ein Neger trat daraus hervor.

»Ah, Sie sind es, Herr Garrett, treten Sie näher,« sagte der Diener, und Jener ging, von Ralph und Flournoy gefolgt, in das dunkele Zimmer, klopfte dort an eine zweite Thür, die sich gleichfalls öffnete, und durch welche sie dann in einen hell erleuchteten Saal gelangten. In der Mitte desselben saßen und standen viele Männer um einen grünen Tisch, über welchem zwei blendend strahlende Lampen brannten, und spielten Monte, ein Spiel, welches unter den Amerikanern sehr beliebt ist.

Der Montetisch ist durch einen Strich in zwei Hälften getheilt, die Karten werden gemischt, durch einen Pointeur coupirt und die oberste und die unterste wird durch den Banquier offen auf die beiden Hälften des Tisches gelegt. Auf eine dieser Karten setzen die Pointeurs nun

nach Belieben. Dann wendet der Banquier das Spiel Karten in seiner Hand um und zeigt die unterste. Ist diese eine der Karten, die auf dem Tische liegen, so heißt es, sie ist in Port, und sie gewinnt drei Viertel des Satzes. Ist dies aber nicht der Fall, so zieht der Banquier langsam die Karten ab, die erste gewinnt und die andere verliert.

Viele andere Männer gingen im Saal umher und wieder andere verweilten seitwärts bei dem Schenktisch und nahmen einen starken Trunk zu sich.

Der Anblick des Spieltisches überraschte Ralph und machte einen unangenehmen Eindruck auf ihn, der wie ein warnendes Gefühl ihn von demselben zurückdrängte und dunkele, verworrene Bilder des Vorwurfs und der Reue aus seinem vergangenen Leben vor seinem vom Wein erhitzten Geiste aufsteigen ließ. Er stutzte einen Augenblick; da warf der Croupier eine Hand voll Gold auf den Tisch und schob sie einem der Spielenden hin. Das Gold erinnerte Ralph an die heute eingenommenen tausend Dollar, er sah kein Unrecht darin, sie zu wagen, denn er hatte sie ja gewonnen, es war ihm Nichts an diesem Gold gelegen, und vielleicht konnte er die Summe verdoppeln.

Garrett hatte seinen Arm in diesem Augenblick erfaßt und sagte:

»Wer Nichts wagt, der Nichts gewinnt; Sie sind heute im Glück!« wobei er Ralph zu dem Tische führte, an welchem ihm sofort ein Sitz eingeräumt wurde. Er erkannte den Spieler, der die Karten in der Hand hielt, nicht wieder, obgleich er derselbe Mann war, der ihm heute beim

Kaffee ein Spiel anbot, noch viel weniger aber die anderen Männer, mit denen er gleichfalls zu Mittag gespeist hatte, und die sämmtlich jetzt hier an dem Tische saßen. Auch bemerkte er nicht, daß Garrett mit ihnen Allen Blicke wechselte, als Ralph sich auf den Stuhl niederließ, sogleich seine Brieftasche hervorzog und dem Croupier eine Banknote von Fünfhundert Dollar hinwarf, um sie für Gold umzuwechseln.

So geraume Zeit er auch keine Karte angerührt, und so sehr er sich bemüht hatte zu vergessen, daß er jemals Sclave des Spiels gewesen war, so hatte ihn doch die Leidenschaft schon wieder mit aller Macht erfaßt, und er fühlte sich ganz in seinem Element. Er setzte hundert Dollar auf die Dame und rief dem schwarzen Diener zu, ihm ein Glas Grog und eine Cigarre zu bringen.

Die Dame gewann, das Gold wurde ihm ausgezahlt, und er ließ es auf der Karte stehen. Die Dame gewann wieder, abermals schob ihm der Croupier das Gold zu und er ließ wieder den ganzen Betrag auf der Karte stehen.

»Das ist unsere Farbe,« sagte er lächelnd zu Garrett, der neben ihm saß, und leerte dann sein Glas.

Die Dame verlor, und der Croupier zog das ganze darauf stehende Gold ein.

»Verdammt, sie ist uns untreu geworden; Weibertreu und Aprilswetter!« rief er lachend. »Laß sehen, ob der Bube ein braver Kerl ist? er ist erst einmal dagewesen.« Damit setzte er die übrigen vierhundert Dollar auf diese

Karte, und winkte dem Diener, ihm noch ein Glas Grog zu bringen.

Der Bube verlor. Ralph brummte einen Fluch durch die Zähne, nahm abermals eine Fünfhundert-Dollarnote aus der Brieftasche und setzte sie ganz auf das Aß.

Garrett hatte seine Augen fest auf den Spieler geheftet, und als derselbe ihn in diesem Augenblick ansah, warf er ihm einen bedeutungsvollen Blick zu.

Das Aß gewann und es wurden Ralph fünfhundert Dollar ausgezahlt.

»König oder Bettelsack!« rief er jetzt, und setzte zu den tausend Dollar, die nun auf der Karte standen, noch die Anweisung von demselben Betrage, die er heute früh gewonnen hatte.

»Die Anweisung ist gut,« sagte Garrett zu dem Spieler und winkte ihm mit den Augen.

Das Aß verlor und Ralph war um zweitausend Dollar ärmer. Mit einem lauten Fluch schlug er auf den Tisch und sagte: »Zur Hölle mit dem Glück, es kehrt mir den Rücken zu.«

»Wird schon wieder freundlich werden,« sagte Garrett.

»Ich habe kein Gold mehr bei mir, doch habe ich einen Creditbrief von zweitausend Dollar,« antwortete Ralph leise.

»Zweitausend Dollar für diesen Herrn, auf meine Rechnung,« sagte Garrett zu dem Croupier, und dieser schob Ralph die verlangte Summe theils in Papier, theils in Gold hin.

Flournoy hatte Anfangs eine Zeit lang an diesem Tisch gestanden und dem Spiel zugesehen, vor sich hin genickt, geschüttelt und gelächelt, und sich dann, als ob er sich von Dem, was er zu wissen wünsche, überzeugt habe, von dem Tisch abgewandt und war zu dem Büffet hingetreten.

Jetzt saß er an einem kleinen Nebentischchen einem jungen Mann gegenüber und spielte Pochen mit ihm, Mitunter hatte er von hier aus einen aufmerksamen Blick nach dem Montetisch geworfen, doch als Ralph mit der Faust auf den Tisch schlug, senkte er die Hand mit den Karten, sah nach Jenem hinüber und sagte dann zu seinem Gegner:

»Die Federn haben sie dem Vogel schon ausgerupft, jetzt geht es an die Haut und an das Fleisch. Der junge Mann scheint noch ziemlich grün zu sein.«

Dann that er einen Schluck aus dem neben ihm stehenden Glase und spielte mit seinem Gefährten weiter.

Es war kaum eine halbe Stunde vergangen, als Ralph plötzlich aufsprang, mit einem rasenden Fluch die Karten auf den Tisch warf, das leere Glas, welches neben ihm stand, auf demselben in tausend Scherben zersplitterte, dann den Stuhl erfaßte, ihn mit einer Hand hoch durch die Luft schwang und mit solcher Macht auf den Tisch niederschmetterte, daß dieser unter der Wucht zusammenbrach und das darauf liegende Gold und die Karten weit im Saal umherflogen. Die Männer, die sich in der Nähe befanden, waren ihm schnell ausgewichen, fielen

ihm jetzt aber in die Arme und hielten ihn mit Gewalt davon ab, noch weitere Verwüstungen vorzunehmen, denn er hatte eben den zerbrochenen Stuhl mit einer Riesenkraft durch den Saal hin auf den Schenktisch geschleudert, daß Karaffinen, Gläser und Teller von demselben klirrend umherfielen.

Auch Flournoy war zu ihm hingesprungen und hielt seinen rechten Arm mit seinen eisernen Händen fest, während er und Garrett beruhigend zu ihm sprachen, und Letzterer ihm wiederholt zurief, daß er ihm so viel Geld anschaffen wolle, wie er verlange.

Mit guten Worten und theils mit Gewalt schoben sie ihn hinaus auf den Gang und schlossen die Thüren hinter ihm. Von hieraus nöthigten sie ihn die Treppe hinunter, auf der sie ihn mit den Armen unterstützten, damit er nicht falle, und führten ihn in das hintere Zimmer, wo Madame O... noch immer mit ihren Freunden und Freundinnen beim Champagner saß. So sehr der Zorn über seinen Verlust und die in Uebermaaß genossenen geistigen Getränke Ralphs Sinne auch verwirrt hatten, so übte doch der Anblick der Damen einen mächtig beschwichtigenden Einfluß auf ihn aus. Er verstummte, suchte sich zu verneigen und wurde von Garrett und Flournoy neben eine schwarzäugige Brünette in einer Causeuse niedergesetzt. Mit verwirrtem, gläsernem Blick schaute er seine Umgebung an, seine Gedanken konnten seine augenblickliche Situation nicht erfassen, bald vergaß er den Spielsaal und seinen Verlust, sah nur die

reizenden Frauenzimmer, die ihm, wie liebliche Bachantinnen, den schäumenden Champagner credenzten, ließ den perlenden Wein in bewußtloser Wonne über seine Lippen gleiten, und lauschte in bezaubertem Taumel der süßen Stimme der schönen Brünette.

Capitel 15.

Vermissen. – Erkundigung. – Das Gesangbuch. – Trostlosigkeit. – Vorschlag zur Fälschung. – Einwilligung. – Der Fiscus. – Die Quadrone. – Der Matrose.

Der Morgen zog heiter und klar am Himmel auf und sein erstes helles Licht drang durch die Fenster in Frank Arnold's Schlafgemach, als dieser aus einem erquickenden, ruhigen Schlafe erwachte und sich von seinem Lager aufrichtete, um einen Blick nach Ralphs Bett zu thun. Dasselbe war leer und noch seit gestern unberührt. Frank war erschrocken, denn sein erster und einziger Gedanke war, daß seinem Freunde ein Unglück zugestoßen sein müsse.

Der Stubenwärter hatte ihm zwar am Abend vorher bei seiner Rückkehr von Forneys mitgetheilt, daß Ralph zu einem gewissen Herrn Ballard eingeladen sei und hinterlassen habe, er werde erst spät von da zurückkehren. Warum aber war er noch nicht hier, was konnte ihn noch am frühen Morgen fern halten, wenn er dazu fähig war, sich nach Hause zu begeben?

In der größten Unruhe und Eile kleidete Frank sich an, suchte in dem Adreßbuch die Wohnung des Herrn Ballard auf und eilte in die sich eben belebende Straße hinaus, um über das Schicksal seines Freundes Erkundigung einzuziehen.

Er hatte bald das besagte Haus erreicht, zog die Schelle und ein Neger erschien in der Thür mit der Frage ›was

er begehre‹. Nachdem er dem Diener den Namen seines Freundes genannt und ihm dessen Person beschrieben hatte, erhielt er auf seine Erkundigung die Antwort, daß sich dieser Herr in Begleitung des Capitains Flournoy von dem Sturmvogel und eines Herrn Garrett gegen Mitternacht von hier entfernt habe.

Mit derselben peinigenden Ungewißheit, mit der er es verlassen, kehrte Frank in das Hotel zurück, erwartete das Frühstück und nahm nach demselben einen Fiacre, um zuerst bei Capitain Flournoy sich wegen Ralph zu befragen. Der Wagen setzte ihn an dem Thore des Werftes ab, und an der Seite des Sturmvogels angelangt, erkundigte er sich bei einem finster aussehenden Seemann, der über die Brüstung des schwarzen Fahrzeuges zu ihm herabblickte, ob der Capitain an Bord sei. Die Frage wurde mit Ja beantwortet, Frank stieg auf das Verdeck hinauf und der Mann, welcher der Obersteuermann Ritcher war, führte ihn in die Cajüte.

Hier lag auf einem Divan unter den Fenstern, die aus dem hintern Theil des Schiffes auf das Wasser zeigten, Capitain Flournoy in einem bunt seidenen Schlafrocke hingestreckt und schien aus einem Schlummer zu erwachen, als Frank zu ihm eintrat. Er sprang schnell von seinem Lager auf und ging Diesem höflich entgegen, indem er ihn bat, Platz auf dem Divan zu nehmen und ihm mitzutheilen, womit er ihm dienlich sein könne.

Frank trug ihm nun seine Besorgniß vor und bat, ihm jede Auskunft und Muthmaßung über Ralphs Verschwinden zu ertheilen, damit er dessen Spur verfolgen könne.

»Sie machen sich, wie ich glaube, unnöthige Sorgen über den jungen Mann,« sagte der Capitain, »er wird wohl in irgend einen Frolic gerathen, oder vielleicht von einem zarten Abenteuer umgarnt sein. Ich für meine Person kann Ihnen nichts Näheres über ihn mittheilen, als daß er in der heitersten Laune mit mehreren jungen Leuten das Haus Ballard's gegen Mitternacht verließ. Warten Sie es ruhig ab, wenn der Champagnerrausch verflogen ist, wird er sich schon wieder einfinden. Er schien mir empfänglich für eine lustige Aventüre.«

»Ein Diener des Herrn Ballard, von dem ich so eben komme, sagte mir, daß Herr Norwood mit Ihnen und einem Herrn Garrett das Haus verlassen habe. Wer ist dieser Herr, und wo kann ich ihn wohl finden?« fragte Frank sehr beunruhigt.

»So viel mir von demselben bekannt, ist er ein anständiger junger Mann, bei dem sich weniger Sorgen, als Dollar aufhalten, denn er lebt höchst vergnügt und sehr elegant. Wo er wohnt und was er treibt, kann ich Ihnen nicht sagen. Uebrigens folgen Sie meinem Rath, und warten Sie ruhig, bis Ihr Freund von selbst zurückkehrt, denn einen Fremden in dieser Stadt aufsuchen zu wollen, möchte wohl erfolglos bleiben.«

Der Capitain, welcher eine kleine silberne Schelle mit einem zierlichen Griff von Perlmutter ertönen ließ, hatte einem eintretenden Diener einen Wink gegeben, und wenige Minuten nachher trug derselbe einen silbernen Teller mit einer Bouteille und zwei Gläsern auf den Tisch vor den Divan.

»Sie müssen mir die Ehre erzeigen, ein Glas Wein mit mir zu trinken und zwar auf das Wohlergehen meines Sturmvogels. Es bringt Glück, wir Seeleute sind abergläubisch,« sagte der Capitain, indem er die Gläser mit Portwein füllte und seinem Gast den Teller zuschob.

Frank, obgleich nicht in der Stimmung, Wein zu trinken, that dem Capitain den Willen, und leerte sein Glas, dann aber entschuldigte er sich, gestört zu haben, und empfahl sich. Flournoy geleitete ihn über das Verdeck, wo viele sonnverbrannte, wüst aussehende Matrosen umhersaßen und standen, bis an die Brüstung, reichte Frank zum Abschied die Hand, und dieser eilte zu seinem Wagen zurück, um nun dem Herrn Ballard selbst seinen Besuch zu machen. In dessen Hause angekommen, wurde er von dem schwarzen Diener in den Parlour geführt, derselbe bat sich seinen Namen aus und ging, um seinen Herrn von dem Besuch zu unterrichten.

Herr Ballard trat nach einer kleinen Weile in das Zimmer, schritt auf Frank zu und begrüßte ihn artig, worauf dieser ihm die Ursache seines Hierseins mittheilte und ihn um Auskunft bat, wo er den Herrn Garrett wohl auffinden könne.

»Das vermag ich Ihnen wirklich nicht zu sagen,« antwortete Ballard, »ich traf Herrn Garrett an der Börse, wo er mir Ihren Freund vorstellte, und wo ich Beiden die Einladung selbst übergab. Herr Garrett hält sich um diese Zeit wenig in der Stadt auf, da er Sportsman ist und die Jagden in der Umgegend fleißig ausübt. Ich bin überzeugt, er hat heute früh Ihren Freund mit hinunter in die

Bay nach einer der Inseln auf die Entenjagd genommen, die wohl in der Welt nicht besser anzutreffen ist, als an diesem Ort. Jedenfalls ist er mit ihm auf die Jagd, darüber bin ich nicht im Zweifel.«

»Wer ist denn der Herr Garrett, und was treibt er?« fragte Frank dringend.

»Wie gesagt, er ist Sportsman, aber ein sehr anständiger junger Mann und lebt von seinem Gelde. Das ist Alles, was ich Ihnen über ihn sagen kann,« erwiederte Ballard, und Frank mußte sich mit dieser unzureichenden Auskunft begnügen; doch gab ihm beim Weggehen Ballard die Zusicherung, daß er ihm Nachricht in sein Hotel zusenden werde, im Fall er über Garrett oder über seinen Freund Etwas erfahren sollte.

Tausend Möglichkeiten zogen als Ursachen von Ralphs Verschwinden durch Franks Gedanken, namentlich aber beunruhigte ihn sehr, daß man ihm Garrett als einen Sportsman bezeichnet hatte.

Sollte sein Freund vielleicht in böse Gesellschaft gerathen sein, sollte er wieder gespielt, oder gewettet und bedeutende Verluste gehabt haben und sich nun scheuen, mit seinem Unrecht vor ihn zu treten?

Jetzt fiel ihm ein, daß Ralph auch, wie er selbst, einen Creditbrief auf das Haus H... dahier besaß, und er beschloß, sich dort zu erkundigen, ob sein Freund denselben vielleicht schon benutzt habe. Er rief dem Kutscher zu, nach dem Comptoir des Herrn H... zu fahren.

Dort war er selbst noch nicht gewesen, als er aber seinen Namen nannte, sagte der Chef des Hauses:

»Sie wünschen wahrscheinlich auch Geld für Rechnung des Herrn Behrend zu empfangen, der Herr Norwood, von dem uns dieser Freund anzeigte, er werde mit Ihnen unsere Stadt besuchen, hat vor einer halben Stunde zweitausend Dollar von uns auf seinen Creditbrief erhalten.«

Wie ein Blitzstrahl traf diese Mittheilung den jungen Arnold, denn nun war kein Zweifel mehr über die Ursache von Ralphs Verschwinden. Er fragte, ob man ihm vielleicht Auskunft über dessen augenblicklichen Aufenthalt geben könne, was aber nicht der Fall war, und so begab er sich schweren Herzens nach seinem Wagen zurück, um sein Leid nun, so wie Alles, was er bisher über Ralph in Erfahrung gebracht hatte, auch Forneys mitzutheilen.

»Bei Ballard ist Norwood zum Ball gewesen?« sagte der Präsident, als Frank ihn von Allem unterrichtet hatte; »da ist er in keine gute Gesellschaft gerathen. Ballard ist ein Emporkömmling, von dem man nicht weiß, auf welche Weise er zu einem so großen Geschäfte in so kurzer Zeit gekommen ist. Noch vor wenigen Jahren hausirte er mit Cigarren und war damals als Spieler bekannt. Jetzt macht er ein großes Haus, seine Gesellschaft aber ist sehr gemischt und ich besorge, daß Ihre Befürchtungen nur zu gegründet sind. Ich will gleich einem Constabel Auftrag geben, sich nach dem Herrn Garrett umzusehen, denn ist er ein Spieler, wie ich vermuthe, so findet er ihn sicher bald aus.«

Auch Eleanor nahm den innigsten Antheil an der Bekümmerniß ihres Geliebten und machte ihm Hoffnung, daß das Räthsel sich doch noch zum Vortheil Ralphs lösen könne.

Nachdem Frank Arnold den Sturmvogel verlassen hatte, legte Capitain Flournoy seinen Schlafrock ab und nahm den schwarzen Frack aus dem Schrank, um ihn anzuziehen. In diesem Augenblicke trat Loredo, der alte Diener von Dosamantes, in die Cajüte und bat im Namen seiner jungen Herrin um das Gesangbuch.

Flournoy warf den Frack auf den Divan und sagte:

»So früh? Deine Herrin hat wohl meinen Besuch verhindern wollen. Sage ihr, ich sei soeben im Begriff gewesen, ihr das Buch selbst zu bringen.«

Dann nahm er das Gesangbuch aus der Tischlade hervor, ergriff eine Feder, schrieb auf das erste weiße Blatt die Worte:

»Auf Wiedersehen!« und überreichte es dann dem Schwarzen mit seiner Empfehlung an Fräulein Eloise.

Kaum hatte der alte Neger das Schiff verlassen, als Ritcher, der Obersteuermann, in die Cajüte trat und zu Flournoy sagte:

»Konnte der Kerl keine Auskunft geben, wann die Tritonia segeln wird? Ich weiß kaum mehr unsere Leute und die hiesigen Arbeiter zu beschäftigen. Der Sturmvogel ist in so vollkommenem Zustand, als ob er vollständig die Mauser überstanden, es fehlt ihm keine Feder.«

»Du mußt immer noch Etwas zu thun ausfinden, besonders für die gemietheten Arbeiter, so daß wir einen

anscheinenden Grund haben, noch hier liegen zu bleiben. Wir dürfen nur einen Tag früher segeln, als die Tritonia, sonst möchte sie unsern Fingern entwischen. Dort unten bei Cap Henry ist um diese Zeit oft wildes Wetter und dicke Luft, und wenn wir uns weit von der Brigg entfernen, könnte es uns schwer werden, sie aufzufinden,« bemerkte der Capitain.

»Der alte Kerl macht immer noch keine Anstalt zum Abfahren. Wie ich höre, so wartet er auf Mehl,« sagte der Steuermann. »Daran ist uns nicht viel gelegen; ich wollte, er nähme etwas Werthvolleres an Bord.«

»Uebrigens soll er eine sehr reiche Ladung haben und geht von hier gerade an der Küste hinunter in unser Jagdrevier. Entgehen darf er uns nicht,« sagte Flournoy mit einem stechenden Blick.

»Wüßte auch nicht, wie das zugehen sollte; segelt er durch den Bahamacanal, so läuft er uns direkt in die Zähne.«

»Wenn wir ihn fangen, sollst Du noch fünfhundert Dollar von meinem Antheil an der Beute haben, Ritcher. Ich mache aber eine Bedingung dabei.«

»Weiß schon, Capitain. Das Schwarzauge an Bord soll ich Ihnen dafür einhändigen. Sie ist es werth.«

»Bist Du es zufrieden?«

»Es ist ja unser erster Handel nicht. Ich liefere sie Ihnen; zeigen Sie mir nur auf See die Mastenspitze der Tritonia. Es darf aber hier nicht mehr zu lange dauern, es fällt in der Stadt auf, daß unsere Leute nur unter meiner Aufsicht ausgehen.«

»Sie müssen sich so selten, als möglich, an's Land begeben. Laß auf das Schiff holen, was sie essen und trinken wollen, erfülle Jedem seine Wünsche, doch wenn sie getrunken haben, laß keinen Fremden an Bord. Wir sind mit dem Zollhaus fertig und nun bin ich Kaiser auf diesem Verdeck; nicht der Präsident der Vereinigten Staaten darf es betreten ohne meine Erlaubniß. Nur Vorsicht mit den Leuten, Ritcher, und wird einer von ihnen gefährlich – kurz Gericht, ein Stück Blei an den Hals und über Bord mit ihm.«

Gerade während dieser Zeit hatten Ralph und Garrett sich nach dem Comptoir des Herrn H… begeben und die zweitausend Dollar auf den Creditbrief des Herrn Behrend erhoben, welche Garrett zu sich nahm, um sie, wie er sagte, dem Spieler zurückzuzahlen, der Ralph am Abend vorher diesen Betrag vorgeschossen hatte.

Ralph fühlte sich, als sie das Haus verließen, sehr niedergeschlagen. Garrett aber sprach ihm Muth ein, und erbot sich, ihm ferner Geld zu borgen, damit er das Glück nochmals auf die Probe stellen könne. Der Mißmuth und die Reue, die sich Ralphs bemeistert hatten, wurden darauf in dem nächsten Trinkhaus gegen tobende wilde Lustigkeit ausgetauscht, Ralph holte dann, nachdem er sich überzeugt, daß Frank nicht auf seinem Zimmer sei, seine Effecten von dort ab, Garrett zahlte seine Rechnung in dem Hotel und führte ihn darauf nach einem Boardinghaus, welches sich nicht weit von dem, wo er selbst lebte, in einer engen Gasse befand.

»Es soll mich gar nicht wundern, wenn man von mir Auskunft über Sie zu erhalten sucht,« sagte Garrett, als er mit Ralph auf dessen engem, weiß angestrichenem Stübchen an dem Fenster saß, welches in den jetzt verödeten kleinen Blumengarten hinter diesem hölzernen Hause zeigte.

»Um keinen Preis der Welt dürfen Sie mich verrathen, Garrett, ich will Niemanden von der Gesellschaft wiedersehen,« antwortete Ralph, indem er sein Halstuch abriß und den Kragen seines Hemdes öffnete, denn sein Gesicht glühte noch von den genossenen starken Getränken und das Blut jagte pochend durch seine Adern.

»Wir müssen Geld zu machen suchen, Norwood,« bemerkte Garrett nach einer Weile. »Sie sind blank und auch ich habe verloren. Was ich noch habe, theile ich gern mit Ihnen, wenn wir aber noch eine Niederlage erleiden, so sitzen wir auf dem Sand. Ich sorge gern in Zeiten.«

»Geld machen? Das ist schnell gesagt, aber nicht so schnell gethan,« erwiederte Ralph, »ich wenigstens wüßte nicht, wie ich es ausführen sollte.«

»Ich weiß es; es kostet Ihnen nichts mehr, als eine Reise nach New-York und zurück, und ein Jeder von uns hat Geld genug.«

»Bei Gott, darum mache ich zehn Reisen nach New-York. Wo bekomme ich aber das Geld?«

»Das ist ganz einfach. Ich habe einige Geschicklichkeit, Namensunterschriften treu zu copiren, so, daß der Schreiber derselben meine Schrift selbst als die seinige

anerkennen muß. Ein Brief von einem bedeutenden Banquierhaus in New-York, welches seine Wechselgeschäfte mit den Herren B… & Co. hier in Baltimore macht, ist in meinem Besitz. Ich schreibe Ihnen einen Creditbrief von dem New-Yorker Haus auf B… & Co. hier, und fertige zugleich einen Avisbrief an diese Herren aus. Diesen geben Sie in New-York auf die Post, kommen zugleich mit ihm hier an, präsentiren den Creditbrief bei B… & Co., und empfangen dagegen die Summe, welche wir bestimmen. Ich denke, wir nehmen viertausend Dollar, damit werden wir vor der Hand ausreichen,« sagte Garrett, indem er Ralphs Gesicht beobachtete, um den Eindruck zu erkennen, den der Vorschlag auf ihn machte.

»Das wäre ja eine Fälschung, ein offenbarer Betrug,« erwiederte Ralph überrascht.

»Betrug? lieber Gott, ist denn nicht der ganze Handel Betrug? Sucht denn nicht ein Jeder den Andern zu übervortheilen? und wer es am besten versteht, der ist der reichste, der angesehenste Mann,« entgegnete Garrett.

»Wenn man mich dabei erwischte!« sagte Ralph zögernd.

»Davon kann keine Rede sein, denn Niemand kennt Sie hier, am wenigsten die Herren B… & Co., und auszahlen werden sie den Betrag sofort, dafür setze ich mein Leben zum Pfande. Kurz entschlossen, es trägt einem Jeden von uns zweitausend Dollar. Sind Sie es zufrieden?«

»Man wird mir hier nachspüren und mich endlich doch auffinden,« antwortete Ralph, immer noch zögernd.

»Zum Teufel, Sie können ja gleich mit dem Gelde abreisen. In Ihrer jetzigen Lage, nackt wie eine Kirchenmaus, wüßte ich nicht, wie Sie nach Georgien zurückkommen wollten. Oder ziehen Sie es vor, Ihrem Freunde, Herrn Arnold, oder Herrn Forney zu beichten und sich von ihnen Reisegeld geben zu lassen? Lustig, frisch an's Werk, es giebt einen Spaß, und wir lachen die Schafsköpfe aus, daß sie uns aus der Noth geholfen haben. Sie laufen nicht die mindeste Gefahr dabei. Wollen Sie?«

»Was bleibt mir übrig? mag es denn gehen, wie es will, Geld muß angeschafft werden!« erwiederte Ralph aufspringend und schritt in der Stube umher.

»So will ich eilen und die Briefe schreiben, damit Sie noch heute abreisen können,« sagte Garrett, nahm seinen Hut und sprang zur Thür hinaus.

Ralph blieb in der Mitte des Zimmers unbeweglich stehen, hielt die Hände krampfhaft ineinander gepreßt vor die Brust und blickte starr auf den Fußboden vor sich nieder.

»So weit ist es also durch den ersten Fehltritt, den ich auf der Bahn der Besserung gethan hatte, schon mit mir gekommen!« dachte er, zog seine Brauen finster zusammen und biß die Zähne aufeinander. Er fühlte sich wie in einer Falle eingeklemmt, wenn auch das bessere Selbst, welches noch in ihm aufflackerte, sich gegen diese Fesseln, die ihn in Verderbtheit und Laster hielten, sträubte und sie zu zerreißen suchte. Aber nirgends sah er einen Ausweg oder besser gesagt, er wandte seine Blicke von ihm ab; denn der Gedanke, sein Unrecht seinem Freunde

zu bekennen und ihn um Vergebung und Hülfe anzusprechen, erschien ihm zu schrecklich, ja unmöglich ihn auszuführen. Mit einem verbissenen Fluch trat er auf den Fußboden, daß das Fenster klirrte und schlug sich mit der geballten Faust vor die Stirn. Dann aber sanken seine Hände gefaltet vor ihm herunter, er blickte mit einem tiefen Seufzer gegen die niedrige Decke des Zimmers und wieder vor sich auf den Fußboden, und stand unbeweglich wie eine Bildsäule da.

»Was hilft es Alles!« sagte er nach einer langen Weile, »ich kann nicht anders, ich muß vorwärts, zurück darf ich nicht mehr. So sei es denn, in des Teufels Namen!« und diese letzten Worte rief er mit einer wilden Geberde, stampfte abermals mit dem Fuße auf den Boden und schritt dann, wie entschlossen, im Zimmer auf und nieder, bis ihn der Ton der Schelle hinunter in das Eßzimmer zu einem sehr kärglichen Mittagsessen rief.

Bald nach Tisch kam Garrett wieder, und fand Ralph auf seinem Zimmer in trüben Gedanken am Fenster sitzen.

»Frisch an's Werk, hier sind die Briefe, und nun vergleichen Sie die Unterschriften mit der in diesem Schreiben, welches ich mir vor einiger Zeit von den Herren in New-York zu verschaffen wußte. Ich hatte nämlich denselben, um ihre Handschrift zu erhalten, einen Vetter, obgleich ich keinen solchen habe, als Commis in ihr Geschäft angeboten, worauf die Herren mir diese abschlägige Antwort zuschickten. Betrachten Sie deren Namenszug und

den von mir geschriebenen, ob Sie jemals etwas Treueres gesehen haben.«

Hiermit reichte er Ralph den Creditbrief und den Avisbrief und hielt dann das an ihn gerichtete Schreiben zum Vergleich daneben.

»Das ist meisterhaft copirt; wenn sonst Alles gut geht!« sagte Ralph mit augenscheinlicher Zaghaftigkeit.

»Bei Gott, ich habe Ihnen strammere Nerven zugetraut. Wenn ich nicht so bekannt hier wäre, ich würde das Geschäft allein machen. Jetzt nicht lange mehr gezaudert und an's Werk, in drei Tagen sind Sie wieder hier und dann haben wir Geld genug. Kommen Sie, das Dampfboot geht in einer halben Stunde ab.«

Ralph sagte kein Wort weiter, nahm seinen Hut, ging mit Garrett nach dem Dampfschiff, wo derselbe ihm das nöthige Reisegeld einhändigte, und ehe eine halbe Stunde verfloß, war er auf dem Wege, um ein Betrüger zu werden.

Erst am dritten Tage darauf brachte der Constabel die Nachricht zu dem Präsidenten Forney, daß er den Aufenthaltsort des besagten Herrn Garrett, der als ein professionirter Spieler und als Schwindler bekannt sei, ausgefunden habe und nannte ihm das Boardinghaus, in welchem er wohnte.

Frank Arnold eilte nach dieser Mittheilung sogleich zu Garrett hin, wurde sehr höflich von ihm empfangen und mit der Frage in den Parlour geführt: wodurch er ihm gefällig sein könne?

»Ich habe in Erfahrung gebracht,« begann Frank, »daß ein Freund von mir, ein Herr Norwood, in Ihrer Gesellschaft den Ball bei Herrn Ballard verlassen hat, und da derselbe seit jenem Abend verschwunden, so bitte ich Sie, mir zu sagen, was Ihnen von seinem spätern Aufenthalt vielleicht bekannt ist.«

»Ach so, der junge Mann von Georgien! Es ist mir wirklich leid, Ihnen keine weitere Auskunft über ihn geben zu können, als daß ich ihn mit mehreren Herren, die gleichfalls auf dem Balle gewesen waren, eine andere Straße einschlagen sah, als die, welcher ich folgte. Wer seine Begleiter waren, ist mir ebenso wenig bekannt, da ich nicht darauf Acht gab. Sie sagen, er sei verschwunden? Das klingt ja sonderbar,« erwiederte Garrett mit einem überraschten Ausdruck.

»Also wirklich, Sie wissen weiter Nichts über sein späteres Schicksal?« fragte Frank mit bekümmertem Tone.

»Nichts, als was ich Ihnen gesagt habe,« antwortete Garrett auf das Bestimmteste, und Frank mußte sich damit begnügen, obgleich er die Ueberzeugung hegte, daß der Spieler ihm die Wahrheit verschwieg.

Kaum hatte aber Frank das Haus verlassen, als Garrett seinen Hut nahm und sich mit raschen Schritten nach dem Werft begab, wo das Dampfschiff, mit welchem Ralph ankommen mußte, seinen Platz hatte. Er trat dort in ein Trinkhaus, nahm ein Glas Branntwein und Wasser zu sich, und setzte sich vor die Thür, um sich mit Rauchen einer Cigarre die Zeit zu vertreiben und das Boot zu erwarten. Erst nach einer Stunde wurde eine Rauchwolke

unterhalb des Forts über der Bay sichtbar, dann erschien das Dampfschiff in der Ferne, und als es sich dem Werfte näherte, erkannte Garrett's spähender Blick sofort den zurückkehrenden Ralph auf dem Verdeck.

»Gut besorgt?« fragte er, als er ihm auf der breiten Bohle entgegensprang, die von dem Schiff auf das Werft geschoben war.

»Auf's Beste!« entgegnete Ralph mit fester Stimme, trat mit Garrett in die Straße und fuhr sich, den Hut abnehmend, mit der Hand durch das dichte schwarze Haar.

Es schien ihm sehr warm zu sein, denn sein Gesicht war geröthet und der Glanz seiner Augen ließ vermuthen, daß er den guten Getränken an Bord des Dampfschiffes fleißig zugesprochen habe. Garrett führte ihn zu dem nahen Trinkhause, dort leerten sie auf glückliche Ausführung ihres Unternehmens ein Glas, und eilten dann zu Ralphs Wohnung, um die Sache mit Muße zu bereden.

Der Avis über den an Herrn Johnson ertheilten Creditbrief, denn diesen Namen hatte Garrett seinem Freunde Ralph darin gegeben, mußte zwar in einer Stunde in den Händen der Herren B… & Co. sein, doch hielt es Garrett für rathsamer, bis zum folgenden Morgen zu warten, ehe Ralph den Herren seinen Besuch machte, um das Geld zu empfangen. Garrett blieb zum Abendessen bei seinem Freunde, und als die Dunkelheit sich über die Straßen gelegt hatte, wanderten sie Arm in Arm hinaus, um die freie Luft zu genießen.

Nach ihrem Spaziergang kehrten sie in einen Austerkeller ein, ergötzten sich an den ganz frisch von Norfolk angekommenen köstlichen Austern und einigen Flaschen Porterbier, und beschlossen dann, den Circus zu besuchen, in welchem heute, außer verschiedenen Lustspielen, auch vortreffliche Reiterkünste aufgeführt werden sollten.

Das Haus war ungewöhnlich mit Zuschauern gefüllt und die beiden Freunde konnten nur noch Eintrittskarten in die untern Logen unmittelbar an der Brüstung der Reitbahn bekommen, welche den ganzen innern Raum, in welchem sich in andern Theatern das Parterre befindet, einnahm, und an dessen einem Ende der Vorhang die Theaterbühne abschloß. Ueber den Unterlogen erhob sich der erste, der zweite und der dritte Rang, welcher letztere auch das Paradies genannt wurde, der erste mit, durch Bretterwände abgetheilten Logen, der zweite aber ohne dieselben mit nach hinten aufsteigenden Sitzen, weßhalb derselbe im Lichten höher war, als die andern, und der dritte mit nur einer Reihe von Sitzplätzen vorn an der Brüstung, während die Zuschauer hinter diesen stehen mußten.

Alle vier Abtheilungen waren Kopf an Kopf besetzt, und insbesondere auf dem ersten und dem dritten Rang war die glänzendste Damentoilette sichtbar.

In einer der Logen des ersten Ranges, deren vordere Plätze von reich in schweren Seidenstoffen gekleideten

und mit blitzendem Schmuck strahlenden Damen eingenommen waren, erblickte man hinter diesen eine zarte weibliche Gestalt, welche durch ihre ganz schwarze Kleidung und namentlich durch den dichten schwarzen Schleier, der ihr Gesicht verhüllte, gegen jene auffällig abstach. Sie saß unbeweglich, hielt ihren Kopf gesenkt, und nur, wenn der elegante junge Mann, der hinter ihrem Stuhle stand, sich zu ihr niederbeugte und ihr einige Worte zuflüsterte, hob sie ihr Gesicht im Umwenden in die Höhe, um ihm zu antworten. Die geputzten Damen auf den vordern Sitzen hatten sämmtlich schon neugierige Blicke nach der unbekannten dunkeln Gestalt geworfen, und die Herren, die den hintern Theil der Loge füllten, bemühten sich, den dichten Schleier zu durchschauen, um zu sehen, ob das Gesicht der Fremden mit ihrer Gestalt in Einklang stehe, denn diese war wunderbar graziös und schlank und ließ die anmuthigsten Formen erkennen. Der junge Mann hinter dem Stuhl der schwarzen Dame bemerkte die lüsternen Seitenblicke der Herren und schien sich nicht ganz damit zufrieden stellen zu wollen, denn er trat, so viel es der Raum erlaubte, zwischen sie und die Dame, warf ihnen finstere Blicke zu, hustete mehrere Male in zornigem Ton und spielte mit seinem Stock.

Endlich hob sich der Vorhang und zog die Aufmerksamkeit aller Zuschauer nach der Bühne hin.

Ein junges Mädchen in der Tracht einer Türkin ruhte dort unter einem Palmenbaum und schien zu schlummern. Jetzt bewegte sie sich und mit einer Todtenstille wartete das Publicum auf ihre ersten Worte.

»Wo bin ich?« fragte sie erwachend und ließ ihre zarte Hand über ihre Stirn gleiten.

»Im Circus, drei Häuser von Hitchrocks Austerkeller!« rief ein lustiger Matrose von dem dritten Rang herab, indem er sich mit der linken Hand an der Eisenstange hielt, die von einem Pfeiler zum andern führte, und, sich weit über die Sitzplätze herausbeugend, mit der Rechten sein Taschentuch wehen ließ.

Einem Erdbeben gleich folgte dieser Antwort der stürmische Beifall, ein Hurrah übertönte das andere und das Trommeln mit den Füßen und Stöcken wollte kein Ende nehmen. Kaum aber ließ der Sturm ein wenig nach, als der ungebetene Redner vom dritten Rang herab mit einem komischen Ernste sagte:

»Ich danke Ihnen, meine Herren und Damen!«

Abermals brach der Applaus los, und trotz mehrseitiger Aufforderungen zur Ruhe, konnte die Schauspielerin erst nach einer Weile wieder zu reden anfangen.

So unterbrachen laute Bemerkungen und Dazwischenreden häufig das Spiel auf der Bühne und namentlich, als dort gesungen wurde, ertönten einige der allergellendsten, fast unmenschlichsten Schreie von dem dritten Range herab.

Demohngeachtet ging das Schauspiel seinen Gang fort, und als der Vorhang fiel, folgte ein wilder, tobender Beifall. Derselbe wurde aber durch den hellen, schmetternden Ton einer Trompete zum augenblicklichen Schweigen gebracht. Aller Augen richteten sich hinab in die Reitbahn, um welche sich die Logen erhoben, und dem Theater gegenüber sprengten durch den weiten Eingang einige zwanzig phantastisch gekleidete Reiter und Reiterinnen auf nackten Pferden in den mit Sand bedeckten Kreis.

Ein lautes Hurrah von Seiten der Zuschauer bewillkommnete diese Lieblinge des Volkes, die Jahr aus Jahr ein der fröhlichen Laune desselben neue Nahrung zu geben verstanden.

Auch der Clown erschien im Kreise, bedankte sich für die wohlverdiente Anerkennung, und gab nun, während er die allerunglaublichsten, übernatürlichsten Sprünge und Kraftstücke ausführte, eine Menge seiner Witze und Späße zum Besten, die namentlich vom dritten Rang her mit vielem Beifall aufgenommen und mit den kräftigsten Erwiederungen beantwortet wurden. Besonders zeichnete sich der noch immer aus dem Paradiese hervorhängende Matrose mit dem wehenden Taschentuch hierbei aus, und es entspann sich eine nachhaltige Unterhaltung zwischen ihm und dem Clown in der Reitbahn in der lustigsten Weise.

Während dieser Zeit vollbrachten die Reiter und Reiterinnen die von der allerunerhörtesten Gewandtheit zeugenden Stücke auf ihren Pferden, wobei auch Letztere

eine Dressur bekundeten, die an das Unglaubliche grenzte.

Ein junges bezaubernd schönes Mädchen, Fräulein Adeline, der Liebling des Publikums, riß namentlich Aller Herzen mit sich fort, als sie zuletzt, als Seminole-Indianerin gekleidet, auf einem edlen Rappen hereinsprengte und sich fliehend mit Bogen und Pfeilen gegen eine Parthie Dragoner vertheidigte, sich hin und her mit einer rasenden Schnelligkeit zwischen ihnen durchwand und bald an den Seiten, bald unter dem Bauch des flüchtigen Pferdes ihren Griffen, ihren Hieben, ihren Schüssen auswich.

Donnernde Hurrahs für die Seminolen folgten dem schönen Mädchen, als sie den Bemühungen der sie verfolgenden Cavalleristen entging, mit ihrem Rappen über die geschlossene hohe Brüstung hinwegsetzte und durch den Eingang verschwand.

Der Jubel für die Reiterin dauerte noch lange fort, und stürmische Ausrufe für den Schutz und die Freiheit der Seminolen schallten laut dazwischen.

Es war eine Pause eingetreten und man war beschäftigt, einige Vorrichtungen für die nächste Vorstellung in der Reitbahn zu machen, als plötzlich eine weibliche Stimme von dem dritten Rang die Worte herabrief:

»Fräulein Leonide, Sie schwarzer Engel, kommen Sie doch zu uns herauf in das Paradies; wir leben hier in einem Sclavenstaat, und es fehlt uns an Schwarzen.«

Die Augen aller Zuschauer richteten sich nach der Stimme hinauf und erblickten dort eine junge schwarzgelockte weibliche Schönheit, deren langer weißer Schleier über ihre entblößte rechte Schulter herabwehte, während sie aus den weiten Spitzenärmeln ihren schneeigen Arm nach dem ersten Rang hinhielt und mit der Linken die Eisenstange erfaßt hatte, um sich weit vorbeugen zu können.

Alles folgte jetzt der Richtung ihrer Hand, und die allgemeine Aufmerksamkeit heftete sich auf die Loge, in welcher die verschleierte schwarze Dame saß.

Diese schien bei den Worten der frechen Rednerin in sich selbst zu versinken, sie neigte ihren Kopf noch tiefer und hielt beide Hände vor ihr Gesicht.

»Schlagen Sie Ihren Schleier zurück, Fräulein Leonide, damit die weißen Damen Ihr Afrikanisches Blut erkennen und die Ehre würdigen können, die ihnen durch Ihre Gesellschaft zu Theil wird,« rief wieder das Frauenzimmer von der Gallerie herab und eine große Zahl anderer, reich geputzter schöner Mädchen drängte sich um dasselbe und rief:

»Komm nur herauf zu uns, Leonide Bentley, bringe Deinen Liebhaber mit; Du brauchst nicht eifersüchtig zu sein, denn er liebt das schwarze Fleisch; hier ist nur weißes zu finden.«

Der Tumult auf dem dritten Range nahm von Augenblick zu Augenblick zu, auch aus den andern Abtheilungen des Hauses wurden die Rufe gehört: ›Hinaus mit den

Niggers!‹ und die schwarze Gestalt erhob sich von ihrem Stuhl, sank aber kraftlos wieder auf denselben zurück.

Der junge Mann hinter ihr hatte, wie tröstend, seine Hand auf ihre Schulter gelegt und warf wuthflammende Blicke um sich, während die Damen und Herren in der Loge ihre Augen mit Entrüstung auf die Unbekannte geheftet hielten.

»Wenn Du nicht kommst, so holen wir Dich, schwarze Schönheit; Dein Geld und der Name Deines Vaters wischt die Farbe nicht von Deiner Haut,« schrieen jetzt viele Stimmen aus dem Mädchenhaufen, der sich auf der Gallerie hin und her drängte.

Nochmals erhob sich die Verschleierte in dem ersten Rang und der junge Mann schlang seinen Arm um sie, um ihr behülflich zu sein, da flog die Logenthür auf, Mädchen stürzten herein und rissen der Fremden den Schleier ab. Wie das Gesicht einer Bildsäule schaute jetzt das wunderbar schöne Antlitz des jungen Mädchens aus dem schwarzen Flor heraus und richtete die großen dunkeln, von langen Wimpern überschatteten Augen nach oben.

In demselben Augenblicke hatte aber der junge Mann hinter ihrem Stuhle die nächste Angreiferin mit der Linken erfaßt und schleuderte sie gegen die Logenwand zurück, indem er einen Dolch aus dem Busen zog und ihn drohend emporhob. Sein Arm ward aber von den in der Loge befindlichen Männern ergriffen, die Waffe seiner Hand entwunden und er selbst auf die Erde niedergeworfen, während die Mädchen von dem dritten Range die

unglückliche Quadrone erfaßten, sie aus der Loge rissen und im Triumph mit sich fort nach der Gallerie führten.

Wenige Minuten nachher langte die freche Schaar auf dem dritten Range an, hielt die jetzt ohnmächtige Leonide hoch in ihren Armen zur Schau empor und ließ ein wildes Lachen und Jubeln ertönen.

Leonide war die Tochter eines vermögenden Mannes, Namens Bentley, und einer freien Mulattin. Ihre vielseitig ausgebildeten geistigen Vorzüge, so wie ihre seltene körperliche Schönheit hatten den Sohn reicher Eltern aus der ersten Gesellschaft gefesselt, und da die Gesetze ihr nicht erlaubten, seine Frau zu werden, so mußten sie in geheimer Verbindung ihre Seligkeit finden. Unüberlegter Weise hatte er sich von seiner innigen Liebe verleiten lassen, Leonide verschleiert in die Gesellschaft zu führen, welcher sich zu nahen ihr das Vorurtheil, der Fluch, der auf dem Afrikanischen Blute in den Vereinigten Staaten lastet, nicht erlaubte.

Ein Constabel kam dem unglücklichen Mädchen zu Hülfe, entriß sie den Händen ihrer Peinigerinnen und gab sie dem Geliebten zurück.

Durch das Wiederbeginnen der Vorstellung wurde die Ruhe hergestellt und alle Aufmerksamkeit abermals in die Reitbahn gelenkt.

Der Clown erschien mit einer sehr langen Leiter, vermittelst welcher er bewunderungswürdige Stücke ausführte. Er war wieder mit dem redseligen Matrosen auf dem dritten Range in Unterhaltung getreten, der seine Laune durch einige kräftige Trunke angefeuert zu haben

schien und zur Belustigung des Publikums dem Narren keine Antwort schuldig blieb.

Er rief diesem zu, er solle auf seiner Leiter zu ihm heraufsteigen, worauf derselbe ihn bat, ihm die Hand zu reichen, seine Leiter in der Mitte der Reitbahn frei hinstellte, mit großer Schnelligkeit an derselben in die Höhe lief, sich mit den Füßen auf deren Spitze schwang, strack sich aufrichtete und auf der Leiter balancirte.

»Nun reiche mir die Hand, wenn Du wirklich ein fliegender Matrose bist!« rief er zu diesem hinauf und streckte ihm seine Hand entgegen.

»Hier nimm sie, aber halt sie fest, damit ich Dich nicht fallen lasse,« antwortete der Matrose scherzend und legte sich weit über die Sitzenden, hinter denen er stand, hinaus. In diesem Augenblick aber glitt seine linke Hand von der glatten Eisenstange ab, er überschlug sich, fing sich mit den Fingern an einer Verzierung, die an der untern Hälfte der Brüstung angebracht war und hing nun schwebend in der Luft.

»Ach Gott, hilf mir!« rief er kläglich, »hilf mir, großer Gott – hilf mir!« rief er wiederholt und immer flehender; es konnte aber Niemand sogleich zu ihm gelangen, um ihn seinem Schicksal zu entreißen.

Der Schrecken und das Entsetzen der Tausende von Zuschauern steigerte sich von Augenblick zu Augenblick, da jeder folgende den Sturz des Unglücklichen und dessen Zerschmettern aus dem Grunde herbeiführen konnte. Alle Blicke waren in banger Erwartung auf ihn geheftet

und manche bebende Stimme der Theilnahme und des Erbarmens brach in Angstrufe und Klagegeschrei aus.

Immer noch klammerte sich der junge Mann mit der Kraft der Verzweiflung an die zollbreite Verzierung fest, man sah aber, seine Kräfte gingen zu Ende, er fing an krampfhaft zu zittern und blickte seitwärts in die Tiefe hinunter, als wolle er den Fleck erspähen, auf dem er niederfallen müsse.

»So mag mich denn der Teufel zur Hölle führen!« schrie er plötzlich, seine Hände glitten von der Verzierung ab und unter einem einstimmigen Schrei der entsetzten Zuschauer stürzte er hinab in die Reitbahn.

Der Clown, der bereits wieder die Erde erreicht hatte, sprang zu ihm hin und trug ihn, wie leblos, aus dem Kreis. Die Störung wurde jedoch gleichfalls bald vergessen, denn die Reiter und Reiterinnen erschienen jetzt als Seminolen, um eine Quadrille zu Pferd auszuführen.

Der Jubel, womit sie begrüßt wurden, kannte keine Grenzen und übertönte die Musik; dann folgten die erstaunten Blicke den zierlichen, leichten Wendungen der schönen Pferde und den graziösen Bewegungen der Reiter und Reiterinnen, und nur einzeln gab sich noch die Bewunderung der Zuschauer durch Ausrufe zu erkennen.

Nach dieser Vorstellung folgte ein Lustspiel auf dem Theater; ehe sich aber der Vorhang hob, trat einer der Reiter in die Bahn und verkündete, daß der Matrose sich bereits erholt und nur einen gebrochenen Arm davongetragen habe, sich im Uebrigen aber wohl befände.

Capitel 16.

Der Betrüger. – Die Promenade. – Der Buchhalter. – Väterliche Erklärung. – Liebesnoth. – Heimliche Zusammenkunft. – Das Versprechen. – Beruhigung. – Vorbereitung.

Am folgenden Morgen, bald nach dem Frühstück, trat Garrett zu Ralph in's Zimmer, um dessen bevorstehenden Besuch bei den Herren B... & Co. nochmals mit ihm zu besprechen. Er fand ihn weit entschlossener, als er geglaubt hatte, ihn zu treffen, und redete so leicht als möglich über die Ausführung des Unternehmens, um ihn immer noch fester in seinem Entschluß zu machen. Er sagte, daß nur Memmen sich durch Bangigkeit überwältigen ließen und sich durch ihre Zaghaftigkeit verriethen, daß aber ein Mann von Muth selbst dem Teufel, ohne zu blinzeln, in's Auge sehen und ihm einen selbstgemachten Wechsel zur Zahlung präsentiren müsse.

In dem nächsten Trinkhaus wurde dann das letzte Aufkeimen von Bedenken in Ralph durch ein Glas Cognac beschwichtigt und er schritt, vollkommen mit sich einig, dem Comptoir der Herren B... & Co. zu. Beim Eintreten in das Zimmer sahen mehrere junge Männer von ihren Schreibpulten zu ihm auf, und einer derselben fragte ihn, was sein Begehren sei.

»Ich wünsche den Herrn B... zu sprechen,« war seine Antwort.

»Darf ich um Ihren Namen bitten,« sagte der Commis.

»Mein Name ist Johnson,« entgegnete Ralph.

»Sind Sie vielleicht der Herr, welcher einen Credit von viertausend Dollar von New-York auf uns in Händen hat?«

»Derselbe,« antwortete Ralph mit vollkommener Ruhe, worauf der junge Mann in das Nebenzimmer ging und gleich darauf mit Herrn B... aus demselben zurückkehrte.

Herr B... schritt mit den Worten auf Ralph zu:

»Ich habe gestern schon den Avis über den, Ihnen von meinen Freunden gestellten Credit erhalten, Herr Johnson, das Geld steht zu Ihrer Verfügung. Haben Sie den Creditbrief bei sich und wünschen Sie die Summe jetzt ganz oder theilweise zu empfangen?«

»Ich bitte um den ganzen Betrag, da ich ihn schon während der ersten Tage gebrauchen werde,« erwiederte Ralph, indem er dem Herrn B... den Creditbrief reichte.

»Ganz wohl. Nehmen Sie gefälligst einen Augenblick Platz,« sagte B... und begab sich in das Nebenzimmer zurück.

Ralph hatte sich auf einem Stuhl niedergelassen und harrte nun auf das Ende seines Unternehmens. Es waren die schwersten Minuten seines bisherigen Lebens, die er auf diesem Stuhle zubrachte. Seine Spannung schien in das Rad der Zeit einzugreifen und es anzuhalten, denn die Augenblicke wurden ihm zu Minuten. Er hielt den Rand seines Hutes zwischen den Knieen fest in seine Hände gepreßt und blickte bald an die Wände, bald an die Decke über sich, bald auf den Fußboden, er wußte

nicht, wie er sich setzen sollte, um gleichgültig und unbefangen zu erscheinen und die Angst zu verheimlichen, die sich entsetzlich in ihm steigerte. B... war verschwunden; es war ja möglich, daß er den Betrug entdeckt und nach einem Constabel geschickt hatte, um ihn gefangen nehmen zu lassen. Er blickte nach der Thür und war entschlossen, für einen solchen Fall durch Hülfe seiner Kräfte sich in Freiheit zu setzen. Er lauschte nach dem Nebenzimmer hin; dort mußte aber der Fußboden mit einem Teppich belegt sein, denn der Tritt des Herrn B... war sogleich verhallt. Eine Ewigkeit war für Ralph verflossen, als plötzlich der Ton einer großen Papierscheere in dem Nebenzimmer erklang und gleich darauf Herr B... mit einem Papier in der Hand in das Comptoir zurückkehrte.

»Hier ist eine Anweisung auf die Bank von viertausend Dollar, Herr Johnson,« sagte er und händigte Ralph das Papier ein. Dann wandte er sich an einen Commis, beauftragte ihn, eine Quittung über diesen Betrag auszufertigen und sie von dem Herrn Johnson unterzeichnen zu lassen, und bat Ralph, ihn zu entschuldigen, da er im Augenblick eilige Briefe für das nächste Packetboot nach England zu beendigen habe.

Ralph beurlaubte ihn von Grund seines Herzens gern, steckte die Anweisung in seine Brusttasche, unterzeichnete die Quittung und eilte mit einem tiefen Athemzuge aus der Thür in die Straße.

Er mußte sich Gewalt anthun, um sich nicht in fliegenden Lauf zu setzen, es kam ihm vor, als müßten die Vorübergehenden die Ursache seiner Eile erkennen, aber

er machte sehr große Schritte, und mit jedem, um den er die Entfernung zwischen sich und dem Geschäftslokal der Herren B… & Co. vergrößerte, sank die Last mehr und mehr von seinem Herzen. Er hatte die nächste Straßenecke erreicht, warf noch einen Blick nach dem Comptoir und nun hielt er sich nicht länger zurück. Im Sturmlauf rannte er davon, als wenn er von Feuerflammen verfolgt würde. Athemlos und die Stirn mit Schweiß bedeckt erreichte er das Trinkhaus, wo ihn Garrett erwarten wollte, und dieser kam ihm mit den Worten entgegen:

»Alles gut gegangen?«

»Alles,« antwortete Ralph, erfaßte Garrett's Arm und schritt mit ihm in die nächste kleine Gasse, um ihm das Resultat mitzutheilen.

»Das ist ein verdammter Streich, daß die Anweisung auf diese Bank lautet; denn dort ist Forney Präsident. Wenn er Sie erblickte, so wären wir sofort entdeckt, und *ich* darf dies Geld nicht eincassiren, da mich sämmtliche Beamten in der Bank kennen. Einen Dritten in das Geheimniß ziehen, ist gefährlich und würde uns einen Theil des Verdienstes kosten,« sagte Garrett; dann stand er einen Augenblick, sinnend vor sich niedersehend.

»So geht es!« fuhr er plötzlich auf, »Forney begiebt sich nicht früh nach der Bank, vielleicht ist er noch in seinem Hause. Ich mache ihm einen Besuch, um mich zu erkundigen, ob Nachricht über Sie eingelaufen sei und halte ihn lange genug auf, um Ihnen Zeit zu geben, das Geld zu empfangen. Außer ihm kennt Sie ja keine Seele an der Bank.«

Dann eilte er mit Ralph nach der nächsten Miethkutsche, beide sprangen in dieselbe hinein, zogen die Gardinen vor die Fensterscheiben und fuhren nach Forney's Haus. Dort stieg Garrett aus, schloß den Schlag hinter sich, zog die Schelle an der Hausthür, und als der sie öffnende Diener die Frage, ›ob Herr Forney sich zu Hause befinde,‹ bejaht hatte, wandte sich Garrett nach dem Kutscher um und gab ihm einen Wink, fortzufahren.

Garrett ließ sich nun bei dem Präsidenten anmelden, und dieser trat, mit dem Hut in der Hand, zu ihm in den Parlour, da er gerade im Begriff stand, sich nach der Bank zu begeben.

Garrett nannte seinen Namen und theilte nun Herrn Forney mit, daß er komme, um sich zu erkundigen, ob noch keine Nachrichten über den Aufenthalt des vermißten Herrn Norwood, nach welchem man sich so dringend bei ihm erkundigt habe, eingelaufen seien, bemerkte aber zugleich, daß er hoffe, zu dessen Auffindung die Mittel und Wege angeben zu können.

Der Präsident, der ihn mit innerm Widerwillen empfangen hatte, erblickte in dieser Bereitwilligkeit einen guten Zug in Garrett's Charakter, dankte ihm dafür und bat ihn um Mittheilung der Gründe, die ihn zu dieser Hoffnung berechtigten.

»Vor allen Dingen muß ich die Handschrift des Herrn Norwood sehen, dann werde ich beurtheilen können, ob ich mich getäuscht habe, oder nicht,« sagte Garrett.

»Das ist ein Leichtes, denn mein zukünftiger Schwiegersohn besitzt unstreitig Schreiben seines Freundes. Er

ist im Augenblick noch nicht hier, doch wird er sehr bald kommen, wenn Sie nur hier auf ihn warten wollen,« erwiederte der Präsident.

»Können Sie ihn nicht hierher rufen lassen, denn ich möchte nach Ansicht der Handschrift noch eine Auskunft von Ihnen erfragen, Herr Präsident,« sagte Garrett.

»Ich brauche nicht nach ihm zu schicken, er wird ohnedies bald hier sein. Ein Aufenthalt ist mir nur gerade jetzt unangenehm, meine Zeit ist knapp, ich werde auf der Bank erwartet,« entgegnete Forney.

»Es hängt aber vielleicht das Schicksal des jungen Mannes von dieser Auskunft ab, Herr Präsident. Wenn es Ihnen einigermaßen möglich ist, so thäten Sie doch sehr wohl, bis zur Ankunft Ihres Herrn Schwiegersohns hier noch zu verweilen,« antwortete Garrett mit geheimnißvollem Ton.

»Nun, wenn es von Wichtigkeit ist, so muß ich mich fügen. Es liegt uns unendlich Viel daran, Nachricht über Norwood zu erhalten,« sagte der Präsident, stellte seinen Hut auf den Tisch und schritt nach dem Fenster, um in der Straße hinunter zu blicken, ob er noch nichts von Frank gewahre.

»Könnten Sie mir denn Ihre Fragen nicht jetzt vorlegen und später von Herrn Arnold die Handschrift Norwood's erhalten?« fragte Forney nach einer kleinen Weile, indem er wieder zu Garrett hintrat, der es sich im Sopha bequem gemacht hatte.

»Das geht nicht, Herr Präsident; denn wenn die Handschrift des Herrn Norwood nicht dieselbe ist, welche ich

zufällig anderswo gesehen habe, so habe ich mich getäuscht und bin zu den Fragen nicht berechtigt, indem ich dann das Geheimniß eines Fremden verrathen würde, welches in gar keiner Beziehung zu der Angelegenheit des Herrn Norwood steht,« erwiederte Garrett mit großer Bestimmtheit.

»Das ist ja sonderbar,« sagte der Präsident und trat ungeduldig an's Fenster zurück; Frank aber wollte immer noch nicht erscheinen.

Garrett blickte von Zeit zu Zeit auf seine Uhr, wobei sein Antlitz immer heiterer wurde, während die Ungeduld Forney's sich steigerte, denn es war bereits eine Stunde unter vergeblichem Warten verflossen. Endlich erblickte er Frank in der Straße und eilte selbst an die Hausthür, um sie ihm zu öffnen.

»Haben Sie vielleicht eine Handschrift Ihres Freundes Norwood bei sich, lieber Arnold?« fragte er den Angekommenen schon im Corridor, »der Garrett ist im Zimmer und hofft uns Auskunft über Jenen verschaffen zu können, er sagt aber, er müsse erst seine Handschrift sehen.«

»Ei ja wohl, ich habe noch einige Notizen in meiner Brieftasche, die er geschrieben hat,« erwiederte Frank mit freudiger Ueberraschung, indem er die Tasche hervorzog und mit Forney in's Zimmer schritt. Er entfaltete nun verschiedene Papiere und reichte sie Garrett mit der bestimmten Versicherung hin, daß die Schrift darauf von Ralph herrühre.

»Sind Sie dessen auch gewiß?« fragte dieser, nachdem er die Papiere eine Weile mit größter Aufmerksamkeit betrachtet hatte.

»Ganz gewiß, es ist kein Zweifel darüber, denn ich selbst habe ihn dies schreiben sehen,« erwiederte Frank.

»Dann muß ich Ihnen zu meinem Leidwesen gestehen, daß ich mich geirrt habe und daß die Spur, auf der ich mich befinde, nicht die des Herrn Norwood sein kann. Uebrigens beruhigen Sie sich darüber, ich werde dennoch ausfinden, was aus ihm geworden ist,« sagte Garrett und wandte sich dann zu Herrn Forney mit den Worten: »Ich bedauere unendlich, Herr Präsident, daß dieser Irrthum in meinem Eifer, Ihnen nützlich zu werden, mich verleitete, Sie so lange von Ihren Geschäften abzuhalten. Ich hoffe aber, ich bin bei Ihnen entschuldigt.«

Dann ergriff er seinen Hut, empfahl sich rasch und verließ eilig das Haus.

Ralph war von Forney's Wohnung direkt nach der Bank gefahren, hatte dort gegen die Anweisung sofort den ganzen Betrag in Banknoten empfangen und sich nach Abrede dann nach seinem Boardinghaus auf sein Zimmer begeben, wo ihn Garrett fand, als er von seinem Besuch bei dem Präsidenten zurückkehrte.

»Nun, Freund, haben Sie das Geld?« fragte Garrett, indem er in die Stube sprang.

»Hier ist es, in gutem Papier,« entgegnete Ralph und legte ein Packet mit Banknoten auf den Tisch.

»Verdammt, wenn wir das Ding nicht schlau an gefangen haben! und der letzte Spaß war der beste. Der alte

Forney stand wie auf glühenden Kohlen, um nach der Bank zu gehen, ich aber hielt ihn mit der Aussicht, ihm Nachricht über Sie geben zu können, zurück, und nach Verlauf einer Stunde erklärte ich ihm schließlich, daß ich mich geirrt habe. Lassen Sie jetzt sehen,« sagte Garrett, indem er das Packet öffnete, »wir wollen sogleich theilen, dann haben wir reine Rechnung.«

Das Geld theilten sie nun unter sich, und als Ralph seine zweitausend Dollar in die Tasche steckte, sagte er:

»Nun muß ich mich erkundigen, wann das nächste Boot nach Richmond abgeht, denn meines Bleibens ist hier nicht länger.«

»Ei, wo denken Sie hin?« entgegnete Garrett; »vor morgen erhält das New-Yorker Haus die Aufgabe von der Zahlung an Sie nicht, und dann geht wieder mehr als ein Tag darüber hin, bis die Herren B… & Co. die Nachricht bekommen, daß sie angeführt sind. Bis dahin also können Sie ganz ruhig hier bleiben, und sogar später droht Ihnen keine Gefahr, denn es kennt Sie Niemand hier und Sie werden wohl den Herren B… & Co. Ihre Aufwartung so bald nicht wieder machen. Außerdem ist gestern das Dampfschiff nach Richmond abgefahren und es geht in jeder Woche nur eins dorthin ab. Heute Abend ist Hahnengefecht, da werden Sie sich amüsiren. So vollblütige Hähne haben Sie in Ihrem Leben nicht gesehen, wie sie heute Abend auf den Kampfplatz kommen. Auch wird dort gespielt, und ich dächte doch, daß Sie Ihr verlorenes Geld nicht im Stiche zu lassen gesonnen sind.«

»Das wußte der Teufel, solches Unglück habe ich früher nie gehabt. Ich will mich aber doch nach dem Abgang des Bootes erkundigen, denn mit dem allerersten reise ich ganz bestimmt ab. Holen Sie einen Fiacre hierher, ich mag bei Tage nicht mehr durch die Straßen gehen,« sagte Ralph, und Garrett entfernte sich, um seinem Wunsche nachzukommen.

Es war einer von jenen herrlichen Decembertagen Nord-Amerika's, an denen der Sommer sich hereingedrängt zu haben scheint, um dem Winter die Herrschaft streitig zu machen. Der Himmel wölbte sich in seinem klarsten, reinsten Blau über Land und See, kein Wölkchen, auch nicht der leiseste weiße Hauch war an ihm zu sehen, die Sonne spiegelte sich golden auf den leichten, tanzenden Wellen der Bay und beleuchtete die unzähligen, blendend weißen, großen und kleinen Segel, die schaukelnd und nickend über die grüne, durchsichtige Fluth glitten, sie glänzte auf den Thürmen und Kuppeln der Stadt Baltimore, und warm und freundlich ruhten ihre Strahlen auf der breiten, endlosen Marketstraße, auf deren Trottoirs zu ihren beiden Seiten die weit und breit berühmten Schönheiten dieser Stadt in reichster Toilette auf und nieder gingen. Kostbare Carrossen sah man hier und dort vor den prächtigen Kaufläden halten oder in der Straße hinrollen, um geschmackvoll geputzte Damen von einem Laden zum andern zu führen, und fashionable

junge Männer tummelten ihre edlen Pferde hin und her, oder bewegten sich, langsam spazierend, auf den Trottoirs fort, um die junge Damenwelt zu bewundern.

Ein Paar unter den Hunderten, die hier lustwandelten, erregte allgemeine Aufmerksamkeit; es war Flournoy an der Seite der schönen Melanie. Der ziemlich eng anschließende, schwarze Anzug des Capitains zeigte die kräftigen Formen seiner edlen Gestalt, deren auffallende Größe die Blicke aller Vorübergehenden unwillkürlich anzog. Sein schönes, männliches Gesicht war von einem sehr starken, gekräuselten, glänzend schwarzen Barte umgeben und unter seinem etwas auf eine Seite gesetzten, runden Hut quollen die vollen Locken seines rabenschwarzen Haars hervor. Trotz seines herkulischen Baues ging er leicht und elastisch neben der reizenden, zierlichen Blondine, halb zu ihr hingewandt, und neigte sich während der lebendigen Unterhaltung, die sie pflogen, häufig zu ihr nieder, um ihr einige leise Worte zuzuflüstern.

Melanie schien die Aufmerksamkeit, welche sie erregten, mit einem wohlthuenden Gefühl zu bemerken, und ging so hoch auf ihren niedlichen Füßchen, als es ihr nur möglich war, um neben dem großen, schönen Manne nicht zu klein zu erscheinen; denn oft hörte sie Vorübergehende sagen: »Wer mag der schöne große Mann sein?« oder: »Das war ja ein bildschöner Mann!« und süß und entzückend klangen solche Worte in ihrem Herzen wieder.

»Ich habe es nach Deinem Wunsche gestern Abend meinen Eltern mitgetheilt, daß Du mich heirathen wolltest, Alfred,« sagte Melanie zu Flournoy, denn dies war sein Taufname, »der Vater aber sagte, er wolle sich erst über Dich erkundigen, ehe er seine Zustimmung gäbe.«

»Du hast ihn doch an Ballard verwiesen? denn diesem allein sind hier meine Verhältnisse genau bekannt. Dein Vater wird wohl keine Einwendungen gegen unsere Verbindung zu machen haben.«

»O, sicher nicht, Alfred; wer kann Dir denn wohl nicht gut sein?« erwiederte Melanie und hob ihre großen blauen Augen liebewarm zu ihm auf.

»Ich werde es heute Abend erfahren, nach dem Abendessen komme ich, wie gewöhnlich, zu Euch. Wie aber, wenn er uns seine Zustimmung verweigerte – würdest Du von mir lassen, engelsüße Melanie?«

»Nimmermehr, eher gebe ich die ganze Welt auf!« antwortete das Mädchen rasch und entschlossen und sah Flournoy mit einem erschrockenen Blick an.

»So soll uns auch keine Macht der Erde trennen!« sagte Flournoy feurig, »Du mußt aber bald mein werden, theure Melanie; denn Du weißt, mein jetziger Aufenthalt hier wird nur noch von kurzer Dauer sein. Wenn ich aber zurückkehre, dann richte ich es ein, recht lange bei Dir zu bleiben. Das ist nun einmal das Loos des Seemanns, daß der Abschied dem Willkommen seiner Lieben immer bald folgt. In der guten Jahreszeit aber mußt Du mich begleiten, mein Leben, mein Alles; es ist so schön auf See!«

»O, wie gern folgte ich Dir gleich diesmal, mein Alfred, wenn Du es mir nur erlauben wolltest.«

»Nicht in dieser Jahreszeit, bestes Mädchen. Die See kann auch fürchterlich sein,« antwortete Flournoy mit einem düstern Blick und halb in Gedanken versunken. – Dann fuhr er nach einigen Augenblicken fort: »Wenn Du mein bist, miethen wir uns in ein gutes Boardinghaus ein, und dort kannst Du wohnen bleiben, bis ich zurückkehre, wenn Du es nicht vorziehest, während dieser Zeit bei Deinen Eltern zu wohnen.«

»Ganz, wie Du es wünschest, Alfred; ich habe keinen Willen, keinen Wunsch mehr, als das zu thun, was Dir Freude macht.«

Sie hatten die Straße erreicht, welche von der Marketstraße nach der Wohnung Melaniens führte, und hier blieb diese stehen und sagte:

»Es ist Zeit, daß wir uns trennen; Vater wird jetzt bald von dem Comptoir nach Hause gehen. Wenn es nur schon Abend wäre, daß ich Dich wiedersähe. Du böser, lieber Mann, bald machst Du mir die Stunden zu Minuten und dann wieder die Minuten zu Stunden!« sagte Melanie mit einem seligen Lächeln. »Könnte ich nur immer bei Dir sein, ich wollte ja gern auf alle übrige Welt verzichten!«

»Bis heute Abend, mein Engelsmädchen!« Mit diesen Worten nahm Flournoy seinen Hut ab, verneigte sich in aller Form, nochmals begegneten sich ihre glückstrahlenden Blicke, und kaum den Boden berührend schwebte die kleine Melanie auf dem Trottoir der Seitenstraße ihrer Wohnung zu.

Diese bestand in einem einstöckigen, drei Fenster breiten Backsteinhaus mit einer hohen, weißen, hölzernen Treppe vor der Thür, auf deren Höhe mehrere Stühle Raum hatten. Das Haus, mit einem tiefen Erdgeschoß und einem kleinen, sauber gehaltenen Garten dahinter, war das Eigenthum des alten Buchhalters Terrel, der schon seit vielen Jahren in Diensten der Herren B… & Co. stand.

Terrel war ein ernster, verständiger Mann, der den größten Theil seines Lebens damit zugebracht hatte, in dem Geschäft, dem er diente, Ordnung und Pünktlichkeit zu handhaben, und diese hatte er beide nicht allein in seine häuslichen, sondern in alle seine Lebensverhältnisse übertragen. Alles, was er that, überlegte er vorher ruhig und reiflich, und that es dann so, wie es gethan werden mußte. Er war einer von den Menschen, denen fast niemals etwas Ungewöhnliches begegnet und die in dem täglichen Einerlei ihr Glück finden. Seine Geschäftszeit verbrachte er in ungestörter, glücklicher Ruhe und hatte die Freude, am Ende jeden Jahres eine bedeutende Summe als Verdienst seiner Brodherren auf das Capitalconto zu übertragen. Sein Familienleben war bisher eben so heiter und ungetrübt gewesen; denn er hatte eine brave, häusliche und sparsame Frau, die Alles im Hauswesen zu seiner vollsten Zufriedenheit besorgte, und seine fünf Kinder, von denen Melanie das älteste war, hatten ihm bis auf die Stunde nur Freude gemacht.

Kaum war Melanie in ihr Zimmer eingetreten, als auch der alte Terrel nach Hause kam und sich auf den kleinen

Hof zu dem dort stehenden Waschtisch begab, um sich, nach seiner Gewohnheit, die Hände zu säubern, ehe er an Tisch ging. Darauf schritt er in das Wohnzimmer, wo seine Frau eben beschäftigt war, den Tisch zu decken, setzte sich nahe dem Fenster in einem Armstuhl nieder, entfaltete die heutige *Baltimore Chronicle*, um sie flüchtig zu durchblicken und namentlich die Congreßverhandlungen in Washington zu lesen.

Bald darauf war die sämmtliche Familie versammelt, und Madame Terrel bat, zu Tisch zu kommen.

Terrel beobachtete während der Mahlzeit ein ungewöhnliches Schweigen und schien über eine Angelegenheit von Wichtigkeit nachzudenken.

Nach Tisch hatte sich Melanie kaum auf ihr Zimmer begeben, als ihr Vater zu ihr eintrat und mit ernstem Tone sagte:

»Melanie, ich habe mich nach dem Capitain Flournoy erkundigt, und in keiner Weise befriedigende Auskunft über ihn erhalten.«

Melanie wurde bei diesen Worten bleich und stützte sich mit der Hand auf den Tisch, da sie fühlte, daß ihre Füße zu wanken begannen.

»Ich habe zuverlässige Leute gesprochen,« fuhr Terrel fort, »die ihn vor einigen Jahren gekannt haben, als er Steuermann auf einem Ostindienfahrer gewesen war und die mir sagten, daß er sich hier als professionirter Spieler in der verdorbensten Gesellschaft umhergetrieben habe. Jetzt ist er allerdings Capitain eines Schiffes, welches, wie man sagt, einem Havanneser Haus gehört, und an

welchem er, wie er behauptet, einen Antheil hat. Ueber diesem Schiffe und seiner Mannschaft ruht aber etwas Geheimnißvolles, wenigstens haben sich unter den Seeleuten allerlei unheimliche Gerüchte darüber verbreitet. Capitain Flournoy ist nicht der Mann, dem ich mein Kind als Lebensgefährtin anvertrauen kann.«

Melanie hatte sich bis jetzt aufrecht erhalten, die letzten Worte ihres Vaters aber verwirrten ihre Sinne, ihre Brust zog sich krampfhaft zusammen, die Stube drehte sich mit ihr, und ohne einen Laut sank sie am Tische nieder.

Der erschrockene Terrel hob sie in seinen Armen auf, setzte sie in das Sopha, benetzte ihre Schläfe mit kaltem Wasser und redete beruhigend zu ihr. Nach wenigen Minuten öffnete Melanie ihre Augen wieder und ein Thränenstrom brach aus ihnen hervor.

»Ich werde zur Erlangung vollständiger Gewißheit über ihn sofort nach Havannah schreiben, Melanie,« sagte Terrel besorgt und beschwichtigend. »Wenn die Auskunft von dort günstig lautet, so habe ich ja Nichts gegen Deine Verbindung mit Flournoy; ich will nur Dein Glück, mein Mädchen.«

»Mein Glück, Vater? Es giebt für mich ohne Alfred kein Glück mehr in der Welt!« sagte Melanie, preßte beide Hände fest auf ihr Herz und senkte, in ihren Schooß niederblickend, ihren goldgelockten Engelskopf.

»Wenn er ein rechtschaffener Mann ist, so hast Du Grund dazu, so zu reden, ist er es aber nicht, so wirst Du

bei ihm kein Glück finden. Wir müssen Gewißheit darüber haben, bis dahin wirst Du Dich fern von ihm halten. Ich habe ihm geschrieben und ihn ersucht, vor der Hand mein Haus nicht mehr zu betreten.«

Melanie zuckte zusammen, auf's Neue entquollen Thränen ihren Augen und rollten über ihre bleichen Wangen in die gefalteten Hände hinab; sie sagte aber kein Wort, es wurde kein Klagelaut von ihr hörbar. Stumm und regungslos saß sie da, und schien die beruhigenden tröstenden Reden ihres Vaters nicht zu hören. Terrel glaubte, daß es gut sei, die Tochter jetzt ihren eigenen Betrachtungen zu überlassen, legte die Hand auf ihre Schulter und sagte:

»Bedenke Dein eigenes und Deiner Eltern Glück und gieb der Vernunft Gehör!«

Dann verließ er das Zimmer.

Kaum aber hatte sich die Thür hinter ihm geschlossen, als die stumme Verzweiflung, die sich Melaniens bemeistert hatte, in lautes Weinen und Klagen überging; händeringend richtete das unglückliche Mädchen die thränenschweren Blicke nach oben, warf sich auf die Kniee nieder und verbarg das Antlitz in ihren kleinen Händen. Dann sprang sie wieder, wie zu einem Entschluß gekommen, auf, ging rasch und stier vor sich hinblickend im Zimmer auf und nieder, und sank endlich ermattet und erschöpft auf das Sopha, wo sie regungslos in brütendem dumpfem Schmerze noch hingestreckt lag, als die Sonne schon lange die letzten Strahlen von dem Fenster des

Stübchens zurückgezogen und der Nacht die Herrschaft über die Erde abgetreten hatte.

Die Mutter Melaniens war wiederholt zu ihr getreten, um ihr Vernunft einzureden, und ihr zugleich, wenn auch nur schwache Hoffnung als augenblicklichen Trost zu geben. Beides aber fand in dem liebenden Herzen der Tochter keinen Eingang, und mit zärtlichem kindlichem Flehen bat sie die Mutter, sie mit ihrem Schmerz allein zu lassen.

Plötzlich klang ein heller Ton, als wenn ein Steinchen an das Fenster geworfen wäre, zu ihrem Ohr; wie ein elektrischer Funke fuhr er durch ihre Nerven, sie sprang auf, blickte mit weitgeöffneten Augen und mit verhaltenem Athem nach den Scheiben, durch welche das matte Licht einer nicht ferne von dem Hause stehenden Laterne in das Zimmer drang; da erklang das Glas wieder, mit einem Sprunge hatte Melanie das Fenster erreicht, riß es auf, und ihr erster Blick fiel auf die wohlbekannte theure Gestalt des Geliebten, der, in einen großen Mantel gehüllt, von der andern Seite der Straße her auf das Haus zutrat.

»Komm in den Garten,« flüsterte Flournoy der Geliebten zu und winkte mit dem weißen Tuche in der Richtung hinter das Haus. Dann ging er mit eiligen Schritten in der Straße hin und Melanie schloß mit bebender Hand das Fenster.

Nicht einen Augenblick hatte sie sich zu besinnen, sie ergriff ihren großen grauen Shawl, hing ihn über den Kopf, zog ihre Schuhe aus, nahm sie in die Hand, und

indem sie das Tuch fest um sich zog, glitt sie lautlos über den Gang. Dort öffnete sie eben so geräuschlos die hintere Thür des Hauses, und huschte durch den Garten nach der Dielenwand, welche dessen Rückseite von einem wüsten Bauplatze trennte.

Kaum war sie dort angelangt und wieder in die Schuhe getreten, als Flournoy's dunkele Gestalt über der Bretterwand emporstieg, sich über dieselbe in den Garten schwang und Melanie sich in seine Arme warf.

»Man will uns trennen, Melanie! kannst Du mich verlassen?« sagte Flournoy, indem er das zarte Mädchen an seine Brust und seine Lippen auf ihren rosigen Mund drückte.

»Nun und nimmermehr – ich bin Dein und will es bleiben, so lange mein Herz schlägt,« rief Melanie mit unterdrückter Stimme und schlang ihre Lilienarme um den Nacken des Geliebten.

»So gehe morgen Abend zur Kirche, nimm, um allen Verdacht zu vermeiden, Deine Freundin Olivia mit Dir, und nach beendigtem Gottesdienste lassen wir uns durch den Friedensrichter trauen. Dann bist Du meine Frau, und kein Gesetz der Erde kann uns gegen unsern Willen wieder trennen. Willst Du, Melanie – willst Du morgen mein süßes, mein geliebtes Weib werden?«

»Ob ich will, Alfred? Giebt es denn in diesem Leben noch einen anderen Wunsch für mich? Ich komme, um auf ewig Dein zu sein!«

Hiermit hielt sie Flournoy ihre vollen Lippen zum langen innigen Kusse hin, reichte ihm nochmals ihre kleine Hand, eilte zu dem Hause zurück und wieder ohne Schuhe durch dessen Gang in ihr Zimmer, ohne daß die Ihrigen einen Ton von ihr vernommen hätten.

Sie hatte schnell ihren Platz auf dem Sopha eingenommen, und als bald darauf ihre Mutter mit einem Lichte in der Hand in das Zimmer trat, schloß sie ihre Augen fest und that, als ob sie eingeschlafen wäre. Die Mutter trat mit inniger Theilnahme zu der geliebten Tochter, hielt das Licht über sich und blickte mitleidig auf die Schlafende, deren Wangen sich wieder lebhaft, ja höher, als gewöhnlich, geröthet hatten, und zögerte, sie zu wecken. Doch das Abendessen war bereit, Herr Terrel hatte schon am Tische Platz genommen, und ohne Melanie, das wußte die Frau recht gut, würde es ihm nicht munden.

»Mein bestes Mädchen!« sagte sie, indem sie die Ruhende auf die frisch rothe Wange küßte, »komm zum Abendessen, der Vater sitzt schon am Tisch.« Dabei hatte sie ihre Hand unter die Schulter der Tochter geschoben, und zog sie zu sich auf.

»Ach, liebe Mutter, ich bleibe viel lieber hier auf meinem Zimmer,« antwortete Melanie und fuhr, wie erwachend, mit der Hand über die Augen.

»Nein, nein, komm mit mir; das ist nichts für ein junges Mädchen, so seinem eigenen Kopf zu folgen. Sei nun gut und sei vernünftig, komm, laß Vater nicht sehen, daß Du geweint hast. Bist auch mein bestes Kind.«

Melanie folgte der Bitte ihrer Mutter, ging mit ihr nach dem Wohnzimmer und nahm schweigend ihren gewohnten Platz am Tische ein. Sie blickte nicht von ihrem Teller auf und ihr Vater schien seine Worte absichtlich nicht an sie richten zu wollen, sondern unterhielt sich, zu seiner Frau gewandt, über die Neuigkeiten des Tages. Dabei aber warf er einige verstohlene Blicke seitwärts auf Melanie, und schien mit Zufriedenheit ihre getrockneten Augen und wieder gerötheten Wangen zu bemerken.

Als dieselbe nach Tisch ein Licht nahm und eine angenehme Ruhe wünschte, sagte er mit besonderer Freundlichkeit:

»Gute Nacht, liebe Melanie; der Himmel gebe Dir einen recht gesegneten erquickenden Schlaf!«

Melanie aber ging nicht auf ihr Zimmer, um zu ruhen, denn Schlaf war fern von ihren Augen. Als sie die Thür hinter sich verschlossen hatte, öffnete sie ihre Commode und ihr Nähkästchen, und betrachtete alle die vielen, ihr lieben Kleinigkeiten, welche sie hier aufbewahrt hielt, und welche größtentheils Geschenke und Andenken von Freunden und Verwandten waren. Sie traf eine Auswahl unter ihnen und legte diejenigen, welche sie bei ihrer Entfernung aus dem elterlichen Hause begleiten sollten, in das Nähkästchen allein, um sie morgen zusammen in ihrem Beutel und ihren Taschen unterzubringen.

Dann legte sie den vollständigen Anzug, den sie am folgenden Abend benutzen wollte, zurecht, und begann zuletzt mit der Durchsicht ihrer Papiere, welche in Briefen von ihren jungen Freundinnen bestanden, und wovon

sie die größere Zahl dem Feuer in dem Kamin übergab. Dabei wichen ihre Gedanken nicht einen Augenblick von dem geliebten Bilde Flournoy's, welches vor ihrem Geiste schwebte, wohin sie auch blickte, und das Gefühl, für ihn, dessen liebende Gedanken jetzt sicher auch bei ihr waren, Opfer zu bringen, war ihr ein süßes, ein beseligendes.

Capitel 17.

Das Hahnengefecht. – Der Geplünderte. – Die Trauung. – Die junge Frau. – Die Entführung. – Die Heirath.

Fournoy stand um diese Zeit, in seinen Mantel gehüllt, in dem hellen Scheine einer großen Zahl von Fackeln zwischen einigen hundert Männern, die bei einem vor der Stadt gelegenen Wirthshause zusammen gekommen waren, um Hahnengefechte abzuhalten.

Hier und dort in der Menge stand ein Mann mit einem Hahn auf dem Arm, um ihn in der Versammlung zu zeigen, seine Schönheit, Größe, Kraft, Ausdauer und namentlich seinen Muth zu preisen, und liebkoste ihn, wogegen das Thier dann laut und herausfordernd aufkrähte, und worauf demselben von den verschiedenen Seiten her von andern Hähnen geantwortet wurde. Mitunter traten zwei solcher Hahneneigenthümer zusammen, wo sich dann die Thiere mit Gewalt aus den Armen ihrer Herren zu befreien suchten, um sich aufeinander zu stürzen, und sich mit den Schnäbeln wüthend entgegen hackten. Allenthalben wurden die Vortrefflichkeiten und die Mängel dieser Kämpfer besprochen, ihre Abstammungen genannt, die glorreichen Thaten ihrer Vorfahren, die meist alle den Heldentod auf dem Kampfplatz gestorben waren, gerühmt, und Wetten auf sie abgeschlossen.

Die Unterhaltung wurde immer lebhafter, wozu die starken Getränke, denen an dem Schenktisch in dem offenen Trinkzimmer fleißig zugesprochen wurde, viel beitrugen; denn durch dessen Thür drängten sich die Männer fortwährend aus und ein, und zur allgemeinen Aufmunterung wurden auch die Hähne zu dem Trinktisch getragen, und mußten dort ihre lauten Stimmen ertönen lassen. Hier wurden nun auch die Schiedsrichter für die bevorstehenden Kämpfe gewählt, die sich dann zusammen hinaus in das Freie begaben, um den Hähnen die Halsfedern und die Schwänze abzuschneiden, damit sie sich leicht bewegen könnten und ihren Gegnern weniger Gelegenheit böten, sich durch Festhalten mit dem Schnabel an ihnen ihre Spornschläge zu verstärken. Sie setzten sich zusammen auf Bänke nieder und nahmen, mit Scheeren bewaffnet, die kunstgerechten Operationen vor, während sich ein Kreis von Fackelträgern um sie bildete, die ihnen das nöthige Licht zu Theil werden ließen.

Nachdem nun die Hälse der Hähne vollkommen kahl geschoren und ihre Schwänze gestümpft waren, wurden die drei Zoll langen, dreischneidigen, sehr spitzen Stahlsporen den Richtern vorgelegt, dieselben gegen einander verglichen, den Hähnen ihre natürlichen Sporen mit einer feinen Säge gekürzt, und die metallenen Waffen vermittelst lederner Riemen darauf befestigt. Der schmetternde Ton einer Trompete, der anzeigte, daß der Kampf beginnen sollte, rief die Menge zu der Arena und wurde von den Hähnen mit Krähen aus vollem Halse beantwortet.

Die Versammlung, mit den Hahnenträgern in ihrer Mitte, zog nun dem unweit gelegenen Kampfplatz zu, der in einem, einige zwanzig Schritt weiten, und mit einer niedrigen Befriedigung umgebenen Kreis bestand, dessen sandige Fläche glatt und fest gestampft war. Alles drängte sich nun so nahe als möglich an die Einzäunung und namentlich nahmen die Fackelträger unmittelbar an derselben ihren Stand. Es war eine todtstille dunkle Nacht, durch welche das Fackellicht um so glühender und heller leuchtete. Die Schiedsrichter standen einander gegenüber an der Einzäunung und riefen jetzt die Eigner der beiden Hähne, die den Kampf beginnen sollten, beim Namen. Dieselben traten von entgegengesetzten Seiten in den Kreis und stellten sich, mit den Kämpfern auf den Armen, einige Schritte von einander entfernt hin. Der eine dieser beiden Männer, der einen gelben Hahn trug, war Mac Dower, der Händler, welcher Tallihadjo, dem Seminolenhäuptling, den Schimmel verkauft hatte. Kaum hatte er seinen Stand eingenommen, als er seitwärts in die Versammlung blickte und ausrief:

»Ich bin verdammt, wenn das nicht Ralph Norwood ist! Bei Gott, alter Kamerad, wie kommt Ihr hierher, habt Ihr das Singen bei dem alten Betbruder aufgegeben und seid wieder ächter Sportsman geworden? Willkommen hier; nun wettet einmal gleich auf meinen Hahn; besseres Blut hat nie auf Amerikanischer Erde gefochten.«

Ralph, der neben Garrett und Flournoy stand, gab ihm keine Antwort, auch befahlen die Schiedsrichter in diesem Augenblick, die Hähne niederzusetzen.

Kaum hatten die Thiere den Boden erreicht und fühlten sich frei, als sie mit einer solchen Gewalt aufeinander zuflogen, daß sie in der Luft mit den Brüsten zusammenschlugen und, rückwärts prallend, auf die Erde stürzten. Im Augenblick aber waren sie wieder auf den Füßen, sprangen sich abermals entgegen und schlugen mit den langen Stahlwaffen auf einander ein.

Ein wildes Hurrah schallte jetzt aus der Menge hervor, die Fackeln wurden geschwungen, und neue Wetten herüber und hinüber angeboten und abgeschlossen.

Der schwarze Hahn schien bei weitem stärker, als der gelbe zu sein, denn bei jedem Zusammenprallen wurde Letzterer von ihm weit in den Kreis zurückgeworfen, doch der gelbe war gewandter und gebrauchte seine Flügel mit mehr Leichtigkeit.

»Nun, Ralph, ich wette hundert Dollar auf meinen gelben Hahn, haltet Ihr sie auf den schwarzen?« rief Mac Dower seinem alten Bekannten zu, ließ einige wilde Schwüre und Flüche folgen und schwang seinen grauen Filz durch die Luft.

»Ich halte sie, hundert Dollar auf den schwarzen!« antwortete Ralph, da in diesem Augenblick der schwarze Hahn seinen Gegner wieder weit zurückgeschleudert hatte, dieser auf dem gestümpften Schwanz auf der Erde saß und seine blutige Brust zeigte.

»Hoho, Gelber, brauche deine Flügel, bei Gott, du wirst doch deinem Blute Ehre machen!« rief Mac Dower seinem Hahn zu, während ein donnerndes Hurrah für den schwarzen aus hundert Kehlen ertönte.

»Zweihundert Dollar auf meinen gelben! Ralph, setzt Ihr noch hundert zu?« rief Mac Dower diesem durch den Tumult zu.

»Ich bin es zufrieden!« antwortete Ralph, und schloß auch mit Flournoy eine Wette zum gleichen Betrage auf den schwarzen Hahn ab. Der gelbe aber hatte sich wieder erhoben, flog seinem Gegner prasselnd zu, sie trafen sich mit lautem Flügelschlag in der Luft, und stürzten beide neben einander regungslos zu Boden.

Der Jubel und die Hurrahs mengten sich jetzt mit dem Schmettern der Trompete, die wild geschwungenen Fackeln schlugen gegen einander und ihr Funkenregen sprühte über den Kampfplatz hin.

»Bei Gott, sie sind beide zur Hölle gefahren,« schrie es dazwischen, und die beiden Eigner der Hähne hoben diese vom Boden auf.

Der Stahlsporn des gelben war durch den Schädel des schwarzen gedrungen, saß darin fest, und hatte das Thier augenblicklich getödtet.

Sobald aber der Sporn aus dem Kopfe desselben gezogen war, stellte sich der gelbe Hahn hoch auf seine Füße und verkündete durch lautes Krähen und Schlagen mit den Flügeln seinen Sieg.

Es wurden zwei andere Hähne in den Kreis getragen, und mit derselben Begeisterung nahmen die Zuschauer Partei für den einen oder den andern. Die Thiere kämpften mit der größten Erbitterung, schon bluteten sie beide aus vielen Wunden, die ihnen die scharfen, durch sie hin fahrenden Stahlwaffen geschlagen hatten, schon waren

sie nicht mehr im Stande, die Flügel zu gebrauchen, sie konnten nicht mehr auf ihren Füßen stehen, und doch hackten sie, vor einander sitzend, mit den Schnäbeln aufeinander ein.

Die Schiedsrichter erklärten den Sieg unentschieden, und riefen den Eigenthümern der Kämpfer zu, sie aus dem Kreis zu entfernen, aber Jeder von ihnen behauptete immer noch die Ueberlegenheit seines Hahnes, und der eine rief:

»Wir wollen ihnen die Beine abschneiden und dann sehen, welcher noch fechtet.«

Beide Männer hatten unter stürmischem Beifallrufen der Zuschauer ihre Messer gezogen, durchschnitten damit den Hähnen die Kniegelenke, und setzten sie so ohne Füße in den Sand, worauf beide Thiere noch wüthend mit den Schnäbeln aufeinander loshackten.

Der stürmische Jubel über dieses wundervolle glänzende Gefecht verrieth deutlich die überwiegenden Gefühle, die in den Herzen der hier versammelten Männer lebten und in manchem von ihnen flammte die ihm angeborene Mordlust auf, der es nur augenblicklich an einem Gegner fehlte, um sich durch die That kund zu geben.

»Verdammt – das heißt Fechten!« – »Bei Gott, das ist Blut, wie mancher Kerl nicht in den Adern hat!« und ähnliche Ausbrüche der Begeisterung hörte man aus dem tobenden Haufen hervorrufen, während den verstümmelten Thieren die Köpfe abgerissen und ihre Plätze in der Arena durch frische Hähne ersetzt wurden.

So folgte ein Kampf dem andern und die Lust daran, sowie die Wetten steigerten sich unaufhaltsam, bis es an Hähnen fehlte, das Spiel fortzusetzen.

Es war schon gegen Mitternacht, als die Fackeln erloschen und die Männer sich in das Wirthshaus zurückbegaben, um bei einem kräftigen Trunk die verlorenen Wetten zu berichtigen.

Ralph hatte nach und nach fünfhundert Dollar an Mac Dower, dreihundert an Flournoy und noch einige andere Wetten verloren, so daß er schon über die Hälfte des Geldes, welches er heute früh so leicht erworben hatte, weggeben mußte. Er befand sich in einer sehr gereizten Stimmung, denn er hatte viel getrunken, und die Spannung, mit der er den Entscheidungen seiner Wetten gefolgt war, hatte ihn ungewöhnlich aufgeregt. Jene dumpfe Verzweiflung hatte ihn erfaßt, der sich der schwache, charakterlose Mann nach wiederholten schweren Unglücksfällen mit dem Gedanken hingiebt: ›Mag es nun auch gehen, wie es will!‹ und somit seinem Untergang blindlings und ohne Versuch zur Rettung entgegeneilt. Mehrere Gläser starken Grog's, die er mit den Gewinnern seines Geldes bei dessen Auszahlung trank, nahmen ihm noch vollends den letzten Rest aller Ueberlegung und Einsicht; kaum war er sich klar bewußt, daß Garrett und Mac Dower ihn in das Spielzimmer und an den grünen Tisch führten, und daß er dort Karten immer wieder mit Gold besetzte, wenn der Croupier das darauf stehende zu sich gezogen hatte. Die Lichter schienen ihm mit jeder Minute düsterer zu brennen und so wie die Karten

einen weißen Lichtschein um sich zu ziehen, er wankte mit dem Kopf herüber und hinüber, fiel zuletzt mit dem Gesicht auf seine Arme, die er vor sich auf dem Tische gekreuzt hatte, und erwachte aus dem todtenähnlichen Schlaf, der ihn hier überwältigte, erst am andern Morgen in seinem Zimmer auf dem Bett, wo er in seinen Kleidern ausgestreckt lag.

Mit dem ersten Augenblick des Bewußtseins trat auch die Erinnerung an seine verworfenen Handlungen rächend und folternd vor seine Seele und er schloß die Augen wieder, als scheue er sich, das Tageslicht und in ihm sich selbst zu erblicken.

So hatte er eine Weile gelegen und versucht, den Schlaf wieder zu sich heranzuziehen, um in ihm die letzte, ihm schreckliche Vergangenheit zu vergessen; die Vorwürfe und die Reue aber, so wie die Bilder der unausbleiblichen Folgen seiner Schlechtigkeit wurden mit jedem Augenblick in seinen Gedanken lebendiger, bald fühlte er sich kalt, bald warm, ein Angstgefühl schien ihm die Brust zusammenzuschnüren und mit einem Satze sprang er von dem Bett in die Mitte der Stube.

Sein erster Griff war in die Brusttasche nach seiner Brieftasche. Er zog sie hastig hervor, öffnete sie mit bebenden Händen, und fand sie leer. Auch nicht einen Dollar hatte man ihm gelassen! Mit einem gräulichen Fluch preßte er die Brieftasche in seinen Fäusten zu einer Kugel zusammen, schleuderte sie auf den Fußboden und stampfte wüthend mit dem Fuß darauf. Dann vergrub er die Hände in den Taschen seiner Beinkleider und lief wie

rasend in dem Zimmer auf und nieder. Endlich blieb er plötzlich stehen, fuhr mit der Hand durch sein wild um den Kopf hängendes Haar und begegnete seinen stieren hohlen Augen in dem Spiegel.

»Goddam!« schrie er mit knirschender Wuth, und stampfte abermals auf den Fußboden. Hätte er in diesem Augenblick einen Gegner vor sich gehabt, er würde ihn mit den Zähnen zerfleischt haben; so aber stand er, immer nur sich selbst vor Augen da, und seine Vorwürfe, seine Wuthausbrüche waren nur gegen sich selbst gerichtet. Bald tobte er, bald schien ihn ein Schwächegefühl übermannen zu wollen, wobei er dann auf sein Bett niederfiel und sein Gesicht in den Kissen verbarg, bis der Sturm seiner Gefühle abnahm und er anfing, seine Lage ruhiger zu überblicken.

Noch war es vor der Frühstückszeit, er mußte Garrett jedenfalls noch zu Hause treffen, er nahm seinen Hut, drückte ihn tief in die Augen, eilte in die Straße,und dicht an den Häusern hin zu dessen Wohnung. Es kam ihm wie eine Ewigkeit vor, bis man ihm die Thür öffnete; er fragte, ob Garrett zu Hause sei, und bekam die Antwort: derselbe wäre vor einer Stunde in einem Wagen von hier abgefahren. Ralph wurde todtenbleich bei dieser Nachricht, er fragte mit auffallend verstörter Miene, ob man nicht wisse, wann er zurückkehren werde? Die Negerin erwiederte aber, daß Herr Garrett Nichts darüber hinterlassen habe. Schweigend verließ Ralph das Haus, und kehrte auf sein Zimmer zurück, um dort mit seiner Verzweiflung allein zu bleiben.

Es war gegen zehn Uhr, als viele stattliche Carrossen der Wohnung des Präsidenten Forney zueilten, Damen und Herren in feinster Toilette an der hohen Marmortreppe ausstiegen und durch die weit geöffneten Flügelthüren in das Haus eintraten.

Heute sollte Frank Arnold und Eleanor Forney getraut werden.

In dem blauen Saal versammelten sich die, zu dieser Feierlichkeit geladenen genauern Freunde des Präsidenten und dessen Tochter, alle mit dem Ausdruck der Heiterkeit und der innigsten, freudigsten Theilnahme an dem Glück des Brautpaares und Forney's. Ein Hauch des Friedens schien die Räume zu durchwehen, die Unterhaltung war leise, und mit Verlangen sah man dem Erscheinen der Braut und des Bräutigams entgegen.

Der Präsident bemühte sich, seine glückliche Aufregung zu verbergen und allen Pflichten gegen seine Gäste nachzukommen; er war aber sehr bewegt, und oft verlor er den Faden der Unterhaltung und richtete seine glückstrahlenden Blicke nach der Thür.

Es schlug eilf Uhr, als ein Wagen vorfuhr, worauf alsbald der Geistliche in den Saal trat. Der Präsident eilte ihm entgegen, bewillkommnete ihn mit aller Form und Herzlichkeit, und empfing dagegen dessen innigste Glückwünsche. Bald darauf rollte abermals eine Carrosse vor die Marmortreppe, es war der Wagen Forney's, und

Frank Arnold, von zwei jungen Marineoffizieren begleitet, sprang aus demselben hervor. Auch ihm eilte der Präsident entgegen und empfing ihn in seinen Armen. Dann stellte er ihn dem Geistlichen vor, der ihm ebenfalls seine Glückwünsche darbrachte, und nun ging Frank von Einem zum Andern in der Versammlung, um Worte der Liebe und Freundschaft zu empfangen und zu geben.

Endlich öffneten zwei schwarze Diener die Flügelthüren des Zimmers, traten mit ehrfurchtsvoller Verneigung zur Seite, und Eleanor schritt, von ihren beiden Brautjungfern geführt, in den Salon. Glaube, Liebe und Hoffnung waren unverkennbar die Gefühle, die ihren Busen hoben, die sich auf ihren wunderbar schönen liebreizenden Zügen, in ihren seelenvollen dunkeln Augen spiegelten. Wonne und Seligkeit lag in dem süßen Lächeln ihres schönen Mundes, in der Thräne, die unter ihren langen Wimpern hervorglänzte.

Ueberrascht und anstaunend waren die Blicke aller ihrer Freunde und Freundinnen auf sie gerichtet, denn so schön, so lieblich hatten sie Eleanor nie zuvor gesehen. –

Der Präsident nahm freudebebend ihre Hand und führte sie dem Geistlichen entgegen, der sie mit seinen besten Wünschen überhäufte. Dann aber wandte sie sich mit einem Blick voll Seligkeit zu Frank, reichte ihm diesmal nur die kleine Hand und empfing dann von allen übrigen Freunden die Versicherungen wärmster Theilnahme an ihrem Glück.

Der weiße Saal wurde nun geöffnet, der Präsident nahm die Hand des Geistlichen und schritt mit ihm voran

durch die weite Thür, Eleanor, von ihren Brautjungfern geführt, folgte ihnen, ihr nach ging Frank Arnold zwischen den beiden Marineoffizieren, und paarweise traten dann die andern Freunde in den Saal und reihten sich im weiten Halbzirkel um den weißbedeckten Tisch, vor welchem der Geistliche seine Stellung nahm.

Frank und Eleanor standen ihm gegenüber in dem Halbzirkel der Freunde, und zu ihren Seiten ihre Führer und Führerinnen.

Wenn Eleanor auch im gewöhnlichen Leben leicht der Gewalt des Augenblicks erlag, und Freude wie Leid sie gleich mächtig bewegte, so war sie des gegenwärtigen doch vollkommen Herrin, und sie schien darthun zu wollen, daß nicht Zufälligkeiten, sondern ihr fester, vollkommen erkannter Wille sie hierhergeführt hatte.

Auch an Frank war es zu sehen, daß er des Ernstes, der Wichtigkeit dieses Augenblicks sich bewußt sei, und Beide folgten aufmerksam den an sie gerichteten ergreifenden Worte des Geistlichen. Er sprach von Herzen zu Herzen, einfach und gefühlvoll, und manche Thräne der Rührung verkündete sein Lob.

Die Trauung war in hehrster Feierlichkeit vollzogen, die Ringe gewechselt und der Geistliche hatte dem jungen Ehepaar seinen Segen ertheilt. Mit gleicher Seligkeit sanken sich Frank und Eleanor in die Arme, gaben einander den Kuß ewiger Liebe und Treue, und empfingen dann unter Freudenthränen die Segenswünsche des Präsidenten und aller Anwesenden.

Der Präsident war das Bild vollkommensten Glücks, der Ernst und die Ruhe, die ihn sonst niemals verließen, waren von ihm gewichen; es war ihm, als müsse er die ganze Welt an sein Herz pressen, als müsse er seine Freude auf Jedermann übertragen. Den alten Commodore Perrywill schloß er wiederholt in seine Arme; hier drückte er die Hand eines Freundes, dort berührten seine Lippen die einer Freundin, und überall verkündeten seine Worte die beglückenden Gefühle, welche seine Brust so freudig bewegten.

Nach der Trauung begab man sich in den blauen Saal zurück, wo die Brautjungfern Eleanor in das Sopha führten und zu ihren beiden Seiten Platz nahmen, damit sie nun auch die vielen andern Freunde, welche nicht an der Feierlichkeit selbst Theil genommen, empfangen und deren Wünsche entgegen nehmen konnte; denn das Haus war nach Landessitte nun für Jedermann geöffnet, und als die Glocke zwölf schlug, begannen sich alle Säle mit Bekannten und mit Fremden zu füllen. In einer endlosen Reihe wandelten Alle zu der schönen jungen Braut, wie die junge Frau während der Flitterwochen immer noch genannt wird, um ihr etwas Schönes, etwas Angenehmes zu sagen und ihr Huldigungen zu spenden. Von ihr begab man sich dann in den weißen Saal, wo auf der langen Tafel riesenhafte, bei Hochzeiten unvermeidliche *Fruitcakes* und auf dem Credenztisch die besten Weine und Spirituosa aufgestellt waren, und ein Jeder mußte den Kuchen kosten und ein Glas auf das Wohl der jungen Eheleute leeren. Während des ganzen Tages dauerten diese

Besuche bei der Braut fort, und erst als der Abend hereinbrach, beschränkte sich wieder die Zahl der Gäste in Forney's Haus auf die nähern Freunde der Familie.

Ralph Norwood hatte den Tag in finsterm brütendem Nachdenken auf seinem Zimmer zugebracht und war zuletzt zu dem Entschluß gekommen, an Garrett zu schreiben, da er vermuthete, er sei zu Hause gewesen und habe sich nur vor ihm verläugnen lassen. Er schrieb ihm, daß er weiter nichts von ihm beanspruche, als ihm behülflich zu sein, wieder in seine Heimath zurückzukehren, sagte ihm aber, daß er bestimmt und ohne alles weitere Bedenken den Betrug bei B... & Co. selbst anzeigen werde, für den Fall, daß er ihn im Stich ließe. Diese Erklärung bekräftigte er noch mit einem fürchterlichen Schwur, schloß dann den Brief und trug ihn, als das Tageslicht aus den Straßen verschwunden war, auf die Stadtpost.

Um diese Zeit war Flournoy in seiner Cajüte beschäftigt, Toilette zu machen, während Ritcher, der Obersteuermann, auf einem der Feldstühle saß, aus einer kleinen Pfeife rauchte, und dann und wann Unterhaltung mit dem Capitain führte.

»Die wievielte Frau wird diese reizende Blondine denn sein, die Sie heirathen, seit ich Steuermann auf dem Sturmvogel bin?« fragte er lachend, indem er nach dem Capitain aufblickte, der vor dem Spiegel stand und das weiße Halstuch, welches er umgebunden, in eine zierliche Schleife verknüpfte.

»Was weiß ich?« antwortete Flournoy lächelnd, »noch haben wir der Landungsplätze viele, in denen keine Frau auf meine Ankunft wartet. Es ist doch schön, wenn man allenthalben eine häusliche Einrichtung findet.«

»Wenn die Weiber nur nicht so leicht ungeduldig darüber würden, daß sie niemals Nachricht von Ihnen bekommen, auch nichts Gewisses über den Sturmvogel erfahren können und am Ende über allerlei Verdachtsgründe sich zu Tode grämten. Ein Glück, daß Sie nicht bei allen Leichenbegängnissen Ihrer Frauen zugegen sein müssen; diese Ehre ward bis jetzt nur denen zu Theil, welche ihre häusliche Einrichtung auf dem Sturmvogel gemacht hatten,« bemerkte Ritcher.

»Hoffentlich werde ich nicht lange Strohwittwer in diesem meinem Hause bleiben, nachdem wir wieder auf dem blauen Wasser schwimmen; wenn es nur die schöne Eloise zieren möchte! Sie bringt eine reiche Aussteuer mit, und wird den Obersteuermann ganz besonders bedenken.«

»Soll mir angenehm sein. Ich dagegen werde ihr zu der Copulation verhelfen; eine Hand wäscht die andere,« sagte der Steuermann, schlug ein Bein über und blies eine Rauchwolke nach der Decke der Cajüte, indem er seinen Kopf zurück gegen die Wand sinken ließ.

»Warum wird denn der schönen Blondine die Ehre nicht zu Theil, auf dem Sturmvogel zu residiren? dann würden doch die Flitterwochen etwas länger dauern,« fuhr er nach einer Weile fort.

»Ihr habt Eloise vergessen, es könnte Eifersucht geben,« erwiederte Flournoy.

»Dem wäre leicht vorzubeugen: die erste Frau wanderte nur von Ihrer Cajüte in die unsrige, wie der Brosamen von der Tafel des reichen Herrn zu dem armen Manne.«

»Und wenn wir wieder einmal eine Ladung hier absetzen wollten?«

»Nun, dann thut Madame einen Fehltritt über Bord.«

»Und man verlöre seinen guten Namen hier. Nein, es ist besser, sie führt während der Zeit meinen Haushalt in Baltimore, und wenn sie bis zu meiner Rückkehr das Warten nicht überdrüssig geworden ist, so sind wir wieder Mann und Frau,« sagte Flournoy und zog den Frack an, den er aus dem Schranke genommen hatte. »Wo bleiben aber meine Heirathszeugen, Garrett und Mac Dower? Es wird bald Zeit, nach der Kirche zu gehen,« fuhr er nach einer Weile fort, indem er vor den Spiegel trat, um sein Haar zu ordnen.

»Ich glaube, ich höre sie kommen,« erwiederte Ritcher, stand auf und ging auf das Verdeck hinaus.

»Hallo! Hier sind die Hochzeitsritter; ist der Bräutigam bereit, seinem Junggesellenstand Valet zu sagen?« rief einige Augenblicke später Garrett und schritt mit Mac Dower in die Cajüte.

»Ich stehe gleich zu Diensten,« erwiederte Flournoy mit einer Verbeugung; »die Herren trinken aber wohl erst ein Glas Wein?«

»Wein ist die Bibel des Sportsman, in der er Begeisterung findet. Lassen Sie uns ein Capitel daraus lesen!« entgegnete Garrett, legte Hut und Stock zur Seite und sank in dem weichen Divan nieder, während Mac Dower auf einem Stuhle Platz nahm.

»Und in dem Willen des Herrn Schwiegervaters ist also keine Aenderung eingetreten,« fuhr er fort, »was kann der alte Contofabrikant für einen Grund haben, Ihnen seine Tochter zu verweigern? Der Capitain eines so schönen Fahrzeugs, Theilhaber an demselben, und der schönste Mann in Baltimore! Ich möchte wissen, was für einen Schwiegersohn sich der alte Tintenkleckser eigentlich wünscht?«

»Er hat nichts weiter von sich hören lassen, und mir kann es nur angenehm sein, so bekomme ich doch nicht die ganze Familie auf die Tasche,« antwortete Flournoy, welcher in den Eingang getreten war und dem Cajütendiener befohlen hatte, Wein zu bringen.

»Wenn der alte Kerl den Braten nur nicht riecht und sein Töchterchen einsperrt,« bemerkte Mac Dower.

»Ich hoffe nicht; wir müssen es abwarten,« antwortete Flournoy und machte auf dem Tische Raum für den Wein und die Gläser, welche der Diener darauf niederstellte.

Flournoy schenkte ein und Garrett sagte, indem er ein Glas ergriff:

»Auf das Wohl der schönen Braut!«

»Und auf glücklichen Erfolg!« fiel Mac Dower ein, und alle Drei leerten ihre Gläser.

»Helfen Sie sich selbst, Gentlemen, und entschuldigen Sie mich für einige Augenblicke,« sagte der Capitain und verließ die Cajüte, um mit Ritcher, der auf dem Verdeck stand, noch einige Worte zu wechseln, während welcher Zeit Mac Dower die Gläser noch einigemale füllte und mit Garrett leerte.

»Ein verdammt guter Wein,« bemerkte Letzterer, indem er das Glas niedersetzte. »Sollte Ralph Norwood denn gar kein Geld mehr anschaffen können? Er hat viel Land und viel Vieh in Georgien. Vielleicht könnte er einen Wechsel auf dortige Gegend hier verkaufen,« sagte Mac Dower.

»Keinen Dollar. Er hat allen Credit benutzt, der ihm hier zu Gebote stand. Wir wollen uns fern von ihm halten, sonst wird er uns lästig,« antwortete Garrett, als Flournoy mit den Worten eintrat:

»Wenn ich jetzt bitten dürfte, meine Herren,« und seinen Mantel, den er aus dem Schranke hervornahm, über die Schulter warf. Er schraubte darauf das Licht der über dem Tische hängenden Ampel zu einer kleinen Flamme herab und verließ mit seinen beiden Gefährten die Cajüte. Auf dem Verdeck sagte er im Vorübergehen leise zu Ritcher:

»Scharfe Wacht. Bis morgen;« stieg dann auf das Werft hinunter und ging nach dem Wagen, der an dem Thor seiner harrte.

Alle Drei bestiegen denselben und fuhren dann der Kirche zu, deren hellerleuchtete Fenster bald durch die Finsterniß über den öden Platz zu ihnen herüberschienen.

Noch hatte der Gesang in dem Hause Gottes nicht begonnen, als Flournoy mit seinen Begleitern in einiger Entfernung davon den Wagen verließ und dem Kutscher die Weisung gab, hier in der Dunkelheit bis zu seiner Rückkehr zu warten.

Die Zahl der Kirchengänger schien heute groß zu sein, denn als der Capitain in die Kirchenthür trat und an deren innerer Seite, in seinen Mantel gehüllt, stehen blieb, drängten sich die Menschen eilig bei ihm vorüber, um möglicher Weise noch einen Platz zum Sitzen zu bekommen. Garrett und Mac Dower waren außerhalb des Gebäudes zurückgeblieben.

Flournoy hatte beim Eintreten seine Blicke spähend durch die Kirche gesandt und sich überzeugt, daß Melanie sich noch nicht eingefunden hatte. Nun hielt er seine Augen auf den Eingang geheftet und richtete sie auf das Gesicht jedes Eintretenden, da das durch die Thür hinausströmende Licht die Leute bis zur Straße hin erkennen ließ.

Melaniens Engelszüge wollten aber immer noch nicht erscheinen. Er fing an, unruhig zu werden, seine Augen spähten immer schärfer in die Straße hinaus und seine Brauen zogen sich düster zusammen. Plötzlich tauchten weithin aus der Finsterniß zwei weibliche Gestalten hervor, sie waren beide nicht sehr groß, es mußte die eine von ihnen Melanie sein. Sie war zwar verschleiert, doch es war ihr Gang; jetzt hatten sie das Licht erreicht, sie traten in die Thür ein, und mit einem Blick, der die Seligkeit

des Himmels aussprach, schauten die großen blauen Augen Melaniens zu dem Heißgeliebten auf. Bebend preßte sie den Arm der Freundin fester an ihren Busen, als wolle sie das Klopfen ihres Herzens unterdrücken, sie senkte den Kopf und schritt auf die letzte Bank zu, wo sie mit Olivia an deren Ende Platz nahm.

Die Andächtigen stimmten jetzt das Lied an, und auch Melanie öffnete ihr Gesangbuch; sie erkannte aber keinen Buchstaben darin, sie wußte nicht, welches Lied gesungen wurde und ließ ihre süße Stimme nicht ertönen, denn Alfred stand ja vor ihrer Seele und sagte ihr Worte der Liebe, die den Gesang weit übertönten.

Der Geistliche erhob sich nun und verrichtete das Gebet, Melanie hörte ihn nicht; er begann seine Rede und sprach von Tugend und Sünde, von Himmel und Hölle, zu Melanien drang keines seiner Worte, es gab für sie Nichts weiter, als den Himmel der Liebe, in dem sie sich befand.

Das letzte Lied ward angestimmt und Melanie war unter den Ersten, die sich erhoben und der Thür zuschritten.

Flournoy hatte seinen Platz verlassen, sie erkannte ihn aber weithin in der Dunkelheit; sie ging behenden Schrittes an dem Arm ihrer Freundin auf ihn zu, er trat ihr entgegen, legte ihren Arm in den seinigen, sagte mit bewegter Stimme einige Worte des Dankes zu Olivia und eilte mit Melanie, Garrett und Mac Dower nach dem Wagen, während Jene sich in dem Gedränge der Kirchengänger, die der Straße in die Stadt folgten, verlor.

Flournoy hatte seine süße Bürde in den Wagen gehoben und neben ihr Platz genommen, Garrett hatte sich auf den Rücksitz gesetzt und Mac Dower den Bock neben dem Kutscher bestiegen, als dieser die Peitsche schwang, die Pferde mit ihnen quer über den wüsten Platz davonjagten und bald darauf die nächste Straße erreichten, welche zurück in die Stadt führte. Bald ging es gerade aus, bald links, bald rechts, und nach zehn Minuten hielt der Kutscher in einer Straße, in welcher nur hier und dort eine düstere Laterne brannte, vor einem niedrigen Backsteinhaus die flüchtigen Rosse an. Mac Dower war der erste, der die Thür erreichte, die auf den Ton der Schelle sich öffnete und durch welche Flournoy mit Melanie am Arm jetzt eintrat. Seine Begleiter folgten ihm in ein erleuchtetes Zimmer, wo der Friedensrichter, wie er dem Capitain zugesagt hatte, seiner harrte.

Flournoy hatte Hut und Mantel von sich geworfen und schlug dann den Schleier von Melaniens lieblichem Antlitz zurück. Sie war bleich und ein Ausdruck von Bangigkeit war bei ihr nicht zu verkennen; als sich aber ihr Geliebter zu ihr niederbeugte und sie zärtlich in seine Arme schloß, erglänzten ihre Augen wieder und die Thräne, die sich hervorstahl, wurde von einem seligen Lächeln begleitet.

Flournoy nahm ihren Hut von ihren goldenen Locken, befreite ihre schöne, volle Büste von ihrem Mantel und führte sie vor den Tisch, auf welchem zwei Lichter brannten und eine Bibel lag.

Der Friedensrichter ließ sich nun die Namen des Brautpaars und die der beiden Zeugen nennen, trug sie in ein Buch ein und trat vor den Tisch, um die Trauung im Namen des Gesetzes zu vollziehen. Nachdem dies mit wenigen Worten geschehen war, wechselten die Neuvermählten die Ringe und empfingen dann die Glückwünsche des Friedensrichters, sowie die der beiden Zeugen.

Flournoy schloß Melanie jetzt in seine Arme und gab ihr den ersten ehelichen Kuß.

»Ewig, ewig Dein, Alfred!« sagte sie in seligem Bewußtsein ihres nun vollkommenen Glückes und schlang zärtlich ihre schneeigen Arme um seinen Nacken.

»Ewig Dein, Melanie!« flüsterte er ihr zu, griff dann nach ihrem Hut und Mantel und war ihr behülflich, ihre Toilette zu ordnen. Dem Friedensrichter drückte er Gold in die Hand, führte seine junge Frau nach dem Wagen, hob sie auf seinen Armen hinein und rief Garrett und Mac Dower »Bis morgen!« zu, als er den Schlag hinter sich schloß.

Melanie lag, die Glücklichste aller Sterblichen, in den Armen ihres Gatten und die Pferde flogen mit ihnen durch die Straßen dahin, um sie dem Boardinghaus zuzuführen, in welchem Flournoy mit seiner jungen Frau sich eingemiethet hatte.

Capitel 18.

Die Matrosencajüte. – Der Streit. – Execution. – Angenehme Nachricht. – Verwunderung. – Die trauernden Eltern. – Der Brief. – Flucht in das Land. – Das Signalement. – Der Rest der Ladung. – Falsche Zusage. – Der kalte Ritt. – Große Eile. – Das erschreckte Pferd. – Der rettende Schuß.

Es war nach Mitternacht; auf dem Werfte, an welchem der Sturmvogel lag, sowie auf den darangrenzenden herrschte ungestörte Ruhe und selbst das Plätschern und Murmeln der Wellen unter den Seiten der Schiffe war verstummt, denn auch die Bay schien in Schlaf gesunken zu sein, und auf ihrer dunkeln Oberfläche war kaum noch eine Bewegung zu erkennen.

Ritcher, der Obersteuermann, ging mit untergeschlagenen Armen auf dem Verdeck des Sturmvogels hin und her, richtete oft seine Blicke nach den Masten der Tritonia, die gegen den sternbedeckten Himmel zu erkennen waren, und blieb mehrmals, ehe er sich bei seinem Gang auf dem vordern Theile des Schiffes vor der Matrosencajüte umwandte, stehen und lauschte auf die Stimmen, die in derselben schon seit einiger Zeit laut und immer lauter geworden waren.

Innerhalb dieser Cajüte saßen viele der wettergebräunten, wüst und wild aussehenden Gesellen, aus denen die zahlreiche Schiffsmannschaft bestand, um einen roh gezimmerten Tisch, der augenscheinlich nur für die

Gegenwart geschaffen war, und spielten Karten. Andere lagen und saßen auf dem Fußboden und noch andere hatten sich auf die in den Wänden angebrachten Betten hingestreckt und hielten, rauchend oder Tabak kauend, ihre Aufmerksamkeit auf den Gang des Spiels gerichtet. Die Cajüte war sehr niedrig, so daß ein großer Mann nicht aufrecht darin stehen konnte, weshalb der Rauch der vielen brennenden Tabakspfeifen sie so dicht und undurchsichtig angefüllt hatte, daß das einzige Oellicht, welches in der alten schmutzigen, unter der Decke hängenden Laterne brannte, nicht im Stande war, mit seinem Schein den Raum vollkommen zu durchdringen und, aus einiger Entfernung gesehen, wie eine rothe, feurige Kugel erschien.

Zwischen den dunkeln, schwarzbehaarten Gesichtern war ein blonder Kopf zu sehen, der einem gedrungenen, breitschulterigen Burschen angehörte und den deutschen Matrosen erkennen ließ.

Wilhelm, so war der Name dieses Seemanns, unter welchem er seinen Kameraden bekannt war, wurde von diesen kurzweg Will genannt, und stach von ihnen ab, wie ein weißer Rabe zwischen seinen schwarzen Gefährten.

Auf dem Tische stand ein Krug mit Branntwein, ein anderer mit Wasser und ein Glas, aus welchen sich bald der Eine, bald der Andere zu einem Trunk verhalf.

»Du hast betrogen!« rief Will plötzlich einem ihm gegenüber sitzenden Portugiesen zu, »ich habe es recht gut

gesehen, daß Du die Karte unter dem Tische vertauschtest.«

»Verdammter Deutscher!« schrie der Andere und warf ihm die Karten in's Gesicht.

Will aber beantwortete den Gruß mit einem deutschen Fauststoß auf die Stirn seines Widersachers, so daß derselbe von dem leeren Mehlfaß, auf dem er saß, rücklings zu Boden stürzte.

Wuthschäumend war der Portugiese aufgesprungen, hatte sein Messer gezogen und wollte auf Wilhelm, in dessen Hand gleichfalls ein langer Stahl blitzte, zustürzen, als der Ruf Jerco's, des zweiten Steuermanns: ›Ruhe, im Namen des Capitains Flournoy!‹ die Umstehenden zwischen die Streitenden warf, diese dem Deutschen sowohl wie dem Portugiesen das Messer entwanden und sie von einander abhielten.

Jerco, der nahe an dem Eingang in einem der Betten gelegen und von dort aus ein wachsames Auge über die Mannschaft gehalten hatte, war jetzt mit dem Rücken an die Thür getreten und sagte mit einer durchdringenden, wenn auch nicht sehr lauten Stimme:

»Ihr habt vergessen, was für eine Strafe auf Raufereien unter Euch steht. Glaubt ja nicht, daß der Capitain sie Euch erließe. Ihr würdet Beide, sobald wir in See kämen, an einem Tau unter dem Kiel des Schiffes durchgezogen werden, wenn er diesen Auftritt gewahr würde. Also seid ruhig, wenn ich schweigen soll.«

»Ho, ho, meinetwegen könnt Ihr es ihm sagen,« rief der Portugiese, »er wird mir Recht geben, wenn ich ihm

verrathe, daß dieser Schurke mir vor einigen Tagen den Vorschlag machte, zu desertiren. Er sprach auch davon, daß man später, wenn die Regierung einen hohen Preis auf den Piraten gesetzt haben würde, dessen Schlupfwinkel verrathen und eine bedeutende Belohnung dafür davontragen könnte.«

Wilhelm gab keine Antwort auf diese Anschuldigung, riß aber einem der Umstehenden das Messer aus der Scheide, warf mit einer Löwenkraft die ihm entgegentretenden Männer zu Boden, sprang über sie hin, und würde im nächsten Augenblick seine Waffe in der Brust des Portugiesen vergraben haben, hätte Jerco nicht von hinten seinen Arm erfaßt und ihn zurückgehalten. Die ganze Mannschaft fiel jetzt über den Deutschen her, band ihm Hände und Füße und stopfte ihm einen Theil eines rothen wollenen Hemdes in den Mund, um den gellenden Schreien, welche er ausstieß, ein Ende zu machen.

In diesem Augenblick ertönten an der Thür drei schwere Schläge, die wie drei Zauberworte alle Stimmen in der Cajüte verstummen ließen. Niemand regte sich und Alle blickten nach dem Ausgang. Nur Jerco öffnete die Thür und schritt auf das Verdeck hinauf, wo Ritcher in der Dunkelheit vor ihm stand.

»Das war wieder Will; der Kerl thut nicht gut,« sagte der Obersteuermann.

»Fabiano, der Portugiese, warf ihm vor, er habe ihn zur Flucht aufgefordert und eine hohe Belohnung in Aussicht gestellt, wenn sie unsere Schlupfwinkel verriethen. Er hat ihm nicht widersprochen,« sagte Jerco.

»Ich habe ihm niemals getraut; wir schenkten ihm das Leben und nahmen ihn unter uns auf, als wir das Schiff, auf dem er fuhr, in den Grund versenkten. Er ist gegen seinen Willen unter uns und könnte uns gefährlich werden. Laßt zwei Barren Blei heraufholen,« sagte Ritcher, trat an die Brüstung des Schiffes und blickte über sie hinunter in das ruhige, dunkele Wasser.

Jerco war in die Cajüte gegangen, von wo er sogleich mit vier Matrosen zurückkehrte und dieselben in den untern Schiffsraum sandte. Bald darauf stiegen diese wieder aus der Luke an das Verdeck empor und legten hier zwei schwere Stücke Blei nieder. Dieselben wurden einzeln mit Stricken in Segeltuch eingebunden und auf Ritchers Befehl in die Matrosencajüte getragen, wohin er selbst nun folgte. Ein Wink dieses Mannes war hinreichend, der Mannschaft zu sagen, was sie zu thun habe; die Stücke Blei wurden dem gebundenen Wilhelm schnell um den Hals und um die Füße befestigt, der Obersteuermann winkte abermals und der gefesselte Matrose wurde, trotz der verzweifeltsten Anstrengungen, trotz Zuckens und Stoßens mit den Füßen, von sechs Mann aufgehoben und, da ihm der Mund verstopft war, lautlos hinaus auf das Verdeck an die Brüstung getragen. Ritcher, der dorthin vorangegangen war, beugte sich abermals über das Wasser, schaute spähend eine Weile auf demselben hinauf und hinab, warf dann noch einen Blick in die Tiefe unter sich und winkte den Matrosen zu, indem er einen Schritt zur Seite trat, und sagte: »Ueber Bord mit ihm; den Kopf voran.«

Im Augenblick nachher ward Wilhelm auf die Brüstung gehoben; sein Oberkörper senkte sich zuerst, von dem schweren Blei gezogen, an der Seite des Schiffes hinunter, seine Füße folgten ihm nach, er schoß in die Tiefe hinab, ein dumpfer Schlag und ein hohles Gurgeln des Wassers wurde gehört, und Alles war wieder ruhig.

Die Matrosen waren mit Jerco in die Cajüte zurückgekehrt, Ritcher blieb allein auf dem Verdeck. Er legte sich mit seinen Armen auf die Brüstung, da, wo Wilhelm von ihr hinabgesunken war, und hielt seine Blicke auf die Wasserfläche unter sich gerichtet, die sich kaum noch in leichten Kreisen bewegte und auf der die Sterne hell und glänzend funkelten.

Bald darauf zog von Norden her schweres Gewölk am Himmel auf, ein schneidend kalter Wind strich über das Land, und als der Morgen kam, trieb er einen eisigen Regen und Schneegestöber vor sich hin.

»Gottlob!« sagte der alte Dosamantes zu Eloisen, indem er zu ihr in die Cajüte trat, wo dieselbe den Frühstückstisch deckte, heute Abend oder spätestens morgen wird das Mehl hier ankommen, auf das ich so lange habe warten müssen. So eben erhalte ich einen Brief von Richmond, daß es abgeschickt ist. Wäre es länger ausgeblieben, so hätten wir hier einfrieren und Monate lang liegen können; so aber werden wir hoffentlich in wenigen Tagen segelfertig sein.«

»Auch ich bin froh, Vater, daß wir bald diesen. Platz verlassen, die Nähe der Leute auf jenem schwarzen Schiffe ist mir unangenehm. Auch freue ich mich darauf, den sonnigen, schönen Süden wiederzusehen. Wenn wir nur erst in See sind,« erwiederte Eloise, nahm das nöthige Tischgeräth aus einem Wandschrank und trug es auf die Tafel.

»Ich weiß auch gar nicht, worauf der Capitain des Sturmvogels noch wartet? Er läßt immer noch an dem Schiffe arbeiten, und, so viel ich sehen konnte, war es schon lange seefertig. Ladung nehmen sie nicht ein, das Wetter droht mit starkem Frost und doch rührt sich noch Niemand auf dem Verdeck, um Anstalt zur Abreise zu machen. Ich werde nicht klug aus dem Burschen. Wenn er nur hier liegen bleibt, bis wir fort sind,« sagte Dosamantes, indem er sich an dem Tische niederließ und Loredo die Speisen auftrug. Eloise hatte das Futterglas von dem Vogelbauer genommen, um es für ihren kleinen Liebling mit Samen zu füllen, als der alte Diener sagte:

»Der Capitain des Sturmvogels hat sich gestern Abend verheirathet.«

Eloise schrak bei diesen Worten so heftig zusammen, daß ihr das Glas und die Schachtel mit Samen aus der Hand an die Erde fiel. Sie war bleich geworden und bückte sich rasch zur Erde nieder, um die Körner zusammenzustreichen und den Eindruck vor ihrem Vater zu verbergen, den diese unerwartete Neuigkeit auf sie gemacht hatte.

»Ja so, nun ist es mir erklärlich, weshalb er so lange hier gezögert hat,« sagte Dosamantes und fragte dann den Schwarzen:

»Hat der Capitain denn seine junge Frau bei sich an Bord?«

»Nein, er wohnt mit ihr bei der Wittwe Henschaw, die ein Boardinghaus hält. Sie ist Madame Sukop heute früh auf dem Markt begegnet und hat ihr die Neuigkeit erzählt,« erwiederte Loredo; dann wendete er sich zu Eloisen und sagte:

»Bemühen Sie sich nicht, Fräulein, ich werde den Samen sogleich aufnehmen.«

Doch diese fuhr fort, denselben selbst mit einem Tuch zusammenzustreichen und ihn in die Schachtel zu schütten.

Zu derselben Zeit, als Dosamantes mit seiner Tochter das Morgenbrod verzehrte, saß auch die Familie Terrel bei dem Frühstückstisch.

Der alte Buchhalter hatte den Kopf auf seine linke Hand gestützt und blickte, in Gedanken versunken, in die Kaffeetasse, in der er mit dem Löffel rührte. Madame Terrel hatte auch keine Worte, sie hob von Zeit zu Zeit die Tasse an ihren Mund und trank einen Schluck von dem Lieblingsgetränk, doch sah man es ihr an, daß ihre Gedanken anderswo weilten und daß ihr Inneres schmerzlich bewegt war, denn sie bemühte sich vergebens, die Thränen, die ihren Augen entquollen, zurückzuhalten, und ihre Athemzüge waren oft tief und von einem krampfhaften Beben begleitet.

Die Kinder hatten den Tisch verlassen, ihre Bücher genommen und waren zur Schule gegangen, als Terrel, ohne seine Stellung zu ändern, zu seiner Frau sagte:

»Das ist nun der Dank für alle Pflege und Sorge, die wir auf das Mädchen verwendet haben! Keine Kosten, keine Mühe haben wir gescheut, um sie Alles lernen zu lassen und ihr eine anständige, fromme Erziehung zu geben, und nun geht sie uns heimlich mit einem fremden Manne durch, von dem man nur weiß, daß er sich noch vor nicht langer Zeit in der schlechtesten Gesellschaft herumgetrieben hat.«

»Gott mag es wissen, was das Kind so bethören konnte!« seufzte die Frau und trocknete ihre Augen.

»Was sie bethört hat? Die glatten Worte eines schönen Verführers,« antwortete Terrel, indem er die Faust ballte.

»Giebt es denn aber kein Gesetz, das uns gegen ihn beschützt?«

»Gesetz? – Liebe Frau, Du weißt doch wohl, daß wenn sie sich haben trauen lassen, worüber kein Zweifel ist, Niemand in der Welt, selbst der Präsident nicht, das Recht hat, dem Mann die Frau zu nehmen. Das Gesetz schützt ihn, nicht die Eltern, denen er das Kind geraubt hat,« sagte der Buchhalter und ließ beide Arme vor sich auf den Tisch sinken.

In diesem Augenblick wurde die Schelle an der Hausthür gezogen, Madame Terrel eilte hinaus, um zu sehen, wer da sei, und kam mit einem Brief zurück, den sie weinend und mit zitternder Hand vor ihren Mann auf den

Tisch legte; denn nur zu wohl erkannte sie in der Aufschrift die Hand ihrer Tochter.

Terrel, an welchen der Brief gerichtet war, öffnete und las ihn.

»Wie ich es sagte, sie ist verheirathet und bittet um unsere Vergebung. Sie nennt sich die glücklichste Frau auf Erden; Gott mag es geben, daß sie es wird. Sie hat ihr Schicksal in ihre eigenen Hände genommen, wir haben keinen Theil mehr daran.«

»Vielleicht wendet sich doch noch Alles zum Guten, lieber Terrel; sie hat Flournoy lieb und die Liebe der Frau hat großen Einfluß auf den Mann,« sagte Madame Terrel mit einem bittenden Tone.

»Das will ich ihr wünschen. Sie hat sich von uns losgesagt und wir sind geschieden,« erwiederte der Buchhalter mit vollster Bestimmtheit, stand auf, hüllte sich in seinen Mantel, nahm seinen Hut und Regenschirm und verließ das Haus, um sich nach dem Geschäftslokal zu begeben.

Ralph Norwood verbrachte diesen Tag, sowie den vorigen in einem Zustand der Verzweiflung, denn Garrett hatte noch Nichts von sich hören lassen. Er selbst wußte sich ohne dessen Hülfe nicht zu rathen, er hatte weder Geld, länger hier leben zu können, noch weniger, sich nach seiner Heimath zurückzubegeben, er durfte sich hier nicht einmal öffentlich sehen lassen, aus Furcht, erkannt und wegen seiner Fälschung zur Rechenschaft gezogen zu werden, und er sah keinen andern Ausweg aus dieser peinlichen Lage, als seinem Leben, welches

nichts als Schande und Vorwürfe für ihn hatte, ein Ende zu machen. Die Nacht hatte er abermals ohne allen Schlaf zugebracht und blickte bei dem neuen Tageslicht auf die schneebedeckten Häuser und Gärten, auf welche ihm sein kleines Fenster die Aussicht gewährte. Er dachte an seine sonnige Heimath zurück, dachte an die immergrünen Wälder, an die schönen Blüthen und goldenen Früchte der Bananen-, Orangen- und Granatbäume, sah in Gedanken das alte, vermoderte Blockhaus seines todten Vaters, und blickte dann in dem engen Zimmer umher, in dem er jetzt, wie in einem Gefängniß, saß, und dann wieder hinaus auf den Schnee. Ach, wie wünschte er sich in jene verfallene Hütte zurück, wie gern hätte er den Pflug und die Axt in die Hand genommen und gearbeitet, bis ihm das Blut unter den Nägeln gestanden hätte. Aber von hier fort zu kommen, war nicht möglich ohne die Hülfe des treulosen Freundes.

Plötzlich öffnete sich die Thür und Garrett trat eilig herein.

»Sie sind in Sorgen gewesen, Norwood,« sagte er, indem er ihm die Hand reichte, »es war mir aber nicht möglich, Sie von der dringenden Reise, die ich gemacht habe, vorher zu unterrichten. Ich bin soeben zurückgekehrt und komme, Ihnen zu sagen, daß Sie sofort die Stadt verlassen müssen, da man Ihnen auf der Spur ist. Sie dürfen keine Stunde länger hier verweilen. In der soeben erschienenen Zeitung haben die Herren B… & Co. eine so treffende Beschreibung von Ihnen, nebst unserm Spaß, den wir ihnen gespielt haben, veröffentlicht, daß Sie ein

Jeder erkennen muß, der Sie einmal gesehen hat. Außerdem weiß ich von einem Constabel, mit dem ich bekannt bin und der mir und meinen Freunden schon manchen Dienst heimlich erwiesen hat, daß man hart auf Ihrer Fährte ist; darum schnell fort von hier, ehe es zu spät wird. Machen Sie sich fertig, ich laufe rasch hin und hole einen Wagen.«

Hiermit sprang Garrett, ohne Ralphs Antwort zu erwarten, zur Thür hinaus und ließ diesen mit dem Schreck und der Angst, in die ihn jene Mittheilung versetzt hatte, allein zurück. Nur wenige Minuten später trat er abermals in's Zimmer, rief Ralph zu, ihm zu folgen, und Beide eilten aus dem Hause in die Kutsche, die ihrer vor der Thür harrte. Als sie den Schlag hinter sich geschlossen hatten und der Wagen mit ihnen davon rollte, sagte Garrett zu seinem stummen Gefährten:

»Ich bringe Sie zu einer mir bekannten Frau, die einige Meilen von hier an der Straße nach Philadelphia ein einsam gelegenes Haus bewohnt und mir und meinen Freunden verpflichtet ist. Wir geben ihr ihren Lebensunterhalt, wogegen sie uns gelegentlich auch gefällig sein muß; wir dürfen uns auf dieselbe verlassen, denn eher setzte sie ihr Leben ein, ehe sie uns verrathen würde. Dort sind Sie vor der Hand sicher, und noch heute will ich mit Flournoy sprechen, der soll Sie, wenn er von hier abfährt, bis nach Norfolk, oder dort in die Nähe mitnehmen, von wo aus Sie dann mit dem Dampfschiff über Richmond nach Hause reisen können. Hier sind hundert

Dollar, die vollkommen zur Bestreitung der Reisekosten ausreichen.«

Ralph steckte das Geld ein und dankte Garrett für seine Freundschaft, denn jetzt, als die letzten Häuser der Stadt von ihnen zurückgelassen waren, athmete er wieder freier, und die Hoffnung, seine Heimath wieder zu sehen, gab ihm neuen Muth. In weniger als einer Stunde hielt der Wagen mitten im hohen Walde unweit der Straße vor einem kleinen Bretterhause an, und Garrett wurde beim Aussteigen von der Bewohnerin desselben, einer Frau Sloan, begrüßt.

»Siehe da, Herr Garrett, habe ja lange nicht das Vergnügen gehabt, Sie bei mir zu sehen. Was bringen Sie mir Neues und womit kann ich Ihnen dienen?« sagte die Frau, eine hagere, knochige Gestalt, mit schwarzem ungeordnetem Haar und blitzenden dunkeln Augen. Ihre vernachlässigte Kleidung stimmte mit der Ausstattung des Zimmers, in welches sie ihre beiden Gäste führte, vollkommen überein, denn es sah ärmlich, unordentlich und schmutzig darin aus. Von dem einzigen Stuhl, den man hier erblickte, war die halbe Rücklehne abgebrochen, auf dem alten Tisch lag ein Hausen süßer Kartoffeln nebst den Schalen derer, die schon geschält waren, vor dem kleinen Holzfeuer in dem Kamin stand eine blecherne Kaffeekanne und ein eiserner Brattopf, und in der altergrauen wurmstichigen Bettstelle lagen eine Menge zerrissener Decken, unter denen an den Seiten das Stroh hervorsah, welches das Lager bildete.

Frau Sloan stellte den Stuhl vor das Kamin, rückte noch einen hölzernen Kasten dabei, bat die Gäste darauf Platz zu nehmen und lehnte sich dann an das Gesimse des Kamins, um zu hören, was Garrett von ihr wünsche.

Dieser theilte ihr nun mit, daß Ralph sich einige Zeit bei ihr verborgen halten solle und daß sie alle Vorsicht anwenden müsse, um ihn etwaigen Nachforschungen zu entziehen.

»Nichts leichter, als dies,« sagte die Frau, »bei Tag geht der Herr auf die Jagd, dort im Schrank steht eine gute Doppelflinte, und wenn er mit der Dunkelheit nach Hause kommt, verschließen wir die Thür. Sie kennen ja den Weg an dem Seil aus dem Dachfenster herab, Herr Garrett, für den Fall, daß man uns einen nächtlichen Besuch machen sollte, der Strick hängt dort immer zur Hand und, einmal aus dem Hause, ist man gleich im Walde. Der Herr ist hier außer aller Gefahr.«

Nach nochmaliger Aufforderung zur Vorsicht nahm Garrett Abschied von Ralph, versprach ihm, bei seiner Rückkehr zur Stadt sofort mit Flournoy zu reden, damit dieser ihn bis Norfolk als Passagier mitnähme, drückte dann der Frau Sloan einige Dollar in die Hand und begab sich in den Wagen, der ihn eilig zur Stadt zurücktrug.

Der Präsident Forney war heute zur Frühstückszeit in den Speisesaal getreten, noch ehe das junge Ehepaar dort erschienen war. Er ging mit Heiterkeit und glücklicher Zufriedenheit auf seinen Zügen, während die Diener die Speisen auf den Tisch trugen, im Zimmer auf und ab, schaute im Vorüberschreiten aus den Fenstern auf den

schneebedeckten Garten und warf wiederholt einen erwartungsvollen Blick auf die Seitenthür, von woher seine Kinder kommen mußten. Jetzt öffnete sich dieselbe und Frank und Eleanor traten Arm in Arm in den Saal. Sie eilten dem Präsidenten entgegen, Eleanor schlang ihre Arme um den geliebten Vater und küßte ihn zum Morgengruß, während Frank ihm die Hand mit Liebe und Wärme drückte und seine Freude darüber aussprach, ihn so frisch und wohl zu sehen.

»Mir hat der liebe Gott nun alle meine Wünsche erfüllt, und jeder Tag, um den er mein beneidenswerthes glückliches Leben noch verlängert, ist eine Zugabe, wofür ich ihm noch besonders dankbar sein muß,« sagte der Präsident, indem er um beide Kinder seine Arme schlang und sie zu dem Frühstückstisch führte.

»Den Frost hat der Himmel mir auch zu Gefallen geschickt,« fuhr er fort, als sie Platz genommen hatten, »damit ich Euch noch länger bei mir behalte, denn die Bay wird sich bald mit Eis bedecken, so daß kein Dampfboot mehr fahren kann, und mit der Post dürft Ihr in dieser Kälte nicht reisen.«

»Wie gern lassen wir uns bei Ihnen zurückhalten, hierzu bedarf es so strenger Mittel nicht,« erwiederte Frank.

»Könnten wir Dich nur mit uns nehmen, guter, bester Vater!« sagte Eleanor, indem sie zärtlich seine Hand ergriff und ihre Lippen darauf drückte.

»Einen alten Baum darf man nicht in eine fremde Erde verpflanzen, das verträgt nur die Jugend. Aber besuchen werde ich Euch in Eurem Paradiese, und wenn es dort

im Sommer zu heiß wird, dann nehme ich Euch mit mir hierher,« erwiederte Forney, als ein Diener eintrat und die neue Zeitung auf den Tisch legte.

Der Präsident nahm sie auf, um sie in gewohnter Weise zu durchblättern, drehte seinen Stuhl etwas zur Seite, um das Licht besser auf das Blatt fallen zu lassen, und legte sich behaglich zurück gegen die Lehne des Sessels.

Frank hatte seinen Arm um Eleanor geschlungen und wartete mit ihr auf die Mittheilungen, die der Präsident ihnen aus der Morgenzeitung stets zu machen pflegte.

Dieser hatte ihnen einen Artikel über den bevorstehenden Besuch Lafayettes vorgelesen, dann Bruchstücke aus den Verhandlungen im Congreß zu Washington zum Besten gegeben, und mehrere Explosionen aus Dampfbooten hervorgehoben; als er nach einer Weile sagte:

»Da ist wieder ein schändlicher Betrug an einem unserer Mitbürger begangen worden. Den Herren B… & Co. dahier hat ein Gauner einen gefälschten Creditbrief von 4000 Dollar vorgezeigt und das Geld dafür ausgezahlt bekommen. Da steht auch die Beschreibung des Spitzbuben, der die Fälschung verübt.«

Dann schwieg er, blickte eine Zeit lang mit auffallender Spannung auf das Papier, ein Ausdruck der Entrüstung zeigte sich auf seinem Gesicht, er faltete das Papier zusammen und verbarg es in seiner Brusttasche.

Frank sowohl als Eleanor hatten den Eindruck bemerkt, den der Artikel auf den Präsidenten gemacht hatte, und Ersterer fragte denselben:

»Hat der Betrug, von dem Sie lasen, vielleicht einen Bezug auf die Bank?«

»Nein, nein,« antwortete der Präsident, »es ist mir nur leid, daß er die Herren B… & Co. betraf, sie sind mir sehr befreundet. Es wird aber Zeit, daß ich mich nach der Bank begebe.«

Mit diesen Worten erhob sich Forney, empfing von Eleanor noch einen Kuß, drückte Frank die Hand und verließ das Zimmer.

»Ich möchte doch wissen, was der Vater da Unangenehmes in der Zeitung gelesen hat. Er war ernstlich davon ergriffen und hat gegen seine Gewohnheit das Blatt mit sich genommen,« sagte Eleanor, als sie durch das Fenster dem Präsidenten nachblickte, der raschen Schrittes in der Straße hinunter ging.

»Das können wir bald gewahr werden,« erwiederte Frank, »das Zeitungsbüreau ist ja hier in der Nähe. Ich will schnell ein Exemplar davon holen lassen.«

Er zog die Schelle und trug dem darauf eintretenden Diener auf, das Blatt schnell zu holen. Nur kurze Zeit nachher kam derselbe mit der Zeitung in der Hand in das Zimmer zurück und überreichte sie Frank.

»Ich bin doch neugierig, was das gewesen sein mag. Es war entweder der Artikel über den Betrug, oder ein anderer, der ganz nahe dabei stand,« sagte Frank, indem er an das Fenster trat und das Blatt öffnete, wobei Eleanor ihre Hand auf seine Schulter legte und über dieselbe auf das Papier schaute.

»Dies ist der Artikel, den Vater gelesen hat und hier folgt die Beschreibung des Gauners,« fuhr Frank fort und las nun das Signalement. Er as es aber nur halb zu Ende, als er die Hand mit der Zeitung vor sich herabsinken ließ und Eleanor sagte:

»Um Gottes Willen, die Beschreibung gleicht ja dem Herrn Norwood.«

Frank gab keine Antwort, er war bleich geworden, trat an das Kamin und warf die Zeitung in das Feuer.

»Es ist unmöglich, so tief kann Ralph nicht gefallen sein,« sagte er, auf das Heftigste erschüttert, »und doch steht die Beschreibung ganz und gar mit seinem Aeußern in Einklang.«

»Ach nein, es ist ja nicht möglich, das Signalement paßt ja auf hundert Andere. Wie sollte der Herr Norwood dazu kommen, da Du ja hier warest und er Dich um Hülfe ansprechen konnte, wäre er in der Noth gewesen,« sagte Eleanor beschwichtigend.

»Falsche Scham, beste Eleanor, führt oft zum Verbrechen,« antwortete Frank, indem er seine junge Frau bei der Hand nahm und den Saal mit ihr verließ.

Einige Tage später war keine Wolke am Himmel zu sehen; die Sonne schien heiter und prächtig auf die schneebedeckte Landschaft, und die Leute in den Straßen der Stadt Baltimore bewegten sich mit verdoppelter Eile, denn die Kälte war ungewöhnlich streng und stand im

grellsten Widerspruch mit der glühenden Hitze, die während des Sommers hier herrscht.

Der Arm der Bay der sich an der südlichen Seite des Forts von Baltimore hinaufzieht, wo sich bei Spring Garden der Patapscofluß in denselben ergießt, so wie das Bassin an der Stadt selbst war schon mit einer starken Eisdecke überzogen, und auch an der Point, wo die größern Seeschiffe lagen, fing das Wasser in der Nähe der Ufer an zu frieren.

Es war Nachmittags, als ein Schooner an die Seite der Tritonia anlegte und die Mannschaften beider Schiffe sich mit allen Kräften daran begaben, die Ladung Mehl, welche der Schooner gebracht hatte, auf das andere Fahrzeug überzuladen. Dabei ging der alte Dosamantes, mit den Händen in den Taschen seines dicken Winterrocks, geschäftig auf dem Verdeck auf und ab, um die Arbeit der Matrosen zu überwachen und seine Befehle, wo sie nöthig waren, zu ertheilen; denn er hoffte am nächsten Tage seine Ladung zu complettiren, an dem darauf folgenden zu segeln, und so noch der Gefahr, einzufrieren, zu entgehen.

Auf dem Sturmvogel dagegen wurden noch immer keine Vorbereitungen zur Abreise gemacht, doch viel Aufmerksamkeit von Seiten der Mannschaft auf die Geschäftigkeit an Bord der Tritonia verwandt.

Ritcher saß auf der Brüstung seines Schiffes und hielt seine Blicke auf Dosamantes und dessen Leute geheftet, die Matrosen blickten neugierig aus ihrer Cajüte nach jenem Fahrzeug hin und Flournoy, der mit Garrett auf dem

obern Verdeck an dem Steuerruder stand, wendete seine Augen während der Unterhaltung nicht von der Tritonia ab.

»Sie müssen mir den Gefallen thun, Capitain, und den Norwood bis nach Norfolk mitnehmen, wenn Sie ihn nur dort in der Gegend irgendwo an das Land setzen,« sagte Garrett dringend zu Flournoy.

»Sie sagen, er habe hier Schulden gemacht und seine Gläubiger suchten ihn. Seien Sie überzeugt, daß dieselben ein wachsames Auge auf mein Schiff haben werden, wenn ich abfahre, und wollte er sich hier an Bord begeben, so würden sie ihn sogleich fangen,« erwiederte der Capitain.

»Dieserhalb dachte ich, mit ihm zehn Meilen von hier an Swanspoint auf Sie zu warten, wenn Sie dort ein Boot aussetzen und ihn an Bord holen wollten; dann ist alle Gefahr für ihn vermieden,« sagte Garrett.

»Ja so, nun, das kann ich ja wohl thun,« antwortete Flournoy leicht hin, doch schien er an ganz etwas Anderes zu denken.

»Also bleibt es dabei, Morgen früh, vor acht Uhr fahren Sie doch nicht von hier ab; um diese Zeit werde ich schon mit Norwood auf der Landspitze eintreffen und Ihr Schiff erwarten.«

»Das soll ein Wort sein,« erwiederte Flournoy eben so gleichgültig, als habe er gar nicht gehört, was Garrett gesagt hatte, und schoß einen glänzenden Blick nach der Tritonia hinüber.

»Was Teufel! Wer ist das schöne Mädchen auf jenem Schiffe? Ich habe sie vor längerer Zeit einmal in der Straße gesehen und damals nicht ausfinden können, wer sie war. Ein Paar solcher Augen vergißt man nie,« sagte Garrett, indem er nach dem Verdeck der Tritonia zeigte, auf welchem Eloise jetzt zu ihrem Vater getreten war und mit ihm sprach.

»Sie ist die Tochter des Capitains,« antwortete Flournoy mit erzwungener Gleichgültigkeit, die aber seine Blicke Lügen straften, denn seine Augen glühten und hingen unbeweglich an dem schwarzumlockten, schönen Mädchen.

»So leben Sie denn wohl, Capitain Flournoy, und nehmen Sie im Voraus meinen Dank für die Gefälligkeit und den Dienst, den Sie meinem Freunde erzeigen werden,« sagte Garrett, und hielt dem Capitain die Hand hin.

»Hat gar Nichts zu sagen, gern geschehen, leben Sie wohl,« antwortete dieser, reichte Garrett die Hand und wandte sich rasch von ihm ab zu Ritcher, augenscheinlich, um den lästigen Gast los zu werden.

»Die Tritonia wird übermorgen segeln, wir müssen morgen aufbrechen. Wenn nur das Wetter hell bleibt, damit sie uns nicht im Nebel entgeht,« sagte Flournoy zu dem Steuermann.

»Entgeht? Da müßte sie aus ihren Segeln durch die Luft davonfliegen. Wir warten auf sie zwischen Cap Henry und Cap Charles, das ist ein schmales Loch, aus welchem sie hinaus muß, um in den Ocean zu kommen. Die Kugel aus unserem Long Tom (eine lange Kanone,

die sich auf einer Spindel dreht) reicht über den ganzen Paß hinüber. Hat Nichts zu sagen, ich liefere ihnen den schwarzen Lockenkopf,« antwortete Ritcher, und Flournoy ging auf das Verdeck über der Cajüte zurück, von wo aus er im Auf- und Niedergehen nach Eloisen hinüber sah.

Der Tag versank, die letzten glühenden Strahlen der Sonne färbten die Schneemassen auf Wald und Flur mit einem röthlichen Schimmer, der Abendstern funkelte und blitzte, und der Mond stieg glänzend an dem klaren Himmel auf. Sein helles Silberlicht ruhte still und friedlich auf der weiten Schneelandschaft und tanzte zitternd und spiegelnd auf den leicht bewegten Wellen der Bay. Es war eine kalte Nacht und der Wind, der über die Gebirgszüge vom Westen herwehte, zog scharf und schneidend durch die Straßen von Baltimore. Nur wenige Fußgänger zeigten sich auf den Trottoirs und alle waren in großer Eile, um das Ziel ihres Weges zu erreichen.

Es schlug acht Uhr, als Garrett in größter Hast von der Marketstraße kam und nach dem Miethstalle eilte, aus welchem er mit Ralph damals ein Paar Pferde erhalten hatte, um mit ihm zu dem Wettrennen zu reiten.

»Ist der Fuchs im Stalle und der Schimmel, den ich nach dem Wettrennen ritt?« fragte er den Wärter, indem er in den warmen, hell erleuchteten Stall trat.

»Sie sind beide hier, Herr Garrett; Sie wollen doch bei dieser Kälte nicht reiten, man verfriert ja die Ohren,« antwortete der junge Mann.

»Die Wärme der Liebe ist stärker, als der Frost draußen; ich reite zu einem interessanten Abenteuer. Schnell, satteln Sie mir die beiden Pferde,« rief Garrett und schnallte sich ein Paar Sporn an.

»Das muß eine heiße Liebe sein!« sagte der Wärter, indem er zu den Pferden ging und sich beeilte, ihnen Sattel und Zeug aufzulegen. Nach wenigen Minuten hatte er dies vollbracht, und als er den Schimmel aus dem Stand führte, fragte er scherzend:

»Wollen Sie denn beide Pferde zugleich reiten?«

»Ich nehme den Fuchs an die Hand, er wird doch folgen?«

»Ganz gut,« erwiederte der junge Mann und führte dies Pferd zu Garrett hin, der während der Zeit den Schimmel bestiegen hatte. Dann öffnete er das Thor, und als der Reiter mit den beiden Thieren den Stall verließ, rief er ihm lachend nach:

»Viel Vergnügen, nehmen Sie sich in Acht, daß Sie sich nicht, trotz der heißen Liebe, erkälten!«

Garrett hörte kaum noch den Nachruf, denn im Galopp jagte er in aller Hast davon.

Ohne den Thieren einen Augenblick Zeit zum Verschnauben zu geben, sprengte er bergauf, bergab auf der einsamen Straße dahin und fragte nicht nach der eisigen Kälte, die ihm den Bart mit Rauhreif überzog.

Endlich erkannte er das dunkle Haus der Wittwe Sloan in dem schneebedeckten Walde, noch ein paar Minuten und er hatte es erreicht.

Alles war still und kein Licht mehr durch die Fenster zu erblicken, auf deren Glasscheiben sich das Mondlicht spiegelte. Garrett war an die hintere Seite des Hauses unter das Dachfenster geritten und rief mit lauter Stimme:

»Ralph, Ralph, schnell kommen Sie herab!« worauf sich sogleich das Fenster öffnete und der Angerufene verwundert und erschrocken aus demselben herabblickte.

»Mein Gott, sind Sie es, Garrett, was ist geschehen?«

»Schnell, schnell, verlieren Sie keinen Augenblick, sonst werden Sie gefangen. Kommen Sie herab!« rief ihm Garrett zu; das Fenster schloß sich, und eine Minute nachher stürzte Ralph aus der Thür mit dem Rock in der Hand, den er im Laufen anzog.

»Rasch auf den Fuchs und davon,« sagte Garrett; Ralph sprang in den Sattel, und fort stoben die Pferde, daß der Schnee weit hinter ihnen aufflog.

»Das war hohe Zeit,« sagte Garrett, nachdem sie über eine Meile in fliegender Eile zurückgelegt hatten und die Pferde vor einer steilen Anhöhe in Schritt fielen. »Ich war vor acht Uhr zum Abendessen in einem Austerkeller eingekehrt, und wollte von da zu Ihnen herausfahren, um Sie nach Swanspoint hinunter zu bringen, da morgen früh der Sturmvogel segeln wird und der Capitain Sie an jener Landspitze mit seinem Boote abholen will. Ich hatte mich kaum an einem der Tische niedergelassen, als der mir befreundete Constabel hereintrat und mir im Vertrauen mittheilte, daß einige seiner Collegen Ihren Aufenthalt entdeckt und im Begriff wären, hinaus zu reiten, um Sie gefangen zu nehmen. Ich ließ mein Abendessen

im Stich, rannte nach dem Stall, ließ die Gäule satteln und kam noch zeitig, um Sie zu retten; denn ich bin überzeugt, daß jetzt schon die Herren Constabels bei Frau Sloan nach Ihnen suchen. Lassen Sie uns aber rasch reiten, denn die Burschen könnten unserer Spur folgen, es ist so hell wie bei Tage.«

»Wohin reiten wir denn?« fragte Ralph, indem er sein Pferd in Trab setzte.

»Swanspoint ist eine Landsspitze, die sich weit in die Bay hinaus erstreckt, und auf welcher ein freier Neger, der von der Jagd lebt, mit seiner Familie wohnt. Es ist auf mehrere Meilen im Umkreis kein Haus in seiner Nähe, weshalb ich häufig auf der Jagd bei ihm eingekehrt bin, um von ihm einen frischen Trunk zu erhalten. Dort wollen wir die Pferde stehen lassen und uns erwärmen, der Kerl soll uns einen Kaffee machen, und wenn der Tag kommt, gehen wir auf das Ende der Landzunge, um das Boot Flournoy's zu erwarten.«

Es wurde immer kälter, der Wind wehte stärker und einzelne Wolken trieben eilig an dem Monde vorüber. Die Reiter hielten ihre Pferde im scharfen Trabe und waren nur noch einige Meilen von dem Ziel ihrer Reise entfernt, als plötzlich nahe vor Ralphs Pferd eine schwarze Kuh aus einem Busche aufsprang und der Fuchs erschreckt zur Seite prallte, so daß sein Reiter den Sitz verlor. Ralph, erzürnt hierüber, versetzte dem Roß einige heftige Schläge mit dem Stock, der ihm als Peitsche diente, die das Thier mit Ausschlagen und Bäumen beantwortete, und

worauf es, trotz der verkürzten Zügel, in weiten Bogensätzen vorwärts sprang. Ralph riß es gewaltsam zurück, doch der Grimm des Fuchses steigerte sich mit jedem Augenblick, er biß knirschend auf die Stange und prallte mit seinem Reiter von einer Seite der Straße zur andern. Nochmals senkte Ralph seinen Stock mit aller Kraft auf die Croupe des Pferdes, als dasselbe wuthschäumend zur Seite in eine Vertiefung setzte, auf dem Abhang ausglitt und zusammenstürzte. Ralph war aus dem Sattel gefallen und blieb, als der Fuchs aufsprang, mit dem linken Fuß in dem Bügel hängen, so daß ihn das davonjagende Thier mit sich fortschleifte. Dahin ging es nun in fliegender Carriere auf der tiefbeschneiten Straße, der Fuchs voran und der Spieler auf dem Schimmel ihm nach. Garrett erkannte die Gefahr seines Gefährten, er stach beide Sporn in die Flanken seines Schimmels, kam mit wenigen Sprüngen an die Seite des Fuchses, riß eine Pistole unter seinem Rock hervor und feuerte sie auf den Kopf des reiterlosen Pferdes ab. Mit dem Knall stürzte das Thier zusammen und blieb regungslos neben Ralph liegen. Die Kugel war ihm durch den Schädel gedrungen und hatte es im Augenblick getödtet. Garrett konnte erst nach und nach seinen Schimmel pariren, und als er ihn zu Ralph zurückwendete, sah er mit Freuden, daß dieser sich bereits seiner Fessel entledigt hatte und bei seinem todten Roß stand.

»Die Knochen noch ganz?« rief er ihm von Weitem zu.

–

»Wie es mir scheint, so bin ich heiler Haut davongekommen,« antwortete Ralph und schlug sich den Schnee von dem Rocke, »nur meinen Hut habe ich verloren.«

»Der liegt nicht weit,« sagte Garrett und ritt auf der Straße zurück nach dem Platz, wo Ralph gestürzt war. Bald kam er mit dem Hut an und sagte, indem er ihn seinem Gefährten reichte:

»Es ist ein Glück, daß wir so nahe bei dem Hause des Negers sind; dort oben, wo die Straße die Biegung macht, geht der Fußpfad nach dessen Hause ab. »Den Gaul müssen wir hier schon liegen lassen, aber Sattel und Zeug wollen wir seitwärts in dem Walde verbergen.«

Hiermit stieg er ab, hing den Zügel seines Pferdes über die Schulter und beugte sich zu dem Fuchs nieder, um ihm den Zaum abzunehmen, während Ralph ihm die Sattelgurten löste.

»Ein verdammt guter Schuß! Flüchtig, wie die Bestie war, hieß es drauf gehalten. Hätte ich gefehlt, so hätten Sie Ihren letzten Ritt gemacht gehabt,« sagte der Spieler.

»Ich danke Ihnen mein Leben, Garrett, und noch mehr, meine Freiheit, mag mir der Himmel später Gelegenheit geben, mich Ihnen durch die That dankbar zu zeigen; jetzt freilich muß ich Ihre Güte noch ferner in Anspruch nehmen,« sagte Ralph, indem er Garrett die Hand reichte.

»Hat nichts zu sagen, ist Alles schon ausgeglichen. Heute mir, morgen dir,« erwiederte der Spieler, und nahm den Zaum von dem Kopf des todten Pferdes. Ralph hatte den Sattel von ihm abgezogen und trug Beides in den

Wald hinein, wo er es unter dem Gebüsch verbarg; dann kehrte er zu Garrett zurück, und setzte mit ihm die Reise zu Fuße fort, während der Schimmel ihnen am Zügel folgte.

Capitel 19.

Der Neger. – Die Entenjagd. – Der Schwan. – Das erwartete Schiff. – Betrogene Hoffnung. – Die Fahrt in die Bay. – Das umgeschlagene Boot. – Trotz dem Schicksal. – Der Hut. – Rückkehr nach der Stadt. – Das Erkennen. – Reise nach der Heimath.

Der Weg, nachdem die Straße verlassen war, wurde schlecht, und nur das helle Mondlicht machte es möglich, denselben zu verfolgen; denn bald führte er durch hohe dichte Waldstriche hin und her, bald verlor er sich auf vielen Pfaden in wüsten überschneiten Grasflächen.

Garrett's Ortskenntniß aber geleitete ihn richtig, und es war kaum nach Mitternacht, als die Beiden das Ziel ihrer Reise, das einsame Blockhaus, erreichten.

»Hallo, Dick!« rief Garrett und klopfte an die Thür, worauf man bald Geräusch in dem Hause vernahm und eine Mannsstimme fragte: wer da sei?

»Mache nur auf, Dick, es ist ein alter Bekannter von Dir mit seinem Freunde, der sich eine Stunde bei Dir wärmen will,« antwortete Garrett, worauf sich der kleine Laden vor dem Fensterloch öffnete und der Neger daraus hervorsah.

»Sogleich, meine Herren,« rief jetzt der Schwarze, schloß den Fensterladen wieder, und bald darauf wurde Licht durch die Fugen zwischen den Baumstämmen,

aus welchen die Wände des Gebäudes bestanden, sichtbar. Dann that sich die Thür auf, und Dick bat ehrerbietig die beiden weißen Gäste, einzutreten.

Eine starke, schön gebaute Negerfrau kniete vor dem Kamin und blies das Feuer an, ein schwarzer Junge von etwa vierzehn Jahren stand, noch halb im Schlafe, neben dem Feuerplatz und rieb sich die Augen, und in dem großen roh gezimmerten Bette bewegten sich unter vielen zerrissenen Decken und Lumpen noch drei kleinere schwarze Kinder.

»Gleich soll das Feuer gut brennen, so daß Sie sich erwärmen können,« sagte der kräftige Neger Dick und rückte zwei Stühle vor das Kamin, damit seine Gäste Platz nehmen konnten.

»Du mußt uns einen guten Kaffee brauen, Dick; hast doch welchen im Hause?« sagte Garrett.

»Ei, ja wohl, Herr Garrett, Kaffee ist unser einziges Labsal, den lassen wir nicht ausgehen. Gleich soll meine Frau eine Kanne voll kochen,« erwiederte der Neger und setzte dann, indem er sich nach der Thür wandte, hinzu: »Ich will aber Ihr Pferd unter den Schoppen führen, da ist es gegen den Wind geschützt und wenn der Tag kommt, soll es etwas Mais haben.«

Hiermit verließ er das Haus und kehrte, sich die Hände reibend, bald zurück.

»Es ist bitter kalt, und wenn es noch einige Tage so stark friert, so wird kein Schiff mehr nach Baltimore hinauf fahren können,« sagte er eintretend.

»Wenn der Tag kommt, wollen wir nach der Landspitze gehen, um dort ein Schiff zu erwarten, welches meinen Freund hier an Bord nehmen soll. Der Capitain wird ihn in seinem Boote abholen,« sagte Garrett zum Neger, der noch Holz auf das Feuer warf, welches schon hoch aufflackerte.

»Das wird seine Schwierigkeit haben. Die Bay ist schon sehr unruhig und der Wind ist im Zunehmen. Ein Ruderboot läuft Gefahr umzuschlagen, wenn es in die Brandung kommt,« bemerkte Dick. Als er aber sah, daß seine Worte einen beunruhigenden Eindruck auf seine Gäste machten, fügte er hinzu:

»Das hat aber nichts zu sagen, wenn die See für das Boot zu hoch geht, so bringe ich Sie in meinem Segelboot an Bord des Schiffes. Ich habe in wilderem Wasser, als dieses, darin die Bay befahren.«

»Wo liegt Dein Boot, Dick?« fragte Garrett.

»Gerade am Ende der Landspitze. Ich besuche es häufig, um geschossene Enten aus der Bay zu holen. Sie wissen, jetzt ist die Strichzeit und ich schieße manchen Morgen zwei, auch drei Dutzend Enten. Sie sind jetzt auf dem Markt in Baltimore im Preis das Paar Canvasbackduck (eine ausgezeichnete Ente, die ausschließlich nur auf der Chesapeake-Bay angetroffen wird) kostet zwei Dollar. Wenn es Ihnen Vergnügen macht, so können Sie diesen Morgen einige Schuß darnach thun. Flinten habe ich für Sie Beide.«

Das große Feuer im Kamin warf jetzt seine Gluth durch das Haus und machte den Aufenthalt in demselben angenehm und behaglich, während der Wind in den Fugen der Wände pfiff und die hölzernen Schindeln des Daches rasselnd bewegte. Bald hatte die Negerfrau den Kaffee bereitet, den sie ihren Gästen mit Honig credenzte und der dieselben vollkommen wieder erwärmte und sie die Beschwerden ihres Rittes vergessen ließ. Sie plauderten, lachten und scherzten, Garrett, froh, weil er Ralph aus diesem Lande fortzuschaffen im Stande war, da seine eigene Sicherheit davon abhing, daß dessen Person dem Gericht nicht in die Hände fiel, und Ralph, weil er der Hoffnung lebte, nun bald seine ferne Heimath wieder zu erreichen, wo er vor den Folgen seines begangenen Unrechts sicher war.

Der Neger hatte von Zeit zu Zeit aus der Thür geblickt und zeigte nun an, daß der Tag graue.

»Wenn es den Herren nicht zu kalt und unfreundlich ist und Sie wollen einige Schüsse nach Enten thun, so würde es jetzt Zeit sein, aufzubrechen. Die Landspitze ist nur wenige tausend Schritt von hier entfernt und dort sind wir ziemlich gegen den Wind geschützt,« sagte er, indem er eine Jacke von sehr dickem Matrosentuch anzog, eine Jagdtasche umhing und eine ungeheuer große schwere Flinte, die einen starken Mann erforderte, um sie zum Schuß anzuschlagen, aus der Ecke des Zimmers nahm.

»So lassen Sie uns aufbrechen,« sagte Garrett zu Ralph, indem er aufstand, »ich bin tüchtig durchgewärmt und kann nun wieder ein gutes Theil Kälte vertragen.«

»Und je eher wir am Wasser sind, desto sicherer können wir sein, daß wir das Schiff nicht verfehlen,« bemerkte Ralph, indem er sich gleichfalls erhob.

»Wo hast Du denn aber Flinten für uns, Dick?« fragte Garrett den Neger.

»Dort hinter dem Bett; Mary, hole sie doch her,« antwortete der Neger, indem er sich zu seiner Frau wandte.

Diese zog zwei lange Gewehre hinter der Bettstelle hervor, wischte mit einem Tuche den Staub davon ab und reichte sie den Gästen hin. Dann gab ihnen Dick noch zum gemeinschaftlichen Gebrauch ein Pulverhorn, sowie einen Beutel mit grobem Schrot und die Rüstung zu der Entenjagd war beendet.

Der Neger verließ darauf mit seinen Gästen das Haus, indem er seiner Frau den Auftrag gab, für ein zeitiges Frühstück zu sorgen, begab sich dann nach dem nahestehenden Kuhstall, neben welchem in einem gut verwahrten und mit trockenem Laub überdeckten Verschlag ein ungewöhnlich großer schwarzer Neufundländer Hund an der Kette lag, befreite denselben und schritt nun auf einem schmalen Pfad durch die hohen Baumgruppen voran, welche die einsame Ansiedlung auf der Südseite einschlossen.

Als die drei Männer nach wenigen Minuten aus dem Holz hervortraten, lag vor ihnen die weite Bay ausgebreitet, in welche das Land, auf dem sie sich befanden, sich weit hinaus erstreckte, immer schmaler wurde und zuletzt in eine Spitze endigte. Auf dieser Landzunge hin lag der Fußpfad, den die Jäger verfolgten.

Der heftige Wind, dem sie hier ohne allen Schutz preisgegeben waren, umstrich sie pfeifend und schneidend; sie drückten ihre Hüte tief in den Kopf und verbargen ihre Hände unter dem Rock, um sich gegen die Kälte zu schützen. Der Himmel hatte sich mit vielen Wolken bedeckt, die fliegend an ihm hinjagten, der Mond blickte nur für Augenblicke klar zwischen ihnen durch, und sein Licht kämpfte fortwährend mit dem Düster, welches das Gewölk über die Erde verbreitete. Die See ging hoch, die Wogen stürzten wild aufschäumend durcheinander hin und warfen sich donnernd und zischend zu beiden Seiten der Landzunge gegen das hohe Ufer.

Die Jäger hatten bald die letzte Spitze des Landes erreicht und Dick führte seine Gäste dort in ein, in die Erde gegrabenes viereckiges, drei Fuß tiefes Loch, in welchem wohl sechs Menschen auf den darin angebrachten Bänken Raum zum Sitzen hatten, und dessen oberer Rand von einer zwei Fuß hohen Brüstung von Reisig überragt wurde, durch welche der schmale Einstieg in die Vertiefung führte. Hier waren die Männer gegen den eisigen Wind vollkommen geschützt, sie stellten ihre Flinten zum Gebrauch fertig an die Wände und ließen sich auf die Sitze nieder, während Neptun, der große langhaarige Hund, sich zwischen sie auf den Boden legte und ihnen die Füße wärmte.

Der bleiche Schimmer des kommenden Tages breitete sich rasch am östlichen Himmel aus, das Mondlicht verlor seine Kraft und die Morgendämmerung trat ein.

»Dort kommen Enten; machen Sie sich fertig,« sagte Dick, ergriff rasch das kolossale Gewehr, hob es, nach Osten hin in die Luft gerichtet, gegen seine Schulter, und feuerte es einem Zug von einigen tausend Enten entgegen ab, die mit einer rasenden Schnelligkeit in bedeutender Höhe über die Landspitze hinflogen. Dem dröhnenden Krach des Gewehres folgte deutlich der schlagende Ton der Schrote auf das Gefieder der flüchtigen Enten und über ein Dutzend von ihnen senkten die langen Hälse der Erde zu und schossen pfeilschnell aus dem Schwarm theils auf die Landzunge, theils über dieselbe hin in die See hinab.

Neptun war mit dem Schusse aus der Vertiefung gesprungen, hielt seine Augen auf die, in die See fallenden Enten gerichtet und stürzte sich ihnen nach in die brausende Fluth. Wie einen schwarzen Punkt sah man ihn weithin aus dem Schaum der Wogen auftauchen und wieder zwischen denselben verschwinden, bald aber zu dem Ufer zurückkehren, welches er, mit zwei Enten im Gebiß, erstieg und mit ihnen zu seinem Herrn hinsprang. Kaum hatte ihm dieser dieselben abgenommen, so eilte der Hund in die See zurück, um die übrigen erlegten zu holen.

Jetzt kamen die Enten Zug auf Zug in solchen Massen über die Landspitze geflogen, daß die drei Jäger ihre Gewehre nicht rasch genug laden konnten. Neptun trug die Beute auf das Ufer und kehrte immer schnell wieder in die Fluth zurück, um den weiter erlegten Enten nachzuschwimmen.

Da kam ein langer Zug von Schwänen herangestrichen, und die Jäger verbargen sich hinter dem Reisig, um nicht von ihnen gesehen zu werden. Mit langsamem, singendem Flügelschlag hatten die stolzen Vögel bald die Landzunge erreicht, und schwebten über dem Versteck der Jäger hin, als diese sich erhoben und ihre drei Feuerschlünde nach ihnen entluden. Zwei Schwäne stürzten todt auf die Erde herab, ein dritter aber war nur leicht am Flügel verwundet und schoß, da er sich nicht länger in der Luft zu erhalten vermochte, in die See hinab. Neptun, der mit einer Ente dem Ufer zustrebte, sah ihn fallen, ließ die Ente los, und wandte sich dem Schwan nach, der der offenen See zuruderte. Von den Wogen auf und nieder geworfen, folgte ihm der Hund nach, die Entfernung zwischen ihnen ward schnell verkürzt, und schon hatte Neptun ihn bis auf einige Fuß Entfernung erreicht, als der Schwan sich auf seinen Verfolger zuwandte, sich blähend hoch über dem Wasser erhob und mit einem gewaltigen Schlag seiner Flügel den Hund so kräftig auf den Kopf traf, daß derselbe versank.

Dick war mit einem Satze aus der Vertiefung gesprungen.

»Ich muß im Boot dem Hunde zu Hülfe kommen oder der Schwan tödtet ihn!« rief er aus und stürzte nach seinem Schiff hin, welches einige hundert Schritt weiter zurück in einer kleinen Bucht befestigt lag, doch noch ehe er es erreichte, war Neptun wieder auf der Oberfläche erschienen, der Schwan hatte einen neuen Angriff auf ihn

gemacht und der Hund hatte denselben beim Kopfe erfaßt.

»Ho, ho, nun soll er schon allein mit ihm fertig werden!« rief Dick triumphirend und eilte der Stelle zu, auf welche jetzt der Hund seine Beute zuschleppte.

Bald hatte derselbe das Ufer erreicht und zog den mächtigen todten Schwan seinem Herrn entgegen.

Die Jäger hatten in ihrem Eifer Sturm und Kälte; ja Ralph und Garrett hatten sogar den eigentlichen Zweck ihres Hierseins vergessen, als ein großes dreimastiges Schiff, welches mit vollen Segeln aus der Bay herabgezogen kam, diese an den Sturmvogel erinnerte.

Es war heller Tag geworden, die Sonne blickte nur hier und dort zwischen dem eiligen Gewölk hervor und der Wind schien an Heftigkeit zuzunehmen.

Das Schiff kam in gerader Richtung auf die Landspitze zu, als es aber wohl noch eine Meile davon entfernt war, wandte es sich ab und zog in einem weiten Bogen vor ihr vorüber, bis es sich ihr unterhalb wieder mehr näherte und dann mit dem vollen Winde die Bay hinuntersegelte, während andere kleine Küstenfahrzeuge unmittelbar unter dem Ufer, da, wo die Jäger standen, vorbeifuhren.

»Das Fahrwasser für größere Schiffe ist der andern Seite der Bay näher, hier vor der Landzunge ist es seicht. Wollen die Herren jetzt aber nicht mit mir nach meinem Hause gehen? Der Entenstrich ist vorüber und meine Frau war das Frühstück bereitet haben,« sagte der freundliche Neger zu seinen beiden Gästen, indem er die

erlegten Enten zusammenband und sie an der schweren Flinte über die Schulter hing.

»Das dürfen wir wohl nicht wagen, das Schiff, auf welches wir warten, möchte in der Zeit vorübersegeln,« antwortete Ralph, indem er Garrett fragend ansah.

»Besser, wir bleiben hier,« sagte dieser zu dem Neger.

»Das ist unnöthig, man kann ja ein Schiff viele Meilen weit auf der Bay hinauf erkennen, und bis es in die Nähe gelangt, sind wir schon lange hier am Platze. Ich werde meinen Jungen außerhalb der Bäume auf die Wacht stellen, er soll uns rufen, sobald ein großes Schiff sichtbar wird. Kommen Sie getrost mit mir, Sie laufen keine Gefahr, das Fahrzeug zu verpassen,« sagte Dick, ergriff mit seiner Rechten die Schwäne und schritt voran auf dem schmalen Erdstrich hin seinem Hause zu, während Ralph und Garrett ihm, mit Zuversicht in seine Worte, nachfolgten.

Mary, die Frau des Negers, hatte ihn und die beiden Fremden kommen sehen und bereits das Frühstück auf den weiß gedeckten Tisch gestellt, als sie das Haus betraten.

Mit einem freundlichen ›*Help your self!*‹ zeigte sie nach dem Tisch und trug nun die große Kaffeekanne von dem Kamin herbei, dessen Feuer eine sehr willkommene Wärme durch das Haus verbreitete.

Garrett und Ralph nahmen Platz und ließen sich von der Frau bedienen, während Dick seinen ältesten Knaben

hinaus vor das Holz sandte, um dort nach dem Schiff auszuspähen und sogleich dessen Erscheinen in dem Hause zu melden.

Darauf trug er dem Pferde Garrett's einigen Mais zu, tränkte es, und brachte dann Neptun, seinem treuen Hunde, das Futter. Erst, nachdem die beiden Gäste ihr Frühstück beendet und sich bei dem Kamin niedergelassen hatten, setzte sich Dick mit seiner Frau an den Tisch, um gleichfalls das Morgenbrod einzunehmen.

Vollkommen beruhigt über ein mögliches Verpassen des Sturmvogels, saßen Garrett und Ralph beim wohlthuenden Feuer, rauchten und schwatzten mit ihrem freundlichen Wirth, der den gebratenen Enten, geröstetem Speck und dem heißen Maisbrod, aus welchem das Frühstück bestand, mit ächtem Jägerappetit zusprach, und richteten von Zeit zu Zeit ihre Aufmerksamkeit auf den, an Heftigkeit zunehmenden Wind, wenn er die Thür oder den Fensterladen schüttelte und durch den Lehmschornstein herab in das Feuer stieß. Plötzlich rief es draußen:

»Ein Schiff, ein Schiff!« und gleich darauf rannte der Negerknabe in das Haus und verkündete, daß ein großes Fahrzeug auf der Bay herabkomme.

Dick, sowie seine beiden Gäste sprangen auf, ergriffen ihre Hüte und stürzten aus dem Hause, Garrett und Ralph der Landspitze zu, während der Neger den Hund von der Kette befreite und ihnen dann im vollen Laufe folgte.

»Das ist der Sturmvogel!« rief Garrett, als er mit Ralph aus den Baumgruppen hervorsprang, und nach dem Schiffe blickte, welches unter vollen Segeln vor dem Winde herangeeilt kam, und Beide rannten nun vorwärts, so rasch sie ihre Füße zu tragen im Stande waren. Ralph war der Schnellste, er ließ Garrett weit hinter sich zurück, hatte seinen Hut abgenommen, mit der andern Hand sein weißes Taschentuch hervorgezogen und winkte während des Sturmlaufes mit demselben hoch über seinem Kopfe. Der Athem versagte ihm, es war ihm, als wolle ihm die Lunge aus dem Munde springen, dennoch blieb er im Laufen und erreichte die Landspitze, als der Sturmvogel sich oberhalb derselben in der größten Nähe befand. Ralph hielt sich trotz der übernatürlichen Anstrengung auf den Füßen und schwang das Tuch hoch durch die Luft, indem er seine sehnsüchtigen Blicke auf das Schiff heftete und von Augenblick zu Augenblick erwartete, das rettende Boot auf den Wogen erscheinen zu sehen.

Der Sturmvogel aber wandte seine Spitze von dem Lande ab und steuerte der jenseitigen Küste der Bay zu, ohne daß von ihm ein Boot ausgesetzt worden wäre.

Auch Garrett hatte athemlos das Ende der Landzunge erreicht und sah mit Entsetzen dem Schiffe nach, auf welchem man keine Notiz von ihnen zu nehmen schien.

»Er segelt vorbei, ohne ein Boot auszusetzen!« riefen Beide einstimmig und schwangen mit größerer Heftigkeit ihre Tücher durch die Luft, als auch Dick zu ihnen kam und gleichfalls verkündete, daß der Capitain nicht

gesonnen sei, Ralph an Bord zu holen, indem er sonst das Boot bereits ausgesetzt haben müßte.

Mit Verzweiflung sahen sich Ralph und Garrett an und blickten dann wieder dem sich rasch entfernenden Schiffe nach.

»Kommen Sie, meine Herren, ich bringe Sie an Bord!« rief der Neger und sprang zu der Bucht zurück, wo sein Schiff lag, Garrett und Ralph eilten ihm nach und wenige Minuten später trug sie das kleine Fahrzeug unter vollem Segel durch die hohe Brandung in die stürmische See hinaus.

Der Neger hatte am Steuer Platz genommen und neben sich seinen treuen Hund an einer Kette, die an der Brüstung befestigt war, angeschlossen, um durch dessen etwaiges Ueberbordspringen nicht aufgehalten zu werden, während sich Garrett und Ralph an der hohen Seite des Schiffes niedersetzten, das von der Gewalt des Windes auf die andere niedergedrückt wurde.

Fort ging es die Wogen hinauf und hinab, die scharfe Spitze des kleinen Fahrzeuges schoß durch die weißen Köpfe der Wellen hindurch und ihr Schaum sprühte brausend und zischend über dasselbe hin.

»Ziehen Sie das Segel straffer an!« rief der Neger Ralph zu, der das Tau an dem Ende desselben um einen Nagel geschlungen hielt, und der schwanke Mast beugte sich unter der Gewalt des Leinens.

Der Sturmvogel hatte bereits die Mitte des Bogens, welchen er beschreiben mußte, erreicht und näherte sich

dem diesseitigen Ufer wieder, als Dick und seine beiden Gefährten bemerkten, daß Flournoy noch mehr Segel aufziehen ließ und sein Schiff mit noch vergrößerter Schnelligkeit über die Wogen jagte.

»Es hilft ihm nichts, wir schneiden ihm den Weg ab!« rief Dick und hielt das Schiffchen noch schärfer gegen die Wogen, daß sie rauschend mit ihren Köpfen auf dasselbe niederstürzten. In Schaum und Gischt eingehüllt, schoß es vorwärts und näherte sich rasch dem mächtigen Fahrzeug, welches jetzt brausend dahergezogen kam und die Wellen hoch vor sich aufsteigen ließ. Nur noch fünfzig Schritte lagen zwischen dem Sturmvogel und dem Segelboote, als Garrett und Ralph Beide dem Obersteuermann Ritcher, der auf der Brüstung saß, zuschrieen und ihn flehentlich baten, Ralph aufzunehmen, während Dick das Boot der Seite des Sturmvogels zuführte.

Ritcher aber schüttelte den Kopf und winkte ihnen, fern zu bleiben.

Nur wenige Augenblicke gehörten noch der Hoffnung, dann erfaßte Ralph und Garrett Entsetzen und Verzweiflung, denn der Sturmvogel schoß an ihnen vorüber, und nun war jede Möglichkeit dahin, denselben nochmals einzuholen.

»Es ist umsonst, meine Herren, wir müssen suchen, das Land wieder zu gewinnen,« sagte Dick, indem er das Schiff dem Winde zuwandte und Ralph und Garrett das Segel an dem Mast zusammenzogen, um es langsam auf die andere Seite zu bringen und es dort vorsichtig wieder zu entfalten.

Es glückte; nach und nach gaben sie das Schiff dem Winde wieder frei und es zog nun parallel mit der fernen Küste nach der Landspitze zurück.

In stummer Verzweiflung blickte Ralph dem Sturmvogel nach, mit dem seine ganze Hoffnung dahinfloh, Garrett stieß halblautes Flüche und Verwünschungen gegen Flournoy aus und Dick sah mit Besorgniß bald auf das tief über die See gebeugte Segel, bald auf die heranrollenden Wogen, bald nach seiner Heimath hinüber.

Die Höhe der Landspitze war erreicht, und um das Schiff dem Lande zuzusteuern, mußte abermals das Segel auf die andere Seite gebracht werden.

Ralph und Garrett hatten es erfaßt und zogen es vorsichtig an dem Mast zusammen, während Dick mit dem Ruder das Fahrzeug wandte.

»Nehmen Sie sich in Acht und lassen Sie das Segel um Gotteswillen nicht aus den Händen gleiten, sonst sind wir Alle verloren!« rief der Neger den Beiden durch den Sturm zu, Ralph und Garrett hielten mit aller Kraft das Segel zusammen, doch plötzlich stieß der Wind so heftig in seine Falten, daß er es ihren Händen entriß, es mit einem Knall aufblähte, mit dem Mast auf die See hinunter preßte und das Boot umschlug. Alle drei Gefährten stürzten über Bord und wurden sofort von den Wogen verschlungen.

Das Schiff trieb, mit dem Kiel nach oben, auf den Wellen und Neptun tauchte unter ihm hervor und sprang oben darauf. Er blickte um sich, im nächsten Augenblick erkannte er seinen Herrn, von Garrett umklammert, aus

der See auftauchen, er stürzte sich heulend in die Fluth, um ihm zu Hülfe zu eilen; doch die Kette hielt ihn zurück und seine Kräfte reichten nicht hin, das schwere Schiff fortzuziehen. Er bellte und heulte, sprang wieder auf den Kiel hinauf und hoch an seiner Kette in die Höhe, indem er seine treuen Augen auf seinen Herrn gerichtet hielt, der mit Garrett rang, um sich von dessen Armen zu befreien; doch bald sanken Beide und tauchten nicht wieder auf.

Das Geheul des Hundes schallte weit hin durch den Sturm und auch zu Ralphs Ohr, dessen kräftige Arme die Wuth der Wellen bekämpften und ihn Zug für Zug der Landspitze zuführten.

Im Sturmlauf rollte sich jetzt eine Woge mit ihm der Küste zu, warf ihn weit auf das Ufer hinauf, und ehe die nachfolgende Welle ihn erreichen konnte, hatte er die Höhe der Landspitze erklommen. Seine Blicke schweiften über die See, doch außer dem Hund, der auf dem Schiffchen schon weit in der Bay hinunter getrieben war, konnte er kein lebendes Wesen erkennen. Garrett und der Neger waren verschwunden.

Hier stand Ralph, schwerer vom Schicksal bedrängt, als jemals vorher in seinem Leben. Das Schiff, auf welches er seine letzte Hoffnung gesetzt hatte, war kaum noch wie ein weißer Punkt an dem fernen Horizont zu erkennen und hinter ihm lag der Weg nach Baltimore, wo die Häscher nach ihm späheten. Seine Gedanken schreckten zurück und sammelten sich um sein Ich, die Willenskraft, die ihm die Natur verliehen und die jetzt verstärkt

wieder in ihm auflebte, sträubte sich gegen die Gewalt des Schicksals, das ihn zu vernichten drohte; er ballte die Fäuste, knirschte mit den Zähnen und stampfte mit dem Fuße den Boden.

Die Wuth der Elemente, die ihn umbrausten, stand mit seiner Seelenstimmung in Einklang, entschlossen hielt er sein Gesicht dem Sturm entgegen und schaute aus der Bay hinauf, wo Baltimore lag. Er warf noch einen spähenden Blick über die See vor sich und eilte dann flüchtigen Schrittes nach der Wohnung des Negers.

»Ich bin in das Wasser gefallen!« rief er Dick's Frau in scherzendem Tone zu, als er in das Haus eintrat, »deshalb komme ich allein, um mich zu trocknen, Dick ist mit meinem Freunde nach der nächsten Landspitze gefahren, um ihn von dort aus auf das noch nicht erschienene Schiff zu bringen, denn das, welches Ihr Junge uns meldete, war nicht das rechte.«

»Ihren Freund? ich glaubte, Sie wollten mit dem Schiffe weiterreisen!« antwortete die Frau.

»Bewahre, das ist ein Irrthum, ich werde nach Baltimore zurückreiten, sobald ich meine Kleider getrocknet habe,« sagte Ralph, hing seinen Rock vor das Feuer und stellte sich nahe vor dasselbe hin, um sich von der Gluth umstrahlen zu lassen. Nach einer Weile sagte er zu der Frau »Habt Ihr vielleicht etwas Branntwein im Haus? dann könntet Ihr mir ein Glas heißen Grog bereiten. Ich bin sehr durchfroren.«

»Ja wohl, Dick hat vor einigen Tagen, als er die Enten nach Baltimore zu Markte führte, einen Krug mit Whisky mitgebracht, und heißes Wasser habe ich vorräthig,« erwiederte die Negerin, worauf sie den verlangten Trank rasch anfertigte und Honig dazu bot, womit Ralph ihn versüßte.

Dann füllte die Frau den Kessel über dem Feuer mit Wasser und sagte:

»Ich will das Wasser heiß halten, wenn mein Mann nach Hause kommt, so soll er auch ein Glas Grog trinken; er wird sehr naß geworden sein, denn die See muß bei diesem starken Winde außerordentlich hoch gehen.«

Das Gefühl der Theilnahme und des Mitleids war in Ralphs Brust durch eigenes Mißgeschick erstickt; dennoch ward ihm der liebevolle Blick, mit dem die Frau ihres Mannes gedachte, unerträglich, und er wandte sich um, als wolle er dem Feuer eine andere Seite zum Trocknen zukehren.

»Das Schiff, welches Ihr Freund erwartet, sollte doch heute früh von Baltimore absegeln?« fragte die Frau nach einer Weile, indem sie einige Kleidungsstücke ihres Mannes in der Nähe des Feuers zum Wärmen aufhing, »manchmal aber verzögert sich die Abfahrt dort, so daß das erwartete Schiff wohl erst gegen Abend hier vorüberkommen wird. Wenn es nur nicht zu spät geschieht, es ist sehr gefährlich, bei so starkem Winde in dem kleinen Schiffchen in die See hinauszufahren. Ich habe Dick oft gebeten, es bei solchem Wetter nicht zu wagen, er aber will von Gefahr Nichts hören.«

Ralph lag es schwer, wie ein ungeheueres Gewicht, auf der Brust, und es lief ihm bei den Worten der Frau eiskalt über den Rücken; er sagte aber Nichts und befühlte nur seine Kleidung, als untersuche er, wie weit sie getrocknet wäre.

Nach Verlauf von einigen Stunden war dies vollkommen geschehen und Ralph beschloß, sich von hier zu entfernen.

»Euer Mann hat mir gesagt, ich solle mir von Euch seinen alten Hut geben lassen, weil der meinige im Wasser versunken ist,« sagte er zu der Negerin. »Ich hoffte ihn noch selbst vor meiner Abreise hier zu sehen, es wird mir aber doch zu spät, denn die Sonne steht schon sehr niedrig.«

»Dick's alten Hut?« erwiederte die Frau lachend, »nun, der ist sicher alt, da hat er ein wahres Wort gesprochen, ich glaubte gar nicht, daß er von dessen Vorhandensein noch etwas wisse. Ich habe denselben immer noch aufgehoben, für den Fall, daß man einmal ein Stück Filz gebrauchen wollte. Den Hut können Sie unmöglich aufsetzen, er ist selbst für einen Neger zu schlecht.«

»Es wird Nacht, bis ich nach Baltimore komme, und dort finde ich einen andern. Geben Sie mir ihn nur her,« antwortete Ralph, worauf die Frau den alten, zerrissenen Filz unter dem Bett hervorzog und ihn dem Gaste lachend mit den Worten hinreichte:

»Wenn Dick diesen Hut aufsetzte, so ließe ich mich von ihm scheiden.«

Ralph aber drückte ihn aus den Kopf, zog seinen Rock an, reichte der Frau einige Dollar zum Geschenk und ging nach der Thür, um das Pferd zu satteln.

»Sie sagten, mein Mann sei mit Ihrem Freunde nach der nächsten Landspitze hinüber gefahren?« fragte die Negerin besorgt.

»Ja wohl, weiter auf der Bay hinab, dort, glaubte er, würde das Schiff näher an dem Lande vorüberkommen,« erwiederte Ralph und schritt zu der Thür hinaus.

»Das muß Moorespoint, vier Meilen von hier sein. Mag der Himmel ihn vor Unglück behüten!« sagte die Frau halblaut vor sich hin, indem sie ihre Hände faltete und einen flehenden Blick nach Oben wandte. Dann trat sie zu dem Kamin, hing die Kleider ihres Mannes nun in der Mitte vor dem Feuer auf und warf noch ein Stück Holz auf die Gluth.

Wenige Minuten später ritt Ralph auf dem Schimmel vor der Thür vorüber, die Negerin blickte aus derselben hervor, wünschte ihm freundlich eine glückliche Reise und bald war er in dem Wald vor ihren Augen verschwunden.

In langsamem Schritt zog er auf dem einsamen Weg dahin und schaute der Sonne nach, deren letzte Strahlen auf den Schneemassen um ihn her blitztem während der Wind den Rauhreif wie einen glänzend schillernden Staubregen von den Bäumen herab ihm entgegenwehte. Der Himmel vor ihm färbte sich blutroth, als die Sonne versank, und die Kälte nahm rasch zu; doch Ralph fühlte

sie nicht, die Erlebnisse der letzten vierundzwanzig Stunden und die Gefahr, der er zuritt, hielten sein Blut in so heftiger Wallung, daß ihm der Sturm wohlthuend war. Die Nacht breitete sich bald über die Erde aus, Ralph hatte die Hauptstraße erreicht und ritt an seinem todten Roß vorüber. Ein Gefühl des Mitleids und der Dankbarkeit regte sich in ihm, als er auf das Pferd schaute und Garrett's gedachte, der ihm hier das Leben gerettet und der seinetwegen jetzt auf dem Grund der See schlief, er dachte auch an den Neger Dick, der seinethalben von den Wogen verschlungen war, sah in Gedanken den Hund, wie er sich an seiner Kette bäumte, um seinem Herrn zu Hülfe zu eilen, und von den Wellen zu gleichem Untergange mit fortgerissen wurde; die Frau, die durch seine Schuld zur Wittwe und die Kinder, die zu Waisen geworden waren, standen jammernd und wehklagend vor seiner Seele: sein Herz wurde weich und seine Augen wurden feucht. Dann aber fiel ihm seine Schuld ein, er dachte an die Häscher, die seiner warteten, dachte an Frank und dessen Glück, und die guten Gefühle, die in ihm erwacht waren, schrumpften mit seinem Herzen zusammen; er stieß einen halblauten Fluch aus, preßte Garrett's Sporn, die er angelegt hatte, in die Flanken des Schimmels und sprengte seinem Schicksal mit trotziger Stirn entgegen.

In dem Hause der Frau Sloan war kein Licht mehr zu sehen, Ralph wünschte aber, von ihr zu erfahren, ob man bei ihr wirklich nach ihm gesucht habe. Er ritt dicht vor das Gebäude und rief die Frau bei Namen. Gleich darauf öffnete sich die Thür, die Angerufene streckte den Kopf

aus derselben in das Mondlicht hervor und war überrascht, Ralph zu sehen.

»Wo wollen Sie hin?« fragte sie ihn erschrocken, man hat Sie in vergangener Nacht, als Sie kaum fortgeritten waren, hier gesucht und mir heute Ihrenthalben noch kurz vor Sonnenuntergang einen zweiten Besuch abgestattet. Sie thun besser, die Straße zu verlassen.«

»Ich muß nach Baltimore, können Sie mir einen andern Weg als diesen angeben?« sagte Ralph entschlossen.

»Bei der ersten Farm, die Sie erreichen, nehmen Sie die Straße rechts, die bringt Sie auf die Hogstownchaussee, welche gleichfalls nach Baltimore führt. Wo haben Sie Herrn Garrett gelassen?« erwiederte Frau Sloan.

»Der wird erst in einigen Tagen zurückkehren,« antwortete Ralph, winkte der Frau einen Gruß zu und trabte davon.

Bald hatte er den bezeichneten Seitenweg erreicht, folgte demselben bis zu der ihm genannten Hauptstraße und gelangte auf dieser wieder nach Baltimore.

Ohne mehr zu wissen, als daß er sich in dem westlichen Theile der Stadt befand, durchzog er die noch spärlich angebaute Vorstadt und lenkte sein müdes Pferd in eine breite Straße, die, nach Süden zeigend, vor ihm lag. Es schlug elf Uhr, er ritt zwischen hohen Häusern hin, hatte den alten, zerrissenen Hut tief über die Augen gezogen und hielt den Kopf gesenkt, aus Furcht, daß ihn einer der wenigen Fußgänger auf den Trottoirs erkennen möchte.

Plötzlich zog der helle Lichtschein, der aus den Fenstern des zu seiner Rechten stehenden prächtigen Gebäudes hervorströmte, seine Blicke an und er erkannte zu seinem Schrecken die Wohnung des Präsidenten Forney. Wie ein Blitzstrahl traf ihn der Anblick dieses Hauses, er sank in sich zusammen und sah scheu unter dem Hut hervor nach den hellen Fenstern hin.

Da stand Frank Arnold und die schöne Eleanor Arm in Arm hinter den großen Spiegelscheiben und blickten auf den verspäteten, einsamen Reiter nieder. Wie gelähmt hing Ralph auf dem Pferde, sein Athem stockte und er wagte keine Bewegung, um den Schimmel zu schnellerem Gehen anzutreiben. Das volle Licht beleuchtete jetzt seine Gestalt, er fühlte es, sie mußten ihn erkennen und das Roß schien ihm still zu stehen. Es zog aber mit ihm vorüber, das Licht traf ihn schon nicht mehr und es war ihm nun unmöglich, davon abzustehen, noch einmal seitwärts nach dem Fenster zu blicken.

In diesem Augenblick trat der Mond hell und klar zwischen den Wolken hervor, sein Licht fiel mit Tageshelle auf Ralphs Gesicht und Frank und Eleanor hatten ihn erkannt, denn sie streckten die Hände nach ihm aus und zogen sich eilig von dem Fenster zurück.

Ralph sah es, stach dem Schimmel die Sporn in die Seiten und sprengte in Carriere in der Straße hinunter nach der Marketstraße, in dieser fort und dann wieder nach Süden, bis er an dem andern Ende der Stadt die letzten Häuser hinter sich zurückließ und in den öden Wald hineinritt.

Es war lange nach Mitternacht, als er in einem einsam gelegenen Wirthshaus an der Straße nach Washington einkehrte, um sich und seinem Pferd einige Stunden Ruhe zu gestatten. Zeitig am folgenden Morgen aber war er wieder zu Roß und verfolgte noch drei Tage lang seinen Weg, worauf er in einem kleinen Städtchen Virginiens den Schimmel für hundert Dollar verkaufte und von hier aus die Reise nach seiner Heimath mit der Post fortsetzte.

Capitel 20.

Der Abschied. – Verwandlung. – Bewaffnung der Kutter. – Der Kampf. – Der verlorene Mast. – Untergang. – Scharfe Wache. – Die Tritonia. – Das Raubschiff. – Das Segel. – Flucht. – Verfolgung. – Hoffnungsstrahl. – Der Sturm. – Verzweifelter Entschluß.

In dem Morgen, als Capitain Flournoy Baltimore verließ, war man auf der Tritonia nicht wenig erstaunt, mit dem Grauen des Tages die eiligen Vorkehrungen zur Abreise des Sturmvogels zu gewahren.

Dosamantes war noch nicht erwacht, als Loredo zu ihm in die Cajüte trat und ihm meldete, daß jenes Schiff auf dem Punkte sei, abzusegeln.

Der Capitain eilte auf das Verdeck, um sich von der Wahrheit dieser Kunde zu überzeugen und sah dieselbe zu seiner Verwunderung bestätigt, denn die Segel waren bereits angeschlagen, die Luken mit Theerleinen überdeckt und die Matrosen eilten geschäftig hin und her, um das Tauwerk zur Abfahrt zu ordnen. Bald darauf wurden die Segel entfaltet und die Stricke, welche das Schiff an dem Werfte festhielten, gelöst. Jetzt trat auch Eloise zu ihrem Vater auf das Verdeck, um das verhaßte Fahrzeug mit seinem ihr noch verhaßteren Capitain das Werft verlassen zu sehen, als in diesem Augenblick Flournoy mit Melanie im Arm aus seiner Cajüte hervortrat und mit ihr auf dem Verdeck stehen blieb.

Laut weinend und schluchzend schlang die kleine Blondine ihre zarten Arme um den von ihr so heiß geliebten Mann, als sei es ihr unmöglich, ihn von sich zu lassen. Er drückte sie wiederholt an seine Brust und sprach tröstende Worte zu ihr; doch Melanie wollte in Thränen vergehen und hing sich mit Verzweiflung um seinen Nacken. Endlich folgte sie seiner Leitung auf das Werft, an dessen Ausgang ein Wagen ihrer harrte; Flournoy drückte sie abermals an seine Brust, der Sturmvogel fing an sich zu bewegen, noch einmal preßte der Capitain seine Lippen auf den rosigen Mund der weinenden Melanie, riß sich dann von ihr los, sprang auf das Verdeck seines Schiffes und im nächsten Augenblick wandte sich dieses von dem Lande ab in die Bay hinaus.

Der Wind stieß mit Gewalt in die Segel, die Matrosen zogen diese straffer an, pfeilschnell schoß der Sturmvogel davon und Melanie streckte wehklagend ihre kleinen Hände nach dem schönen, geliebten Manne aus, der auf dem hohen Verdeck über der Cajüte stand und ihr mit seinem schneeweißen Tuch Lebewohl zuwinkte.

Dahin zog das Schiff, bis in die hohen Spitzen seiner Masten von Segeln umwölkt und von den sehnsüchtigen Blicken der verlassenen Melanie verfolgt, bis es in weiter Ferne unterhalb des Forts vor ihren thränenvollen Augen verschwand und sie, das Gesicht in ihr Tuch versenkt, dem auf sie wartenden Wagen zuwankte.

Mit dem innigsten Mitleid für die Trauernde und dem tiefsten Abscheu gegen ihren Bethörer hatte Eloise dem

Abschied zugesehen und einen glühend leidenschaftlichen Blick Flournoy's mit vollster Verachtung zurückgewiesen, als der Sturmvogel bei ihres Vaters Schiff vorüberzog. Jetzt schwankte sie: sollte sie der unglücklichen Melanie Aufklärung über den Charakter ihres Gatten geben oder nicht? Es war aber nur ein Augenblick des Bedenkens, dann warf sie sich den Wunsch nach Vergeltung vor, der seinen Theil an dem aufkeimenden Gedanken hatte, und stand von ihrem Vorhaben ab. Es war ja möglich, daß Flournoy die Liebe, die er ihr nur geheuchelt hatte, für Melanie wirklich im Herzen trug und deren Lebensglück dadurch begründen würde. Sie selbst fühlte sich erleichtert, und beruhigt durch die Abreise des widrigen Mannes und seiner unheimlichen Umgebung, und mit Heiterkeit begab sie sich an die Arbeit, um die letzten Vorkehrungen für ihre am kommenden Tage anzutretende lange Reise zu beenden.

Die ganze Mannschaft beeilte mit aller Kraft die Einladung des Mehls, machte die Segel zum Gebrauch fertig und bereitete Alles vor, um am folgenden Morgen abfahren zu können.

Als der Sturmvogel bei dem Schiffchen des Negers Dick vorübergesegelt war, ohne Ralph aufzunehmen, blieben trotz des heftigen Windes seine Masten schwer mit Segeln belastet, so daß sie unter deren Gewalt sich beugten und ächzten; ihre Kraft aber war in gewaltigeren Stürmen erprobt und das Schiff schwamm so leicht und nachgiebig auf den Wogen, daß der Sturm nur wenig

Widerstand in den großen Segeln fand und das scharfgebaute Fahrzeug mit fliegender Eile vor sich hertrieb.

Es war nach neun Uhr des Abends, als das Schiff, nur noch zwanzig Meilen von dem Ausfluß der Bay in den Ocean entfernt, in eine kleine Bucht an der östlichen Küste einlief und dort in wenigen Minuten, all seiner Segel beraubt, vor Anker gelegt wurde.

Während die Mannschaft auf der ganzen Reise, hinter den Brüstungen vor dem Winde geschützt, müßig umhergelegen hatte, war jetzt Alles reges Leben an Bord. Kaum schaukelte sich das Fahrzeug auf dem ruhigern Wasser, als Viele der Matrosen sich in Tauen über Bord hingen, Andere ihnen Töpfe mit weißer Oelfarbe und Pinsel reichten, und Jene begannen, das schwarze Schiff weiß anzustreichen. Mehrere nahmen das große, aus Holz geschnittene Bild des Sturmvogels unter dem Bugspriet ab und trugen es in den untern Schiffsraum. Zugleich ward in der Cajüte der Tisch und der Teppich entfernt und eine Anzahl Bohlen aus dem Fußboden vorsichtig hervorgehoben, wodurch ein Eingang in einen geheimen Verschlag unter der Cajüte geöffnet ward. Dieser ganze Raum war mit Waffen und Munition angefüllt, die jetzt auf das Verdeck hinaufgetragen wurden. Nachdem eine große Anzahl von Gewehren, Pistolen, Säbeln und Aexten herausbefördert war, wurde an der Decke der Cajüte ein Flaschenzug angebracht und an demselben eine sehr lange Kanone, ein Vierundzwanzigpfünder, aus dem Versteck hervorgehoben, den die Mannschaft als den *›long Tom‹* (lange Thomas) begrüßte. Auch das Gestell dazu,

welches in einem schweren, hohen Klotz bestand, wurde heraufgezogen, in der Mitte des Schiffes mit eisernen Banden befestigt und die Kanone darauf gelegt, die sich auf demselben auf einer Spindel im Kreise drehen ließ. Zuletzt trug man die Munition für dieselbe, so wie die für die Gewehre herbei und vertheilte letztere unter die Mannschaft.

Flournoy ging schweigend auf dem Verdeck hin und her und überwachte die Arbeit, während Ritcher und Jerco die Anordnungen bei derselben trafen.

Erst als der Tag graute, war die Rüstung beendet und das schwarze Kleid des Fahrzeugs in ein weißes verwandelt.

Das Frühstück war bereit, es wurde den Matrosen mit demselben ein reichliches Quantum Branntwein gereicht, und nachdem ein Boot mit dem Kiel nach Oben über die Kanone gelegt worden war, so daß sie aus der Ferne nicht durch Gläser erkannt werden konnte, begab sich die Mannschaft zur Ruhe, um sich von der Arbeit zu erholen. Flournoy allein blieb, mit einem Fernglas in der Hand, auf dem Verdeck und hielt sein wachsames Auge auf die vielen, in weiter Ferne auf- und absegelnden großen und kleinen Schiffe geheftet. Erst gegen Mittag trat er zu dem Lager des Obersteuermanns und weckte ihn aus seinem Schlafe. Nach wenigen Minuten war wieder Alles in Bewegung, die Matrosen sprangen in die Masten hinaus, um die Segel zu lösen, der Anker wurde gehoben und in unglaublich kurzer Zeit darauf zog der Sturmvogel stolz aufgebläht über die gewaltigen Wogen

dem schmalen Ausgang zwischen Cap Henry und Cap Charles zu, um in den Ocean hinaus zu steuern.

Der Wind blies immer noch sehr heftig von Nord-West her und die See ging ungewöhnlich hoch. Flournoy ließ die größere Zahl der Segel einnehmen, weil das Schiff gewaltig gegen die Wellen arbeitete und weil er nur den Ocean gewinnen wollte, um dort vor der Mündung der Bay zu kreuzen, bis die Tritonia erscheinen würde. Darum wurde es nach drei Uhr, als der Sturmvogel sich jenem Ziele nahte, während mit ihm zugleich eine Menge kleiner Schooner dem Weltmeer zusteuerte. Auch eine nicht geringere Zahl solcher Küstenfahrzeuge kamen aus See in die Bay herein und mußten, da sie den Wind gegen sich hatten, hin und her laviren.

Schon befand sich das Piratenschiff zwischen Cap Henry und Cap Charles, als Flournoy, der mit dem Fernglas auf dem obern Verdeck stand, den Obersteuermann zu sich rief und zu ihm sagte:

»Was für ein Schiff mag das sein? Es steuerte Süd und hat so eben umgelegt, jetzt steuert es Nord. Es will also nicht in die Bay herein.«

Dabei reichte er ihm das Fernglas und zeigte auf einen sehr großen Kutter, der unter vollen Segeln vor dem Ausgang der Bay hinzog.

Ritcher hatte einige Augenblicke durch das Glas nach dem bezeichneten Fahrzeug geschaut, als er sagte:

»Ich traue dem Burschen nicht, er ist nicht wie ein Kauffahrer gebaut, auch fällt es mir auf, daß man Niemanden auf dem Verdeck sieht. Sollte es ein Fahrzeug

Onkel Sams (Vereinigten Staaten) sein, und die Burschen ihre Adler nicht zeigen wollen?«

Flournoy hatte wieder das Glas vor das Auge gehoben, und rief plötzlich:

»Auf mit den Segeln, dort kreuzt ein Gouvernementskutter! Wenn er den Sturmvogel fangen will, so muß er fliegen lernen!«

In wenigen Minuten stiegen die Segel in die Höhe und verdoppelten die Schnelligkeit des Schiffes, doch zugleich hatte der verdächtige Kutter abermals seinen Cours geändert und kam jetzt mit günstigem Winde auf den Sturmvogel eingesegelt, während er zum Zeichen, daß er ihn zu sprechen wünsche, die Flagge der Vereinigten Staaten aufzog und seine Luken öffnete, aus denen seine Geschütze hervorblickten.

»Er hat seine Maske abgenommen!« rief Flournoy. »*Vor* ihm können wir nicht mehr durch, macht Euch fertig, daß wir das Schiff umlegen, *gegen* den Wind soll er uns wohl laufen lassen.«

Die Matrosen waren zu den Segeltauen gesprungen und erwarteten das Commandowort ihres Capitains, der auf dem obern Verdeck stand und seine Augen auf das heranziehende Schiff geheftet hielt.

Dasselbe war jetzt auf Kanonenschußweite vor dem Sturmvogel gerade in dessen Cours gelangt, als Flournoy den Befehl gab, das Schiff zu wenden. Trotz des Sturmes und der vielen Segel war das Commando in der nächsten Minute ausgeführt und der Pirat jagte nahe bei dem Wind nach Norden, um vor Cap Charles den offenen Ocean zu

gewinnen. In diesem Augenblick entquoll den Seiten des Kutters eine dichte Rauchwolke und mehrere Kugeln flogen über den Sturmvogel hin.

»Hervor mit dem *long Tom*, zeigt ihm, daß Ihr *die* Sprache besser redet, als er!« schrie Flournoy seiner Mannschaft zu, während der Kutter gleichfalls umlegte und der Sturmvogel einen bedeutenden Vorsprung gewann. Sofort ward das Boot von der langen Kanone entfernt, Ritcher war hinter dieselbe gesprungen, richtete sie und erwartete den Augenblick, wo das Schwanken des Schiffes sie mit dem Kutter in eine Linie brachte. Dann feuerte er sie ab und im nächsten Augenblick flatterte ein kleines, von der Kugel losgerissenes Segel auf dem Kriegsschiff in dem Winde. Ein lautes Hurrah erschallte jetzt auf dem Verdeck des Piraten und noch ehe der Kutter seine Wendung ausgeführt hatte, feuerte Ritcher zum zweiten Male und sandte seine Kugel durch das Hauptsegel des Feindes. Gleich darauf jedoch blitzte es wieder aus dem Kriegsschiff und eine seiner Kugeln fuhr über das Verdeck des Sturmvogels und riß auf seinen beiden Seiten ein Stück der Brüstung mit hinweg.

»Zieht die Segel stramm, halt't voll gegen den Wind! Der Kerl segelt mit dem Teufel!« rief Flournoy jetzt, denn er sah, daß der Kutter ihm näher rückte.

Ritcher hatte inzwischen mehrere Kugeln vergebens nach dem Feinde hinübergesandt, auch die Schüsse des Kriegsschiffs hatten nicht getroffen und Flournoy konnte, trotz aller Anstrengung, die Entfernung von demselben nicht vergrößern. Dabei drängte ihn der Kutter nach

Cap Charles hin, um ihm den Ausweg in den Ocean abzuschneiden.

»Legt das Enterzeug zur Hand!« rief Flournoy, sprang in die Cajüte und kehrte nach einigen Augenblicken bewaffnet auf das Verdeck zurück. Er trug zwei Pistolen im Gürtel, einen breiten kurzen Säbel an der Seite und einen kolossalen Musquedonner in der Hand.

»Zeigt ihm unsere Farben, damit er weiß, mit wem er fechtet!« rief der Capitain und im Augenblick nachher entfaltete sich über seinem Haupte eine ungeheuere blutrothe Fahne und flatterte lautschlagend in dem Winde.

»Haltet Euch fertig, die Segel nachzulassen; kommen wir vor Cap Charles nicht durch, so laufen wir auf ihn ein und entern,« rief Flournoy seiner Mannschaft zu, während die Kugeln von dem Kriegsschiff um den Sturmvogel sausten und Ritcher aus dem *long Tom* ihm von Minute zu Minute antwortete.

»Wir müssen ihn borden, denn wir werden nicht durchkommen. Macht Euch fertig!« rief der Capitain nach einer Weile und setzte dann, zu Ritcher gewandt, noch hinzu: »Kannst Du ihm keinen Flügel lähmen?«

In diesem Augenblick feuerte der Obersteuermann, und der Hauptmast des Kutters stürzte mit den Segeln über Bord. Das Schiff war nun den Wogen preisgegeben, die schäumend sich gegen seine Seiten warfen und sich über ihm brachen. Ein donnerndes Jubelgeschrei ertönte auf dem Kaperschiff, denn nun war für dasselbe alle Gefahr vorüber.

Das Kriegsschiff dagegen wurde von dem Mast auf die Seite niedergezogen und die Wogen warfen es wie einen Spielball hin und her.

Flournoy gab den Befehl, sein Schiff zu wenden und nahe an den Kutter heranzusegeln, dessen Mannschaft daran arbeitete, sich von dem Mast zu befreien und ihn über Bord zu werfen.

»Gieb Acht, Ritcher, daß Du ihn unter dem Wasserspiegel triffst, damit er sinkt, ehe er den Mast los wird und seine Geschütze wieder gebrauchen kann,« rief er dem Obersteuermann zu, der gebeugt hinter der langen Kanone stand und auf den Augenblick wartete, wo er dem Kutter den Todesschuß beibringen könne.

Woge auf, Woge nieder stürmte der Pirat auf das Kriegsschiff ein und nur noch hundert Schritt hatte er zu durchschwimmen, um an dessen Seite zu gelangen, als die Mannschaft auf dem Kutter von dem Kappen des Mastes abstand und zu den Gewehren griff.

Jetzt war der Sturmvogel auf nur dreißig Schritt neben dem Kriegsfahrzeug, heftiges Gewehrfeuer sandte einen Kugelregen auf beide Schiffe, dann blitzte es aus der langen Kanone des Piraten, ein dicker Pulverdampf verhüllte gegenseitig die Streiter und der Sturmvogel schoß an dem Kutter vorbei. Flournoy aber gab den Befehl, sein Schiff abermals zu wenden, um nochmals an die Seite des Kriegsschiffes zu gelangen, als man gewahrte, daß die Mannschaft desselben eilig das Boot aussetzte und Anstalt machte, das Schiff zu verlassen.

»Der Kutter ist im Sinken, gebt den Burschen Zeit, ihn zu verlassen, dann segelt sie in den Grund, damit Keiner von ihnen das Mährchen von dem Sturmvogel erzähle!« rief Flournoy und sein Schiff entfernte sich weiter von dem Gegner.

Bald darauf sah man das große Boot mit der Mannschaft des Kriegsschiffes von demselben abstoßen und Cap Charles zurudern, worauf Flournoy sein Schiff wenden ließ und auf die Flüchtigen einsegelte. Der Capitain derselben stand an dem Steuer und winkte mit einem weißen Tuche, doch der Pirat ließ seinen Lauf nicht ändern, er kam brausend heran gestürmt, sein Bugspriet streckte sich bald über das Boot hin, sein Kiel erfaßte es und, darüber hinjagend, begrub er es unter sich in der Fluth. Hier und dort tauchten Einzelne der Mannschaft auf, sie dienten aber den Piraten als Zielscheibe und wurden von ihren Kugeln auf den Grund der See geschickt. Der Kutter sank rasch, die Wogen wälzten sich immer mächtiger gegen seine Brüstung, rollten bald über ihn hin, er fing an, sich zu drehen und schoß in die Tiefe hinab.

Ein stürmisches Hurrah war der Grabgesang, der ihm und seiner Mannschaft von den Piraten nachgesandt wurde. Doch auch auf dem Sturmvogel hatte der Tod seine Opfer gefordert; vier seiner Männer lagen, von den Kugeln der Feinde hingestreckt, auf dem Verdeck und unter ihnen befand sich Fabiano, der Portugiese. Die Leichen wurden in die See versenkt, die Segel des Piraten bis auf nur wenige eingezogen und die Beschädigungen,

welche die Geschütze des Kutters ihm zugefügt hatten, wurden ausgebessert. Das Schiff trieb nun unter dem spärlichen Leinen, welches sich an seinen Masten blähte, langsam vor der Mündung der Bay auf und nieder und wurde von den Mannschaften der vielen kleinen aus- und einlaufenden Fahrzeuge mißtrauisch betrachtet.

»Der Kutter verräth den Sturmvogel nicht,« sagte Flournoy zu Ritcher, der, als die Nacht hereinbrach, bei ihm an dem obern Verdeck stand, »es haben aber zwei Schooners, die in die Bay gesteuert sind, unsern Kampf mit angesehen, und sie werden den Untergang des Kriegsschiffes verkünden. Sollte einer von ihnen in Norfolk einlaufen, wo mehrere Gouvernementsschiffe auf Station liegen, so haben wir dieselben auf dem Hals, ehe der Morgen graut.«

»Der Wind geht immer mehr nach Norden herum, und würde uns auf einer Flucht gerade den Bahama-Inseln zutreiben; dort hinein verfolgt uns kein Schiff, denn es müßte beim Eingang schon die Rippen brechen. Uebrigens ist die Tritonia heute am Vormittag gesegelt und muß beim Anbruch des Tages hier sein,« erwiederte der Obersteuermann.

Der Himmel war mit schwerem Gewölk bedeckt, der Mond blickte nur für Augenblicke klar hindurch und versilberte dann die weißen Häupter der gewaltigen Wogen, die sich brausend gegen die Mündung der Bay rollten; auf dem Sturmvogel wurde aber scharfe Wacht gehalten, so daß kein Fahrzeug den Ocean gewinnen konnte, ohne dort bemerkt zu werden.

Der Wind nahm mit jeder Stunde der Nacht an Heftigkeit zu, und wehte beim Grauen des Tages in fliegendem Sturm auf der Bay herab. Alle Fahrzeuge, die sich dort befanden, hatten eiligst bei dem zunehmenden Winde die nächste der vielen Buchten zu erreichen gesucht, so daß bei Anbruch des Tages die unzähligen kleinen Segel, die dieses Gewässer fortwährend zieren, verschwunden waren.

Nur *ein* Schiff sah man auf der stürmisch bewegten Fluth dahin jagen und dem Ocean zusteuern. Es war die Tritonia. Sie trug immer noch mehr Segel, als ein anderes Fahrzeug bei so heftigem Winde und so hoher See gewagt haben würde, und mancher Pflanzer schaute ihr von den Ufern verwundert und kopfschüttelnd nach.

Der alte Dosamantes stand mit einem lackirten Hut und einem Ueberwurf von Oelleinwand auf dem Verdeck über der Cajüte neben dem Matrosen, der das Schiff steuerte und hielt seine Aufmerksamkeit auf jede Bewegung des Fahrzeuges gerichtet, während die Wogen hinter ihm herjagten und ihren Schaum über die ganze Länge des Verdecks sprühten.

Es war heller Tag, als Cap Henry und Cap Charles vor ihm sichtbar wurden und er bald darauf in der Ferne ein Fahrzeug gewahrte, welches zwischen beiden Landspitzen unter wenig Segeln gegen den Wind ankämpfte. Dosamantes rief dem Stuart zu, ihm das Fernglas zu reichen, denn er konnte nicht begreifen, daß jenes Schiff, welches augenscheinlich nicht die Bay zu gewinnen suchte, nicht in die offene See hinaussteuere. Loredo reichte ihm

das Glas und lange stand der Capitain mit demselben vor dem Auge unbeweglich da und beobachtete das fremde Schiff. Dann winkte er Strabo, den Obersteuermann, zu sich herauf, reichte ihm schweigend das Instrument und deutete auf das Fahrzeug. Auch dieser blickte eine geraume Zeit zu demselben hinüber, und sagte dann:

»Das Schiff ist weiß; wäre es schwarz, so würde ich mein Bedenken haben.«

»Sie denken an unsern Nachbar in Baltimore, Strabo. Auch mir fällt die Aehnlichkeit im Bau und Segelzeug mit jenem Schiffe auf. Dieses ist aber weiß und es kann demnach unmöglich der Sturmvogel sein. Jetzt legt es um, sonderbar, wohin mag es wollen?«

»Gerade dahin wieder zurück, wo es herkommt?« sagte Strabo bedenklich nach einer Weile, als das fremde Schiff sich umgewandt hatte, »das ist auffallend; bei solchem Wetter hält man sich doch nicht zum Spaß so nahe an der Küste.«

Beide setzten ihre Betrachtungen verwundert fort und kamen dem Schiffe bald viel näher, konnten jetzt aber, außer dem Manne am Steuer, Niemanden auf dem Verdeck gewahren.

Die Tritonia näherte sich Cap Henry, um unweit dieser Landspitze in den Ocean hinaus zu fahren und auch das fremde Schiff steuerte auf dieselbe los.

»Wir wollen ihn vor uns vorüber lassen,« sagte Dosamantes zu Strabo und wandte sich dann zu dem Manne am Ruder:

»Halte mehr Ost bei Nord, damit wir hinter jenem Fahrzeug durchkommen,« sagte er zu ihm und hob dann abermals das Fernglas vor das Auge.

Plötzlich fuhr der alte Mann erschrocken zusammen und rief:

»Um Gottes Willen, es ist der Sturmvogel, ich habe Capitain Flournoy erkannt!«

Er warf das Glas auf die Bank, stierte noch einmal nach dem Schreckensschiff hinüber und rief dann mit verzweifelter Stimme den Befehl auf das Verdeck hinunter, das Schiff Nord-Nord-Ost vor Cap Charles vorüber zu steuern. Zugleich ließ er noch mehr Segel aufziehen, so daß ihre Gewalt die Masten beugte und das Schiff mit rasender Schnelligkeit über die Wogen trieb.

»Die Masten können die Segel unmöglich tragen, Herr!« sagte Strabo, und zeigte auf deren Spitzen.

»Besser, wir segeln in den Grund, als daß wir den Männern auf jenem Schiffe in die Hände fallen. Sehen Sie, jetzt wenden sie es gleichfalls und setzen mehr Segel auf,« erwiederte Dosamantes und blickte entsetzt nach dem Sturmvogel hin, der nun denselben Cours wie er eingeschlagen hatte und seine Schnelligkeit zusehends vermehrte.

Brausend stürmten die beiden Fahrzeuge die ungeheuern Wogen hinan, theilten deren Häupter, die sich donnernd gegen ihre Seiten warfen und stürzten von deren Schaum umwölkt in die jähen Schlünde hinab, als wollten sie sich unter der nächsten Woge begraben, die Tritonia aber hatte bedeutenden Vorsprung gewonnen und,

trotz aller Anstrengung auf dem Piraten, konnte dieser ihr nicht näher kommen.

Bald wurde es unter sämmtlicher Mannschaft auf der Tritonia bekannt, daß es der Sturmvogel sei, der sie verfolge, und der alte Loredo trat an die Thür des Gemaches seiner jungen Herrin, klopfte an dieselbe und rief:

»Ach, Fräulein Eloise, wir werden von Capitain Flournoy verfolgt!«

Wenige Minuten darauf stürzte das entsetzte Mädchen aus ihrem Zimmer hervor und eilte zu ihrem Vater auf das Verdeck, über welchem sie sich kaum erhob, als der Sturm ihr Haar löste, ihre Locken wild um ihren Kopf flattern ließ und ihr Tuch von ihren Schultern riß.

»Um aller Heiligen Willen, ist es wahr, Vater, ist das der Sturmvogel?« rief sie, indem sie nach dem ihnen folgenden Schiffe hinstierte und ihr Tuch wieder um sich zog.

»Er ist's, wie ich es befürchtete, ich habe den Capitain durch das Glas erkannt,« antwortete Dosamantes und hielt seine ängstlichen Blicke auf den Piraten geheftet.

»So mag uns Gott gnädig sein!« sagte Eloise mit bebender Stimme und blickte, ihre Hände faltend, zu dem schweren Gewölk auf, womit der Himmel bedeckt war.

»Geh hinunter, Eloise, es ist gefährlich hier auf dem Verdeck, der Wind könnte eine Segelstange herabschlagen,« sagte ihr Vater und blickte über sich in die Segel, die jeden Augenblick schienen, vor dem Winde bersten zu müssen.

»Nein, nein, Vater, wo Du bleibst, bleibe auch ich. Laß uns fliehen, wenn Flucht noch möglich ist!« antwortete das Mädchen und sank an der hohen Seite des schräg liegenden Schiffes unter dem Schutz der Brüstung auf ihr Knie, um sich vor dem Winde zu verbergen.

In demselben Augenblick stieg auf dem Piraten eine dicke, weiße Rauchwolke auf und die Kugel aus dem *long Tom* sauste pfeifend über der Tritonia hin.

»Wir sind verloren!« rief Dosamantes, entsetzt zur Seite fahrend, »er kann uns noch mit seinen Kugeln erreichen, und trifft er unser Segelzeug, so holt er uns bald ein.«

Aller Augen waren angstvoll auf den Piraten gerichtet, und mit angehaltenem Athem wartete man auf den aufsteigenden Rauch, der eine andere Kugel verkünden würde, als plötzlich das große Segel an dem Hauptmast des Sturmvogels herabstürzte und weit über das Schiff hinaus an den Tauen hin und her flog.

»Gott, der Allmächtige, kommt uns zu Hülfe!« rief Dosamantes und wandte seine Blicke von dem Piraten nach seinen eigenen Segeln hinauf.

Auf dem Sturmvogel war Alles in größter Bewegung, die Matrosen kletterten in die Masten und schwankten in deren Spitzen weit über der rollenden See, während der Sturm sich in ihrer Kleidung fing und sie jeden Augenblick mit sich fortzureißen drohte. Sie suchten das schwere Segel wieder zu sich heranzuziehen und es aus den Tauen der andern zu lösen, die es durch die Gewalt des Sturmes aus ihrer Stellung zog.

Mit einem haarsträubenden Fluch stampfte Flournoy das Verdeck und die ganze Mannschaft sah scheuen Blickes zu dem wüthenden Manne hin, als er rief:

»Ich schieße Euch Hunde wie Schwalben aus den Masten, wenn Ihr das Segel nicht einholt!«

Mit aller Kraft rissen die Matrosen an den Tauen und klammerten sich mit einer Hand fest, um nicht von dem Sturm fortgeschleudert zu werden, als Ritcher selbst mit noch sechs Leuten ihnen zu Hülfe kam und sie endlich Meister des Segels wurden. Sie zogen es auf das Verdeck herab, banden es an der Segelstange zusammen und die ganze Mannschaft arbeitete, um es nun wieder an seinen Platz den Mast hinauf zu bringen und es dort zu befestigen, während Flournoy das Ruder erfaßt hatte und das Schiff steuerte.

»Wenn Ihr nicht bald damit fertig werdet, so entgeht uns der Spanier und die reiche Beute!« schrie er den Matrosen zu.

»Schon hat der Schurke uns umgangen und segelt vor dem Winde nach Süden. Der Teufel muß ihm die Masten halten, sonst wären sie längst schon gebrochen. Auf mit dem Segel, sage ich!«

Dabei stampfte er mit dem Fuße das Verdeck und hielt seine blitzenden Augen auf die Tritonia gerichtet, die jetzt, vor dem Winde steuernd, noch mehr Segel aufzog.

Bald aber war der Schaden auf dem Sturmvogel nothdürftig wieder hergestellt, das Segel, wenn auch nicht in seiner vollen Größe, wieder entfaltet, andere noch zur Beihülfe aufgezogen und nun ging es in voller Jagd mit

dem Sturme nach Süden hinter der fliehenden Tritonia her, die einen bedeutenden Vorsprung gewonnen hatte.

Stunde auf Stunde verstrich, die Entfernung zwischen den beiden Schiffen verminderte sich nur unbedeutend, der Tag neigte sich und noch war der Pirat der Tritonia nicht viel näher gekommen.

Flournoy hoffte, daß der Mond durch das Gewölk hervorbrechen und die Segel der Tritonia beleuchten würde, damit er sie während der Nacht nicht aus dem Gesicht verlöre, und Dosamantes flehte zum Himmel, daß er schwarze Nacht über die See ausbreiten möge, damit er seinen Cours ändern und unter ihrem Schutz dem Schreckensschiff entrinnen könne.

Das Düster des Abends färbte schon die Wogen schwarz, die Furche in denselben hinter der Tritonia leuchtete schon im Phosphorlichte und Dosamantes konnte nur mit Hülfe des Fernglases noch das weiße Segelzeug des ihm folgenden Sturmvogels erkennen, als er zu Strabo sagte:

»Gott hat uns früh Morgens vor dem Untergang beschützt, er wird uns auch in dieser Nacht gnädig sein und uns vor den Blicken des Piraten verbergen. Sobald wir ihn nicht mehr erkennen können, nehmen wir einen östlichen Cours und steuern dann außerhalb der westindischen Inseln nach Süden. Er wird uns, wenn der Tag kommt, vor sich suchen, und dann sind wir gerettet.«

»Mag es der Allmächtige so fügen. Die Wolken sind aber leichter geworden und heben sich höher, ich fürchte, der Mond bricht durch,« erwiederte der Obersteuermann, und Beide, sowie auch Eloise, die neben ihrem Vater auf dem Verdeck stand, schauten bang und erwartungsvoll nach dem Gewölk, das eilig über ihnen hinzog.

Plötzlich aber theilten sich die Wolken, der Mond blickte hell und klar zwischen ihnen hervor und warf sein weißes friedliches Licht über die sturmbewegte See.

Krampfhaft faltete Eloise ihre Hände und blickte flehend zu ihm hinauf, als bäte sie ihn, sich hinter den Wolken zu verbergen; diese aber entfernten sich weiter und weiter von ihm, es funkelten die Sterne bald am dunkeln Himmelszelt und der Wind schien an Gewalt zu verlieren. Die Blicke Aller auf der Tritonia hingen angstvoll an der hohen Segelpyramide des Sturmvogels, die ihnen ihre volle Lichtseite entgegenhielt und unverändert und unbewegt, wie ein böser Geist, ihnen über die Wogen nachschwebte. Niemand auf der Tritonia dachte an Schlaf; Rettung vor den Barbaren, war der Gedanke, der ihre Bewohner wach erhielt, und mit Abnahme des Windes wurden noch die Seitensegel aufgezogen, sowie die höchsten Spitzen der Masten mit Leinen umwölkt und Alles gethan, um die Schnelligkeit des Schiffes zu vermehren.

Auch die hohe weiße Säule des Piraten wurde breiter und zeigte den Fliehenden, daß dort eben so wie hier jede mögliche Hülfe angewandt wurde, um das Schiff zur

größten Eile anzutreiben; die Entfernung zwischen beiden Fahrzeugen wechselte aber nur wenig. Oft schoß die Tritonia an Schiffen vorüber, die mühsam gegen Wind und Wogen ankämpften; wie gern hätten die Verfolgten deren Mannschaft um Schutz angerufen, Niemand aber konnte ihnen zu Hülfe kommen, ihre einzige Rettung blieb die Schnelligkeit ihres guten Schiffes.

Die Nacht verblich, der Tag zog heiter und klar am Himmel auf, die Sonne stieg, wie ein glühender Ball, aus dem Meere empor und vergoldete vor den Blicken der Fliehenden die weiße Gestalt ihres furchtbaren Verfolgers. Noch aber blies der Wind von Nordwest, so daß Dosamantes alle seine Segel gebrauchen konnte, und seitdem ihm derselbe im Rücken stand, war ihm der Pirat kaum näher gekommen.

Unbezweifelt dagegen war der Sturmvogel der Tritonia an Schnelligkeit sehr überlegen, wenn der Wind ihnen entgegen wehte, und daß dies nicht der Fall werden möchte, beteten Aller Herzen auf dem fliehenden Schiffe.

Die Küste von Nord-Carolina hatten sie schon hinter sich zurückgelassen, die hochbewaldeten Ufer von Süd-Carolina traten mit ihren Landspitzen bald weit in das Meer heraus, bald drängte sie dasselbe in den Buchten in weite, blaue Ferne zurück; immer stürmten die beiden Schiffe vorwärts, ohne einander viel näher zu rücken.

Schon glühte die sinkende Sonne über dem Purpurstreifen, der die Küste von Süd-Carolina bezeichnete, und Dosamantes schaute sehnsüchtig nach der Gegend hin, in welcher der Hafen von Charlestown liegen mußte, er

konnte es aber nicht wagen, sich ihm zuzuwenden, denn ohne Lootsen und in vollem Laufe durfte er sich der Küste nicht nahen, und nur wenige versäumte Minuten waren ja hinreichend, ihn in die Hände seines Feindes zu liefern.

Abermals wich das Tageslicht dem Silberscheine des Mondes, abermals hob sich die Sonne in ihrer ganzen Pracht aus der dunkeln Fluth, und immer noch blähte derselbe Wind die Flügel der Tritonia, aber auch immer noch zog das Unheil drohende Schiff, hoch mit Segeln bedeckt, ihr, wie ein Gespenst, nach und gab ihr keinen Augenblick Zeit, irgendwo an der Küste einen Rettungsplatz vor ihm zu suchen.

Die Noth macht erfinderisch; Alles war schon von Dosamantes und seinem Obersteuermann überlegt und versucht, um dem Schiffe mehr Schnelligkeit zu geben, da schlug Strabo vor, einen Theil des Gewichtes, welches dessen Vordertheil belastete, von demselben abzunehmen, damit es leichter die Wogen hinansteigen könne.

Sofort war die ganze Mannschaft an der Arbeit, eine große Zahl schwerer Fässer mit Branntwein, die auf der vordern Hälfte des Verdecks aufgestapelt waren, wurden auf das hintere Theil des Fahrzeuges gebracht, die Wasserfässer gleichfalls dahin befördert und selbst aus dem untern Raume des Schiffes ein Theil der Ladung von vorn nach hinten geschafft.

Wer beschreibt die Freude, den Jubel, als es sich nach Verlauf einiger Stunden deutlich und augenscheinlich herausstellte, daß der Sturmvogel um ein Bedeutendes

weiter zurückgelassen war. Hoffnung gab jetzt der Mannschaft neues Leben, alle Segel wurden straffer angezogen und von Minute zu Minute in dem Wasser die Schnelligkeit des Schiffes gemessen, um sich zu überzeugen, daß sie zugenommen hatte.

Nachmittags wurde der Wind wieder bedeutend heftiger, so daß sich Dosamantes durch die Nothwendigkeit getrieben sah, Segel einzunehmen, denn die Masten knarrten und ächzten unter ihnen. Die Küste von Florida ward bald zur Rechten sichtbar und zur Linken hoben sich die Tausende von schwarzen Felsen, die sich von den Bahamainseln bis nach Cuba hinunter ziehen, aus dem Meere hervor, dessen Wogen sich schäumend und an ihnen aufsteigend über ihren Spitzen brachen.

Die warme Luft bekundete, wie weit das Schiff nach Süden vorgedrungen war, und ihre Schwüle, sowie das in Südost aufsteigende schwere Gewölk verkündete Gewitter.

Mit banger Ahnung blickte die Mannschaft der Tritonia nach jenen Wolken und dann wieder zurück nach den Segeln des fernen Sturmvogels.

Der Abend nahte, das schwarze Gewölk verdrängte das letzte Blau des Himmels von dem westlichen Horizont und verdeckte die sich schon neigende Sonne. Ein unheimliches Düster hatte sich über die See gelegt, die dunkeln Wogen hoben sich höher und überschlugen sich mit ihren weißen Köpfen, die Wolken schienen ihre Wucht nicht länger tragen zu können und sich auf die wogende Fluth herabzusenken.

Plötzlich ließ der Wind nach, die Segel flatterten hin und her und eine gräßliche Stille trat für Minuten ein.

Die Tritonia steuerte nicht mehr, sie schwankte nur auf den Wellen herüber und hinüber. Dosamantes hielt das Fernglas auf den Sturmvogel gerichtet und erkannte deutlich, daß auch er in seinem Laufe gehemmt war.

Die Ungewißheit aber über Das, was folgen solle, währte nicht lange, ein glühender Blitz und ein betäubender Donnerschlag, der um den ganzen Himmelsrand rollte, verkündete das schwere Gewitter, das jetzt, von einem heftigen Wind getragen, von Süd-Ost her losbrach.

Kaum hatten die Matrosen die Tritonia ihrer meisten Segel beraubt und nur wenige stehen lassen, um sie steuern zu können, als der Sturm ihr heulend entgegenbrauste und pfeifend durch ihr Tauwerk strich. Die Strömung des Golfs, gegen welche das Schiff ankämpfte, schien sich zu verdoppeln und die Wogen sich von Minute zu Minute zu vergrößern. Der Wind war immer noch seitwärts genug, um die Tritonia ihren Cours verfolgen zu lassen, doch trotz aller Anstrengung kam sie mit ihrer schweren Ladung unter den wenigen Segeln nur langsam vorwärts.

Zum Schrecken und Entsetzen der Maunschaft aber nahte sich jetzt das Raubschiff zusehends, obgleich auch dasselbe nur wenig Leinen trug. Die Nacht brach herein und mehrte die Verwirrung, die Angst, die auf der Tritonia herrschte. Bald konnte man durch die Finsterniß die weißen Segel des immer näher kommenden Piraten nicht mehr erkennen, außer wenn für Augenblicke ein Strom

von Blitzen sie geisterhaft beleuchtete und bei jedem solchen momentanen Lichte sie in größerer Nähe zeigte.

Abermals hatte das Feuer des Himmels die See blendend erhellt und wieder war sie und die Schiffe von der Finsterniß verschlungen, als es auf dem Sturmvogel blitzte und mit dem Donner der Kanone ihre Kugel über die Tritonia hinsauste. Wieder fuhren zackige Feuerstrahlen durch die schwarzen Wolken hin und her, abermals stand der furchtbare Feind, von ihnen beleuchtet, der Tritonia näher, und wieder schleuderte er seine Kugel über das Schiff, als Dosamantes zu seiner Rechten ein Licht durch die Finsterniß blicken sah und in ihm das Feuer eines Leuchthauses an der Küste von Florida erkannte.

In wenigen Minuten mußte ihn der Pirat erreichen, sein Untergang war dann gewiß; vielleicht, vielleicht konnte ihm die Küste noch Rettung bringen, wo nicht, so wollte er lieber zwischen ihren Felsen zerschellen, als den Räubern in die Hände fallen.

Rasch ließ er das Schiff wenden, ließ Segel aufziehen und schoß nun vor dem Sturm hin über die tobenden Wogen dem Leuchthaus zu.

»Der Kerl ist wahnsinnig!« rief Flournoy, als er bei dem Lichte der Blitze die plötzliche rasche Flucht der Tritonia gewahrte, »er rennt in die Felsen hinein, aus denen kein Teufel ihn wieder zurückführt. Feuer, Ritcher, Du hast doch sonst gut treffen können!«

Abermals krachte das Geschütz, doch seine Kugel hielt das fliehende Schiff nicht auf.

Auch Flournoy hatte den Sturmvogel wenden lassen, mehr Segel aufgezogen, und folgte der Tritonia in kurzer Entfernung; plötzlich aber blickte er auf den Kompaß, von ihm nach dem Leuchthause hinüber, er erkannte nach der Richtung, in welcher das Licht stand, den Platz, wo er sich befand, und rief durch das Sprachrohr der Mannschaft zu:

»Kehrt!«

»Nun sind sie verloren, verdammt, auch für uns, Ritcher, Du hast schlecht Wort gehalten!« schrie er dann dem Obersteuermann zu, während das Schiff sich drehte und nach Norden davoneilte.

Capitel 21.

Vor Anker. – Die Masten gekappt. – Erwartung. – Das Scheitern. – Der Leuchtthurm. – Das Erwachen. – Der Menschenfreund. – Der Eilbote. – Die Wilden. – Der Angriff. – Feuer. – Rettung. – Der Ritt mit den Indianern.

»Laßt den Anker fallen!« rief Dosamantes durch den Sturm nach dem vordern Verdeck hin, und wenige Augenblicke darauf rollte die schwere Kette mit dem gezahnten Eisen dröhnend über Bord. Das Schiff, in seinem Lauf so plötzlich zurückgehalten, schwang sich mit dem Sturme herum und bäumte sich hoch, wie ein Roß vor dem Zügel, an der eisernen Fessel.

Durch den Widerstand zu doppelter Wuth angeregt, thürmten sich die Wogen unter dem Vordertheile des Schiffes auf, hoben es wie auf Bergesspitze empor und schleuderten es in die jähe, schwarze Tiefe hinab. Dann stürzten sie fliehend ihren Schaum rückwärts über das Fahrzeug und begruben es donnernd unter dem Gischt, aus dem die nächste Woge dasselbe wieder hervortrug.

Dabei krachte es in allen seinen Fugen, als wolle es zerbersten, und die Fässer stürzten rollend von einem Ende des Verdecks zum andern, so daß die Mannschaft vor ihnen flüchten mußte. Dosamantes aber war vertraut mit den Schrecken der See und zeigte ihnen die Stirn entschlossener, als dem Piraten, den jetzt sein Blick nicht mehr erspähen konnte. Er trug Laternen hinaus und befestigte sie auf dem Verdeck, er selbst legte Hand an eins

der rollenden Fässer und warf es mit Hülfe Strabo's und Kelly's über Bord. Nun folgten die Matrosen seinem Beispiel, und bald war das Verdeck geräumt. Noch ein zweiter Anker wurde dann in die See versenkt, um durch seine Kette das Schiff noch mehr zu fesseln, und dann ließ der Capitain die Luken öffnen und begann die Ladung über Bord zu werfen. Der Sturm aber nahm mit jeder Minute an Gewalt zu und mächtiger und wüthender stürzten sich die Wogen gegen das Fahrzeug.

Eloise stand bebend in dem Eingang der Cajüte, hielt ihre Augen auf ihren Vater geheftet und sandte flehend ihre inbrünstigen Gebete zum Himmel. Dabei leuchtete das Feuer von dem Leuchthaus immer heller durch die Finsterniß herüber und deutete den Bedrängten auf der Tritonia an, daß man dort ihre Gefahr bemerkt habe.

Mit einem Krach, als berste das Schiff auseinander, brach plötzlich die stärkste Ankerkette und das Fahrzeug erbebte unter dem Riß an der andern.

»Kappt die Masten!« schrie Dosamantes der Mannschaft zu, sprang selbst, mit einer Axt in der Hand, zu dem Hauptmast hin und führte die ersten Schläge gegen ihn. Die Taue wurden durchhauen, Schlag auf Schlag dröhnte es gegen das sturmgeprüfte gute Holz, in wenigen Minuten stürzte es donnernd über die Brüstung und wurde von den Wellen verschlungen. Auch der zweite, kleinere Mast mußte geopfert werden, um dem Schiffe die Gewalt der Schwingung zu nehmen, und nun trieb es, eine unbehülfliche Holzmasse und ein Spiel der tobenden See, an der einen Kette auf und nieder.

Noch ein dritter Anker wurde jetzt an einem schweren Tau von dem hintern Theile des Fahrzeuges in die Fluth versenkt, um dessen heftige Schwingung zu bemeistern; kaum aber hatte er den felsigen Grund erreicht, als die zweite eiserne Kette mit einem lauten Knall zerriß, das Schiff mit dem Sturm herumflog und jetzt nur noch von dem Tau gehalten wurde.

Dies war das Todesurtheil für die Tritonia; denn nun mußte man von Augenblick zu Augenblick dem Zerreißen des Ankertaues und dem Hinstürmen des Schiffes gegen die felsige Küste entgegensehen.

Jammernd schlang Dosamantes seine Arme um seine Tochter und sagte ihr, daß ein und dieselbe Woge sie Beide begraben solle. Er führte Eloise in die Cajüte, kniete dort mit ihr nieder und betete mit ihr ein heißes, inbrünstiges Gebet, worauf er sie abermals umschlang und nun fest und gefaßt Abschied von ihr nahm. Dann öffnete er einen Schrank, reichte seinem Kind ein versiegeltes, in Wachsleinen eingehülltes Packet mit Werthpapieren, bat sie, all ihren Schmuck und den ihrer seligen Mutter zu sich zu nehmen und führte sie in die finstere Nacht hinaus auf das Verdeck, wo die Mannschaft vor der Cajüte sich versammelt hatte. Nur, wenn man sich an Etwas festhielt, war es möglich, zu gehen, und selbst dann wurde man bei jedem Zuck, den das entmastete Schiff an dem Ankertau that, zu Boden geworfen.

Die Matrosen schleppten jetzt einen Nothmast herbei, um Eloise an demselben festzubinden, was ihr Vater selbst ausführte. Der Mast wurde mit der einen Spitze

über die Brüstung geschoben, Eloise stellte sich daneben an dieselbe, und Dosamantes befestigte sie mit Stricken an das schwere Stück Holz. Dann preßte er die geliebte einzige Tochter an seine Brust und vereinigte seine Thränen mit den ihrigen. Strabo und Kelly, der Untersteuermann, stellten sich dicht bei den Vater und sein Kind, Loredo kniete neben ihnen nieder und die ganze Mannschaft drängte sich nahe zu ihnen heran.

Alle stierten in die schwarze Sturmesnacht hinaus, sahen die ungeheuern Wogen, wie sie zu dem Schiffe heranrollten, sich krachend gegen seine Seite stürzten und es hoch empor warfen, und mit jeder neuen Welle erwartete man das Zerreißen des Ankertaues.

Dabei rollte und dröhnte der Donner fast ununterbrochen und die Finsterniß verschlang rasch wieder die Schreckensbilder, die der Blitz für einen Augenblick erkennen ließ. Der Sturm sauste und heulte über das Verdeck hin, so daß es schwer ward, einander zu verstehen, und trieb den Schaum der Wogen fliegend vor sich her. Da riß das Tau. –

Noch einmal bäumte sich, nun als Wrack, das noch vor einigen Stunden so schöne, kräftige Schiff, mit einem Schrei klammerten sich die unglücklichen Scheiternden an einander fest und fort stürmte das Fahrzeug, der Felsenküste entgegen. Von Schaum umsprüht jagte es mit den Wogen dahin, bis es plötzlich durch einen furchtbaren Stoß in seinem Lauf angehalten wurde und auf einem Felsen sitzen blieb. Die nächste Welle aber hob es wieder empor, warf es abermals auf die Klippen, so daß es

aus seinen Fugen barst, sein Verdeck sich spaltete, seine Wände zerbrachen und die tobenden schwarzen Fluthen es stückweise verschlangen.

Die Männer sämmtlich hatten sich um Eloisen gereiht, um *sie* wenigstens der See lebendig zu entreißen. Aber was vermochte die Kraft des Menschen gegen die Wuth der Elemente? Kaum trieb der Mast in der Fluth, als die Mannschaft von dem Holz hinweggerissen und nach allen Richtungen auseinandergeworfen wurde. Auch den alten Dosamantes hatte die See verschlungen, nur Strabo und Kelly klammerten sich neben Eloisen an dem rollenden Maste fest und hielten den Kopf des Mädchens über dem Wasser.

Mit Sturmeseile trieben sie dem Leuchthaus entgegen, das auf hohem, einsamem Felsen vor ihren Blicken aus der See auftauchte. Sie sahen, daß die Wächter des Leuchtthurms mit Fackeln, Stangen und Tauen an den Fuß der Felsen rannten, an denen sich die Wogen brachen, und erkannten, daß sie von ihnen bemerkt wurden. Noch eine Woge rollte zwischen den Gescheiterten und der Felseninsel, die nächste warf sie hinauf auf das Gestein, die Wächter hielten mit Stricken und behakten Stangen den Mast mit der regungslosen Eloise zurück, die See rollte wieder in die schwarze Tiefe hinab und mit sich fort zog sie die beiden Steuerleute, um sie nicht wieder auftauchen zu lassen.

Die Wächter des Leuchtthurms hatten den Mast mit Eloisen aus dem Bereiche der Brandung auf die Felsen gezogen, durchschnitten bei dem hellen Fackellichte die

Taue, die sie an dem Holz festhielten, und trugen sie auf dem in das Gestein gehauenen Pfade nach der Höhe hinauf, auf welcher der Leuchtthurm stand.

»Eine Leiche haben wir gerettet und die zwei lebenden Männer, die neben ihr an dem Maste hingen, hat uns die See wieder entrissen,« sagte einer der Wächter, indem er die Fackel über das unbeweglich daliegende, bleiche Mädchen hielt.

»Ich glaubte, die Beiden seien gleichfalls an dem Mast festgebunden, sonst hätte ich wenigstens Einen von ihnen mit meinem Haken gefaßt. Es war zu spät, als sie die Arme aus der Welle nach uns hervorhoben, die sie von dem Maste wegriß,« sagte ein Anderer.

»Vielleicht ist das Mädchen noch in's Leben zurückzubringen. Laßt uns sie in den Thurm zu dem Kaminfeuer tragen,« fiel ein Dritter ein, worauf die Männer Eloisen durch die enge Thür in das steinerne Gebäude trugen und sie in dem gemeinschaftlichen Zimmer vor dem Kamin auf wollene Decken niederlegten.

»Sie ist jung und schön und muß reicher Leute Kind sein. Seht nur das Halsband hier, ich glaube, das sind Diamanten,« sagte einer der Männer.

»Das ist einerlei, ob sie alt oder jung, reich oder arm ist, wenn sie nur wieder in's Leben zurückkehrt. Es ist wenig genug, nur Ein Menschenleben von den vielen, die sicher verloren gegangen sind, gerettet zu haben. Die See ging aber zu hoch, ich habe sie niemals so toben sehen. Wer konnte da helfen!« sagte ein alter, wettergebräunter Mann, der, wie es schien, hier den ersten Rang einnahm.

Er selbst hatte Eloisen die Bekleidung von den Füßen genommen und dieselben dem Feuer zugewandt, wusch ihr die Schläfe und den Nacken mit Branntwein und rieb und schüttelte sie eine lange Zeit vergebens; doch endlich entquoll ihren bleichen Lippen ein Strom Wasser, ihre Brust fing krampfhaft sich zu heben an und sie schlug die Augen auf. Wie aus einem Traum erwachend sah sie erinnerungslos und verworren um sich, blickte die sonnverbrannten Männer an und schloß die Augen wieder.

»Sie kommt zu sich, legt noch ein Stück Holz auf das Feuer und hängt den Kessel mit Wasser darüber, damit man ihr eine Tasse Thee bereiten kann,« sagte der alte Mann und benetzte Eloisens Schläfe abermals mit Branntwein.

Bald öffneten sich ihre Augen wieder, sie faltete ihre Hände auf ihrer Brust und ein Thränenstrom bekundete, daß ihre Gedanken sich ordneten und das ungeheuere Geschehene erfaßten.

»Mein Vater – mein Vater!« waren die ersten Worte, die sie in ihrer Verzweiflung ausstieß, dann weinte und jammerte sie laut, rang die Hände und bedeckte mit denselben ihr Gesicht.

Capitain Burnham, der alte Mann, unter dessen Befehl dies Leuchthaus stand, redete tröstend zu Eloisen, pries die Gnade Gottes, der sie auf eine so wunderbare Weise gerettet habe, sagte ihr, daß sie hier vor aller Gefahr gesichert sei und daß sie mit dem ersten Gouvernementsschiff, welches Provisionen hierher bringen würde, nach dem Orte abreisen könne, wohin sie zu gehen wünsche.

Das Unglück aber, welches sie betroffen, war zu gräßlich, als daß Trostworte ihren Schmerz hätten lindern können, in stummer Verzweiflung verbrachte sie die Nacht, und erst, als das Licht des neuen Tages durch die kleinen Fenster in den Thurm fiel, senkte sich ein leichter Schlummer mitleidig über die unglückliche Verwaiste und ließ sie auf kurze Zeit das Schreckliche ihrer Lage vergessen. Burnham entfernte die Mannschaft, die aus zehn Männern bestand, aus dem Zimmer, wo Eloise noch vor dem Kaminfeuer ruhte, damit diese nicht durch Geräusch geweckt werde, und gebrauchte selbst alle Vorsicht, kein solches zu erzeugen. Er unterhielt das Feuer, hatte Thee, Kaffee und ein Frühstück für die Gescheiterte bereitet und beobachtete jede ihrer Bewegungen, um ihr beim Erwachen Nahrung zu reichen.

Endlich regte sie sich wieder und ihr erster Blick begegnete dem des Vertrauen einflößenden alten Mannes, der neben ihr saß und theilnehmend auf sie niedersah. Die Thränen, die ihren Augen entquollen, zeigten, daß mit dem Augenblick ihres Erwachens auch ihr Elend in seinem ganzen Umfange wieder vor ihre Seele getreten war, sie setzte sich auf und verbarg ihr Gesicht in ihren Händen.

»Fassen Sie Muth, Fräulein!« sagte der Alte mit liebevollem Ton, indem er seine Hand auf Eloisens Schulter legte, »wir dürfen nicht murren, wenn Gott uns schwer prüft und herbe Schicksale über uns sendet, wir sollen Alles, was er uns beschert, dankbar hinnehmen, auch das Unglück; denn er weiß es am besten, was gut für uns ist.

Wie viel schlimmer wäre es für Sie gewesen, wenn Sie, statt an diese Felsen, irgend anderswo an die Küste geworfen und in die Hände der Wilden gefallen wären, die dieses Land noch bewohnen! Hier sind Sie wenigstens sicher, und ich werde Alles thun, was in meinen Kräften steht, um Ihnen den Aufenthalt bei uns erträglich zu machen. Hatten Sie denn Verwandte auf dem Schiffe?«

»Mein Vater war dessen Capitain,« schluchzte Eloise und brach wieder in lautes Jammern aus.

Burnham aber wußte, daß das Herz sich erleichtert, wenn es seinem Schmerz Worte giebt, darum fragte er weiter, und Eloise mußte ihm den ganzen Verlauf ihres Unglücks mittheilen.

Der Alte war außer sich, als er von dem Piraten hörte und sprach seine Zuversicht aus, daß derselbe bald in die Hände der amerikanischen Kreuzer fallen müßte, denen er mit der ersten Gelegenheit Kunde über das Geschehene zusenden wolle. Dann sagte er tröstend:

»Meine Leute sind schon während des ganzen Morgens beschäftigt, von den Gütern, womit Ihres Vaters Schiff beladen war, aufzufangen. Die See treibt viele derselben an das Land und was davon gerettet wird, soll treulich für Sie aufbewahrt werden.«

Bei diesen Worten war Eloise aufgesprungen und wankte nach der Thür, indem sie bittend sagte:

»O lassen Sie mich hinausgehen, vielleicht trägt die See auch meinen Vater an das Ufer,« und Burnham nahm sie bei dem Arm und führte sie aus dem Thurm.

Der Sturm empfing sie auf der kleinen Fläche, die das Leuchthaus umgab, und jagte die wilden Wogen brausend gegen den Fuß der nackten schwarzen Felsen, an denen sie sich donnernd brachen und zischend ihren Schaum an ihnen hinauswarfen. Rund um die Felseninsel wogte das Meer, nach Osten hin, eine sturmbewegte Wasserfläche bis an den fernen Horizont, wo derselbe vor dem Blick mit dem grauen Gewölk des Himmels verschwamm, nach Westen bis an die nicht ferne Küste Florida's von unzähligen Klippenmassen unterbrochen, die schwarz und drohend aus ihm hervorblickten und die Wellen Jahr aus Jahr ein an sich brechen ließen. Am Fuße der Insel waren außer dem Bereiche der Brandung viele Boote befestigt, eine Menge Anker, Ketten und Taue lagen auf den Klippen umher in Bereitschaft, um sie Schiffen in der Noth zu bringen, wenn es die Aufregung der See noch gestattete, und Rettungswerkzeuge aller Art erblickte man in der Nähe des Thurmes. Die Mannschaft war beschäftigt, Kisten, Fässer und Ballen, welche die Brandung auf das Gestein schleuderte, aufzufangen und in Sicherheit zu bringen, und hatte auch schon einen großen Vorrath von Holz aus den Trümmern der Tritonia auf die Insel geschafft. Auf den nicht fernen, aus der See hervorstrebenden Felsen sah man hier ein Faß, dort einen Ballen, da ein Stück von einem Mast hängen, und hin und wieder trugen die Wogen Güter aus dem gescheiterten Schiffe im Fluge vorüber.

Eloise stand weinend im Sturme, hielt ihr langes schwarzes Lockenhaar vor ihrer Brust zusammen und

schaute über die wildbewegte Fluth; den geliebten Vater aber konnte sie nicht erspähen, er schlief mit allen seinen Gefährten in der Tiefe des Meeres.

Von der See her tobte der Sturm durch die unabsehbaren Wälder Florida's und stürzte Riesenbäume krachend zur Erde nieder, so daß sie die ungeheuern Wurzelballen nach Oben kehrten. Alles, was lebte, suchte Schutz vor dem wuthentfesselten Element und lauschte bang und geängstigt seiner furchtbaren Stimme. Am folgenden Morgen aber spannte sich der Himme wieder blau und heiter über diesem sonnigen Lande aus und der ewige Frühling hatte hier seine Herrschaft wieder angetreten.

Wenige Wochen später, als nach einem warmen, wonnigen Tage die Sonne ihren Scheideblick über Florida sandte, ruhte Tallihadjo mit den Seinigen vor seiner Hütte um das Lagerfeuer herum und zwischen ihnen saß Ralph Norwood und beschrieb die Länder, Städte und Menschen, die er auf seiner Reise gesehen hatte, wobei der Häuptling aufmerksam und sinnend seiner Rede lauschte und nicht ein Wort unbeachtet ließ. Nur selten unterbrach er ihn und bat ihn um nähere Erklärung des Gesagten, namentlich aber fragte er mit augenscheinlichem Interesse nach der Einwohnerzahl der Orte, welche Ralph besucht hatte.

Die Nacht brach schon herein, als der Hufschlag eines flüchtigen Pferdes von weither durch den Wald schallte und Tallihadjo sich auf seiner Pantherhaut umwandte und sein Ohr dem nahenden Tone entgegen hielt.

»Ein Eilbote,« sagte er halblaut vor sich hin, »ein treuer Hülferuf von meinen mißhandelten Brüdern!« fuhr er kaum verständlich fort.

»Wann – wann, Tallihadjo, wann!« murmelte Onahee; der Häuptling aber sah sie mit einem Vorwurf an und blickte dann wieder in der Richtung nach dem Walde, von woher das Pferd zu kommen schien.

Bald darauf sprengte ein Reiter aus den dunkeln Schatten der Bäume hervor und sprang bei dem Feuer Tallihadjo's von seinem Pferde. Es war ein Seminole, der an der Ostseite Florida's an der Küste des Weltmeeres seinen Wohnsitz hatte.

Tallihadjo winkte ihm, bei dem Feuer sich zu ruhen, seine Frauen brachten ihm Speise und Trank, und dann reichte ihm der Häuptling die Pfeife, die bei den Indianern einem jeden Gespräch von Wichtigkeit vorangehen muß.

Nachdem der Gast zur Genüge Rauch aus derselben verschluckt hatte, hub er, zu Tallihadjo gewandt, an:

»Osmakohee, mein Häuptling, der nördlich von dem Häuptling Homathlan an der Grenze Georgiens wohnt, sendet mich zu Tallihadjo, um ihm zu sagen, daß Homathlan die Krieger der Seminolen von weit her zu sich beruft, um mit ihnen das steinerne Wigwam, welches die Bleichgesichter auf dem Felsen im Meere erbaut haben

und auf dem sie ein großes Feuer leuchten lassen, zu zerstören und sich mit ihrem Scalpe zu schmücken. Osmakohee wartet wohl verlangend auf den Kriegsruf Tallihadjo's, hört aber nicht auf den von Homathlan. Er läßt Dir sagen, Du müßtest Dein schnellstes Pferd reiten, wenn Du eher an der Felseninsel sein wolltest, als Homathlan mit den Kriegern, um diesen Deine Stimme, der allein sie folgen werden, hören zu lassen.«

»Das steinerne Wigwam auf den Felsen hat der große Vater der Weißen (der Präsident der Vereinigten Staaten) erbaut, er hat seine Krieger dort hingesandt, damit sie in der Nacht ein Feuer weithin über die See leuchten lassen, um den beflügelten Schiffen dadurch zu zeigen, wo die Klippen ihnen mit Gefahr drohen; nicht aber, um die Seminolen zu belästigen. Wenn Homathlan das Wigwam zerstört und den Weißen dort die Scalpe raubt, so wird deren großer Vater so viele Krieger nach Florida senden, wie in dessen Wäldern Bäume stehen, und wird die Seminolen in den Sümpfen ihres Landes umkommen lassen,« antwortete Tallihadjo dem Eilboten, trug dann Tomorho auf, fünfzig Krieger aufsitzen zu lassen, und befahl einem der Neger, für ihn selbst den edlen Schimmel zu satteln. Als Beide sich entfernt hatten, sagte er zu Ralph:

»Du wirst den Seminolen einen Liebesdienst erzeigen, wenn Du mit mir reitest und den weißen Kriegern auf der Felseninsel sagst, daß nicht unser Volk, sondern Hamathlan allein die Kriegskeule gegen sie erhoben habe, und daß er für das Böse, welches er ihnen vielleicht schon zugefügt, zur Bestrafung an sie ausgeliefert werden solle.

Wir haben es so bei unserm letzten Friedensschluß mit den Weißen bestimmt.«

Ralph willfahrte dem Wunsch des Häuptlings und ließ sich gleichfalls sein Pferd herbeiholen. Er war nach seiner Zurückkunft nicht zu den alten Arnolds gegangen; sein schuldbeladenes Gewissen hielt ihn ab, den biedern Leuten, die es so ehrlich und herzlich gut mit ihm gemeint und ihn so liebevoll behandelt hatten, unter die Augen zu treten. So sehr er auch seine Vergehen bereute, so schienen sie ihm doch zu groß, als daß er auf eine Vergebung hätte hoffen dürfen, und er war zu Tallihadjo geeilt, um bei ihm seine Schande vor seinen weißen Mitbürgern zu verbergen. Der Häuptling hatte seinen Entschluß, bei ihm zu wohnen, mit Freuden vernommen, da er nun die Bitte, die Ralphs sterbender Vater an ihn gerichtet hatte, erfüllen konnte.

Eilig machten die Frauen Tallihadjo's alle Vorbereitungen zu dessen, sowie zu seines Sohnes und Gastes Abreise; sie füllten die ledernen Reisebeutel mit getrocknetem Hirschfleisch, bereiteten schnell Maisbrod für sie zum Mitnehmen und richteten das Abendessen her. Tomorho kam mit der Nachricht zurück, daß die Krieger bald hier erscheinen würden, setzte sich zu den Seinigen bei das Lagerfeuer, und als sie das Abendbrod zusammen genossen hatten und ihre Waffen aus der Hütte hervortrugen, sammelten sich die stets kriegsbereiten jungen Männer vor derselben.

Latochee selbst führte Tallihadjo den gesattelten und geschmückten Schimmel vor, zärtlich nahm er von ihr,

sowie von seinen Kindern Abschied, bestieg dann sein Pferd und ritt mit Ralph und Tomorho seinen Kriegern voran in den finstern Wald hinein.

Vier Abende später, als die Nacht sich schon über die See gelegt hatte, saß Eloise vor dem Leuchthaus auf einer Bank und schaute über die dunkele Fluth nach der Gegend hin, wo die Tritonia gescheitert war. Die Wogen wiegten sich spielend auf und nieder, nur hier und dort bezeichnete ein weißer Schein den Lauf einer schäumenden Welle, und ein kühlender, leichter Wind säuselte wohlthuend um den Thurm, denn die Hitze des Tages war lästig und drückend gewesen. Eloise fühlte sich unendlich unglücklich; sie hatte Niemanden mehr auf der Welt, bei dem sie Trost hätte suchen können, sie stand ganz allein, ganz verlassen, eine Fremde, in diesem Lande. Bald blickte sie hinunter auf das finstere Grab ihres Vaters, bald richtete sie ihre thränenfeuchten Augen zu den funkelnden Sternen über sich und preßte ihre gefalteten Hände gegen die Brust, die von tiefen Seufzern zitternd bewegt wurde. Da trat Burnham an ihre Seite und bat sie freundlich, zum Abendessen in den Thurm zu kommen. Dort warteten die Wächter, bei dem Tisch stehend, auf Eloise, um erst nach ihr Platz zu nehmen, und während des Essens haschte ein Jeder von ihnen nach einer Gelegenheit, ihr dienlich zu sein. Sie übte, ohne es zu wollen, eine unwiderstehliche Gewalt über diese rauhen

Männer aus, und so störend und hinderlich die Gegenwart eines Frauenzimmers ihnen im ersten Augenblick auch erschienen, so lieb und angenehm war ihnen jetzt die Gesellschaft Eloisens. Sie hatten ihr eins ihrer kleinen Zimmer abgetreten, Burnham hatte ihr neue Romane, die in einzelnen ungebundenen Heften in New-York erschienen und ihm mit der letzten Sendung von Provisionen übermacht worden waren, gegeben, um sich mit deren Lesen die Zeit zu verkürzen, und die Wächter hätten in ihrer Gegenwart um alle Welt kein rohes oder hartes Wort laut werden lassen.

Nach dem Abendessen, als Burnham vor dem Kamin mit Eloisen redete, hatten sich Jene gleichfalls herzugesetzt, hörten schweigend der Unterhaltung zu und schienen sich jedes Wortes zu freuen, welches die Fremde sagte. Noch lange, nachdem Eloise sich in ihrem Zimmer zur Ruhe begeben hatte, saßen die Wächter um das Kamin und machten das Schicksal des unglücklichen Mädchens zum Gegenstand ihres Gespräches, und es war nach Mitternacht, als Alle sich zum Schlafen niedergelegt hatten, bis auf den Einen, an dem die Reihe war, Wache bei dem Lichte auf dem Thurme zu halten.

Derselbe war hinaufgestiegen, um mit einem Stück Hirschleder die Gläser vor dem Lichte abzuwischen, als plötzlich in kurzer Entfernung von dem Fuß der Felsen aus dem Wasser ein Schuß fiel und der Wächter überrascht auf die See hinunterblickte.

Alles war wieder ruhig, nur das hier niemals verhallende Rauschen der Brandung umtönte die Insel. Bald

darauf aber erkannte der Wächter mehrere schwarze Flecken auf der dunkeln Fluth, die sich der Insel zu nähern schienen. Schnell sprang er in dem Thurm hinab und schloß die starke, an ihrer Außenseite mit Eisenplatten bedeckte Thür. Dann weckte er Burnham und die Mannschaft und theilte ihnen mit, was er gehört und gesehen hatte.

»Das sind Indianer!« rief Burnham aufspringend, »schließt die Thür des Thurmes und verrammelt sie, ehe sie von den Wilden erbrochen wird!«

Die Männer stürzten alle zu dem Eingang, stemmten, zu diesem Behufe vorräthige, schwere Holzstücke gegen die dicke eichene Thür und eilten dann zu den Waffen, um einen etwaigen Sturm auf das Gebäude zurückzuweisen.

Jetzt ertönte außerhalb des Thurmes ein ganz unmenschliches, entsetzliches Geschrei und dann fielen donnernde Schläge gegen die Thür, so daß sie das Gebäude dröhnend erschütterten. Mehrere der Wächter hatten die Höhe des Thurmes erstiegen und blickten über dessen Mauerrand hinab auf den ihn umgebenden Platz, wo sie einen dichten, dunkeln Menschenhaufen erkannten, der sich heulend und schreiend hin und her drängte. Auch auf dem Wasser zwischen der Insel und dem Festlande bemerkten sie viele dunkele Gestalten, die in kleinen Booten herangeschwommen kamen und ihre gräßlichen Stimmen mit denen ihrer schon gelandeten Kameraden vereinigten.

Zu Tode erschrocken wankte Eloise in das gemeinschaftliche Zimmer, wo Burnham ihr entgegen kam und sie zu beruhigen sich bemühte, indem er ihr sagte, daß man in diesem Gebäude durchaus Nichts von den Wilden zu befürchten habe, da die mehrere Fuß dicken Mauern deren Kräften weit überlegen wären und die Stürmenden keine Leitern besäßen, um den Thurm zu ersteigen. Er sagte ihr, daß die Vorräthe von Proviant und Wasser für einen Monat ausreichend wären, und daß ganz in der Kürze ein Gouvernementsschiff hier erscheinen müsse.

So tröstend aber auch diese Mittheilungen waren, so schallten doch die Schläge an der Pforte und das Geheul der Wilden zu entsetzlich und furchtbar zu Eloisens Ohr, als daß sie sich hätte beruhigen können, zitternd und bebend sank sie in einen Stuhl nieder und verbarg ihr bleiches Gesicht in den Händen.

Die kleinen Fensterchen in der dicken Mauer des Thurms waren sehr hoch von dessen Fuß entfernt und konnten auch wegen ihres geringen Raumes nicht von den Wilden zum Eindringen in das Gebäude benutzt werden, die Pforte war so stark und so gut verrammelt, daß sie allen Anstrengungen derselben widerstehen mußte und selbst, wenn die Thür wirklich erbrochen werden sollte, so war doch die sehr enge steinerne Treppe, die von ihr zu dem ersten Zimmer führte, so leicht zu vertheidigen, daß Burnham wirklich außer aller Sorge war und sich zu seinen Leuten auf die Höhe des Thurmes begab, um selbst sich von der Zahl der Angreifer zu überzeugen.

Der Platz um das Gebäude war jetzt dicht mit Indianern bedeckt und sämmtliche Mannschaft des Leuchthauses richtete ihre, mit dickem Schrot geladenen Gewehre auf die Masse hinab und feuerte unter sie.

Ein furchtbares Geheul war die Antwort auf den Donnergruß, und bezeugte unverkennbar, daß das unter die Wilden geschleuderte Blei eine schreckliche Wirkung hervorgebracht hatte; kaum aber zeigten sich die Wächter abermals über dem Rand des Thurmes, als ein Kugelregen aus den Büchsen der Indianer ihnen entgegen flog und einer von Burnham's Mannschaft, durch den Kopf geschossen, todt an der Brüstung niedersank, während ein Zweiter, in die Schulter getroffen, zurückwankte und seine Waffe aus der Hand fallen ließ.

Der Verwundete wurde hinab auf sein Lager geführt, dort von Burnham verbunden, und dann vertheilte dieser seine Leute an den Fenstern und namentlich hinter der Thür, gegen welche der Sturm immer tobender von den Indianern fortgesetzt wurde. Dabei schallte das Kriegsgeschrei der Stürmenden immer wüthender und schauerlicher durch die Nacht und wurde häufig von einzelnen gellenden Stimmen übertönt.

Plötzlich aber ging es in einen lauten Jubel über, der den Belagerten verrieth, daß die Feinde einen Vortheil über sie errungen haben mußten; worin derselbe aber bestand, konnten sie nicht entdecken, denn die Nacht war zu dunkel, um von Oben herab die einzelnen Bewegungen der Wilden erkennen zu können. Außerdem war es zu gefährlich, einen Blick über den obern Mauerrand des

Thurmes zu wagen, denn gegen den Himmel konnten die Stürmenden jeden dort oben erscheinenden Gegenstand gewahren und ihre Kugeln sicher darnach senden. Der Jubel verwandelte sich bald in ein anhaltendes Zurufen, wie wenn man sich gegenseitig bei einer schweren Arbeit unterstützt und anweist, die Schläge gegen die Pforte verhallten, und nur ein dumpfes Dröhnen, welches innerhalb des Thurmes fühlbar ward, wurde von Zeit zu Zeit gehört.

Mit banger Erwartung sahen die Belagerten einer Aufklärung über das Beginnen der Wilden entgegen und hofften mit Sehnsucht auf den Anbruch des Tages, der wohl nur noch eine Stunde entfernt bleiben konnte.

Burnham saß bei Eloisen in dem gemeinschaftlichen Zimmer und suchte sie durch seine eigene erzwungene Ruhe zu trösten und sie zu überzeugen, daß die Festigkeit des Thurmes sie vor jeder Gefahr sicher stelle, als plötzlich das Zimmer wie mit Tageshelle erleuchtet wurde und Feuerflammen vor den Fenstern an dem Gebäude emporprasselten. Ein stürmisches Freudengeschrei der Wilden begleitete das Auflodern der Flammen, die bald den ganzen Thurm mit ihrer Gluth umarmten.

Die Indianer hatten den bedeutenden Vorrath von Brennholz um das Gebäude getragen, hatten alles schwere Schiffsholz, welches die Wächter aus der See auf die Felsen gezogen, darüber aufgethürmt und das vorgefundene Tau- und Segelwerk dazwischen verbreitet, welches erstere durch seinen Theergehalt dem Feuer eine reiche Nahrung gab.

Die innern Räume des Thurmes füllten sich schnell mit Rauch, so daß die Belagerten sich auf dessen Höhe flüchten mußten, um nicht zu ersticken. Sobald jedoch das Holz in vollem Brande war, verminderte sich der Rauch wieder und Burnham begab sich mit seinen Leuten in die untern Zimmer zurück, um zu verhindern, daß das Feuer sich durch die Fenster nach Innen verbreite. Er ließ den Vorrath von Segeln in Wasser tauchen und die Fensteröffnungen damit verstopfen, wodurch die Gluth zugleich vermindert wurde, die durch dieselben hereinströmte, und ebenso verwendete er alle Bettdecken.

Die Hitze nahm aber dennoch zu und es war kaum möglich, in den Zimmern lange genug zu verweilen, um das Zeug in den Fenstern naß zu erhalten. Die Mannschaft arbeitete mit Verzweiflung und folgte willig den Anordnungen ihres Vorgesetzten. Burnham ließ Mundvorrath und Wasser in Menge auf die Höhe des Thurmes schaffen, da er noch der Hoffnung lebte, daß das vorräthige Holz nicht hinreichen würde, um den Thurm auszubrennen, und daß später, wenn das Feuer erloschen sein würde, er den Eingang gegen die Stürmenden mit Erfolg vertheidigen könne.

Endlich graute der Tag und erlaubte den Belagerten einen Blick in die Umgebung. Zu seinem Schrecken überzeugte sich Burnham bald, daß auch die Wilden das Unzureichende des Holzvorrathes erkannt hatten und schon eilig beschäftigt waren, vom Lande her Fichtenstämme

nach der Insel zu flößen, um das Feuer damit zu erhalten, bis das Gebäude bis auf seine Mauern von ihm verzehrt sein würde. Hierbei aber trat ihnen die vortheilhafte Stellung der Belagerten sehr hinderlich in den Weg, denn vom Thurme aus waren es kaum fünfzig Schritte bis an den Fuß der Felsen, wo diese sich in die See versenkten und Burnham, sowie seine Leute griffen jetzt zu ihren Büchsen, um von der Höhe der Mauer herab das Landen des Holzes zu vereiteln.

Das erste Kanoe, welches einen schweren Fichtenstamm nach sich zog, wurde von vier Indianern gerudert, und nur noch wenige Schritte von dem Landungsplatz entfernt, stürzten die Ruderer sämmtlich, von den Kugeln der Amerikaner getroffen, in die Fluth. Noch mehrere Andere der Wilden, die an das Ufer geeilt waren, um bei der Landung des Holzes behülflich zu sein, wurden gleichfalls durch die Schützen von dem Thurme herab getödtet, so daß nun der wilde Schwarm der Belagerer sich mit Wuthgeheul so viel als möglich dem Feuer näherte, um sich aus der sichern Schußlinie der Wächter zu entfernen. Zugleich hielten sie aber ein wachsames Auge und ihre Büchsen nach dem Thurmrand gerichtet, um bei dem ersten Sichtbarwerden eines der Belagerten nach ihm zu feuern.

Bald darauf stießen mehrere Boote mit Indianern von dem Festlande ab, naheten sich mit nach der Höhe des Thurmes gerichteten Büchsen und feuerten, als sie in Schußweite kamen, nach den Amerikanern hinauf.

Sie erreichten, ohne von diesen getroffen zu sein, einen Felsen, der sich, etwa hundert Schritte von dem Thurme entfernt, aus dem Meere erhob, und landeten hinter demselben, um, von ihm geschützt, das Feuer der Belagerten zu erwiedern. Mit einem Triumphgeschrei wurden diese Krieger von der Menge auf der Insel begrüßt, und bald darauf stießen noch mehrere Boote mit Büchsenschützen vom Festlande ab, um gleichfalls hinter den Felsen in der Nähe der Insel sich festzusetzen und die Amerikaner zu beschießen. Jetzt wagten sich die Wilden auf der Insel wieder an das Wasser hinunter, zogen den Fichtenstamm auf dieselbe herauf, theilten ihn mit ihren Aexten in Stücke und warfen dieselben in die Gluth, die um den Thurm herum loderte.

Viele Kanoes wurden nun nach dem Festlande hinübergerudert, um mehr Holz herbei zu schaffen, als plötzlich dort auf dem Ufer ein Trupp Reiter erschien, vor denen eine hohe Indianergestalt auf einem Schimmel hielt. Man sah von der Insel aus, daß der Mann mit heftigen Bewegungen zu den Wilden dort redete und daß dieselben seinen Worten Gehör zu geben schienen, denn diejenigen von ihnen, die beschäftigt waren, Holz nach dem Strande hinunter zu schaffen, hielten mit ihrer Arbeit ein und setzten sich in einiger Entfernung von ihm nieder.

»Tallihadjo!« schallte es plötzlich aus hundert Kehlen von der Insel und dann trat eine Todtenstille ein.

Tallihadjo, denn dieser war der Reiter des Schimmels, war abgestiegen, schritt, von Tomorho, Ralph und zweien seiner Krieger begleitet, in ein Boot und ließ sich der

Insel zurudern. Bald war er gelandet, hatte die Höhe derselben erstiegen und trat ernst und gebieterisch unter die hier versammelten Seminolen.

Mit lauten, gewichtigen Worten hielt er ihnen das Thörichte und Unnütze ihres Unternehmens vor, zeigte ihnen die Gefahren, denen sie sich und ihr ganzes Volk dadurch aussetzten, und malte ihnen die Schrecken, die der große Vater der Weißen dafür über sie senden würde, in den furchtbarsten Farben. Alles schwieg und suchte dem Blick Tallihadjo's auszuweichen, nur eine Stimme versuchte es, gegen ihn sich zu erheben; es war die des Häuptlings Homathlan. Tallihadjo aber erdrückte ihn unter seinen Donnerworten und gab zuletzt den Befehl, ihn gefangen zu nehmen und zu binden. Eine Minute nur zauderten die Indianer, seinen Befehl auszuführen, noch ein Wort, noch ein Wink, sie fielen über Homathlan her und hatten ihn in wenigen Augenblicken gefesselt.

Nun ließ Tallihadjo mit den Rettungsstangen der Belagerten das brennende Holz von dem Thurme entfernen und über die Felsen hinunter stürzen, rief dann den Bedrängten in dem Gebäude mit lauter Stimme zu, daß Tallihadjo, der erste und mächtigste Häuptling der Seminolen, gekommen sei, seine bethörten Brüder von dem Unrecht gegen seine weißen Freunde abzuhalten und den Urheber dieser abscheulichen That in ihre Hände auszuliefern.

Burnham erschien über dem Thurmrande und sah und hörte zu seiner großen Verwunderung, daß er die plötzliche Einstellung der Feindseligkeiten einem Indianer zu

verdanken habe. Zugleich war er erstaunt, einen Weißen bei ihm zu sehen und rief Beiden Worte des innigsten Dankes zu.

Tallihadjo befahl jetzt den Seminolen, ein ledernes Kanoe mit Seewasser zu füllen und es herauf vor den Eingang des Thurmes zu tragen, ließ, als dies geschehen war, die Thür und die Mauern in deren Umgebung mit dem Wasser kühlen und rief dann zu Burnham hinaus, er möge nun aus seinem Thurm hervorkommen, da Niemand ihn mehr behelligen werde. Zugleich schickte er alle Indianer, mit Ausnahme seiner eigenen Begleiter, an das Festland zurück und trug, ihnen auf, ihn dort zu erwarten.

Bald darauf ertönten heftige Schläge und Stöße hinter der Thür, sie öffnete sich und Burnham trat mit Eloisen an der Hand, und von den Wächtern gefolgt, aus dem Thurm hervor.

Ralph that erstaunt einen Schritt zurück und hing mit seinen Blicken unbeweglich an der schönen, bleichen Unbekannten; ihre Erscheinung traf ihn, wie eine unbestimmte Erinnerung aus einer frühern Zeit und doch wußte er diese Zeit nicht zu nennen. Gesehen hatte er diese Augen, diese Brauen, diese Locken, wo und wann – konnte er sich nicht erinnern, wohl wußte er aber, daß ihr Bild damals sich tief in sein Gedächtniß eingeprägt hatte. Ralph war von Eloisen nur im Heraustreten aus dem Thurme angesehen worden, dann senkte sie die Augen und stand nun, vor sich niederblickend, hinter Burnham, der auf Tallihadjo zugetreten war und dessen Hand

ergriffen hatte. Mit einfachen, innigen Worten dankte der biedere Alte dem Häuptling für die Rettung, die er ihm und seinen Gefährten gebracht, und fragte ihn, was er für ihn thun könne, um ihm seinen Dank durch die That zu beweisen. Der Häuptling antwortete:

»Laß Deinem großen Vater in Washington wissen, daß jener Gefangene einige Seminolen bethört und gegen Dich und Deine Gefährten aufgewiegelt habe, daß aber unser Volk in Frieden und Freundschaft mit den Weißen zu leben wünsche und daß Tallihadjo Dir zu Hülfe gekommen sei. Homathlan, den Gefangenen, übergebe ich Dir, wie es in einem Friedensschluß verabredet worden ist, ich wünsche, daß Du ihn zur Bestrafung für sein Unrecht Deinem großen Vater übermachen mögest.«

Burnham hatte seinen Leuten aufgetragen, Lebensmittel aus dem Thurme zu holen und sie ihren Rettern zum Frühstück zu reichen und hatte sich mit ihnen auf Felsstücken niedergelassen. Er saß neben Ralph, der ihm mittheilte, auf welche Weise Tallihadjo von den Feindseligkeiten der Indianer gegen ihn unterrichtet worden war, und wie der Zufall ihn selbst mit hierher gebracht habe. Dabei sah er oft nach Eloisen hin, welche seitwärts auf einem Felsen schweigend saß und vor sich hinab in die Wogen blickte, die sich schäumend an dem Fuß der Insel brachen. Er befragte Burnham über sie, und dieser theilte ihm mit wenigen Worten die Schicksale mit, die das Mädchen betroffen. Bei dem Namen Flournoy schreckte Ralph zusammen, seine Bekanntschaft mit diesem Manne, der ihn selbst so treulos behandelt hatte, war ihm

der unglücklichen Eloise gegenüber ein gräßlicher Vorwurf. Mit warmer Theilnahme hingen seine Blicke an dem schönen, trauernden Mädchen und er fühlte sich unwillkürlich zu ihr hingezogen. Es kam ihm vor, als ob ihr Schicksal eine Aehnlichkeit mit dem seinigen habe, sie war unglücklich und stand allein und verlassen in der Welt, und ebenso war es mit ihm, wenn er sich auch sagen mußte, daß er selbst die Schuld von seinem Unglück trug. Er dachte an die alten Arnold's, an ihr häusliches Glück und an den, wenns auch verfallenen Wohnsitz seines verstorbenen Vaters. Er machte Burnham den Vorschlag, er wolle Eloisen zu einer ihm befreundeten, biedern Familie in Georgien geleiten, wo sie mit Theilnahme und Liebe aufgenommen werden und vor der Hand ein anständiges, angenehmes Unterkommen finden würde.

Burnham hatte die Familie Arnold schon früher als eine der angesehensten in jenem Lande nennen hören, und namentlich war ihm der Präsident Forney bekannt und eine gewichtige Empfehlung, als Ralph ihm denselben als den Schwiegervater des jungen Arnold nannte. Burnham übernahm es darauf, mit Eloisen zu reden und ihr das Anerbieten Ralphs mitzutheilen.

Der Aufenthalt auf dieser Insel hatte zu schreckhafte Momente für Eloise gehabt, als daß sie nicht eine jede sich darbietende Gelegenheit gern ergriffen hätte, um sich von hier zu entfernen, darum bedurfte es bei ihr nicht viel Ueberredung von Seiten Burnham's, um Ralphs Vorschlag anzunehmen; sie war bald entschlossen, sich von ihm zu Arnold's geleiten zu lassen und wurde

von ihrem bisherigen Beschützer dem jungen Norwood nun vorgestellt und übergeben.

Das Frühstück ward eingenommen, wobei die Indianer den gebotenen Branntwein zurückwiesen, dann nahm Tallihadjo von Burnham Abschied, Eloise sagte dem alten braven Manne unter Thränen ihren innigsten Dank und ihr Lebewohl, Ralph versprach ihm scheidend nochmals, derselben die größte Sorgfalt angedeihen zu lassen und dann führte er Eloise über die Felsen hinunter in das Boot. Die Indianer folgten ihnen und bald darauf landeten sie an der Küste Florida's.

Tallihadjo trat dort unter die versammelten Seminolen, hielt ihnen nochmals die schrecklichen Folgen vor, die ihr vereinzeltes Unternehmen für das ganze Volk gehabt haben würde, wenn er es nicht vereitelt hätte und sagte ihnen schließlich, daß sie auf seine Stimme warten müßten, die sie hören sollten, sobald die Zeit zu ihrer Rettung gekommen sein würde. Dann empfahl er ihnen, sich ruhig nach ihren Wohnungen zurück zu begeben und dort ihre Kriegswaffen in Bereitschaft zu halten.

»Denn,« rief er, »der Tag nahet, wo Ihr den Schlachtruf Tallihadjo's hören werdet, gleich dem Donner, wenn er über die See rollt; wo Ihr ihm folgen werdet, wie der Sturm, der Wälder vor sich niederstürzt, und wo er Euch zu Euern Brüdern in die großen, endlosen, immergrünen Prairien, oder in die ewigen, wundervollen Jagdgründe Euerer Väter führen wird.«

Während dieser Zeit hatte Ralph seine schöne Anvertraute auf sein Pferd gehoben, auf dessen breitem Rücken

er einen bequemen Sitz aus zusammengelegten Bärenhäuten bereitet hatte, er selbst bestieg eins der Packpferde der Indianer, Tallihadjo kehrte zu seinem Schimmel zurück, schwang sich in den Sattel, winkte den hier zurückbleibenden Seminolen noch ein bedeutungsvolles Lebewohl zu und dann setzte sich der Zug landeinwärts in Bewegung.

Ralph entfernte sich keinen Augenblick von Eloisens Seite, er sprach ihr Trost ein, erzählte ihr von den lieben alten Leuten, zu denen er sie führen wollte, beschrieb ihr deren Wohnort und spähete nach jeder Gelegenheit, um ihr einen Dienst zu erweisen. Wenn sie zu Mittag in dem kühlen Schatten dichter Bäume ruhten, bereitete er ihr das Lager, holte ihr einen frischen Trunk von dem Quell, sammelte süße reife Früchte für sie und wehrte, wenn sie schlummerte, die Fliegen von ihr ab. Nachts, wenn die Wanderung eingestellt wurde, um sich und den Thieren Ruhe zu gönnen, bereitete er für Eloisen aus Thierhäuten ein Zelt und in demselben das Lager für sie, worauf er vor dessen Eingang hingestreckt ruhte, bis der Morgen sie zur Weiterreise rief.

So erreichten sie am vierten Abend das Lager Tallihadjo's, wo sie von Alt und Jung mit Freude und Jubel empfangen wurden, und worauf der ganze Stamm sich vor der Wohnung des Häuptlings versammelte, um von ihm selbst den Erfolg seines Rittes zu vernehmen. Frühzeitig am folgenden Morgen sagten Ralph und Eloise den gastfreien Wilden Lebewohl und setzten ihre Reise nach Arnolds Niederlassung fort.

Capitel 22.

Freundliche Aufnahme. – Bekenntniß. – Thätigkeit. – Winterlandschaft. – Die Wiedertäufer. – Die Feuerleute. – Der Geistliche. – Die Taufe. – Die Verunglückte. – Volkswuth. – Die Schreckensnachricht. – Wahnsinn. – Die Feuersbrunst.

An einem heitern, warmen Nachmittag, wie sie der Winter in diesen südlichen Ländern so wohlthuend und lieblich bietet, saßen die alten Arnolds traulich unter der Veranda vor ihrem Hause und freuten sich über den Inhalt eines Briefes von ihrem glücklichen Sohne, den sie heute durch die Post erhalten hatten und in welchem Jener ihnen anzeigte, daß er mit seiner jungen Frau noch so lange bei deren Vater in Baltimore verweilen wolle, bis der Frost nachgelassen haben würde.

»Mir wird doch, aufrichtig gesagt, die Zeit nachgerade lang. Frank könnte nun wohl etwas früher nach Hause kommen,« sagte Arnold, indem er seine Pfeife stopfte.

»Nun sehe mir einmal Einer den Alten an. Ihr Männer wollt uns Weibern Ungeduld und Neugierde vorwerfen, und nun wird dem alten Herrn selbst die Zeit zu lang. Du machst Deiner Frau Gemahlin gar kein schönes Compliment damit, Herr Arnold,« erwiederte die Frau scherzend und setzte ihre beiden Arme in die Seiten.

»Du bist ein einziges Weib,« sagte der Alte herzlich auflachend, indem er seine Frau anschaute, »Du machst Einen lachen, man mag wollen oder nicht.«

»Laß Du den Jungen ganz ruhig noch so lange in Baltimore, wie er Lust hat, Vater, dort sieht er Etwas von der großen Welt. Du hast es doch gelesen, was für Bekanntschaften er dort gemacht und daß er mit Eleanor und deren Vater nach Washington gefahren ist, wo er bei dem Präsidenten zu Mittag gespeist hat? Die Leute in Washington werden wohl wissen, daß Frank hier sehr angesehen ist und daß er Aussicht hat, später von Georgien auch einmal zum Congreß gesandt zu werden. Wie ich Dir sage, es ist recht gut, wenn er den Winter noch dort oben bleibt, alte Leute, wie wir, müssen ihre Kinder nicht immer, wie Hühner ihre Küchel, unter ihren Flügeln halten wollen, dann lernen sie nie das Fliegen.«

»Hast, wie immer, auch diesmal Recht, Mutter,« sagte Arnold lächelnd und zündete seine Pfeife an, dann fuhr er fort:

»Was aber aus dem Ralph geworden ist, das möchte ich doch wirklich wissen. Spurlos verschwunden – und Frank sagt, er fürchte, daß er in böse Gesellschaft gerathen.« Hier stockte plötzlich der Alte in seiner Rede, dann rief er aus:

»Nun, so wahr ich Arnold heiße, wenn *das* die schlechte Gesellschaft ist! – Dort kommt der leibhaftige Ralph mit einem schönen Mädchen heraufgeritten!«

Hiermit sprang der Pflanzer von seinem Sitz und eilte nach der Einzäunung, um für die Kommenden die Thür zu öffnen.

Auch Madame Arnold stand auf, indem sie vor sich hin sagte:

»Nun, da bin ich doch wirklich begierig,« und folgte ihrem Manne.

Wenige Augenblicke nachher sprang Ralph vor Arnold von seinem Pferde, hob Eloisen von dem ihrigen, und stellte dieselbe mit den Worten den alten Leuten vor:

»Fräulein Eloise Dosamantes, Tochter des Capitains Dosamantes, der an der Küste von Florida gescheitert und von der See verschlungen ist. Die Tochter steht fremd und allein in diesem Lande und ich habe ihr gesagt, daß Sie sich gewiß ihrer annehmen würden, bis sie einen Lebensplan für sich entworfen habe.«

Eloise hatte, während Ralphs Worten ihre Blicke bittend und verzagt auf die alten Leute gerichtet, ihre Augen aber strömten über, sie senkte ihre schweren Lider und ein Thränenstrom rollte über ihre bleichen Wangen.

»Ei ja – gewiß – das Unglück hat niemals umsonst bei uns angeklopft,« sagte der alte Arnold ergriffen und warf einen fragenden Blick auf seine Frau. Diese aber nahm Eloisens Hand, legte ihre Rechte sanft auf deren Schulter und sagte:

»Treten Sie herein und seien Sie uns willkommen. Wenn wir Ihnen auch Ihren Verlust nicht ersetzen können, so wollen wir doch, so viel es in unsern Kräften steht, Ihren Schmerz zu lindern suchen und Ihnen eine Heimath geben, bis Sie selbst eine andere wählen. Kommen Sie herein und erholen Sie sich.«

Auch der alten Frau waren die Augen feucht geworden und mit der wärmsten Theilnahme an Eloisens herbem Schicksal führte sie dieselbe in das Haus, während Arnold einem Neger auftrug, für die Pferde zu sorgen.

Ralph hatte sich vorgenommen, dem alten Arnold zu bekennen, daß er in Baltimore durch Verführung auf Abwege gerathen sei, und deshalb Frank plötzlich verlassen habe, da er voraussetzte, daß dieser seine Eltern von seinem Verschwinden in Kenntniß gesetzt haben würde.

»Herr Arnold,« sagte er zu dem Pflanzer, indem er seine Hand ergriff, »Sie haben sich schon einmal des reuigen verirrten Sohnes Ihres alten Freundes angenommen und ihm seine Irrthümer verziehen, thun Sie es auch jetzt, er steht ebenso schuldbeladen vor Ihnen, wie damals und verspricht Ihnen ehrlich und aufrichtig, daß er ein anderer, ein besserer Mensch werden will. Erlassen Sie es mir, Ihnen meine Fehltritte aufzuzählen, genug, wenn ich Ihnen sage, daß ich getrunken und gespielt hatte und mich schämte, Ihrem Sohn so schuldig vor die Augen zu treten. Es soll aber mein letztes Vergehen bleiben, das schwöre ich bei dem Andenken an meinen guten Vater.«

»Ralph, Ralph!« sagte Arnold mit einem Ausdruck ernsten Vorwurfs und schüttelte den Kopf, »Sie sind kein Knabe mehr, dem man seinen Leichtsinn wiederholt vergiebt. Sie sind ein Mann, dessen Fehltritte seinen Charakter bezeichnen. Ich will Ihnen gern abermals verzeihen, hüten Sie sich aber, daß Sie vor der Welt wieder ihren Namen beflecken, sie wird ewig Ihr Unrecht, das Sie als

Mann begehen, verkünden, und wenn Sie auch engelrein würden.«

Ralph war wirklich bewegt und das Versprechen, sich zu ändern, war sein fester, ernstlicher Entschluß. Nochmals gelobte er dem Alten Bekehrung und Besserung an, und eröffnete ihm dann seine Absicht, sofort die Wohnung seines Vaters in Stand zu setzen und sich dort häuslich niederzulassen.

»Wenn Sie das wirklich thun, dann will ich an Ihre Besserung glauben und Ihnen ein ebenso guter Nachbar und Freund sein, wie ich es meinem alten guten Tom war,« erwiederte Arnold und schüttelte wohlgefällig und freudig die Hand des jungen Mannes. Derselbe mußte ihm nun Näheres über das Schicksal Eloisens und die Art und Weise, wie er mit ihr bekannt geworden war, erzählen, wobei der Alte ihn nur mitunter mit einem Ausruf der höchsten Entrüstung, oder des innigsten Mitleids unterbrach.

Unterdessen war Madame Arnold bemüht gewesen, Eloisen mit den nöthigen Kleidungsstücken zu versorgen, um ihre Toilette herzustellen, und hatte diese Zeit benutzt, sich gleichfalls von ihrem Mißgeschick nähere Kenntniß zu verschaffen, bei welcher Gelegenheit sie wiederholt die Thränen von den Wangen des unglücklichen Mädchens küßte und ihr auf das Liebevollste ihre Hülfe und mütterliche Fürsorge zusagte. Erst bei dem Abendessen kamen sie wieder Alle zusammen, denn Eloise hatte Madame Arnold gebeten, ihr bei der Bereitung desselben behülflich sein zu dürfen und Arnold hatte

mit Ralph einen Spaziergang durch den nahen Wald gemacht, um, wie er sagte, den Frauensleuten nicht im Wege zu sein.

Eloise sah beim Abendtisch ganz anders aus, als Ralph sie vorher gesehen hatte, ihr reiches Haar war schön geordnet und fiel in glänzenden Locken neben ihren zarten Wangen herab, ihre Kleidung war sauber und nett und auf ihrem lieblichen Antlitz lag ein Ausdruck wehmüthiger Ergebenheit in ihr Schicksal.

Den Abend verbrachten sie zusammen bei dem traulichen Kaminfeuer. Ralph sprach seinen Entschluß aus, schon am folgenden Tage mit der Ausbesserung seiner väterlichen Wohnung beginnen zu wollen, und der alte Arnold erbot sich, ihm seine Neger zur Hülfe mitzugeben.

Man ging zeitig zur Ruhe, die beiden alten Leute sanken mit dem wohlthuenden Bewußtsein, sich einer Unglücklichen angenommen zu haben, in ihren ruhigen Schlaf, Eloise schlummerte mit einem Dankgebet zum Allmächtigen ein und Ralph nahm die glühendsten Hoffnungen für seine nächste Zukunft mit in seine Träume hinüber.

Nach zeitigem Frühstück, bei dessen Bereitung Eloise der alten Frau abermals hülfreiche Hand geleistet hatte, bestieg Ralph wirklich sein Pferd und begab sich mit Arnolds Negern auf sein väterliches Erbe, wo sie den Tag in rastloser Arbeit verbrachten. Die Veranda vor dem Hause wurde niedergerissen und neu aufgebaut, es wurden Holzschindeln angefertigt, um dieselbe, so wie auch das

Dach des Gebäudes, neu zu decken, und es wurde Holz gespalten, um die verfallene Einzäunung wieder herzustellen. Spät Abends erst kehrten sie zu Arnold zurück und Ralph fühlte sich glücklich, eine neue Lebensbahn begonnen zu haben. Bei dem Kaminfeuer erzählte er dem Alten, was er Alles mit den Negern vollbracht habe, bezeichnete ihm seine Pläne, welche Ausbesserungen er vornehmen wolle und empfing dagegen Arnolds Ansichten und Rathschläge.

So zog er Tag für Tag an die Arbeit, um sich einen festen, dauernden Wohnsitz zu gründen und begab sich, wenn die Sonne sich neigte, in größter Eile zu seinen Freunden zurück, um keine Minute zu verlieren, die er in der Nähe der schönen Eloise zubringen könnte.

Während nun die Wälder und Fluren Florida's sich von der sengenden Gluth des Sommers erholten, die Pflanzenwelt sich mit frischem, saftigem Laub bedeckte und Berg und Thal sich mit neuen Blumen schmückten, lag eine starre Schneedecke über der Gegend um Baltimore und die Bay von der Stadt aus bis nach Annapolis, dem Sitz der Regierung von Maryland, war mit einer ununterbrochenen Eisfläche überzogen. Die Sonne schien heiter vom wolkenlosen Himmel herab auf den glänzenden Eisspiegel, auf die schneebedeckte Stadt mit ihren Thürmen, Kuppeln und Monumenten, und auf die bewaldete

Schneelandschaft, die wie ein Amphitheater im Halbzirkel hinter derselben aufstieg.

Es war ein herrlicher Morgen, die Straßen der Stadt waren von geschäftigen, so wie auch von spazierenden Fußgängern belebt, kostbare Karrossen rollten geräuschlos durch die schneebedeckte Marketstraße, prächtige Schlitten mit geputzten und in reiche Pelze eingehüllten Damen schossen unter hellem Glockengeläute und lautem Peitschenknall an einander vorüber, und ein großer Theil der Bewegung schien sich mehr nach dem westlichen Theile der Stadt und namentlich nach *der* Straße hin zu richten, die nach Springgarden führt, dem weiten Bassin, welches der Patapscofluß südwestlich von Baltimore bildet.

Es war bekannt geworden, daß die Baptisten heute bei Springgarden große Taufe halten würden, welches Schauspiel mitanzusehen Tausende von Neugierigen veranlaßte, sich dorthin zu begeben, zumal die Sonne warm und wohlthuend schien, obgleich sie die Kraft nicht besaß, den Frost zu überwältigen.

Wenn zu einer andern Zeit es auch in dieser menschenreichen Stadt nicht aufgefallen sein würde, daß ein großer Theil der Leute, welche die Straßen belebten, sich nach jener Richtung begaben, so erregte es doch heute darum Aufsehen, weil unter ihnen viele Hundert junge Männer sich befanden, die durch ihre Tracht sich wesentlich von Anderen unterschieden und massenweise laut und lustig jener Gegend zuzogen. Dieselben waren sämmtlich mit kurzen Jacken von feinem feuerrothem

Tuch mit schwarzen Aufschlägen und ebensolchen Kragen angethan, trugen breiträndrige, glänzend lakirte Hüte und schwarze Beinkleider. Es waren diese Kleidungen unverkennbar Festanzüge, denn alle waren neu, sauber und nett, und die ganze Erscheinung dieser Leute zeugte davon, daß sie zu einer Feierlichkeit zusammengekommen seien. Es waren sogenannte Feuerleute, junge Männer, die zu Lösch- und Rettungsanstalten bei Feuersbrünsten gehörten. Sie bilden in den Vereinigten Staaten eine eigne Kaste, und nirgends in der Welt erreicht wohl eine ähnliche Anstalt ihren Zweck so vollkommen, als jene. Diese Feuerleute sind die alleinigen Besitzer der Aktien einer Feuerassecuranz, bei welcher Jedermann sein Hab und Gut versichert, da er weiß, wie durchaus solid die Compagnie ist und wie unbedingt er sich bei Feuersgefahren auf die Hülfe ihrer Aktionäre verlassen kann.

Dieselben sind in Abtheilungen getheilt, die in den verschiedenen Stadttheilen ihre ausgezeichneten, wundervoll verzierten und höchst kostbaren Spritzen mit allem Zubehör in eigens dazu erbauten Häusern aufbewahrt halten, über welchen Gebäuden sich ein Thurm mit einer Glocke befindet. Bei dem ersten Zeichen einer Feuersbrunst werden diese Glocken gezogen, die Mannschaft stürmt zu ihrer betreffenden Spritze hin, ein an derselben befestigtes langes Tau wird entwickelt, die Feuerleute erfassen solches und im Sturmlauf rennen sie, mitunter über Hundert an der Zahl, mit der Spritze davon, dem Feuer zu. Es ist Ehrensache für die Feuerleute, mit ihrer Spritze zuerst auf dem Platz der Gefahr anzulangen,

und außerdem erhält deren Mannschaft aus der Kasse der Assecuranz eine bedeutende Prämie. Die Gewalt, womit diese Leute ein ausgebrochenes Feuer dämpfen, ist so groß, daß der Schaden, den es verursacht, in der Regel unbedeutend ist und die Compagnie ihren Aktionären jährlich enorme Dividenden auszahlen kann. Dieselben arbeiten und strengen sich demnach nur in ihrem eignen Interesse an, ein Jeder von ihnen aber beeifert sich außerdem, seiner Spritze die Ehre vor den übrigen zu verschaffen. Aus allen Ständen, vornehm und gering, reich und arm, reihen sich die jungen Männer in diese Verbindung und Alle sind stolz darauf, Feuerleute zu sein. Wie sie bei ihrer ernsten Bestimmung einmüthig und eng verbunden zusammen handeln, so umschließt sie auch im gewöhnlichen Leben ein Band der Verbrüderung, welches sie häufig zusammenführt. Sie haben ihre Clubbs, vereinigen sich zu großen Essen und Festgelagen, halten Bälle, machen Land- und Wasserpartien und gebrauchen auch ihren Einfluß gemeinsam zu politischen Zwecken. Ihre Verbindungen beschränken sich aber nicht auf die einzelnen Städte, sondern dehnen sich über die ganzen Vereinigten Staaten aus, und oftmals statten die Feuerleute der einen großen Stadt ihren Kameraden in einer andern Besuche ab, wohin sie ihre Spritzen mitnehmen, um damit zu paradiren, bei welchen Gelegenheiten es oft zu großen Festlichkeiten, als Paradezügen, öffentlichen Reden, Gastmählern und Bällen kommt.

Dies war nun im Augenblick der Fall. Die Feuerleute von Philadelphia waren mit zehn prachtvollen Spritzen

nach Baltimore gekommen, um ihre Brüder dort zu besuchen, es hatten schon einige öffentliche Aufzüge und mehrere Festgelage ihnen zu Ehren stattgefunden, und heute begaben sie sich, wenn auch nicht als Corporation, doch in Massen und in ihrer Festkleidung nach Springgarden hinaus, um die Taufen dort mit anzusehen.

An dem Ufer des übereis'ten, sehr breiten Wasserspiegels waren viele Zelte und Hütten aufgestellt und Hunderte von Wiedertäufern, einer frommen Secte, die von England aus nach Amerika sich übergesiedelt hat, sah man dort vereinigt, um ihren Jünglingen und Jungfrauen die heilige Taufe durch ihren Geistlichen zukommen zu lassen.

Zu diesem Ende war ein großes, viereckiges Loch in das Eis gehauen, unter welchem das drei Fuß tiefe Wasser rauschend hinströmte.

Außer den hier versammelten Andächtigen hatten sich Tausende von Zuschauern eingefunden, die zu Fuß, zu Pferd und zu Wagen hinter Jenen gedrängt angestellt waren und mit Spannung auf das Beginnen des heiligen Actes warteten.

Unter diesen Neugierigen befand sich auch der Präsident Forney mit dem jungen Ehepaar, Frank und Eleanor. Sie saßen in einem kostbaren, mit zwei prächtigen Braunen bespannten Glaswagen, aus dem sie, in reiche Pelze gehüllt, hervorsahen und sich mit den vielen Freunden heiter unterhielten, die zu ihnen an den Wagen traten. Es war ein schöner Blick, den man auf den weiten Eisspiegel

vor sich und auf die bewaldeten, in der Sonne glänzenden, jenseitigen schneebedeckten Höhen hatte, und das bunte Gewühl der vielen Menschen am diesseitigen Ufer auf dem blendend weißen Schnee gab der Landschaft einen eigenthümlichen Reiz. Zwischen der versammelten Menge erhoben sich mächtige Baumgruppen, deren tausendfach verschlungene, mit Reif überzogene Zweige wie überzuckert im Sonnenschein blitzten und funkelten, als wären sie mit Diamanten übersäet, und jedes Reis der Büsche, jeder Grashalm spiegelte die Farben des Regenbogens.

Der Gesang der frommen Gemeinde, die sich in weitem Kreise um die Oeffnung in dem Eise aufgestellt hatte, begann jetzt mit einer Hymne und der Geistliche, ein großer, hagerer Mann mit grauem Haupte, trat vor an das rauschende Wasser und senkte das Gesicht auf seine gefalteten Hände. Den geringen Frost schienen die Andächtigen nicht zu fühlen, ihre religiöse Begeisterung nahm mit dem Takte ihres Gesanges von Minute zu Minute zu, derselbe wurde immer wogender, immer lauter, immer stürmischer; Ausrufe der Verzückung schallten dazwischen, die Singenden klatschten immer lebhafter in die Hände und Einzelne von ihnen sprangen hoch in die Höhe.

Jetzt aber streckte der Geistliche, wie segnend, seine Arme nach ihnen aus und der Gesang verstummte. Darauf betete der Pfarrer und begann dann seine Rede. Er sprach von dem Ursprung, von der Wichtigkeit der Taufe,

wenn der Mensch zu eigner Anschauung und eigner Ueberzeugung gekommen sei, zeigte, wie dieselbe dagegen bei Kindern unwichtig wäre und forderte dann schließlich die Gemeindemitglieder, welche die heilige Taufe zu empfangen wünschten, aus, hervorzutreten. Abermals richtete er ein Gebet zum Himmel, rief dann mit einem Wink der Hand den Gesang seiner Gemeinde wieder hervor und stieg nun, mit Verläugnung seines natürlichen Widerwillens gegen das kalte Wasser, bis über den Leib in die rauschende Fluth.

Ein nicht vollständig bemeistertes Schütteln und Zittern zeigte, daß das Fleisch für den Augenblick den Geist überwältigt hatte, der Athem schien dem alten Herrn sehr kurz zu werden, und umsonst setzte er mehrere Male an, die Einladung an die Taufbegierigen ergehen zu lassen.

Alles Schwere im Leben erträgt sich leichter in Gesellschaft als allein, und dies mochte der im Bad stehende Mann auch jetzt wohl bedenken; denn da er mit Worten die Einladung nicht von sich geben konnte, so nahm er zur Zeichensprache seine Zuflucht und winkte den zögernden Novizen, zu ihm heranzutreten. Das Zögern derselben hatte wohl theils in dem Bilde des vor Frost schüttelnden alten Herrn seinen Grund; denn obgleich er seinen Mund in ein seliges Lächeln gefaltet hatte, so bewegten sich doch seine Kinnladen heftig und die rothblaue Färbung seiner großen Nase verrieth seine Unbehaglichkeit in dem kalten Jordan.

Noch immer drückten sich die Taufbegierigen rückwärts gegen den Sängerkreis, da winkte der Täufer mit heftiger Bewegung, und eine fromme Mutter, der die Abwaschung der Sünden von ihrer Tochter sehr am Herzen lag, schlang ihren Arm zärtlich um dieselbe und führte sie dem nach ihr verlangenden Geistlichen zu.

Kaum hatte derselbe die Jungfrau im Bereich seiner hagern Hände, als er sie zu sich herabzog und diese mit einem lauten Schrei in die Fluth sank.

Das wirkliche Beginnen der heiligen Handlung schien den Alten mit frischer Lebenskraft zu durchströmen, er legte seinen rechten Arm um den Rücken der Jungfrau, seine Linke auf ihre Brust und drückte sie rückwärts hinab, bis die Fluth sich über ihr schloß. Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes taufte er sie und hob sie sündenrein wieder aus dem Wasser empor. Mehrere der Gemeindemitglieder halfen ihr, das Eis zu besteigen, und ihre Mutter und Freundinnen führten sie eilig in eine nahe am Ufer stehende, geheizte Hütte, damit sie schnellmöglichst ihre nasse Kleidung gegen trockene vertauschen konnte.

Das Beispiel machte die andern Tauflustigen kühn, eine zweite entschlossene Jungfrau sank auf dem Arm des Geistlichen in die Fluth, und über ein halbes Dutzend war schon, von Sünden gereinigt, aus dem Wasser emporgestiegen, als eine große, kräftige Tochter vom Lande mit frischrothen Wangen sich dem verhängnißvollen Eisrande nahte und in die Strömung hinabsprang.

Der Täufer empfing sie mit Begeisterung in seinem zitternden Arme, er ließ sie rücklings in die Fluth hinab, sie sank, das rauschende Wasser schloß sich über ihr, der Geistliche neigte sich, wie hinabgezogen, tiefer und tiefer, man sah ein augenblickliches, verzweifeltes Ringen, dann hob er seine lange Gestalt allein über dem Eis empor, faltete seine Hände auf der Brust und sagte zu der entsetzten Gemeinde:

»Brüder und Schwestern, *our sister is gone*. Laßt uns für ihre Seele beten!«

Die Unglückliche war für den alten durchfrorenen Mann zu schwer gewesen, war ihm von dem Arm geglitten und der Strom hatte sie unter dem Eis mit sich fortgerissen.

Alles drängte sich um die Oeffnung, Viele sprangen in den Strom hinab; doch Rettungsversuche waren hier umsonst. Jammer, Wehklagen und herzzerreißende Schreie der Verwandten des unglücklichen Mädchens erfüllten die Luft, die angestimmte Hymne aber übertönte bald diese Klageausbrüche, die Gemeinde sang lauter und immer lauter und beschloß somit die Feierlichkeit, während der Pfarrer sich dem feindlichen Element entzogen und sich zu einer nahen Hütte geflüchtet hatte, um sich zu trocknen, zu wärmen und von der Anstrengung zu erholen.

Unter den Zuschauern brachte diese Schreckensscene eine gewaltige Aufregung hervor, man sprach laut von Mord, heftige Drohungen wurden vernommen und Schimpfreden, Schwüre und Flüche, sowie hier und dort

auch einige unsanfte Berührungen weckten die Wiedertäufer aus ihrer Schwärmerei und setzten sie in Trab, um sich schnellmöglichst von dem Unglücksplatz zu entfernen.

Die Zeitungen am folgenden Morgen waren mit Berichten über den tragischen Ausgang der Taufe angefüllt. Die Entrüstung, die allgemein darin ausgesprochen wurde, war sehr groß, man forderte auf, durch das Gesetz diesem lebensgefährlichen Treiben ein Ende zu machen, und zahlreiche Nachrufe an das unglückliche Opfer, das schöne, blühende, junge Mädchen, erschienen noch während mehrerer Tage in den öffentlichen Blättern.

Ein anderer Artikel in der *Baltimore Chronicle* verwischte aber plötzlich das Interesse für die ertrunkene Wiedertäuferin und ergriff alle Gemüther mit der größten Aufregung. Es war ein Bericht über den Piraten Flournoy, eine Beschreibung von Augenzeugen über dessen Seegefecht mit dem Kutter der Regierung und eine ausführliche Schilderung über die Verfolgung der Tritonia und deren Untergang. Zugleich ergingen zahlreiche ernste Aufforderungen an die Regierung, um mit aller Macht das Habhaftwerden des Räubers zu betreiben, und auch der Vorwürfe gegen die Marine, wegen Mangels an Thätigkeit, gab es dabei nicht wenige.

Das Treiben des Piraten griff zu sehr in die wichtigsten Interessen der Nation, als daß die Entrüstung nicht hätte eine allgemeine über die ganzen Vereinigten Staaten sein sollen; in Baltimore aber war sie um so stürmischer,

da die Frechheit Flournoy's, womit derselbe vor so kurzer Zeit sein Schiff in dieser Stadt ausgebessert und dann hier auf die Abreise des unglücklichen Dosamantes gewartet hatte, Alles in Wuth gegen ihn und seine Verbündeten versetzte.

Kaum waren die Zeitungen ausgegeben, als sich ein Volksauflauf vor dem Wohngebäude Ballard's bildete, der bald die Straße so füllte, daß alle Passage dort gesperrt war. Die Verwünschungen und Flüche, die mit Ballard's Namen aus der wogenden Menge ertönten, wurden immer heftiger, immer wüthender; doch immer noch hatte Niemand es unternommen, Hand an das verschlossene Gebäude zu legen. Da trat ein Constabel unter das Volk und verkündete mit lauter Stimme, daß schon am verflossenen Abend das Gericht Ballard hätte gefangen nehmen wollen, daß derselbe aber spurlos verschwunden sei.

Diese Nachricht war das Entfesselungswort für den wüthenden Haufen; ein Regen von Backsteinen, die sofort aus dem daraus bestehenden Trottoir gerissen wurden, flog in die großen Spiegelscheiben der Fenster, die Thür ward erbrochen, das Volk strömte in das Haus und bald kamen die prächtigen Spiegel, Möbel, Uhren, Kronleuchter, Glas- und Porzellansachen aus den Fenstern in die Straße herabgeflogen. Der Frau Ballard's und dessen Kindern machte man Platz zur Flucht, sandte ihnen aber die heftigsten Schmähungen nach; in dem Hause jedoch blieb Nichts was nagellos war; man begann sogar schon

das Dach abzudecken, ehe es der Polizei gelang, der Verwüstung Einhalt zu thun und das Volk zu zerstreuen.

Während die ganze Stadt in Aufruhr war und die zügellosesten Verwünschungen gegen Ballard und Flournoy durch die Straßen schallten, fand in dem Hause des Buchhalters Terrel eine Scene des tiefsten Jammers statt. Die unglücklichen Eltern hatten ihre Tochter Melanie aus deren Wohnung ohnmächtig hierhergeschafft und waren jetzt bemüht, die Wiedererwachte zu beruhigen, zu trösten. Die Ausbrüche der Verzweiflung derselben waren aber zu zügellos, als daß sie den Vorstellungen und Bitten ihrer Eltern hätte Gehör geben können. Sie zerrauste sich ihr Lockenhaar, zerriß ihre Kleidung, schlug ihren Kopf gegen die Wand des Zimmers, warf sich an die Erde und versuchte aus dem Fenster zu springen. Ihr Zustand grenzte an Raserei, und nur für Augenblicke sank sie entkräftet zusammen und brach in Weinen und Schlnchzen aus. So tobte sie mit nur kurzen Unterbrechungen während des ganzen Tages und der folgenden Nacht fort; die verzweifelnden Eltern wichen keinen Augenblick von ihrer Seite, und erst als der Morgen kam, verfiel die Unglückliche in ein stummes Hinbrüten, in welchem sie den Tag verbrachte.

Der herzugezogene Arzt, ein Freund der Familie, hieß diesen Zustand willkommen, er sah darin eine Ruhezeit für Melanie's schrecklich ergriffenen Geist und machte mit aller Zuversicht den Eltern Hoffnung auf Beruhigung und Fassung ihres Kindes. Gern und mit Freuden gaben

sich diese den Tröstungen des Freundes hin und vermieden sorgfältig, die regungslose Melanie in ihrer dumpfen Abgespanntheit zu stören. Doch verließen sie dieselbe nicht, und die Dämmerung hatte sich schon durch das kleine Stübchen verbreitet, als abermals der befreundete Arzt leisen Trittes eintrat und einen fragenden Blick auf die Eltern und ihr immer noch stumm dasitzendes Kind warf.

Plötzlich fing Melanie leise zu singen an, indem sich ihre Züge erheiterten und ihre Hände mit dem Saum ihres Kleides spielten, auf welchen sie niederblickte. Entsetzt schauten sich Vater und Mutter und der Arzt an und hefteten ihre Augen dann wieder auf die Singende, Keines von ihnen wagte ein Wort, ein kalter Schauder aber überrieselte sie Alle.

Endlich trat der Arzt zu Melanie, nannte sie bei ihrem Namen und legte zutraulich seine Hand auf ihren Arm. Kaum hatte er denselben aber berührt, als die Unglückliche entsetzt vor ihm zurückfühf, ihn von sich stieß, mit größter Heftigkeit ihre seidene Schürze erfaßte und mit aller Anstrengung den Fleck auf ihrem Arme rieb, den seine Hand berührt hatte.

Die Leidenschaftlichkeit, die so plötzlich in ihren Augen aufloderte, entwich denselben aber nach und nach wieder, wie wenn Schlummer sich über die müden Lider legte, und mit leiser, heiterer Stimme begann sie wieder zu singen. Auch das Berühren durch ihre Eltern brachte dieselbe Heftigkeit in ihr hervor, außerdem war sie freundlich und mild gegen sie, schien sie aber nicht

von dem Arzt zu unterscheiden. Ihr Verstand war dem Schmerz erlegen, der Schmerz war dem Wahnsinn gewichen.

Auch das Schicksal der armen Melanie wurde in den öffentlichen Blättern vielfach besprochen und steigerte noch den Haß gegen den Urheber ihres Unglücks, gegen den jetzt viele Kriegsfahrzeuge ausgesandt wurden, um seiner habhaft zu werden.

An einem heiteren, aber sehr kalten Morgen wurde Baltimore durch einen großen Paradezug der einheimischen, sowie der fremden Feuerleute mit ihren sämmtlichen Spritzen in eine neue Aufregung versetzt. Es war fast zu kalt, um längere Zeit im Freien stille zu stehen; demohngeachtet waren die Trottoirs der meilenlangen Marketstraße, durch welche sich der Zug bewegte, Kopf an Kopf mit Zuschauern gefüllt, die Fenster der Häuser waren geöffnet und mit Neugierigen besetzt, und unter lauten, schallenden Hurrah's und Freudenausrufen zogen die rothgekleideten jungen Männer mit ihren prächtigen Spritzen stolz vorüber.

Ein Gerücht hatte sich schon früh Morgens verbreitet, daß es heute Abend, den fremden Feuerleuten zu Ehren, in der Stadt brennen würde, und sogar nannte man die Marketstraße als den Platz, wo das Feuer ausbrechen solle. Woher jedoch das Gerücht kam und ob dasselbe nicht ein leeres sei, wußte man nicht. Man kümmerte sich auch

nicht viel darum, und als der Tag sich neigte, hatte man es fast wieder vergessen.

Die Nacht war eingebrochen und zwar mit einer sehr empfindlichen Kälte, so daß Niemand, den nicht die Nothwendigkeit auf die Straße führte, sich hinauswagte. Die Stadt befand sich aus diesem Grunde in einer ungewöhnlichen Ruhe, als plötzlich mit dem Schlag acht die Glocken auf sämmtlichen Spritzenhäusern in der ganzen Stadt ertönten und der Ruf ›Feuer‹ durch alle Straßen schallte. Eine rothe Flammensäule stieg zugleich gegen den sternbedeckten, dunkeln Himmel auf und warf ihren furchtbaren Schein über die ganze Stadt. Ein großes, zweistöckiges Gebäude in der Marketstraße, in welchem sich eine bedeutende Seidenhandlung befand, stand über und über in Feuer, denn die Flammen schlugen zugleich aus den Kelleröffnungen, aus allen Fenstern und aus dem Dache empor.

Jetzt erklangen aber die kleinen Glocken, die auf den Spritzen angebracht waren; diese kamen, von ihren Mannschaften gezogen, im Sturmlauf von allen Seiten aus den Straßen herangerollt und stellten sich zu beiden Seiten des in Flammen eingehüllten Eckhauses auf. Den Spritzen von Philadelphia wurden die Ehrenplätze eingeräumt und zu ihren Seiten und hinter ihnen nahmen die Baltimorer Spritzen ihre Stellungen ein. Alle Wasserleitungen, die sich an den verschiedenen Straßenvierteln befanden, waren geöffnet, die Schläuche auf denselben befestigt und zu den Spritzen geleitet, und nun begannen

diese unter dem lauten, fröhlichen Gesang ihrer Mannschaften ihre fliegenden Wassermassen auszuspeien und über den Feuerberg hinzuwerfen.

Zu beiden Seiten des brennenden Gebäudes und in der ganzen Umgebung lagen die Bewohner der Nachbarhäuser vollkommen ruhig in den Fenstern, um das prächtige Schauspiel mitanzusehen. Die Fluthen, die jetzt, als alle Spritzen in Thätigkeit waren, auf die Flammen niederfielen, waren so ungeheuer, daß sie dieselben bald hier, bald dort erdrückten und das Gebäude selbst bald wieder zwischen ihnen sichtbar wurde. Der Kampf der beiden Elemente war gewaltig, denn oft wurde das Feuer für Minuten an einzelnen Stellen gänzlich erstickt und loderte dann, wie neu belebt, um so mächtiger wieder empor. Seine Wuth aber nahm mehr und mehr ab, seine Kraftausbrüche wurden immer geringer, und ehe eine Stunde verflossen, stand das große Gebäude, welches noch kurze Zeit vorher *eine* Flammenmasse war, als ein Eispalast da. Im ganzen Hause war auch nicht mehr ein einziger Funke zu finden, es war in- und auswendig mit einer blitzenden Eisdecke überzogen. Nur die ununterbrochene Gewalt, womit das Wasser in die Spritzen hinein- und aus denselben herausgetrieben war, hatte es vor dem Gefrieren geschützt, sobald es aber auf die feuerlosen Stellen des Gebäudes niederfiel, war es in Eis verwandelt worden.

Der Eigenthümer des Hauses und des Waarenlagers darin hatte aus einem Fenster eines der gegenüberstehenden Gebäude dem Schauspiel behaglich zugesehen,

denn er wußte, er bekam von der Assecuranz vierzigtausend Dollar ausgezahlt und war bei dieser Gelegenheit seine sämmtlichen alten Lagerhüter losgeworden.

Um zehn Uhr lag wieder vollkommene Ruhe über der Stadt, nur in den Austerkellern, wo die Feuerleute eingekehrt waren, ging es lustig her, denn sie feierten nun erst das Fest, wozu sie sich diesen spaßigen Anfang bereitet hatten. Mit dem Eigenthümer des Hauses waren sie nämlich übereingekommen, dasselbe anzuzünden, um ihren Gästen von Philadelphia Gelegenheit zu geben, die Tüchtigkeit ihrer Spritzen zu zeigen und zugleich vor ihnen mit ihren eigenen zu glänzen.

Während des folgenden Tages wurden die Straßen vor dem in eine Eismasse verwandelten Hause nicht leer; die Feuerleute, deren fortwährend eine große Zahl dort zu erblicken war, ernteten allgemeine Bewunderung und Lob, und weder die Bürger Baltimore's, noch die Gesetze dachten daran, dieselben einer Brandstiftung, wodurch sie möglicherweise einen großen Theil der Stadt hätten in Gefahr bringen können, anzuklagen.

Capitel 23.

Drückendes Gefühl. – Der Antrag. – Die Hochzeit. – Die Rückkehr. – Großes Glück. – Erstaunen. – Die neue Heimath.

Im grellen Gegensatz zu diesem gewühlvollen Treiben schwanden die Tage in dem Hause der alten Arnolds still und ohne wesentliche Veränderung; der Frau war Eloise eine liebe Gesellschafterin geworden und zugleich erschien sie ihr eine recht willkommene Hülfe in ihren Haus- und Wirthschaftsangelegenheiten. Eloise hatte derselben bald abgesehen, wie sie Dies und Jenes zu behandeln und auszuführen pflegte, sie ergriff eine jede Gelegenheit, ihr die Arbeit abzunehmen und sie möglichst ebenso zu vollbringen, wie Madame Arnold es liebte, und Alles, was sie that, ging ihr schnell und leicht von der Hand. Sie war still und in sich gekehrt, immer in derselben ruhigen, duldsamen Stimmung, und bemühte sich bei Gelegenheiten, wo die heitern alten Leute scherzten und lachten, gleichfalls ein Lächeln um ihre schönen Lippen spielen zu lassen, weil sie fürchtete, durch den trüben Ernst ihres Aeußern störend auf die muntere Laune ihrer Wohlthäter einzuwirken; oft aber traten ihr mit dem Lächeln Thränen in die Augen, die sie dann schnell und möglichst unbemerkt verwischte, damit Niemand dieselben gewahrt. So liebevoll und freundlich die biedern Leute sie auch behandelten, so blieb sie doch eine Fremde bei

ihnen, sie fühlte, daß sie bei den beschränkten Räumlichkeiten derselben ihnen häufig zur Last fallen mußte, und mit Bangen blickte sie in ihre Zukunft, deren Ungewißheit ihr manchen Seufzer und manche heimliche Thräne kostete.

Einige Monate waren verstrichen, Ralph hatte Arnolds schon seit einer Woche verlassen, er war auf seine eigene Farm gezogen, und seitdem war der Bretterverschlag, den er bewohnt hatte, Eloisen als ihr Privatgemach überwiesen, so daß sie nicht mehr genöthigt war, in dem Zimmer der alten Leute zu schlafen, wo man für sie an jedem Abend ein Lager auf dem Fußboden hergerichtet hatte. Demohngeachtet bemerkte sie bei unzähligen unbedeutenden Vorfallenheiten, daß die häuslichen Einrichtungen ihrer liebevollen Wirthe um sie Aenderungen erlitten, und wenn sie auch die Ueberzeugung besaß, daß dieselben für Jene in keiner Weise lästig waren, so blieb ihr doch der Gedanke, als Fremde für eine unbegrenzte Zeit von deren Großmuth abzuhängen und sie in ihren Gewohnheiten zu stören, drückend und peinigend.

Wie aber konnte sie ihrem Leben eine andere Richtung geben? Sie stand ja ganz allein und verlassen in der Welt und mußte ihrem Schöpfer danken, daß er sie zu so biedern Menschen geführt hatte. Sie wußte zwar, daß sie sich nicht ganz ohne Mittel befand, denn sie hatte in den Papieren, die ihr Vater ihr scheidend eingehändigt hatte, Schatzscheine der Vereinigten Staaten zum Werth von tausend Dollar vorgefunden, ihr Schmuck und der von ihrer seligen Mutter waren auch von Werth; was sollte sie

aber damit beginnen in einem Lande, in dem sie fremd war? Die übrigen Papiere, welche sich in dem Packet befunden hatten, schienen ihr Schiffspapiere zu sein, die ja jetzt nutzlos waren, und sie hatte sie wieder so zusammengelegt, wie sie ihr guter Vater ihr übergeben hatte.

Eines Morgens nach dem Frühstück ließ der alte Arnold sein Pferd vorführen, um Ralph einen Besuch auf dessen Farm abzustatten, den er ihm am Abend zuvor versprochen hatte, denn noch kein Abend war vergangen, ohne daß sich der junge Mann zum Abendessen eingefunden hätte.

Nachdem der Alte seiner Frau den gewohnten Abschiedskuß gegeben, Eloisen freundlich die Hand gereicht und davongeritten war, setzte sich Madame Arnold mit ihrer Pflegebefohlenen vor das Haus unter die Veranda und Beide nahmen die Hecheln zur Hand, um Baumwolle für den häuslichen Gebrauch zu reinigen.

»Ich bin recht neugierig darauf, wie der junge Norwood seinen Platz einrichtet,« sagte Madame Arnold, nachdem sie sich mit Eloisen einige Zeit über Haushaltssachen unterhalten hatte, »wie mein Mann sagt, so soll er das Haus recht hübsch und wohnlich herstellen. Es ist überhaupt ein reizender Wohnort und man behauptet, es sei das beste Stück Land in unserer Gegend. Wenn Norwood will, so kann er tüchtig schaffen. Im verflossenen Herbst lebte er mit unserm Sohne auf dessen Platz und half ihm während der Ernte; da haben die beiden Burschen wahrlich für vier Männer gearbeitet.«

Hier schwieg die Frau und es trat eine lange Pause ein, in der die Hecheln um so fleißiger geschwungen wurden.

»Wenn es einmal ein recht hübscher Tag ist, so wollen wir Beide mit meinem Manne dem jungen Norwood auch einen Besuch machen. Du glaubst nicht, liebe Eloise, wie schön es dort ist. So herrliche, süße Orangenbäume, wie das Wohnhaus umstehen, findet man weit und breit nicht, und die gelben Feigen dort sind schmackhafter und größer, als irgend anderswo.« Nach einigen Augenblicken abermaligen Schweigens fuhr Madame Arnold fort:

»Was hältst Du von Norwood, Eloise?« und hob die Augen zu ihr auf.

Die Frage überraschte die Angeredete, sie blickte Madame Arnold erstaunt an und erwiederte dann:

»Ich habe nur Ursache, Gutes von ihm zu denken, denn er war es ja, der mich Ihrer Freundschaft und Liebe zuführte. Ich werde ihm ewig dankbar dafür sein.«

»Eloise, ich habe einen Auftrag von ihm auszurichten, der Dich betrifft,« sagte Madame Arnold, und Jene erkannte in dem ernsten Blick der Frau und in dem Ton, womit sie die Worte sprach, daß sie etwas Wichtiges zu sagen habe.

»Einen Auftrag an mich?« erwiederte Eloise betroffen und ein Hauch von Röthe überflog ihre blassen Wangen.

»Es ist ein Auftrag, den auszurichten ich ungern versprochen habe und den ich nur darum übernahm, weil Ralph der Sohn unseres ältesten und besten, leider schon

dahingeschiedenen Freundes ist, dem wir unendlich viele Hülfe und Liebesdienste zu danken haben. – Der junge Norwood hält um Deine Hand an.«

Bei diesen Worten waren Eloisen die Hecheln aus den zierlichen Fingern gefallen, ein glühendes Karmin war ihr in die Wangen geschossen, und indem sie ihre Hände in dem Schooß zusammenpreßte und ihren Kopf senkte, sagte sie mit bittendem Tone: »Madame Arnold!«

»Fern sei es von mir, Eloise, Dich bereden zu wollen; vor solcher Verantwortlichkeit mag der Himmel mich behüten. Da Norwood Dir aber jedenfalls doch den Antrag gemacht haben würde, so glaubte ich, daß Du ihn lieber aus meinem Munde hörtest, als aus seinem eigenen. Mir wirst Du leichter Dein Herz offenbaren, Du weißt ja, daß Du zu einer mütterlichen Freundin sprichst. Lasse mich Dir ehrlich und offen meine Ansicht darüber sagen. Ralph ist von Herzen, insoweit ich ihn kenne, ein guter Mensch; doch ist er leichtsinnig gewesen, hat gespielt und gewettet und sich in böser Gesellschaft umhergetrieben. Daran war jedoch, ohne es zu wollen, sein guter Vater Schuld, der ihn zu früh unter fremde Leute that, wo er aller Aufsicht, aller Zurechtweisung entbehrte. Das Sprichwort sagt aber, daß die lustigsten Burschen die besten Ehemänner würden. Ich glaube, daß Ralph, wenn er eine gute Frau bekommt, ein recht guter Gatte werden wird, denn er arbeitet gern und hat Sinn für Häuslichkeit. Er besitzt bedeutende Ländereien, schönes Vieh und edle Pferde, und ist überhaupt so gestellt, daß er eine Frau

ernähren kann. Ohne Frau wird er bald sein Farmerleben überdrüssig werden und solches wieder aufgeben, an Deiner Seite wird es ihm einen Himmel bieten, den er sicher nicht verläßt. So lange mein Mann und ich leben, hast Du bei uns eine Heimath, Eloise, es treibt Dich darum Nichts dazu, einen Schritt übereilt zu thun, der das Glück Deines ganzen Lebens entscheiden wird; folge deshalb nur allein Deiner eigenen Ueberlegung, Deiner Neigung, und wenn Du Dich zu Ja oder Nein entschlossen hast, dann theile es mir mit, so daß ich Norwood Deine Antwort geben kann. Morgen ist Sonntag, und vor morgen in acht Tagen wird er uns nicht wieder besuchen.«

Hier schwieg Madame Arnold, erhob die Hecheln wieder, die, so lange sie sprach, mit ihren Händen in ihrem Schooß geruht hatten, und fuhr mit der Arbeit fort.

Eloise war während der Rede bald roth, bald bleich, bald heiß, bald kalt geworden, wirre Gedanken und Gefühle hatten ihre Seele durchzuckt, der kürzliche Tod ihres geliebten Vaters schien noch allein ihr ganzes Interesse zu beanspruchen; sie glaubte in dem Antrag durch Madame Arnold den Wunsch zu erkennen, sich ihrer zu entledigen, sie erblickte sich fern von hier unter ganz fremden Leuten, ohne zu wissen, wohin sie sich wenden sollte, und nur *eine* Gewißheit bestand für sie zwischen alle den verworrenen Bildern, die ihr Inneres durchkreuzten, die, daß sie den jungen Norwood nicht liebte.

»Ich bin so überrascht, Madame Arnold,« sagte Eloise mit bebender Stimme nach einer langen Pause, »ich habe wahrlich noch nicht an Heirathen gedacht. Der Tod

meines guten Vaters ist noch so neu. Ich kann mich unmöglich jetzt zu einer Antwort –«

»Du sollst jetzt auch keine Antwort geben. Gehe ruhig mit Dir selbst darüber zu Rathe, erwäge Alles, was für und was gegen eine Verbindung mit dem jungen Manne spricht, und wenn Du ohne alle Nebenrücksichten mit Deinem Herzen einig geworden bist, dann entscheide, ob Du ihn glücklich machen willst oder nicht, denn sein Lebensglück muß durch eine liebe Frau, wie Du sein würdest, ohnfehlbar begründet werden. Oftmals ist unser zweiter Gedanke der richtigere.«

Beide schwiegen, Eloise nahm bebend die Hecheln wieder auf und setzte sie in Bewegung, die Thräne aber, die unter ihren langen Wimpern erglänzte, sprach deutlich die Antwort aus, welche ihr Madame Arnold jetzt zu geben untersagte.

Nach einer Weile griff die gute alte Frau das Gespräch wieder auf und gab demselben eine andere Richtung; sie erzählte Eloisen von ihrem Sohne Frank, von dem Glück, welches ihm in der Ehe zu Theil geworden, von den vielen Freunden, die er sich im Norden erworben, und wie unendlich sie sich freue, das junge Paar in ihrer Nähe zu haben.

»Es wird der jungen Frau etwas enge in dem Hause meines Sohnes vorkommen, obgleich dasselbe ein ganzes Zimmer mehr enthält, als das unsrige,« sagte sie. »Wir sind gar zu sehr beschränkt. Wir haben schon oft davon gesprochen, noch ein Blockhaus hier anzubauen, aber es ist stets dabei geblieben, wir haben uns immer beholfen

und gedacht, daß in einem kleinen Raum das häusliche Glück enger zusammen bliebe.«

So wenig Madame Arnold auch daran gedacht hatte, der heimathlosen Waise die beschränkte Räumlichkeit ihrer Wohnung vorzuhalten, so fielen doch diese Worte in Eloisens sehr bewegtem Gemüth als ein Vorwurf nieder und sie sah sich im Geiste auch von dieser Zufluchtsstätte hinaus in die fremde Welt getrieben. Kaum war es ihr möglich, durch die Thränen, die ihre Augen, trotz alles Sträubens, füllten, die Hecheln zu sehen, und nur mit Gewalt konnte sie ein Schluchzen unterdrücken, welches ihre Brust krampfhaft beengte. Madame Arnold bemerkte die Bewegung des unglücklichen Mädchens nicht, sie führte die Unterhaltung allein fort, bis sie sich kurz vor Mittag erhob und nach der Küche ging, um das Essen zu besorgen.

Eloise wankte nun nach ihrem keinen Gemach, sank dort auf ihre Kniee nieder, senkte ihr mit den Händen bedecktes Gesicht auf den hölzernen Stuhl und ließ dem Thränenstrom, den sie kaum bis jetzt hatte zurückhalten können, freien Lauf. Sie fühlte sich unendlich elend und nirgends blickte ein Hoffnungsstrahl für sie aus der ihr so finster erscheinenden Zukunft hervor.

Sie weinte lange bitterlich, die Thränen thaten ihrem Herzen wohl, sie fühlte sich erleichtert, hob ihre gefalteten Hände und ihre feuchten Blicke nach Oben und flehte Gott um seinen Beistand an. Sie ward ruhiger, trocknete

ihre Augen und kühlte sie mit Wasser. Bei dem Mittagsessen, wobei sie sich heute mit Madame Arnold allein befand, bemühte sie sich, vor derselben zu verheimlichen, daß sie geweint hatte, und nahm Theil an der Unterredung, die sich um die Beschäftigungen des Tages drehte.

Nach Tisch setzte sie sich zu Madame Arnold unter die Veranda und arbeitete fleißig und mit großer Geschicklichkeit, bis die Sonnenstrahlen ihre Macht verloren hatten, an einem neuen Kleide, wozu die alte Frau den Stoff für sie von D... hatte kommen lassen. Dann trug sie die Arbeit in ihr Zimmer, nahm ihren Leinenhut und verabschiedete sich von ihrer mütterlichen Freundin, um sich in dem nahen Walde zu ergehen. Sie rief einige der großen Hunde Arnold's herbei, die sie durch Pflege und freundliche Behandlung an sich gewöhnt hatte, und eilte, von denselben gefolgt, mit dem Versprechen davon, nicht lange auszubleiben.

Es zog sie mit unwiderstehlicher Macht hinaus in das Freie, denn hier war sie Niemandem zur Last, hier brauchte sie nicht zu lächeln, wenn ihr das Herz blutete, hier durfte sie seufzen und klagen, und die Natur in ihrem Schweigen schien ihr, als habe sie mehr Mitleid mit ihr, als die Menschen. Sie dachte, indem sie zwischen den üppigen Pflanzen und mächtigen Bäumen des Waldes hinschritt, ruhiger als bisher, über ihre Lage nach und auch der Antrag des jungen Norwood trat vor ihre Seele. Bis jetzt hatte sie immer mit dem Gedanken an eine eheliche Verbindung ein ideales Bild eines Mannes und eine leidenschaftliche Liebe zu ihm vereinigt, nun aber

sollte sie diesen Gedanken einem Mann weihen, für den sie weiter kein Interesse fühlte, als Dankbarkeit für die Hülfe, die er ihr in der Noth geleistet hatte. Alle die wunderbar seligen Träume, die ihre Phantasie ihr von ihrer Zukunft vorgespiegelt hatte, waren dahin; denn wenn sie den Mann, den sie sich als ihren zukünftigen Gatten gedacht, auch nie in der Wirklichkeit gekannt hatte, so fühlte sie doch deutlich, daß Norwood derselbe nicht war. Sie hatte zwar keine bestimmte Abneigung gegen ihn, im Gegentheil, seine Theilnahme, seine Aufmerksamkeit und seine Hülfe erkannte sie warm und dankbar an, auch war er ein schöner, kräftiger Mann, der eher etwas Angenehmes, als Abstoßendes in seinem Benehmen hatte; als ihren Gatten aber, dem sie mit heißer, inniger Liebe angehören wollte, konnte sie ihn sich nicht vorstellen. Dann fiel ihr wieder ihre ganz hülflose Lage ein und der Gedanke, daß sie in Arnold's Haus lästig sei, war ihr der schrecklichste, der unerträglichste von allen. Gleichgültigkeit, Vernunft und Nothwendigkeit kämpften in Eloisens Seele, während sie sinnend in dem duftigen Schatten des Waldes um den ganzen Hügel, an welchem Arnold's Farm lag, gegangen war und den Weg wieder erreichte, der zu dem Hause führte. Die Sonne war versunken, die Abenddämmerung raubte schon dem Wald seine frischen, tausendfältigen Farben und das letzte leise Zwitschern der Vögel war verhallt, da schlug Eloise den Heimweg ein und war demselben nur kurze Zeit gefolgt, als sie die Hufschläge eines Pferdes hinter sich vernahm,

die Hunde, freudig bellend, demselben entgegensprangen und der alte Arnold im Trab zwischen den Laubmassen hervorkam.

»Ei, ei, Eloise, Sie sind hier! wußte ich doch nicht, was die Hunde hierherbrachte,« sagte der Pflanzer, indem er sein Pferd anhielt, abstieg und, den Zügel in der Hand, an die Seite des Mädchens trat, um sie nach dem Hause zu geleiten.

»Ralph läßt sich Ihnen auch schönstens empfehlen. Ich weiß nicht, was er vorhatte, er wollte nicht mitreiten und hat uns doch bis heute noch keinen Abend mit seinem Besuche verschmäht,« sagte der Alte im Vorwärtsschreiten und bemerkte nicht die Röthe, womit sich Eloisens Wangen bei seinen Worten bedeckten, denn die Dämmerung kam ihr zu Hülfe. Dann fragte er, was Eloise und seine Frau während des Tages begonnen, ob Niemand aus der Nachbarschaft vorgesprochen habe, und erreichte plaudernd mit seiner jungen Begleiterin seine Wohnung, wo ihm seine Frau lachend mit den Worten entgegenkam:

»Nun, das muß ich gestehn, so lange auszubleiben, und zwar in Gesellschaft einer schönen jungen Dame zurückzukehren, ich werde Dir einmal wieder die Hausgesetze vorlesen müssen.« Darauf reichte sie ihm den Mund zum Kusse hin, schlang ihren Arm in den seinigen und führte ihn, von Eloise begleitet, in das Zimmer, während Bob das Pferd wegleitete.

»Ich habe mich recht sehr über Ralph gefreut, denn er hat den Wohnsitz unseres alten, treuen Freundes, Tom Norwood, wieder ganz hübsch hergestellt,« sagte Arnold,

als er sich mit den beiden Frauenzimmern an dem Tisch niederließ, auf dem das Abendbrot stand. »Es ist so sauber und nett dort, daß ich ihm sagte, er beabsichtige wahrscheinlich, sich bald eine junge Frau anzuschaffen. Derselbe Schreiner, der bei Frank gearbeitet, hat ihm sein Haus inwendig zurecht gemacht, einen neuen Fußboden gelegt, neue Thüren und ein Glasfenster verfertigt, und hat ihn mit den nöthigen Möbeln versorgt. In den Wegen ist kein Gras mehr zu sehen, die Einzäunung ist neu aufgerichtet und in der Mitte der Feigenblume über dem Quell steht ein allerliebstes Milchhaus. Ich sage Dir, Frau, gerade, als ob er dieser Tage Madame Norwood dort einführen wollte. Uebrigens, wenn ein recht hübscher Morgen ist und Du kannst Dich für einen Tag von Deiner Vorrathskammer trennen, so wollen wir Drei ihn doch einmal besuchen, es wird Euch Beiden recht gut dort gefallen.«

Madame Arnold hatte während der Rede ihres Mannes Eloise angesehen und deren Verlegenheit bemerkt, weshalb sie zu derselben sagte: »Ach, Eloise, sei doch so gut und stelle den Kaffee vor das Feuer in dem Kamin, dann bleibt er hübsch warm; Du könntest mir auch einen Weg ersparen und in der Küche fragen, ob noch Buttermilch vorräthig ist, Arnold trinkt wohl ein Glas.«

Eloisen war die Aufforderung herzlich willkommen, sie verließ den Tisch, führte beide Aufträge aus und kehrte bald ruhig und gefaßt mit der gewünschten Milch zurück.

Nach dem Abendessen beendigte sie während der traulichen Unterhaltung vor dem Kaminfeuer die Arbeit an dem neuen Kleide, welches sie am folgenden Morgen zur Kirche anlegen wollte.

Der Sonntag erschien heiter und wolkenlos; nach zeitigem Frühstück band Madame Arnold ihrem Manne das Halstuch um und verknüpfte es in die unvermeidlich schöne Schleife, sie selbst schmückte sich mit ihrem besten Tuch und einem neuen, blendend weißen Leinenhut, bewaffnete sich gegen die Sonnenstrahlen mit dem Regenschirm, und bald darauf war das alte Ehepaar mit Eloisen, von Bob gefolgt, zu Pferde, und der Zug setzte sich in Bewegung nach der drei Meilen entfernten Kirche.

Dieselbe bestand in einem, einsam im Walde gelegenen, großen Blockhaus, um welches bei Ankunft der Familie Arnold schon einige vierzig Reitthiere an den Bäumen des Waldes befestigt standen, deren Reiter und Reiterinnen bereits in der Kirche Platz genommen hatten und noch auf die Erscheinung des Geistlichen warteten. Arnolds und Eloise wurden von allen Seiten her mit Auszeichnung und Freundlichkeit begrüßt und man räumte ihnen Sitze auf der vordersten Bank ein. Bald darauf erschien der Prediger, ein Pflanzer aus der Nähe, und erbaute die Gemeinde mit einer einfachen, doch sinnreichen, frommen Rede.

Der Mann hatte das Amt eines Predigers unentgeltlich übernommen, weil noch kein solcher sich in dieser Gegend befand und weil er den Beruf dazu in sich fühlte. Redlich und ehrbar in seinem Privatleben, entsprach er

seiner Stellung als Geistlicher in jeder Weise und genoß die Achtung und Liebe seiner Nachbarn nahe und fern.

Wie es Arnolds oft zu thun pflegten, so nahmen sie auch heute die Einladung dieses Mannes, dessen Name King war, an und ritten nach beendigtem Gottesdienst mit demselben nach seiner, nur eine halbe Meile von der Kirche entfernt gelegenen Farm, um bei ihm zu Mittag zu speisen.

Drei Wochen später standen am Sonntag Nachmittag in Arnolds festlich geschmücktem Hause Ralph Norwood und Eloise Dosamantes vor dem Pfarrer King und empfingen als Mann und Frau durch ihn den kirchlichen Segen.

An dem Morgen, nachdem Eloise ihre Freistätte bei Arnolds verlassen und ihrem Gatten auf seine eigene Besitzung gefolgt war, kam plötzlich Frank mit seiner jungen Frau in einem zweiräderigen, mit einem Pferd bespannten, offenen Wagen vor das elterliche Haus gefahren, und in seinem Gefolge brachte er auf einem Leiterwagen zehn Sclaven mit sich, die der Präsident Forney seiner Tochter als Geschenk mitgegeben hatte.

Die Ueberraschung, der Jubel der beiden alten Leute kannte keine Grenzen, und unter Freudenthränen gingen die Kinder aus einer Umarmung in die andere. Es dauerte lange Zeit, ehe der Sturm ihrer beseligten Gefühle verwogte und Madame Arnold ihre Schwiegertochter in den Schaukelstuhl bei dem Kamin führte, um an ihrer Seite Platz zu nehmen, während Frank sich mit dem alten Arnold gegenüber niederließ. Die glückliche alte Frau konnte noch immer kaum Worte finden, um Eleanor ihre

Freude auszudrücken, sie hielt deren Hände fest in den ihrigen, rief allen Segen des Himmels auf sie herab und dankte Gott für die Gnade, daß er sie diese Freude habe erleben lassen. Der alte Mann aber war ganz verstummt, klopfte seinem Sohne die Hand, die er in seiner Linken hielt, und ließ dabei seine glückstrahlenden Blicke auf der Schwiegertochter ruhen, die ihre Liebesergüsse bald ihm, bald seiner Frau zuwandte. Eleanor that die freudige Bewegung der beiden alten Leute unendlich wohl und erhöhte noch das Glück, welches ihr schon durch die Liebe Franks so reichlich zu Theil geworden war.

Madame Arnold gewann zuerst ihre Fassung wieder und machte sich laut einige Vorwürfe darüber, daß sie in der Freude ihres Herzens beinahe ganz die Sorge für ihre lieben Gäste außer Augen gesetzt habe, denn es sei schon bald Mittagszeit und noch wären keine Vorbereitungen zu dem großen Gastmahle getroffen, welches sie zum Empfang ihrer lieben Kinder zu geben beabsichtige. Dabei schloß sie Eleanor nochmals an ihr Herz, bat scherzend ihren Mann, während ihrer Abwesenheit die Unterhaltung hübsch zu führen und eilte dann mit aufgeschürztem Kleid in die Küche, um Anordnungen für die Zubereitung der wenigen Gerichte zu geben, die ihrer gewöhnlichen einfachen Kost heute noch zugesetzt werden sollten.

Nachdem Madame Arnold sich schon einige Zeit entfernt und der Alte tausend Fragen an seine Kinder gerichtet hatte, sagte er plötzlich:

»Nun sage mir aber einmal, Frank, was für eine räthselhafte Geschichte war denn das Verschwinden Ralphs? weder ich noch meine Frau haben daraus klug werden können.«

»Laß uns nicht von ihm reden, Vater, Ralph ist ein untergegangener, verlorener Mensch!« erwiederte Frank und wechselte dabei mit Eleanor einen Blick der Uebereinstimmung.

»Das möchte doch wohl noch nicht so bestimmt sein, Frank, im Augenblick wenigstens scheint hier sein guter Stern im Aufgehen,« sagte der Alte.

»Wie meinst Du das, Vater – hast Du kürzlich von ihm gehört?«

»Gewiß, ganz kürzlich und zwar das Beste: er ist gestern auf dem Platz, wo Ihr jetzt sitzt, durch Freund King mit einem reizenden, liebenswürdigen Mädchen getraut worden und wohnt nun als fleißiger Farmer auf seinem väterlichen Erbe.«

»Ist es möglich, Ralph hier und verheirathet? – die arme Frau!« entgegnete Frank in höchster Ueberraschung.

»Ja, so sage doch nur, was war denn das, wovon Du schriebst, von der bösen Gesellschaft?« fragte der Alte neugierig.

»Das sei vergessen, Vater, es ist ja möglich, daß er sich noch ändert,« antwortete Frank und warf Eleanor einen Blick zu, der ihr Verschwiegenheit anempfahl.

Der alte Arnold erzählte nun in kurzem Umriß die Leidensgeschichte der unglücklichen Eloise und die Art, wie

Ralph mit ihr bekannt geworden sei. Frank aber suchte dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, denn die Erinnerung an Norwood hatte viel Unangenehmes für ihn, und der alte Arnold, so sehr gern er auch etwas Näheres über die geheimnißvollen Begebenheiten in Baltimore erfahren hätte, mußte sich mit den wenigen Andeutungen begnügen, die sein Sohn ihm gegeben.

Der Tisch wurde bald gedeckt und die Speisen, unter denen ein fetter wilder Truthahn den Ehrenplatz einnahm, aufgetragen. Madame Arnold hatte ihr schwarzes seidenes Kleid, welches nur bei Fest- und Ehrentagen hervorgeholt wurde, angelegt, ihre beste Haube aufgesetzt und trat mit einer Vase in der Hand in das Zimmer, in der die herrlichsten Blumen des heißen Florida's prangten.

»Auch unsere Wälder, meine geliebte Tochter, senden Dir ihren schönsten Schmuck als Willkommen,« sagte die Frau, indem sie die Blumen auf den Tisch niedersetzte,« solche Blüthen hat doch Euer Norden nicht aufzuweisen. Nun kommt aber zu Tisch, damit Ihr sobald als möglich in Eure eigene Behausung einzieht. Mein Mann und ich werden Euch dahin begleiten.«

Darauf nahm sie Eleanor bei der Hand, wies ihr neben sich ihren Platz an dem Tische an, der alte Arnold sprach ein kurzes Gebet und dann zog Frank die Schüssel zu sich heran, auf welcher der prächtige Truthahn paradirte, und zerlegte denselben mit großer Geschicklichkeit.

»Es wird Dir Manches ungewohnt und auch mitunter lästig in unserm Lande vorkommen, liebe Eleanor, der feste Wille aber, die Schwierigkeiten des täglichen Lebens

zu überwinden und der unabänderliche Beschluß, sich niemals einer übeln Laune hinzugeben, wird für die meisten Fälle hinreichen, in den vier Wänden der Hausfrau heiteres Wetter zu erhalten,« sagte Madame Arnold im Laufe der Unterredung zu ihrer Schwiegertochter.

»Den Willen habe ich mitgebracht und für meine gute Laune bürgt mir unsere Liebe; sie ist mein Glück, meine Seligkeit, wo sie mich umgiebt, ist mein Himmel,« erwiederte Eleanor und reichte Frank ihre schöne Hand, auf welche dieser zärtlich seine Lippen preßte.

Nach Tisch wurden schnell alle Vorrichtungen zur Abreise getroffen. Madame Arnold hatte schon seit einigen Wochen vielerlei Haushaltsgegenstände gepackt stehen, um sie den jungen Leuten bei ihrem Einzug in ihre neue Wohnung mitzugeben, so daß sie für den Anfang wenigstens mit allen nöthigen Vorräthen versorgt sein sollten. Kaffee, Zucker, Mehl, Salz, geräuchertes und gesalzenes Schweinefleisch, Butter, Käse und viele andere derartige Artikel wurden nun auf den Leiterwagen gebracht, auf welchem die Neger gekommen waren, und Madame Arnold beaufsichtigte selbst die Verladung.

Während dieser Zeit hatte Frank mehrere Packete aus seinem Wagen geholt und in das Zimmer getragen, und als die alte Frau hereintrat, um anzuzeigen, daß sie nun zur Abreise bereit sei, überreichte Eleanor ihr und deren Manne die Packete, welche Geschenke für die beiden alten Leute enthielten. Da waren prächtige Seidenstoffe zu Kleidern, kostbare Tücher und schöne Hauben für Madame Arnold, und Anzüge von dem feinsten Tuch für

den alten Herrn. Die Freude derselben war außerordentlich, denn so herrliche Sachen hatten sie nie besessen, ja keiner der Nachbarn konnte solche aufweisen. Nachdem diese Kostbarkeiten einer vielseitigen Besichtigung unterworfen waren und die vergnügten Eltern ihren glücklichen Kindern mit rührender Herzlichkeit für die Aufmerksamkeit gedankt hatten, wurden die schönen Sachen in Koffer verwahrt und Madame Arnold drang jetzt ernstlich auf die Abreise. Sie führte Eleanor zu dem Wagen, war ihr behülflich einzusteigen und ließ sich dann selbst von ihrem Sohne Frank unterstützen, um ein Gleiches zu thun. Mit einem gewissen Stolz setzte sie sich neben Eleanor zurecht, ergriff die Zügel und die Peitsche und trieb das Pferd zum Schritt an. Der alte Herr und Frank hatten die Rosse bestiegen und folgten dem Cabriolet, während Bob zu Maulthier und Franks Neger auf dem Leiterwagen den Zug beschlossen. Nachdem sie eine halbe Meile zurückgelegt hatten und Madame Arnold das Pferd durch einen Bach lenkte, sagte sie zu Eleanor:

»Bis hierher ging unser Eigenthum, nun aber kommen wir auf Franks Land, in Deine neue Heimath, liebe Eleanor. Sieh nur diese prachtvollen Bäume und diese üppigen Pflanzen, so reichen Boden kennt Ihr bei Baltimore nicht. Auch haben wohl bei Euch die Wälder sich noch nicht wieder belaubt; Ihr habt einen so strengen Winter gehabt. So sehr ich mich auch auf Eure Ankunft freute, so war es mir doch recht lieb, daß Ihr die Reise verschoben habt, bis die große Kälte verschwunden war. Ich würde

sicher erfrieren, wenn ich einen Winter dort zubringen müßte.«

»Man gewöhnt sich leicht daran, liebe Mutter,« erwiederte Eleanor, »doch wenn Sie mich einmal zu meinem Vater begleiten, was Sie jedenfalls thun müssen, so wählen wir den Sommer, wenn es hier zu heiß wird.«

Plaudernd zogen sie dahin, und Madame Arnold versäumte keine Gelegenheit, ihre Schwiegertochter auf die Schönheiten der Umgebung aufmerksam zu machen, bis sie den ersten Blick auf Franks Niederlassung frei hatte und, mit der Peitsche nach derselben hinzeigend, sagte:

»Dort, beste Eleanor, ist Deine Wohnung, möge der Allmächtige Dir und Frank so viele segensreiche Gnade darin zukommen lassen, als er mir und meinem guten Manne in unserer Hütte zu Theil werden ließ.«

Franks dort wohnende Sclaven, denen Madame Arnold die Ankunft ihres Herrn schon hatte melden lassen, harrten ihrer Herrschaft an dem Einfahrtsthor in der Einzäunung und überreichten ihrer jungen Herrin, als sie ausgestiegen war, prächtige Blumensträuße.

Eleanor blieb tief bewegt auf dem Platze vor dem Hause stehen und blickte mit Entzücken einige Augenblicke um sich, dann öffnete sie ihre Arme und schloß unter Freudenthränen Frank an ihr Herz. Auch den beiden alten Leuten waren die Augen feucht geworden, sie sahen tief gerührt auf ihre glücklichen Kinder und sandten ein stilles Dankgebet zum Himmel. Madame Arnold ergriff nun die Hand ihrer Schwiegertochter, führte sie über die

saubere, nette Veranda in das Haus und öffnete mit stolzer Zufriedenheit die Thüren der Zimmer. Die Räume waren hübscher und reicher ausgestattet, als die irgend eines andern Farmerhauses im ganzen Lande, und da Eleanor auf ihrer Herreise die Wohnungen vieler Landleute zu sehen Gelegenheit gehabt hatte, so war sie ganz verwundert, als sie eintrat. Madame Arnold bemerkte dies mit großer Genugthuung und führte die junge Frau allenthalben umher. Sie ging mit ihr in die Küche, in das Rauchhaus, die Vorrathskammer, das Milchhaus, sie zeigte ihr den Gemüsegarten, den Obstgarten und die vielen jungen Orangen-, Citronen- und Granatbäume, die sie selbst gepflanzt hatte.

»Der Anfang ist gemacht, möge nun Alles unter Euern Händen wachsen und gedeihen,« sagte sie, als sie zu der Veranda zurückschritten und sich dort bei den Männern niederließen, die während dieser Zeit sich über die vorzunehmenden Arbeiten in den Feldern unterhalten hatten.

Während sie nun hier zusammen saßen und über die Grasflur vor dem Hause blickten, die sich nach Westen zwischen dem zu beiden Seiten zum Himmel aufstrebenden Wald bald breiter, bald schmäler hinzog und an ihrem fernen Ende durch einen Streif nebelichtblauer Baummassen begrenzt wurde, näherte sich diesen die sinkende Sonne und warf ihre Abschiedsstrahlen über die bunte Blumenflor, die aus dem frischen Grün der Prairien hervorsah, sowie auf die dem Hause zu ziehende Heerde glänzender, prächtiger Kühe. Lauttönend hallte der

Klang der großen kupfernen Glocke, welche die Leitkuh um den Hals trug, zu beiden Seiten in dem Walde wieder, und von Zeit zu Zeit blieb das alte Thier stehen und ließ seine Stimme nach der zurückbleibenden Heerde erschallen, als fordere sie dieselbe zu größerer Eile auf. Auch einige zwanzig Pferde kamen ruhig über die Grasfläche geschritten, und eine große Anzahl von Schweinen rannte von allen Seiten herbei, um vor der Einzäunung einige Körner Mais als Abendfutter zu erhalten.

Eleanor hing mit stummem Entzücken an dem friedlich stillen ländlichen Bilde ihrer neuen Heimath, denn es entsprach dem, welches sie sich selbst davon in ihrer Phantasie geschaffen, in jeder Weise, nur war es in der Wirklichkeit schöner und reizender; denn von dem Reichthum und der Pracht der Natur in diesem Lande hatte sie sich keine genügende Vorstellung machen können.

Madame Arnold sah Rauch aus dem Schornstein der Küche aufsteigen und ging mit Eleanor nach derselben hin, um der schwarzen Köchin Franks zu sagen, wo sie unter den mitgebrachten Vorräthen die verschiedenen Gegenstände, welche zur Bereitung des Abendbrodes nöthig waren, finden würde. Dann führte sie ihre Schwiegertochter in das Wohnhaus zurück, um derselben die Plätze zu zeigen, wo das Tischzeug und Tischgeräth aufbewahrt war.

Die alten Leute blieben zum Abendessen, welches unter der Veranda eingenommen wurde, denn es war ein lauer windstiller Abend, so daß die Flamme des Lichts,

welches auf dem Tisch brannte, kaum von dem leisen, mit Blüthenduft gewürzten Luftzug bewegt wurde, der von der Prairie her über die Veranda hinhauchte.

Während dieser Zeit stieg der Mond über dem Riesenwald aus, der sich hinter dem Gebäude erhob, und warf sein helles Licht über die stille Landschaft.

Madame Arnold erhob sich zuerst und mahnte an den Heimweg, Frank bestand darauf, daß seine Eltern in seinem Wagen zurückfahren möchten, wogegen der alte Arnold protestirte und versicherte, daß er sowohl, als auch seine Frau viel besser auf ihren Pferden zu Hause seien, als in dem zweiräderigen Ding. Diese aber war für Fahren und setzte es auch durch, daß das Cabriolet angespannt wurde. Unter Segens- und Glückwünschen nahmen die frohen Eltern Abschied von den Kindern, bestiegen den Wagen, Bob schwang sich auf sein Maulthier und Frank sandte noch einen seiner Neger mit, der voran reiten mußte, während Bob mit den Reitpferden folgte.

Capitel 24.

Unerwarteter Reichthum. – Verläumdung. – Geldgier. – Das Indianerlager. – Treuherzigkeit. – Gastfreundschaft. – Die Sclaven. – Der Sohn des Häuptlings. – Der Schwur. – Der Verrath. – Die Zusage. – Das Heirathsgesuch. – Die Erklärung.

Zu derselben Zeit saß Ralph Norwood vor dem hellaufflackernden Kaminfeuer in seinem kleinen Hause und hielt die schöne Eloise in seinen Armen. Sie hatten ihr einfaches Abendbrod, bei dessen Bereitung Ralph seiner jungen Frau hülfreich gewesen war, so eben verzehrt, und noch stand der gedeckte Tisch, wie sie denselben verlassen hatten, hinter ihnen.

»Du machst mich so glücklich, Eloise!« sagte Ralph zu ihr im Uebermaaße seiner Leidenschaft, »Du hast mir diese Heimath wiedergegeben, die ich ohne die Hoffnung, sie mit Dir zu theilen, niemals bezogen haben würde. Ich war mit der Welt zerfallen und fühlte mich unglücklich und verlassen!«

»Nicht so sehr wie ich, Ralph, Du hattest viele alte Freunde, und der Mann kann sich den Weg durch das Leben erzwingen, das Weib muß geleitet und beschützt werden,« erwiederte Eloise, indem sie sich seinen Liebkosungen hingab.

»Du entbehrst hier Vieles, was Du von Jugend auf gewohnt warest, süße Eloise, ich werde aber Alles aufbieten, um Dir mehr Bequemlichkeit zu verschaffen. Ich

kann ein Stück Land und auch Vieh und Pferde verwerthen, um eine Negerin zu kaufen, die Dir die Arbeit erleichtern soll. Wenn ich eine gute Ernte mache, so will ich auch unser Haus erweitern; Du bist Alles sehr viel besser gewohnt,« sagte Ralph und preßte seine Lippen in glühenden Küssen auf Eloisens schönen Mund.

»Ich habe über tausend Dollar Schatzscheine, wenn Du sie verwenden willst, so gebe ich sie Dir gern,« sagte Eloise, hob sich aus der Umarmung ihres Gatten, und nahm aus einem kleinen Koffer, den sie der Güte der Madame Arnold verdankte, das Packet mit Papieren hervor, welches ihr seliger Vater ihr vor seinem Ende gegeben hatte.

»Hier sind sie; die andern Papiere, die dabei liegen, sind wohl Nichts werth, es sind Schiffsdocumente,« sagte Eloise, indem sie ihrem Manne das Packet reichte und sich neben ihm auf einem Stuhl niederließ.

Ralph öffnete den Umschlag mit großem Eifer; zuerst fielen ihm die Schatzscheine in die Hände, er zählte sie begierig, entfaltete dann das darunter liegende Papier, ließ seine Blicke darüber gleiten und rief plötzlich in freudigem Erstaunen aus:

»Mein Gott, Eloise, das ist ja eine Police über eine Versicherung von zwanzigtausend Dollar, welche Dein seliger Vater bei einer Assecuranz-Compagnie in New-York auf die Tritonia genommen hatte. Hast Du denn hiervon Nichts gewußt?«

»Kein Wort,« erwiederte Eloise in höchstem Erstaunen und blickte auf das Papier.

»Sieh hier, zwanzigtausend Dollar,« es ist kein Zweifel darüber, das Geld muß uns werden. Hier steht es ausdrücklich, daß diese Summe auf die Brigg Tritonia auf ihrer Reise von New-York bis nach Mazatlan am stillen Weltmeer versichert ist, und daß der Capitain Dosamantes befugt sein solle, auf dieser Reise, irgend wo es ihm beliebt, an der Küste in einen Hafen einzulaufen, oder vor Anker zu gehen. Wir sind mit Einemmale reich, Eloise, und nun sollst Du auch nicht Viel mehr entbehren,« sagte Ralph in ungemessener Freude, schlang seinen Arm um den Nacken seiner Frau und küßte sie wiederholt. Dann richtete er seine Aufmerksamkeit abermals auf die Papiere und durchblickte die noch weiter vorhandenen, welche in bezahlten und quittirten Rechnungen über die Ladung des Schiffes und über Reparaturen an diesem bestanden.

»Wir müssen eiligst die nöthigen Schritte thun, um das Geld einzutreiben,« sagte er, nachdem er jedes einzelne Blatt durchlesen hatte, »ich will gleich morgen meine Reise nach dem Leuchthaus zu dem Herrn Burnham antreten, um mir von ihm eine Bescheinigung über den Untergang des Schiffes und über Deine Rettung ausfertigen zu lassen, und dann müssen wir zusammen nach D… reiten, um den Herrn Behrend mit dem Einziehen des Geldes zu beauftragen. Du mußt mich nothwendig dorthin begleiten, so daß Du selbst dort die nöthigen Vollmachten ausstellen kannst. Leid ist es mir nur, daß Du während meiner Reise zu Burnham hier allein wohnen mußt.«

»Ich könnte ja während der Zeit bei den alten Arnolds bleiben; sie nehmen mich gewiß mit Freuden auf,« erwiederte Eloise.

»Die alten Arnolds,« sagte Ralph mit einem Ton der Abneigung. »Ich muß Dir gestehen, Eloise, daß ich nicht ganz so über sie denke, wie Du. Ich habe Dir bis jetzt die hohe Meinung, die Du von diesen Leuten hegst, nicht nehmen wollen, indem sie Dir allerdings Gutes erzeigt haben, und ich das Gefühl der Dankbarkeit in Dir ehre. Damals, als Du Dich noch bei ihnen befandest, war ihr Wunsch, Dich baldmöglichst aus ihrem Hause loszuwerden, ja in meinem Interesse, da derselbe mir mehr Hoffnung gab, Dich mein eigen zu nennen, obgleich mir die Doppelzüngigkeit der Leute nicht gefiel. Sie machten gegen mich gar kein Geheimniß daraus, und die Alte hat es mir zu wiederholten Malen selbst gesagt, daß Du ihnen sehr im Wege seiest.«

»So habe ich mich doch nicht geirrt, es ist mir selbst oft so vorgekommen. Die Versicherungen aber, die mir Madame Arnold so häufig gemacht hat, lauteten ganz anders, sie sagte mir immer, so lange sie und ihr Mann lebe, sollte ich bei ihnen eine Heimath behalten,« entgegnete Eloise.

»Worte, nichts als süße Worte, liebes Kind, es sind ein Paar scheinheilige Alte und ihr Sohn Frank ist durch und durch falsch. Er hat sich in Baltimore sehr schlecht gegen mich benommen, weshalb ich mich auch von ihm trennte und Nichts mehr mit ihm zu thun haben wollte. Am

Besten, wir halten uns von diesen Menschen fern, man erntet doch keinen Dank von ihnen,« bemerkte Ralph.

»Und wie die Alten von dem Sohne eingenommen sind; wenn man sie über ihn reden hört, so sollte man glauben, er sei ein Musterbild eines jungen Mannes,« bemerkte Eloise.

»Scheinheilig, wie die Alten, ist er und versteht es, sich bei allen Leuten mit seinen glatten Worten einzuschmeicheln, darum wurde er auch von den Georgiern in die Gesetzgebung gewählt. Wir haben Arnolds Gottlob nicht nöthig und je weniger wir mit ihnen in Berührung kommen, desto besser,« sagte Ralph im Bewußtsein seiner Schuld, welche Frank mehr oder weniger bekannt sein mußte. Er setzte sehr richtig voraus, daß derselbe ihn bei seiner Rückkehr nicht aufsuchen würde und schämte sich, ihm sowohl als Eleanor wieder vor die Augen zu treten. Da aber das freundschaftliche Verhältniß zwischen Eloisen und den alten Arnolds sicher ein Zusammentreffen mit Jenen herbeiführen mußte, so hielt es Ralph für rathsam, seine Frau gegen die ganze Familie einzunehmen und einem fernern Verkehr mit ihr vorzubeugen. Am folgenden Morgen machte er sich frühzeitig reisefertig, um seine junge Frau allein in seiner Wohnung zurückzulassen und sich nach dem Leuchthaus zu Herrn Burnham zu begeben. Sich von den Werthpapieren Eloisens aber zu trennen, hielt er für zu gefährlich, weshalb er sie unter dem Vorwande, daß sie ihm vielleicht bei Burnham nöthig sein könnten, zu sich steckte.

Mit Bangen und Zagen nahm Eloise Abschied von Ralph, er aber scherzte über ihre kindische Furcht, da ja Niemand es wagen könnte, ihr Etwas zu Leide zu thun und schwang sich auf sein Pferd mit dem bei ihm Alles überwältigenden Gedanken, daß er bald in den Besitz von zwanzigtausend Dollar kommen würde.

Er ritt davon und folgte dem Fußpfad, der zu Tallihadjo's Lager führte, während unzählige Entwürfe, auf welche Weise er das Geld am vertheilhaftesten verwenden wollte, seine Gedanken durchflogen. Der Weg bis zu des Häuptlings Lager ward ihm unter seinen Träumereien kurz, denn er war erstaunt, als er plötzlich durch das Bellen von Hunden darauf aufmerksam gemacht wurde, daß er sich bereits in dessen Nähe befände. Tallihadjo empfing ihn sehr freundlich, lud ihn ein, sich bei seinem Feuer zu ruhen, ließ ihm dort Speise und Honigbier reichen, und war außerordentlich erfreut zu hören, daß Ralph sich mit Eloise verheirathet und sich auf seines Vaters Wohnsitz niedergelassen habe.

»Mein Freund Tom wird nun noch viel glücklicher in seinem Himmel sein, da er sieht, daß seine Gebeine von seinem Sohne bewacht werden. Deine Felder, Ralph, wird er reichlich tragen lassen und Deine Heerden fett machen,« sagte der Häuptling.

»Wie weit ist es bis zu Hallemico am See?« fragte Ralph, ohne auf die frommen Wünsche des Häuptlings zu hören. Dieser schüttelte aber gedankenvoll den Kopf, warf seinem Gaste einen ernsten Blick zu und sagte:

»Wenn Dir Dein Pferd so wenig am Herzen liegt, als das Andenken an Deinen guten Vater, so kannst Du lange Zeit, ehe die Sonne zur Ruhe geht, bei Hallemico's Feuer ruhen.«

Ralph jedoch schien sich wenig um den Vorwurf des Wilden zu kümmern, er berechnete, wie bald er bei Burnham und von dort wieder zu Hause sein würde, um dann eiligst Schritte zum Eintreiben des Geldes zu thun. Er rastete auch nicht länger, als sein Pferd nöthig hatte, das ihm vorgelegte Futter zu verzehren, sagte dann dem Häuptling Lebewohl und ritt von dannen.

Die Sonne war im Versinken und vergoldete kaum noch die leicht gekräuselten Wellen des See's, an dessen Ufer Hallemico wohnte, als Ralph unter den uralten kolossalen Bäumen hinritt, die ihre Aeste weit über dieses, rundum von Urwald eingeschlossene schöne Gewässer ausstreckten. Bald sah er auch die Rauchsäulen, die über den Lagerfeuern der Indianer unbewegt zum Himmel ausstiegen und erkannte dann die hölzernen Häuser und Hütten der Wilden. Bei seiner Annäherung flohen die am Ufer umherspielenden Kinder nach den Wohnungen, oder verbargen sich unter einem Busch, oder hinter einem Baum; und die Erwachsenen schauten ernst und finster nach dem fremden weißen Manne. Ralph erhielt auf seine Fragen: wo Hallemico's Wigwam stehe, keine Antwort, man deutete ihm nur mit der Hand an, weiter zu reiten, bis endlich, nachdem er wohl an zwanzig Hütten vorübergezogen war, ein alter Indianer, der am Ufer

des See's saß und fischte, auf die gleichfalls an ihn gerichtete Frage, mit der Hand die nächste Hütte bezeichnete. Ralph stieg von seinem Pferde und leitete es dem Hause zu, vor welchem um ein hellflackerndes Feuer der alte Häuptling mit seinen Frauen und Kindern saß. Alle sahen verwundert nach dem weißen Ankömmling aus, und es war nicht schwer, den Widerwillen gegen ihn zu erkennen, der sich auf ihren dunkeln Gesichtern kund that.

»Der Sohn Deines alten Freundes Tom Norwood grüßt Dich, Hallemico,« redete Ralph den Häuptling an und schritt nahe zu ihm hin, um ihm die Hand zu reichen.

»Du, der Sohn Tom's, das Kind einer Seminolin? – Mein Feuer soll Dich wärmen, meine Weiber sollen Dir das beste Fleisch und die süßesten Früchte reichen und Hallemico wird über Deinen Schlaf wachen, daß er nicht gestört werde,« antwortete der alte Indianer, indem er aufstand und Ralph die Hand schüttelte. »Tom Norwood ist zu seinen Vätern gegangen, so verkündete mir Tallihadjo; er war der beste weiße Freund der rothen Kinder und sein Sohn muß ein noch besserer Freund der Seminolen sein, da von ihnen die Hälfte seines Blutes abstammt. Ruhe Dich auf dieser weichen Bärenhaut, Dein Pferd soll in den Roggen geführt werden, der den Boden unserer Wälder so reich bedeckt,« fuhr der alte Häuptling fort und setzte sich mit ihm neben dem Feuer nieder. Darauf ließ er die Pfeife füllen, rauchte zuerst und reichte sie dann Ralph hin.

»Was bringst Du Neues von unserer Grenze, sind die Bleichgesichter gesättigt, oder gelüstet es ihnen nach

noch Mehr von unserm Lande? Schon drängen sich meine rothen Brüder von Süden her in meinen Jagdgrund, da die Weißen ihnen von dem ihrigen so viel genommen haben, daß ihre Heerden mager werden und der Hirsch und Bär nicht mehr in ihrer Nähe wohnen will,« sagte Hallemico zu seinem Gaste.

»Die Weißen sind zufrieden mit dem Lande, welches sie besitzen, und werden nun nicht weiter in Euere Gebiete vordringen,« erwiederte Ralph, um den Alten zu beruhigen.

»Das gebe der große Geist, denn auf den nächsten Schlachtruf der Seminolen gegen die Weißen würden die Ströme Florida's sich mit Menschenblut färben und es würde nicht Geier und Wölfe genug geben, um die Leichen alle zu verzehren,« sagte der Alte mit großer Bewegung, die sich jedoch nur in dem erhöhten Glanze seiner dunkeln Augen erkennen ließ. Nach einer kurzen Pause fuhr er fort:

»Wo hinaus liegt Dein Pfad, willst Du noch weiter in unser Land reiten?«

»Bis an die östliche Küste desselben; ich muß den Capitain des Leuchthauses sprechen, welches unsere Regierung in der See auf die Felsen gebaut hat.«

»Dorthin, wo in der Nacht das große Feuer brennt, welches Homathlan vor Kurzem auslöschen wollte? Man sagt mir, es leuchte so hell, wie die Sonne bei Tage.«

»Ganz recht, das ist der Ort, wohin ich reite,« erwiederte Ralph.

»Dann reitest Du durch das Land des Seminolen-Häuptlings Osmakohee, mit dem ich schon lange in Blutfeindschaft lebe, doch ohne mein Verschulden. Es ist vor Jahren einer seiner Krieger von einem meiner Leute auf der Jagd erschlagen worden. Dieser war ein ruhiger, friedfertiger Mann und sagte, daß Jener ihm nach dem Leben getrachtet habe. Ich weigerte mich, ihn auszuliefern, weil ich von seiner Unschuld überzeugt war. Er ist nun schon lange in den ewigen Jagdgründen seiner Väter, doch der Rachedurst von Osmakohee's Stamm gegen den meinigen ist noch eben so heiß, wie damals, als die blutige That vollbracht war. Nur der Einfluß, den Tallihadjo, unser größter Häuptling, über ihn ausübt, hat ihn bis jetzt abgehalten, feindlich gegen uns aufzutreten. Die Zahl seiner Krieger ist der meinigen dreimal überlegen, dennoch würde er sich im offenen Kampfe kaum mit mir messen können; die Herzen der Männer Hallemico's sind groß, ihre Augen sind scharf, wie die des weißköpfigen Adlers, und ihre Sehnen stark, wie die ihrer Bogen.«

In diesem Augenblick wurde ein Zug theils berittener, theils zu Fuß gehender Indianer sichtbar, die zur Rechten an dem Ufer des Sees sich näherten und bald in dem tiefen Dunkel des Waldes verschwanden, bald wieder auf dem saftigen Grün der Uferbank erschienen.

Die vielen Hunde, die den Männern, wie es schien, ermüdet folgten, zeigten, daß es heimkehrende Jäger waren, und bald erkannte man auch auf den von ihnen geleiteten Pferden die reiche Jagdbeute, die sie mit sich führten.

»Der Jagdgott ist den Jägern Hallemico's zugethan,« sagte der Alte, als die Männer vor seinem Feuer vorüberzogen, und indem er auf einem der Pferde einen schwarzen Bären hängen sah, rief er dem Indianer, der dasselbe leitete, zu:

»Hiokee, überlaß mir den Bären, ich gebe Dir heute noch einmal so viel dafür, als sonst; ich habe einen lieben Gast bei mir, dessen Mutter unserm Volke angehörte.«

Der Angeredete leitete sofort sein Roß nach der Hütte des Häuptlings, während seine Gefährten schweigend ihren eigenen Wohnungen zuzogen.

Der erlegte Bär wurde nun schnell durch die Frauen Hallemico's vom Pferde herabgezogen, sofort seiner Haut beraubt und zerwirkt und die einzelnen, mit handhohem Feist bedeckten Stücke unweit der Hütte an Bäumen aufgehangen. Die Tatzen aber und die Rippen trugen die Indianerinnen zu dem Feuer ihres Herrn, vergruben die erstern unter der glühenden Asche und steckten letztere an Holzspießen vor der Gluth zum Braten auf.

»Noch haben die Bleichgesichter das Wild nicht aus Hallemico's Wäldern verjagt und noch ist in denselben der Klang ihrer Axt nicht gehört worden,« sagte der Alte, indem er wohlgefällig auf die fetten Bärenrippen blickte, die sich knisternd von der Gluth bräunten.

»Auch die Fische im See sind noch nicht von ihnen verstört worden,« fuhr er nach einer Weile fort, indem er seine Blicke auf die Fluth richtete, auf der sich bei der

rasch zunehmenden Dunkelheit der Mond zitternd spiegelte und in dessen langem Lichtstreif ein dunkeler Punkt schnell dem Ufer zuschwamm.

»Dort kommt Olviana, meine Tochter, die Schönste unseres Volkes. Sie wird von den besten Fischen, die der See für die rothen Kinder erzeugt, mitbringen, denn keine Seminolin versteht es so gut, wie sie, dieselben zu fangen,« sagte der Häuptling, indem er auf das Wasser zeigte, auf dessen leicht bewegtem Spiegel jetzt ein kleiner Kahn durch eine Indianerin dem Ufer zugerudert wurde. Nach wenigen Minuten sprang dieselbe aus dem Nachen an das Land, befestigte ihn dort und hob nun die gefangenen Fische, die an Stränge geschnürt waren und von beiden Seiten des Bootes in das Wasser hingen, auf das Ufer herauf. Mehrere der Frauen des Häuptlings eilten zu ihr hin, um die Beute in Empfang zu nehmen, und während dieselben sich mit den Fischen beluden, sprang Olviana leichten Fußes zu dem Feuer ihres Vaters, um ihn zu begrüßen. Als sie aber den fremden weißen Mann erblickte, verschwand die sorglose Heiterkeit von ihren Zügen und sie war im Begriff, vorüber nach dem Hause zu schreiten, als der Häuptling, auf Ralph zeigend, sie mit den Worten zurückhielt:

»Dies ist der Sohn meines alten Freundes Tom, der eine Seminolin zur Frau hatte, auch er ist ein Freund der rothen Kinder und ein willkommener Gast an meinem Feuer. Setze Dich neben ihn, Olviana, und röste die Bärenrippen für ihn.«

Mit derselben frohen Unbefangenheit, womit sie sich genaht hatte, setzte sie sich nun neben Ralph nieder, steckte die Spieße, an denen die Bärenrippen hingen, anders vor dem Feuer auf, zog mit einem Stock mehr glühende Kohlen zu denselben heran und begann nun die Spieße zu drehen, so daß das Fleisch auf allen Seiten der Gluth ausgesetzt wurde.

Olviana war sechszehn Jahre alt, nicht sehr groß, aber reizend zierlich und im vollkommensten Ebenmaße gebaut. Ihr Kopf war klein, ihr Nacken makellos, über ihren breiten Hüften, um welche ein kurzes, schön bemaltes und befranztes Lederröckchen hing, konnte man sie umspannen, und ihre Füße und Hände waren auffallend niedlich und schön geformt. Die Farbe ihrer Haut mischte sich zwischen Orange und einem hellen Braun, welches das glänzende Blauschwarz ihres reichen Haares, das Perlenweiß um ihre tief braunen, großen Augensterne, den Schnee ihrer schönen Zähne und das Granatroth ihrer frischen, vollen Lippen nur noch mehr hob. Unschuld und Anmuth lag auf ihrem lieblichen schmalen Gesicht, und um ihren kleinen Mund spielte ein Zug heiterster Unbefangenheit. Ein Schmuck von langen, blendend weißen Perlen hing um ihren weichen Nacken bis auf ihren zarten Busen, und ihr üppiges Haar, welches an der linken Seite ihres Kopfes durch einen buntschillernden Federquast zusammengehalten wurde, fiel über ihre Schulter bis unter ihre Hüfte herab. Leicht und natürlich graziös in allen ihren Bewegungen, verrieth sie

auf dem Spiegel ihrer großen, dunkelen Augen jeden Gedankenwechsel, jedes Gefühl, welches sie überkam; bald blitzten dieselben jubelnd und freudestrahlend, wie die Sonne, unter der sie geboren, bald schauten sie weich, wehmüthig und melancholisch unter den langen Wimpern hervor, wie der Mond, wenn er durch düsteres Gewölk bricht.

Olviana war die älteste Tochter Hallemico's und das einzige Kind seiner ersten, schon seit Jahren verstorbenen Frau. Mit unbegrenzter Zuneigung hing der alte Häuptling vorzugsweise an dieser Tochter, und mit unbeschreiblicher Zärtlichkeit erwiederte dieselbe die Liebe des Vaters. Gegenseitig suchte Eines die Wünsche des Andern zu errathen, um ihnen zu willfahren, ehe sie ausgesprochen waren, und es gab für Beide kein größeres Vergnügen, als einander eine Bitte zu gewähren. Dabei war Olviana die Freude, der Stolz des ganzen Stammes; denn den Frauen war sie ein Vorbild in Bezug auf Geschicklichkeit und Arbeitsamkeit, sowie eine Freundin in der Noth, und die Männer waren stolz darauf, daß die Schönste der Seminolinnen ihrem Stamme angehöre.

Hallemico war früher ein mächtiger Häuptling gewesen, der letzte Krieg aber mit den Weißen hatte die Seelenzahl seines Stammes sehr verringert, so daß er jetzt kaum noch über dreißig rüstige Krieger zu befehlen hatte. Dennoch war er immer noch ein Häuptling, der großes Ansehen unter den Seminolen besaß, was theils seiner oft erprobten Treue zu ihnen und seinen weisen Rathschlägen in ihren Versammlungen, theils aber auch

seiner Wohlhabenheit zuzuschreiben war, denn er hatte einige fünfzig Negersclaven, die ihm durch ihre Arbeit ein bedeutendes jährliches Einkommen verschafften, seine Heerden waren zahlreich, sein Jagdgrund reich an Wild und der See stellte einen Ueberfluß an Fischen und Schildkröten zu seiner Verfügung.

Während Hallemico sich mit seinem Gaste unterhielt und ihn über das Thun und Treiben der weißen Ansiedler an der Landesgrenze der Seminolen befragte, hatte Olviana auch noch Fische unter der glühenden Asche vergraben und sie dort für das Abendbrot zubereitet, sie hatte Honigbier herbeigeholt und bedeutete bald darauf ihrem Vater, daß die Speisen fertig seien. Der Alte lud nun Ralph ein, mit ihm zu essen, Olviana reichte Beiden die bereiteten Leckerbissen hin und gab ihnen noch Feigen, Orangen und Bananen als Nachtisch. Während der Mahlzeit hatten die Neger sich um ein anderes, ganz in der Nähe brennendes Feuer versammelt und gleichfalls ihr Abendessen zu sich genommen.

Die große Zahl derselben war Ralph aufgefallen, er richtete seine Blicke häufig nach ihnen hin und ließ sie durch den ganzen Kreis der Sclaven von Einem zum Andern wandern.

Nachdem er, sowie Hallemico, die Mahlzeit beendigt, Beide ihre Pfeifen angezündet und die Weiber und Kinder des Häuptlings zu speisen begonnen hatten, fragte Ralph Diesen:

»Wem gehören denn die Neger alle?«

»Sie sind die Sclaven Hallemico's; kein Häuptling unter den Seminolen besitzt deren so viele, als er,« erwiederte derselbe mit einem nicht zu verkennenden Stolz.

»Was thust Du mit einer so großen Zahl von Sclaven? Du solltest etliche davon verkaufen, denn Dir bringen sie doch wenig ein,« sagte Ralph.

»Sie sind, bis auf wenige, sämmtlich in meinem Lager geboren und gehören zu meiner Familie, sie arbeiten so viel, als ich von ihnen fordere und sind mir treu und ergeben; warum soll ich sie nun verkaufen?« entgegnete der Häuptling.

»Weil Du Dir für das Geld andere Gegenstände anschaffen könntest, welche Dir mehr Freude und mehr Annehmlichkeit machen würden.«

»Ich habe Alles, was ich bedarf, und was ihr Weißen liebt, gefällt mir nicht. Die Sclaven machen mir Freude, denn sie thun Alles, was ich wünsche. Ich werde Keinen von ihnen verkaufen,« antwortete Hallemico mit Ruhe und Bestimmtheit, so daß Ralph einsah, es würde jedes weitere Wort in dieser Beziehung ohne Erfolg bleiben. Demohngeachtet konnte er nicht unterlassen, in Gedanken Berechnungen darüber aufzustellen, wie viel diese Neger ihm jährlich einbringen müßten, wenn sie sein Eigenthum wären und er sie zum Anbau von Baumwolle verwendete. Es stellten sich sehr bedeutende Summen dabei heraus, aber was half es ihm, die Neger kamen dadurch nicht in seinen Besitz.

Der Mond stand schon über den alten Bäumen, unter denen die Feuer brannten, und stahl sich nur hier und

dort einen Blick durch ihre dichten Laubmassen, als Olviana das Fischnetz, an dem sie während des Abends gearbeitet hatte, zusammenpackte, ihrem Vater und dessen Gast eine gute Ruhe wünschte und sich mit den Frauen und Kindern in die Hütte des Häuptlings begab.

Hallemico aber und Ralph blieben beim Feuer liegen, denn es war eine milde, reizende Nacht, und der leichte Wind, der über den See gezogen kam, umspielte sie auf ihrem Lager wohlthuend und fächelte sie Beide bald in einen ruhigen, erquickenden Schlaf.

Noch ehe sie am folgenden Morgen erwachten, hatte Olviana das Lagerfeuer aufgefrischt, dabei das Frühstück bereitet und frische Milch von den Kühen geholt, bevor dieselben nach ihren Weideplätzen aufgebrochen waren. Dann weckte sie die Schläfer, stellte die Speisen und den Trank bei ihnen nieder und eilte in die Hütte. Nach wenigen Minuten kam sie mit dem Fischgeräth im Arm zurück, küßte ihren Vater, nahm Abschied von Ralph und sprang nach dem See, wo sie ihren Kahn bestieg und ihn mit leichtem Ruderschlag über den in der Morgensonne zitternden Wasserspiegel hinschießen ließ.

Ralphs gut gepflegtes Pferd wurde ihm auf seinen Wunsch gebracht, der Häuptling nahm einen herzlichen Abschied von seinem Gaste und dann hob sich dieser in den Sattel und ritt davon.

Am zweitfolgenden Abend, als die Sonne schon hinter den endlosen Wäldern Florida's versunken war, folgten einige zwanzig Indianer, theils zu Pferd, theils zu Fuße, unter lautem Jagdgeschrei einem verwundeten Hirsch

über eine wüste Sandfläche, die nach allen Richtungen hin mit Dornengestrüppe durchzogen war und auf der nur hier und da ein einzelner Baum sich erhob. Schon näherte sich das verfolgte und ermattende Thier dem hohen Walde, der die Ebene umgab, als die Hunde es fingen und niederrissen. Nach wenigen Augenblicken hatten die Reiter die Beute erreicht und bald darauf langten auch die Fußgänger bei ihr an. Es war Osmakohee, der Seminolen-Häuptling, mit seinen jungen Jägern. Während der erlegte Hirsch von Diesen auf eins der Pferde gehoben und darauf befestigt wurde, war der Häuptling auf einen Hügel getreten und blickte in verschiedenen Richtungen über die öde Fläche.

Dann stieß er einen gellenden, langgedehnten Schrei aus, der weit in dem Walde wiederhallte, und stand darauf abermals eine Weile lauschend und spähend da.

»Wo bleibt mein Sohn?« fragte er darauf die Jäger, »er folgte einem gesunden Hirsch, ich sah ihn zuletzt dort vor jener Waldlücke.«

Dann wiederholte er den Jagdruf von vorhin, lauschte aber wieder vergebens nach einer Antwort.

»Wir müssen jedenfalls hier auf ihn warten, denn möglicherweise hat er doch den Hirsch erlegt und könnte unserer Hülfe bedürfen,« fuhr der Häuptling nach einer Weile fort und hielt seine Blicke auf den Wald geheftet. Auch die Jäger schauten verlangend nach dem Holze, denn hinter demselben hatte sich der Himmel geröthet und das Lager des Häuptlings war noch mehrere Meilen von hier entfernt.

Plötzlich brach ein Reiter, der, auf den Hals seines flüchtigen Pferdes gesunken, denselben umklammert hielt, aus dem Dunkel des Waldes hervor. Es war das weiße Roß des Erwarteten und der Reiter auf seinem Rücken war der Sohn des Häuptlings.

»Bei den Gebeinen unserer Väter, was ist geschehen? Mein Sohn – mein Kind!« schrie Osmakohee in Schreck und Entsetzen und rannte fliegend dem Reiter entgegen. Doch noch ehe das Roß demselben in seine Nähe kam, sank der Reiter von dessen blutgefärbtem Rücken und blieb regungslos auf dem Sande liegen, während das Pferd wiehernd zu seinen Kameraden lief. Bald hatte der Häuptling seinen Sohn erreicht und stürzte mit einem herzzerreißenden Schrei bei ihm nieder, denn sein einziges Kind war eine Leiche. Ein Pfeil war ihm in die linke Seite eingedrungen und sah mit seiner scharfen Spitze aus seiner rechten Brust hervor.

Das Jammergeschrei und die Klagerufe des unglücklichen Vaters brachen zuletzt in ein Wuthgeheul aus und das Echo gab die Schreckenstöne von allen Seiten wieder.

Lange schon war die Nacht eingetreten und der Mond warf sein bleiches Licht über die öde Fläche, und immer noch kniete der Häuptling bei seinem todten Sohne und hielt ihn jammernd und wehklagend in seinen Armen, während die Jäger stumm und regungslos um ihn herstanden und ihren jungen Häuptling betrauerten.

Plötzlich sprang Osmakohee auf, richtete seine Hände gegen den Mond und schwur, durch den Untergang des ganzen Stammes, dem der Mörder angehöre, das Blut

seines Sohnes zu sühnen und nicht eher wieder bei einem Feuer zu schlafen, bis er diese Rache ausgeübt habe. Dann hob er die Leiche auf seine Arme, trug sie auf sein Pferd, bestieg selbst dessen Rücken und ritt, von den Jägern gefolgt, seinem Lager zu.

Der Anblick ihres todten jungen Häuptlings versetzte dort die Indianer in die furchtbarste Aufregung, alle drängten sich zu ihm hin, um selbst die Wunde zu sehen, aus der sein Leben entflohen war, und den Pfeil zu untersuchen, der sie geschlagen hatte. Der Eine behauptete, daß in diesem, der Andere, daß in jenem Stamme die Waffe angefertigt sei, Viele glaubten an der Wahl der Federn seinen Ursprung zu erkennen, Andere wollten denselben durch die Form der Eisenspitze, oder durch die der Blutrinne in dem Holz beweisen; doch die größere Zahl sprach einen Verdacht gegen den alten Feind Hallemico aus und begleitete ihre Aussage mit den schrecklichsten Verwünschungen.

Noch waren die Krieger um des Häuptlings Feuer versammelt und noch immer ging die Todeswaffe von Hand zu Hand, als das Gebell vieler Hunde das Nahen eines Fremden verkündete und gleich darauf Ralph herangeritten kam. Der Indianer, welcher Tallihadjo damals von der feindlichen Unternehmung Homathlan's gegen das Leuchthaus unterrichtet hatte, erkannte Ralph sogleich wieder, nahm ihm das Pferd ab und theilte Osmakohee mit, wer er sei.

Der Häuptling hieß ihn an seinem Feuer willkommen und ließ ein Lager für ihn bereiten. Nur für kurze Zeit

machte das Erscheinen des Fremden die Indianer verstummen; kaum hatte derselbe sich bei dem Feuer niedergelassen, als abermals der Pfeil herumgereicht und über dessen Verfertiger gestritten wurde. Die Verwünschungen, die Racheschwüre brachen von Neuem los und Ralph, der die Ursache dieser Aufregung nicht kannte, wandte sich an den stumm und in sich versunken neben ihm sitzenden Häuptling und fragte ihn, ob ein Mord an einem seiner Leute begangen sei.

Mit dumpfer Stimme und bebenden Lippen theilte ihm Osmakohee nun die an seinem Sohne begangene blutige That mit und wiederholte den fürchterlichen Schwur, daß er den ganzen Stamm, dem der Thäter angehöre, bis auf das kleinste Kind vernichten wolle, wenn er ihn entdecke.

Ralph hatte ihm sinnend zugehört und saß noch eine Zeit lang, nachdem der Häuptling verstummt, in Gedanken versunken da, dann sagte er, indem er näher zu ihm rückte, leise zu ihm:

»Was giebst Du mir, wenn ich Dir sage, wer den Mörder gegen Deinen Sohn abgeschickt hat?«

Osmakohee fuhr zurück, stierte ihn an, als warte er darauf, die Worte, die er vernommen, noch einmal zu hören, als traue er seinen eignen Ohren nicht, seine Augen öffneten sich so, daß das Weiß rund um den dunkeln, blitzenden Augenstern sichtbar wurde, seine Lippen bewegten sich krampfhaft, ohne Worte anszustoßen, seine Hände, die er zusammengepreßt nach Ralph ausstreckte,

zitterten heftig und mit kaum hörbarer Stimme stotterte er endlich:

»Alles – Alles – Alles!«

»Kann ich auf Deine Verschwiegenheit rechnen?« fragte Ralph eben so leise.

»Der Grund des Meeres ist nicht verschwiegen, denn dessen Wogen bringen an das Tageslicht, was dort verborgen; die finsterste Nacht ist nicht verschwiegen, denn sie wird oft von Blitzen erhellt; die Erde ist nicht verschwiegen, denn sie redet durch die eisbedeckten Gebirge dort, wo die Sonne versinkt, und wirft hervor, was sie in ihrem Innern verschlossen hat; die Zunge Osmakohee's aber wird eher in seinem Munde vermodern, ehe sie ausspricht, was Du ihm anvertraust. Nenne mir den Namen des Menschen, der mich kinderlos gemacht hat, und nimm Alles, was ich besitze, oder sage mir, was ich für Dich thun soll!«

Bei diesen Worten, die der Häuptling mit leiser, bebender Stimme Ralph zuraunte, hatte er diesen bei dem Arm ergriffen und hielt seine stieren, glühenden Blicke auf dessen Mund geheftet.

»So wisse denn,« nahm Ralph wieder das Wort, »ich ruhte auf meiner Reise hierher eine Nacht an dem Feuer eines Seminolen-Häuptlings. Er glaubte mich in tiefem Schlafe und redete mit seinen Kriegern. Ich hörte jedes Wort, was sie sprachen. Er forderte sie auf, Deinem Sohne aufzulauern und ihn zu tödten, und versprach Dem, welcher es ausführte, Sclaven, Vieh und Pferde.«

»Sein Name?« stammelte Osmakohee, indem er Ralphs Arm krampfhaft schüttelte.

»Hallemico war es,« flüsterte Ralph.

Der Häuptling ließ jetzt dessen Arm los, eine eiserne Ruhe kam über ihn und schweigend sah er vor sich hin in die Kohlengluth.

»Hallemico, der Mörder Deines Sohnes, besitzt viele Neger,« fuhr Ralph fort, »ich wünsche, daß Du ihnen Nichts zu Leide thust und daß Du sie mir überbringst, nachdem Du gerechte Rache an ihrem jetzigen Herrn vollzogen hast. Ich wohne auf der Farm meines verstorbenen Vaters, Tom Norwood, der eine Seminolin zur Frau hatte.«

»Das Wigwam des alten Tom ist mir bekannt; ehe der Mond zum zweiten Male rund wird, bringt Dir Osmakohee die Sclaven Hallemico's in Dein Wigwam,« entgegnete der Häuptling und verfiel abermals in ein stummes Vorsichhinbrüten.

Ralph wurde mit Speise und Trank versehen, man bereitete ihm ein weiches Lager und dann verließ ihn der Häuptling, um, seinem Schwur eingedenk, fern von dem Feuer die Nacht zuzubringen.

Während am folgenden Morgen Ralph seine Reise fortsetzte, zierten die Frauen des alten Hallemico dessen schönstes Pferd mit bunten Federn und farbigen Lederstreifen, legten ihm eine prächtige Pantherhaut auf und führten es vor die Hütte des Häuptlings.

Auch Olviana hatte sich festlich geschmückt, sowie auch ihrem Pferd das beste Reitzeug angelegt, und mehrere alte Krieger hielten zu Roß unweit Hallemico's Hütte. Dieser trat jetzt aus derselben hervor, bestieg sein Pferd, Olviana schwang sich auf das ihrige und, von den Kriegern gefolgt, ritten sie an dem Ufer des Sees hin, wo sie beim Vorüberreiten an den Hütten der Indianer von diesen freundlich begrüßt wurden. Ihre Reise ging zu Tallihadjo's Lager, welches sie erreichten, als die Sonne sank, und wo sie als liebe Freunde von dem Häuptling empfangen wurden.

Tomorho hob freudestrahlend die schöne Olviana schnell von ihrem Pferde, flüsterte ihr leise Worte zu, die sie mit einem seligen Blick beantwortete, und sprang dann zu ihrem Vater, um ihm sein Pferd abzunehmen.

Tallihadjo führte nun seine Gäste zu seinem Feuer, um welches er seine schönsten Häute für sie ausbreiten ließ. Latochee und Onahee setzten sich neben Olviana nieder und überhäuften sie mit Liebkosungen, während die beiden Häuptlinge, sowie auch Tomorho ihnen gegenüber Platz nahmen. Die andern Frauen Tallihadjo's bereiteten das Abendbrot, und als dasselbe eingenommen war, wandte sich Hallemico zu Jenem und sagte:

»Hallemico's Herz ist voll und seine Zunge wünscht mit Tallihadjo zu reden.«

Dieser blickte den Alten erstaunt an, winkte aber Tomorho, die Pfeife herbei zu holen, aus welcher vor einer Unterredung von Wichtigkeit geraucht werden mußte. Nachdem beide Häuptlinge schweigend sich derselben bedient hatten, begann Hallemico das Gespräch.

»Tallihadjo ist der mächtigste Häuptling der Seminolen und alle seine rothen Brüder achten auf dessen Stimme. Sein Land ist groß, seine Weiden sind fett und seine Heerden zahlreich. Hallemico hat seinem Volke viele seiner Krieger geopfert, doch sein Land ist schön, seine Weiden sind reich und seine Heerden sind prächtig. Die Zahl seiner Sclaven aber ist größer, als die, welche Tallihadjo besitzt, und Hallemico's Kinder werden einst reich sein. Dein Sohn Tomorho hat meiner Tochter Olviana die Hochzeitsfackel vor ihr Wigwam getragen, ihr Schein hat Hallemico's Herz erhellt und es mit Freude gefüllt. Olviana ist seine liebste Tochter, der er zwanzig Sclaven, sein bestes Vieh und schöne Pferde geben wird, wenn Tallihadjo sie als die Frau seines Sohnes begrüßen will.«

Hier schwieg der Alte und wartete auf Tallihadjo's Antwort. Dieser hatte ihm zugehört, ohne daß er durch einen Blick oder einen Zug auf seinem unbewegten Gesicht verrathen hätte, welchen Eindruck der Antrag auf ihn gemacht. Er richtete jetzt seine Augen auf den Sprecher und sagte:

»Auch Tallihadjo's Herz ist erfreut über die Wahl seines Sohnes Tomorho und gern wird er einst Olviana als dessen Frau begrüßen. Noch aber ist die Zeit dazu nicht gekommen; es ruhen schwere Pflichten auf Tomorho, an deren Erfüllung ihn Weib und Kind verhindern würden. Er gehört seinem mißhandelten, unterdrückten Volke und darf dessen Noth und Elend nicht über eignes Glück vergessen. Sein Herz mag für die Geliebte schlagen, sein Arm, selbst sein Leben ist Eigenthum der Seminolen, so lange, bis dieselben die ewig grünen Grasfluren am Fuße der eisgekrönten Gebirge im Westen erreicht und frei und unabhängig von den Bleichgesichtern ihre Wigwams dort aufgeschlagen haben. Sehen wir *den* Tag erscheinen, dann bitte ich Dich selbst, meinem Sohne Deine Tochter zur Frau zu geben, und flehe den großen Geist um seinen Beistand für sie an. Laß Olviana einige Zeit bei mir und den Meinigen wohnen, damit die Herzen unserer Kinder sich eng verbinden und Tomorho der Preis um so kostbarer werde, den er einst für die Thaten, die er für sein Volk zu vollbringen hat, empfangen soll.«

Während Tallihadjo redete, saßen die Zuhörer, schweigend und regungslos ihre Augen auf ihn heftend, da, und weder ein Ausdruck der Freude noch der Unzufriedenheit war aus ihren Zügen zu lesen. Auch als er geendigt hatte, dauerte das Schweigen fort, denn wenn auch dem alten Hallemico und den beiden Liebenden die Antwort des Häuptlings nicht nach Wunsch war, so wußten sie doch zu gut, daß eine Aenderung dieses Beschlusses durch keine Bitte, keine Vorstellung zu bewirken sei.

Tallihadjo ergriff zuerst die Hand des alten Häuptlings, drückte sie herzlich und sagte:

»Je mehr wir Alle bei einem letzten Kampfe gegen unsere Unterdrücker zu gewinnen, je weniger wir zu verlieren haben, um so sicherer wird unser Sieg sein. Der Tag der Entscheidung ist nicht so fern, als Ihr glaubt, denn die Habgier der Weißen ist größer, als ein Indianer sie sich denken kaun.« Dann stand er auf, ging zu Olviana und schloß sie mit den Worten in seine Arme:

»Ein junger Baum gedeiht in einer fremden Erde, wo der alte Stamm verdorren muß. Ihr werdet in jenem fernen Lande das schöne Florida vergessen, denn Ihr habt ein ganzes Leben vor Euch, um eine neue Heimath lieb zu gewinnen, zumal, wenn Euch dort das Glück am eignen Feuer umgiebt, welches ich Euch hier versagte. Hoffe, Olviana, und laß Dich durch Deine Liebe zum Kampfe stärken, denn auch Ihr Weiber werdet Eure Pfeile nach den Herzen unserer weißen Feinde richten.«

Tallihadjo blickte theilnehmend auf die Thränen, die den großen dunkeln Augen der schönen Indianerin entquollen, er hielt seinen Arm um ihre Schulter geschlungen und führte sie zu Tomorho, der sie in seliger Umarmung an seiner Brust empfing.

Latochee war in die Hütte geeilt und kam mit einem blitzenden Perlenschmuck zurück, den sie Olviana zum Geschenk reichte, und Onahee, die während der ganzen Verhandlung theilnahmlos dagesessen hatte, brachte der

jungen Braut einen schön verzierten Bogen und einen Köcher von Pantherhaut, der mit sauber verfertigten Pfeilen angefüllt war.

»Mögen diese neuen Pfeile sich in dem Herzblut der Bleichgesichter färben, deren Todesröcheln mag in dem Siegesgeschrei Deines Volkes verhallen, und das Feuer, das die Wigwams der Weißen verzehrt, mag Dir als Hochzeitsfackel leuchten.«

Mit diesen Worten überreichte die Indianerin dem jungen Mädchen die Waffen und verließ dann den Kreis, in den jetzt Heiterkeit und Frohsinn einzog. Olviana blieb, nach dem Wunsche Tallihadjo's, zum Besuch in dessen Lager, während Hallemico, zufriedengestellt, am zweitfolgenden Tage sich wieder nach seinem Wohnsitz zurückbegab.

Capitel 25.

Einsamkeit. – Schreck. – Freundschaft. – Undank. – Häuslicher Friede. – Frohe Nachricht. – Beschwerde. – Die ruhenden Indianer. – Der Doppelmord. – Die Vernichtung. – Der Siegesprophet.

An dem nächsten Morgen, nachdem Ralph seine Farm verlassen, und nachdem Eloise allein in dem einsamen Blockhaus eine schlaflose Nacht in Angst und Bangigkeit zugebracht hatte, begrüßte sie den neuen Tag wie einen tröstenden Freund, denn sie hatte nicht gewagt, während der Nacht ein Licht zu brennen, aus Furcht, dessen Schein möchte sie einem Vorüberziehenden verrathen, und in der Dunkelheit hatte sie der leiseste Ton außerhalb des Hauses, oder das Rascheln einer Maus innerhalb desselben in Schrecken versetzt. Jetzt, da das Tageslicht durch die Spalten zwischen dem Laden vor dem Fenster zu ihr hereinblickte, wurde sie gefaßter, obgleich das Geheul der Wölfe in nicht großer Entfernung der Wohnung, welches sie seit dem verflossenen Abend fortwährend beunruhigt hatte, noch immer nicht verklungen war. Sie öffnete den Laden vorsichtig und schaute durch das Fenster in die nahe Umgebung des Hauses. Der nächtliche Nebel lag wie ein durchsichtiger weißer Schleier über der Erde, und Gebüsch und Gras beugte sich unter den schweren Thauperlen, die sich auf ihm gesammelt und sein Grün erfrischt hatten. In der luftigen Höhe der zum Himmel ausstrebenden Bäume des nahen Waldes aber war die

Luft rein und klar, die Vögel flatterten spielend hin und her und sangen fröhlich ihr Morgenlied.

Die Kühle des Morgens strömte wohlthuend und erfrischend durch das Fenster ein, denn in dem Hause war es schwül und drückend; dennoch hatte Eloise das Herz nicht, die Thür zu öffnen und hinaus in das Freie zu treten. Sie ließ aber das Fenster offen, als sie Feuer in dem Kamin anzündete, um für sich das einfache Frühstück zu bereiten, während welcher Zeit sie nach jedem Ton lauschte, der von draußen her ihr Ohr erreichte. Bald zog die Sonne über dem Walde auf, warf ihr Licht freundlich durch das Fenster in das Haus und verscheuchte noch mehr das Gefühl der Einsamkeit, der Verlassenheit von Eloisen, die nun die Thür öffnete und in den goldenen Morgen hinaustrat. Das Federvieh kam sofort von allen Seiten zu ihr herangelaufen und begrüßte sie in seiner verschiedenen Weise, sie holte ein Körbchen mit Mais aus dem Hause, streute ihn unter den Hühnern, Welschen und Perlhühnern aus, und dann ging sie besorgt nach den Kühen, die außerhalb der Einzäunung auf sie warteten, um ihr ihre Milch zu geben, ehe sie der Weide zuzogen. Alles erschien ihr so freudig und sorglos, daß auch sie es wurde, sie holte ihre Arbeit aus dem Hause, setzte sich vor dasselbe unter die Veranda und lauschte dem leisen lieblichen Gesang eines Blauvogels, der unter dem Dache derselben mit seinem Weibchen ein Nest bereitete.

Plötzlich schallten die Hufschläge von Pferden zu ihrem Ohr, erschreckt fuhr sie auf, horchte nach der Richtung hin, woher dieselben kamen und gewahrte zu ihrem

Entsetzen, daß sie sich durch den Wald dem Hause naheten. In ihrer Angst warf sie die Arbeit von sich und floh in möglichster Hast auf die entgegengesetzte Seite durch die Einzäunung in den Wald hinein, wo sie sich hinter einem Busch verbarg und zitternd und bebend nach dem Fußpfad spähte, auf dem die Reiter erscheinen mußten.

Wie wurde ihr leicht um das Herz, als sie den alten Arnold erkannte, der, von dem Neger Bob gefolgt, auf das Haus zutrabte. Der Alte hatte dasselbe eher erreicht, als Eloise, die, sich ihrer unnöthigen Furcht schämend, eiligst zu der Wohnung zurückeilte und den freundlichen Mann dort bewillkommnete, wobei sie die Aufregung zu verbergen suchte, in die ihre Angst sie versetzt hatte.

»Ihr kommt nicht zu uns herüber und da muß ich schon zu Euch kommen, wenn ich wissen will, wie es Euch geht,« rief Arnold der jungen Frau schon von Weitem entgegen und setzte, als sie ihn erreicht und ihm die Hand gab, verwundert hinzu:

»Aber was hat Sie so außer Athem gebracht? Sie sehen ja ganz verstört aus; sind Sie nicht wohl?«

Eloise erzählte ihm nun, daß sie allein sei und daß der nahende Tritt der Pferde sie erschreckt habe.

»Wo ist denn Ralph – ist er vielleicht auf die Jagd?« fragte Arnold.

»Er ist seit gestern verreist und wird vielleicht noch eine Woche ausbleiben,« erwiederte Eloise mit kleinmüthigem Ton.

»Verreist – und er läßt seine junge Frau hier allein zurück? Ei, ei, das hätte ich nicht von ihm erwartet. Wohin

ist er geritten – und welch dringendes Geschäft konnte ihn zu diesem Schritt bewegen?«

»Er mußte in einer wichtigen Angelegenheit den Capitain des Leuchthauses, vor welchem wir scheiterten, den Herrn Burnham sprechen.«

»Aber Sie hier allein zu lassen! Warum hat er Sie nicht zu uns gebracht? Er wußte doch, wie herzlich willkommen Sie jederzeit bei uns sind,« sagte der Alte, augenscheinlich verletzt und stieß kopfschüttelnd noch einige ›Hm‹ aus.

Eloise war verlegen und schwieg, denn sie wußte es ja von Ralph selbst, daß sie Arnolds zur Last gewesen war. Sie bat den Alten, unter der Veranda Platz zu nehmen, und setzte sich zu ihm.

»Nein, nein, das will mir nicht in den Kopf, so kurze Zeit erst verheirathet und die Frau hier allein im Walde zu lassen!« brummte der ehrliche Pflanzer vor sich hin und sagte dann zu Eloisen:

»Jetzt nehme ich Sie aber mit mir nach meinem Hause. Bob kann während dieser Zeit hier bleiben und Sie reiten sein Pferd.«

»Ich danke herzlich, Herr Arnold, ich kann mich aber nicht von hier entfernen,« erwiederte Eloise sehr verlegen.

»Ich bitte Sie, bedenken Sie doch Ihre Lage, Sie sind ja hier der Gewalt eines jeden Strauchdiebes, eines jeden Indianers Preis gegeben. Sie müssen und sollen mit mir reiten.«

»Unmöglich, Herr Arnold, ich werde den Platz nicht verlassen und wenn die Gefahr noch so groß ist. Es war der Wille Norwood's, und dem muß ich folgen.«

»Aber unbegreiflich, ist er denn so wenig für Sie besorgt?« sagte Arnold und bot alle seine Redekunst aus, um Eloise zur Erfüllung seines Wunsches zu stimmen; jedoch umsonst, sie beharrte unabänderlich bei ihrem Entschluß.

»Nun denn, wenn Sie durchaus darauf bestehen, hier zu bleiben, so darf es keinenfalls allein geschehen; ich lasse Bob hier, er ist doch besser, als gar keine Stütze,« sagte der Alte mißmüthig und blieb fest bei seiner Bestimmung, obgleich Eloise dagegen protestirte. Ja, er erklärte ihr sogar, daß wenn sie den Sclaven nicht beim Hause dulden wolle, so solle er sich nahe bei in den Wald legen, wohin Arnold ihm Lebensmittel senden werde. Darauf entschloß sich Eloise, den Neger zu behalten und, wie Arnold es wünschte, ihm einige Bärenhäute zukommen zu lassen, mittelst welcher er sich ein Bett unter der Veranda bereiten könne.

Arnold blieb bis zum Mittagsessen und da Eloise ihm nichts Näheres über die Reise Ralphs sagte, so vermied er auch, weiter darnach zu forschen, obgleich dieselbe ihm räthselhaft erschien. Nach Tisch nahm er freundlich Abschied von Eloisen und trat allein seine Heimreise an, in seinem Innern aber war er durch das Betragen beider jungen Leute tief gekränkt.

Eloise fühlte sich durch die Gegenwart des Negers sehr beruhigt und sie that Alles, um ihm den Aufenthalt bei

ihr so erträglich zu machen, als es in ihren Kräften stand. Der alte Arnold besuchte sie jedoch nicht wieder.

Endlich kam Ralph spät eines Abends zurück und war sehr verwundert, daß er Bob unter der Veranda schlafend fand. Nachdem Eloise ihm mitgetheilt hatte, auf welche Weise der Neger hierhergekommen sei, sagte er:

»Das Gewissen schlägt ihnen, sie wollen ihr Unrecht beschönigen, da sie voraussetzen, daß ich Dir dasselbe mitgetheilt habe. Damit sie jedoch wissen, woran sie sind, so soll der Neger sofort nach Hause reiten.«

»Aber lieber Ralph, es ist ja Nacht, laß ihn doch bis Morgen hier bleiben, Arnolds würden es uns sehr übel nehmen und ihre Aufmerksamkeit, aus welchem Grunde sie auch entsprossen sein mag, verdient doch keine Unhöflichkeit zur Erwiederung.«

»Der Alte hat den Neger ohne meine Erlaubniß hierhergebracht, und darum sende ich ihn fort, sobald ich zurückkehre. Mag er es übel nehmen, ich habe viel mehr Ursache, mich über ihn und sein altes Weib zu beschweren.«

Mit diesen Worten trat Ralph vor die Thür unter die Veranda zu dem Neger, der sich durch seine Ankunft schon ermuntert hatte.

»Schnell, schwarzer Affe, sattele Dein Pferd und mache, daß Du fort von hier kommst, ich brauche Deine Gesellschaft nicht, vorwärts!« sagte er mit barrscher Stimme zu ihm, während Bob in das Licht getreten war, welches durch die Thür unter die Veranda fiel. Erstaunt und zweifelhaft sah dieser Ralph an, als glaubte er, daß er sich

verhört habe, doch als Jener seinen Befehl wiederholte, sagte der Sclave mit bittender Stimme:

»Ach Herr, so in der Nacht allein durch den Wald zu reiten!«

»Reite, wohin Du willst, aber von hier mußt Du fort, und zwar bald, wenn Du nicht mit meiner Peitsche Bekanntschaft machen willst.«

Bob dachte an die Zeit, wo er Ralph geholfen hatte, das Grab für seinen Vater und für dessen treuen Hund zu graben, er sagte aber Nichts, nahm seine wollene Decke, den Sattel und Zaum und verließ damit schweigend das Haus. Bald darauf hörten Ralph und Eloise, die vor dem Kaminfeuer saßen, die Hufschläge von dem Pferd des Sclaven, wie sie nach und nach in dem Walde verhallten.

Am folgenden Morgen, als der Tag graute hob Ralph seine junge Frau auf ihren Pony, verschloß das Haus, bestieg sein Pferd und ritt mit ihr nach D..., wo durch einen Advocaten die nöthigen Zeugnisse und Vollmachten ausgestellt und Herrn Behrend mit den beglaubigten Abschriften der Documente eingehändigt wurden. Der Kaufmann war außerordentlich erfreut, Ralph so glücklich verheirathet zu sehen, versprach die Einziehung des Geldes schnellmöglichst zu bewirken und empfahl sich auf das Angelegentlichste für vorkommende Geschäfte. Sehr willkommen war es ihm, als Ralph ihm sagte, daß er eine wohlerzogene, in allen häuslichen Arbeiten geschickte Negerin suche und auch einige Feldneger zu kaufen wünsche, wenn er sie auf so langen Credit erhalten könne, bis er das Geld von New-York bekäme.

Behrend wußte ihm sofort mehr als ein Dutzend Sclaven zu bezeichnen, die in der Umgegend zu kaufen wären, kannte genau deren Qualitäten und bat, ihm nur den Auftrag zu ertheilen und freie Hand zu lassen, er selbst werde die Zahlung leisten und Credit geben, bis das Geld von der Assecuranzcompagnie ausgezahlt würde. Ralph war dieser Vorschlag sehr erwünscht, und er ertheilte Herrn Behrend Auftrag eine Negerin und fünf Feldneger für ihn anzuschaffen. Zugleich kaufte er von demselben eine große Menge Güter aller Art, theils für seinen eignen Haushalt, theils für die Sclaven, die er bekommen würde. Kleidungsstoffe, Handwerkszeuge, Geschirre, Provisionen, Möbel, Herren- und Damensättel, einige Fässer mit Branntwein, einige Kisten mit Wein und viele andere Gegenstände befanden sich darunter, und zuletzt erstand er noch einen großen Kastenwagen zum Gebrauch auf der Farm. Die Waarenrechnung belief sich über zweitausend Dollar und Herr Behrend hätte sie gern noch vergrößert gesehen, doch Ralph versprach, bei seinem nächsten Besuch neue Einkäufe zu machen und bat die erstandenen Gegenstände auf dem Wagen ihm zuzusenden, wenn er ihm die Neger schicke. Sollte er während der Zeit Gelegenheit finden, vier recht gute Maulthiere für ihn zu kaufen, so bevollmächtige er ihn dazu und ersuche ihn, den Wagen damit zu bespannen. Herr Behrend, der gewohnt war, seine Händel mit hundert Procent Gewinn abzuschließen, überschlug schnell in Gedanken den schönen Nutzen, den er bei diesem Geschäfte erschwingen würde, da Ralph sich nicht einmal die Mühe genommen

hatte, bei seinen Käufen und Aufträgen sich nach den Preisen zu erkundigen. Der Kaufmann ließ es sich durchaus nicht nehmen, daß Ralph mit seiner jungen Frau bei ihm zu Mittag speise, er leitete selbst deren Pferde in seinen Hof hinter dem Hause, wo er sie verpflegte, und als Nachmittags seine Gäste die Heimreise antraten, verneigte er sich öfter und tiefer, als er ohnedem gewohnt war, es zu thun.

Während nun Ralph an der Seite seiner schönen Frau schweigend der Heimath zuritt und seine Gedanken, eifrig mit seinen neuen Einrichtungen beschäftigt, in der nahen glänzenden Zukunft schwärmten, saß Frank Arnold mit Eleanor in traulichem ruhigem Gespräch vor seinem Hause und beredete mit ihr die Arbeiten, die am folgenden Tage vollbracht werden sollten. Der Zuwachs an Sclaven, der ihm durch die Güte des Präsidenten geworden war, hatte seine Arbeitskräfte um ein Bedeutendes vermehrt, und da seine Felder während seiner Abwesenheit unter der Aufsicht seines Vaters durch die schon früher besessenen Neger sämmtlich bestellt waren, so beschäftigte er die mitgebrachten mit Anlagen neuer Felder in dem angrenzenden Wald, mit Verfertigen von Holzstücken zu Einzäunungen, mit Bauen mehrerer Negerwohnungen und vielerlei Vorbereitungen für die Arbeiten in künftigem Jahre. Er beschloß und unternahm Nichts, ohne Eleanors Ansicht darüber zu erfragen, sie ging oder ritt mit ihm hinaus an Ort und Stelle, um sich durch eigene Anschauung ein Urtheil zu verschaffen, und Frank fand sehr häufig, daß das ihrige das richtige

war. Sie, begleitete ihn auch oft in die Felder, wo jetzt die jungen Baumwollenstauden mit der Hacke bearbeitet wurden, beobachtete mit großem Interesse deren rasches Wachsthum, und konnte kaum die Zeit erwarten, in der dieselben sich mit Blüthen bedecken würden. Von dem Vieh kannte sie jedes einzelne Stück, sie hatte vielen Namen gegeben, wußte das edele von dem gemeinen zu unterscheiden und die Pferde und Maulthiere pflegte sie Abends, wenn sie von der Weide kamen, mit Korn zu tractiren. Das Federvieh, welches allein ihrer Sorge überlassen war, kannte sie als seine Herrin und verfolgte sie mit großer Zudringlichkeit, sobald sie sich sehen ließ.

Ueber derlei Angelegenheiten unterhielten sich Frank und Eleanor an diesem Abend, und ergötzten sich dabei an der zauberisch schönen Natur, die sie umgab. Der Wald hatte sich mit Blumen geschmückt, die uralten colossalen Magnolien, die Frank beim Anlegen seines Wohnsitzes in der Nähe des Hauses vor der Axt geschützt hatte, waren mit blendendweißen Riesenblüthen übersäet, deren lieblicher Duft mit dem der Orangen- und Citronenbäume, von der lauen Abendluft getragen, das glückliche junge Ehepaar umwehte und die zarte Blüthe der vielen hundert Pfirsichbäume in dem nahen Obstgarten leuchtete in der Abendsonne wie rosenrothes Gewölk.

»Da kommen die lieben Eltern!« rief Eleanor plötzlich aus, indem sie nach der dunkeln Stelle im Walde zeigte, wo der Weg denselben verließ, sprang auf und eilte mit Frank dem alten Arnold und dessen Frau entgegen,

die bei dem herrlichen Abend es sich nicht hatten versagen können, den glücklichen Kindern einen Besuch zu machen, zumal, da ein Brief für Eleanor von Baltimore in ihre Hände gelangt war. Sie kamen in dem Cabriolet gefahren, welches Frank ihnen zum Eigenthum aufgenöthigt hatte, und wurden von ihm, sowie von Eleanor mit der innigsten Herzlichkeit empfangen. Der Brief verursachte große Freude, denn er war von dem Präsidenten Forney, und brachte die frohe Kunde, daß der älteste Bruder Eleanors von seiner Station in Ostindien in die Heimath zurückgekehrt und zum Capitain befördert worden sei. Die Brigg Perseverance, ein kleines Kriegsfahrzeug war unter sein Commando gestellt, und er hatte vom Commodore Perrywill den Befehl erhalten, an der Küste nach dem Piraten Flournoy, der die Seefahrer in letzter Zeit so sehr in Schrecken gesetzt hatte, zu kreuzen. Da der junge Forney sehr bald nach seiner Rückkehr in die Heimath wieder in See gegangen war, so mußte er auf die Freude verzichten, in der nächsten Zeit seine geliebte Schwester in ihrem Paradiese zu besuchen, ließ ihr aber durch den Vater die Zusicherung geben, daß er, sobald es ihm möglich sein werde, die Gelegenheit dazu ergreifen würde. Der Brief wurde unter der Veranda bei dem letzten Scheine des Tages laut vorgelesen und Alle stimmten in die frohe Hoffnung ein, daß es dem jungen Capitain gelingen möge, seine Aufgabe glücklich zu lösen.

Eleanor war stolz auf die Auszeichnung, die ihrem Bruder zu Theil geworden, und sprach ihre Zuversicht aus, daß er seiner Stellung Ehre machen würde.

Beim Abendtisch, der unter der Veranda gedeckt wurde, nachdem das Gespräch oft gewechselt hatte, ergriff Madame Arnold das Wort und sagte:

»Ich habe in meinem Leben vielen Undank geerntet, aber den schmählichsten haben wir von Ralph Norwood und seiner Frau erhalten.«

Frank sowie Eleanor sahen die Frau überrascht und fragend an, als der alte Arnold seine Gattin unterbrach und sagte:

»Ach lasse doch die Geschichte ruhen, wozu sich über andere Leute nur einen Augenblick verbittern? Wir haben jedenfalls dadurch gewonnen, denn sie werden uns nun nicht mehr behelligen.«

»Nein Vater, unsere Kinder müssen es wissen, damit sie sich vor so falschen Menschen in Acht nehmen können,« antwortete Madame Arnold, und erzählte nun, wie Ralph mit ihrem Neger Bob verfahren habe. Frank war höchst entrüstet, und stand im Begriff das Betragen Norwood's in Baltimore aufzudecken, als Eleanors Blick ihn davon zurückhielt, und dieselbe sagte:

»Er ist Deiner Beachtung unwürdig, Frank, lasse ihn durch sich selbst untergehen.«

Auch Madame Arnold zu besänftigen, gelang der jungen Frau, und bald hatte sie die frühere heitere Unterhaltung wieder hergestellt. Alle waren so vergnügt und so guter Dinge, daß sie nicht bemerkten, wie die Zeit schwand, und die Finsterniß sich immer dichter auf die Gegend legte, als endlich der alte Herr zum Aufbruch

mahnte. Sämmtlich traten sie auf den Platz vor dem Hause, um sich von dem Grad der Dunkelheit zu überzeugen, da rief Eleanor laut lachend aus: »Diesmal aber wird nicht nach Hause gefahren, sondern hübsch bei uns geblieben!«

»Dafür giebt es noch Kienholz zu Fackeln,« erwiederte der alte Arnold und bestand auf der Abreise, doch Eleanor hatte die alte Frau unter Scherzen und Lachen mit sich in das Haus gezogen und sie dort so mit der Bitte bestürmt, einmal unter ihrem Dache zu schlafen, daß Madame Arnold hierfür gewonnen wurde und zuletzt erklärte, sie würde hierbleiben, und sie wollte doch einmal sehen, ob ihr Gatte sich von ihr trennen könne. Mit dieser Erklärung trat sie mit Eleanor zu den Männern hinaus, der alte Arnold eiferte sehr dagegen, bat seine Frau vernünftig zu sein und diesen sonderbaren Entschluß aufzugeben, es half ihm aber Alles nichts, er mußte bleiben, wurde ausgelacht und stimmte zuletzt selbst tüchtig in das Lachen mit ein.

Eleanor war ganz glücklich, die alten Leute über Nacht bewirthen zu können, sorgte für deren möglichste Bequemlichkeit und hatte am folgenden Morgen die Freude, von ihnen zu hören, daß sie prächtig geschlafen hätten.

Einige Wochen waren verstrichen und der beinahe volle Mond warf sein helles Silberlicht auf die leicht gekräuselte Fläche des See's, an welchem Hallemico wohnte. Die Frauen der Indianer hatten ihre Arbeiten beseitigt, das Gebell der Hunde war verhallt und die Feuer waren niedergebrannt, so daß ihre Kohlengluth nur noch einen röthlichen Schein auf die nächste Umgebung warf. Das Mondlicht aber brach hier und dort durch die hohen Bäume und fiel auf die Schläfer, die auf weichen Häuten um die Feuerplätze lagen, und von den wonnigen Träumen umgaukelt wurden, welche der Schlaf im Freien so gern bietet.

Es war eine warme todtstille Nacht, nur die Blätter der Aspe zitterten in dem Lufthauch, der, kühlend über das Lager hinziehend, die Ruhenden wohlthuend umsäuselte, und die ganze Natur schien in Schlummer gesunken zu sein, denn der See glättete mehr und mehr seinen hellblinkenden Spiegel und das Geheul der Wölfe war verstummt.

Hallemico lag auf einer großen Bärenhaut in tiefem Schlafe und hielt seinen vierjährigen Sohn mit dem linken Arm umschlungen an seine Brust. In weitem Kreise um die Kohlengluth, die ihn nur noch matt beschien, ruhten seine Frauen und seine übrigen Kinder außer Olviana, die noch nicht von Tallihadjo zurückgekehrt war.

Vor jedem Hause, vor jeder Hütte lagen die Indianer mit ihren Frauen und Kindern in sorgloser Ruhe, denn in den Wohnungen war so süßer Schlaf nicht zu finden, als

hier unter dem offenen Sternenzelt. Es war gegen Mitternacht, als sich in geringer Entfernung hinter Hallemico ein Kopf aus dem Grase erhob und unbeweglich, wie ein schwarzer Stein, aus demselben hervorsah.

Hallemico schien jetzt unruhig zu träumen, murmelte einige unverständliche Laute und fuhr sich mit der Rechten über die Stirn. In derselben Secunde war jener Kopf wieder im Grase verschwunden. Der Arm des alten Häuptlings aber sank neben ihm nieder, sein Athem wurde abermals in regelmäßigen Zwischenräumen hörbar und jener Kopf erschien wieder in der selben Entfernung über dem Grase. Alles blieb ruhig und regunglos.

Der Kopf gehörte einem Menschen an, denn jetzt hob sich eine dunkele Mannsgestalt auf ihren Armen über dem Grase empor und hielt das Gesicht nach Hallemico gerichtet. Nur wenige Augenblicke, als ob er sich von dem festen Schlafe des Mannes überzeugen wolle, blieb der Fremde in dieser Stellung, dann verschwand er abermals im Grase. Gleich darauf aber tauchte er unmittelbar hinter Hallemico auf, hob sich auf ein Knie und beugte sich über den Schlafenden hin. Er fuhr, wie freudig überrascht, zurück, wie es schien, weil er den Sohn im Arme des Vaters gewahrte. Jetzt fachte ein leichter Lufthauch die Kohlengluth an, sie warf einen röthlichen Schein auf das Gesicht des fremden Mannes und zeigte die grimmig lachenden Züge Osmakohee's. Das Weiß um seine blitzenden Augensterne, das Elfenbein seiner Zähne und das grinsende Lachen gab ihm einen satanischen Ausdruck.

Er hatte sich erhoben, stand jetzt, zu Hallemico niedergebeugt, über demselben und hielt ein langes, blitzendes Messer gezückt in seiner Faust. Als ob er sich an seinen Opfern ergötze, so stand er zögernd und stierte auf den Vater und den Sohn.

Plötzlich bellte weiter hin in dem Lager ein Hund, Osmakohee beugte sich tiefer zu den Schläfern, führte die Spitze seines Messers nahe an die linke Seite des Kindes und stieß es in dessen Herz. Der Todeszuck des Knaben weckte den Vater aus dem Schlaf, er schlug die Augen auf, in demselben Augenblick hatte Osmakohee mit seiner Linken dessen Kehle umklammert, sein Knie auf dessen Brust gesetzt, raunte ihm ›Osmakohee‹ zu und stieß ihm den Stahl in die Brust, so daß der Alte ohne Zucken todt zurücksank.

Osmakohee stand mit blutiger Waffe in der Hand und warf einen Blick am See hinunter nach den Hütten der Indianer, als ein durch Mark und Bein dringender Schrei gellend ertönte und dann ein Geheul sich erhob, als habe die Hölle sich geöffnet und ihren Rachegeistern die Freiheit gegeben. Mit fürchterlichem Ton stieß auch Osmakohee jetzt sein Kriegsgeschrei aus, nahm das Messer in die linke Hand, riß die Streitaxt mit der Rechten aus dem Gürtel und spaltete der nächsten der aufspringenden Frauen Hallemico's den Schädel. Wie der mordlustige Tiger setzte er den fliehenden Weibern und Kindern nach und jedem Hieb, den er mit der Axt führte, folgte der Tod. Vom Wald und von dem See her stürzten nicht

allein die Krieger, sondern auch die bewaffneten Weiber Osmakohee's über Hallemico's Stamm her und das Morden und Schlachten nahm kein Ende, bis das letzte Menschenleben in dessen Lager verhaucht war. Blutströme bedeckten das Ufer und färbten die klare Fluth des Sees, und die Flammen der in Brand gesteckten Häuser und Hütten loderten prasselnd zum Himmel auf, während die Mörder unter dem wildesten Siegesgeschrei sich mit den Scalpen der Erschlagenen schmückten. Nur die Neger Hallemico's waren verschont geblieben, sie waren gefangen und gebunden und blickten bebend und zitternd auf die verstümmelten Körper ihrer Freunde und auf die Gluth, die deren Wohnungen verzehrte.

Der Tag brach an und die Sonne warf ihre Strahlen auf den Platz der Verwüstung, wo sich gestern noch, umgeben von der reichsten Natur, das friedliche Lager befunden hatte. Das frische, saftige Laub der alten prächtigen Bäume, unter denen es gestanden, hing, von der Lohe des Feuers verdorrt, herab, rauchende Aschenhaufen bezeichneten die Stellen der Häuser, und das mit Blumen übersäete Ufer, wo gestern noch die Kinder gespielt hatten, war mit Leichen bedeckt.

Die Heerden der Gemordeten wurden von den Mördern herbeigetrieben, alle Habseligkeiten der Unglücklichen, die nicht ein Raub der Flammen geworden, vertheilte Osmakohee unter seine Leute und dann trat er mit der Beute den Rückmarsch nach seinem Lager an.

Nur *ein* junger Krieger Hallemico's, der den Mondschein benutzt hatte, um einem Bären auf seiner nächtlichen Wanderung aufzulauern, war dem Schicksal seiner Brüder entgangen. Das in den fernen Bergen wiederhallende Kriegsgeschrei war zu seinen Ohren gedrungen, der Feuerschein hatte ihm das Lager seines Stammes bezeichnet, als er aber dasselbe in fliegendem Laufe erreicht hatte, war das Blutwerk schon vollbracht gewesen. Von dem Dunkel des Waldes begünstigt, war er unbemerkt entkommen und hatte seine Schritte nach Tallihadjo's Lager gewandt, um diesem die That Osmakohee's mitzutheilen. Schon dehnten sich die Schatten lang über die Erde, als er erschöpft an des Häuptlings Feuerstätte erschien und die Schreckensnachricht überbrachte.

Ein Schrei erstarb auf den Lippen der unglücklichen Olviana, sie sank ohnmächtig in die Arme der ihr nahestehenden Frauen und wurde von ihnen hinweg in die Hütte des Häuptlings getragen.

Tallihadjo hatte mit finster zusammengezogenen Brauen die Kunde vernommen, stand mit untergeschlagenen Armen vor seinem Lagerfeuer und blickte unbeweglich in dasselbe hinein. Der Bote wagte es nicht, ihn in seinem Sinnen zu stören oder ihn gar zur Rache aufzufordern, da stürzte Tomorho mit dem Rufe:

»Rache, Vater, Rache!« aus der Hütte hervor und warf sich dem Häuptling in stürmischer Verzweiflung an die Brust.

Tallihadjo, statt ihm zu antworten, ergriff seine Hand und blickte ihn verweisend an, als wolle er ihn daran erinnern, daß die Jugend dem Alter keinen Rath zu ertheilen habe.

Tomorho trat zurück, er schwieg; doch die Aufregung, die in seiner Brust tobte, äußerte sich durch Zittern seines Körpers. Die Kunde hatte sich schnell durch das Lager verbreitet, die alten Krieger eilten herbei und sammelten sich um ihren Häuptling, Keiner von ihnen aber wagte es, ein Wort zu reden. Endlich brach Tallihadjo das Schweigen und sagte:

»Der große Geist hat seine gnadenvolle Hand von den Seminolen zurückgezogen; er verwirrt ihre Sinne, er entzweit sie untereinander und läßt sie ihre Waffen gegen ihr eignes Blut richten, damit die weißen Männer sie um so schneller von dieser Erde verdrängen können. O armes, unglückliches Volk!«

Wieder verstummte er eine Zeit lang, sah dann auf die vor ihm versammelten alten Krieger und fuhr fort:

»Ihr fordert Rache an Osmakohee, weil Ihr Freunde Hallemico's waret. Ihr fordert Euern eigenen Untergang. Kaum wird Osmakohee's und seiner Leute Blut geflossen sein, so werden deren Freunde Rache an Euch fordern und bald wird das Kriegsgeschrei der Seminolen durch ganz Florida erschallen; nicht aber gegen ihre Blutfeinde, gegen die Weißen, nein, es wird ein Bruder nach dem Leben des andern trachten; sie werden sich untereinander morden und den Bleichgesichtern die gänzliche Vernichtung der rothen Kinder in diesem Lande erleichtern.

Osmakohee hat unserm Volke tapfere Krieger geraubt, sollen wir dasselbe thun, sollen wir selbst die Kraft zerstören, die wir unsern weißen Unterdrückern entgegensetzen können?«

Tallihadjo schwieg abermals, und die Krieger blickten stumm vor sich nieder, denn sie erkannten die Wahrheit der Worte ihres Häuptlings. Plötzlich aber, wie zu einem Entschluß gekommen, rief Dieser:

»Alle waffenfähigen Männer sollen ihre schnellsten Pferde besteigen, Tallihadjo wird sie führen.«

Dann schritt er nach seinem Hause, von woher die Jammertöne Olviana's ihm entgegenschallten. Sie war aus ihrer Ohnmacht erwacht und machte durch Wehklagen ihrem herzzerreißenden Schmerze Luft, während die Frauen des Häuptlings ihr Trost einzureden suchten.

Der Häuptling, sowie Tomorho ergriffen ihre Waffen, ihre Pferde wurden vorgeführt, die Krieger sammelten sich, und noch war das Tageslicht nicht verblieben, als die Reiter schon davonsprengten.

Am zweiten Morgen nahete sich die Schaar dem Lager Osmakohee's und wurde schon von Weitem von dessen Bewohnern erkannt:

Die Krieger rannten zu ihrem Häuptling, der, um seinen Sohn trauernd, unter schattigen Bäumen saß, und meldeten ihm, daß Tallihadjo mit seinen Kriegern nahe, wie sie glaubten, um Hallemico zu rächen. Osmakohee aber verließ seinen Sitz nicht und deutete ihnen an, Tallihadjo sei ihr Freund, von dem sie Nichts zu fürchten

brauchten. Bald hatte dieser den Platz erreicht, wo Osmakohee saß, stieg von seinem Pferde und trat mit den Worten zu ihm hin:

»Die Seelen Hallemico's, seiner Krieger, Weiber und Kinder rufen nach Rache, Du hast sie erschlagen, obgleich sie keine Feindschaft gegen Dich im Herzen trugen.«

»Hallemico hat mir das Glück meines Lebens genommen; er hat meinen Sohn tödten lassen,« antwortete Osmakohee mit finsterm Blick.

»Wenn Deine Augen es nicht selbst gesehen haben, so glaube ich es nicht,« sagte Tallihadjo.

»Er hat Dem seiner Krieger Sclaven, Vieh und Pferde geboten, der meinen Sohn tödten würde,« erwiederte Osmakohee.

»Du lügst!« rief der einzige entkommene Krieger Hallemico's, der sich unter den Reitern befand, »Hallemico's Herz kannte keine Feindschaft, als die, gegen die Bleichgesichter.«

Kaum hatte Osmakohee den Sprecher erkannt, als er sein Messer aus dem Gürtel riß, mit wuthblitzenden Augenaufsprang und auf ihn zustürzen wollte; Tallihadjo aber trat ihm mit den Worten in den Weg:

»Noch einmal richte Deine Waffe gegen einen Seminolen, und ich tödte Dich und Deinen Stamm bis auf das letzte Kind. Man hat Dich belogen und das Blut, welches Du vergossen, war unschuldig. Weder Hallemico, noch einer seiner Männer hat Dir je etwas zu Leide gethan. Aber auch an Deinem Volke hast Du Dich versündigt, denn Du

hast ihm Krieger genommen, die auf meinen Schlachtruf gegen die Bleichgesichter warteten. Dein Leben hast Du hundertfach verwirkt, Osmakohee, und Du bist in meiner Gewalt. Nur eins kann Dich und Deine Leute vom Untergang retten: weihe Dich Deinem Volke, gehe von Stamm zu Stamm, von Hütte zu Hütte, fordere alle Seminolen auf, sich zum großen Kampfe gegen die Weißen zu rüsten; sage ihnen, daß der Tag sich nahe, an dem sie Tallihadjo führen, und daß der große Geist ihren Waffen den Sieg verleihen werde. Wähle jetzt, Osmakohee, sei mein und aller Seminolen Freund, oder gehe mit Deinem Stamme zu Deinen Vätern, Tallihadjo hat nur *eine* Zunge.« Dabei hielt er Osmakohee die Hand hin, die Dieser nach kurzem Zögern ergriff und sagte:

»Für Osmakohee giebt es keine Freude mehr, darum wäre ihm der Tod willkommen, sein Herz folgt nicht mehr dem fliehenden Wilde, seine Augen sehen nicht mehr die bunten Blumen der Grasfluren, die spielenden Fische in den See'n, sein Ohr hört nicht mehr die süßen Lieder der Vögel, wenn sie die steigende und sinkende Sonne begrüßen, er fühlte nicht mehr das Wohlthuende der Kühlung in den Schatten der dunkeln heiligen Wälder; sein Herz ist aber noch stolz darauf, ein Seminole zu sein, und er sehnt sich darnach, siegend über deren Feinde in die ewigen Jagdgründe seiner Väter zu gehen. Dort wird ihn sein Sohn mit den besten Waffen, den edelsten Pferden und den schönsten Frauen empfangen. Willkommen ist ihm Tallihadjo's Aufforderung, als Siegesprophet

zu seinem Volke zu gehen und es auf den großen Freiheitskampf vorzubereiten; seine Stimme soll in die Seele eines jeden Seminolen dringen, die Männer, sowie die Weiber sollen ihre Waffen schärfen und Alle sollen auf den Schlachtruf Tallihadjo's warten, der Osmakohee dem Tode für sein Volk zuführen wird.«

»Der große Geist mag Deine Seele beleben und Deine Zunge stärken, damit Deine Worte auch bei *den* Seminolen Gehör finden, deren Jagdgründe noch reich an Wild, deren Heerden noch fett und deren Herzen noch nicht von den Weißen verwundet sind,« sagte Tallihadjo mit Begeisterung und fuhr nach einer Weile mit der gewohnten kalten Ruhe fort:

»Laß uns bei Deinem Feuer allein zusammen sitzen, laß uns die Pfeife des Friedens rauchen, auf daß auch in Dein Herz Friede einziehe, und höre die Worte Tallihadjo's, damit Du Dein begangenes Unrecht erkennst und die Geister der Erschlagenen Dir vergeben mögen.«

Dann winkte er seinen Kriegern zu, sich in den Schatten des nahen Waldes zu ruhen, nahm die Hand Osmakohee's und führte ihn zu dessen Lagerfeuer, neben dem sie sich niederließen, und die Friedenspfeife rauchten.

Viele Stunden lang saßen die beiden Häuptlinge in ernstem Gespräch zusammen, während welcher Zeit Tallihadjo all' seine Rednergabe aufbot, um dem Häuptling zu beweisen, daß Hallemico unschuldig an dem Mord seines Sohnes gewesen sei, doch erst als Osmakohee die Rückgabe von dessen Neger an Olviana verweigerte, weil er sie dem Manne habe zusagen müssen, der ihm den

Mörder genannt, und als er eingestand, daß derselbe ein weißer Mann gewesen, gelang es Tallihadjo ihn zu überzeugen, daß er um der Sclaven willen belogen worden wäre. Standhaft jedoch weigerte sich Osmakohee, den Namen jenes Weißen zu nennen, schwur aber bei dem Andenken seines Sohnes, blutige Rache an ihm zu nehmen, wenn der Tag der Vergeltung gekommen sein würde.

Tallihadjo schied mit Versicherungen der Freundschaft von Osmakohee, die Neger Hallemico's wurden mit auf die Pferde genommen, eine Zahl der Krieger blieb bei den Heerden, um dieselben Tallihadjo's Lager zuzutreiben, und dann führte Dieser den Zug nach seiner Heimath zurück.

Capitel 26.

Volksdank. – Festanstalten. – Entrüstung. – Die Wahl. – Freude. – Aerger. – Unfreundlichkeit. – Das Auswandererschiff. – Land. – Feiertag. – Der Kaper. – Entern. – Massacre. – Der Gerettete.

Bis in den hohen Norden Amerika's waren die Wälder und Fluren mit neuem glänzendem Grün geschmückt, die Ströme hatten das Schneewasser, den ihnen durch dasselbe zugeführten Schlamm und das Treibholz in den Ocean hinausgetragen und ihre kristallklaren Fluthen zogen mit Tausenden großer und kleiner Segel auf ihrem Rücken an den üppigen, mit Wäldern und Feldern bedeckten Ufern hin und nahmen den Blüthenregen spielend mit sich fort, den der warme Frühlingswind ihnen zuwehte. Blau und glänzend wölbte sich der Himmel über dem herrlichen reich gesegneten Lande und über dem jungen kräftigen Volke, das hier, wie durch einen Zauberschlag, aus einer Wildniß blühende gewaltige Staaten geschaffen hatte. So wie die Natur ihr reichstes Festkleid angethan und heiter lächelnd aus Berg und Thal hervorblickte, so schienen auch die Menschen zu einem großen Feste sich vorzubereiten, denn in den Städten, in den Flecken und, wo die Ansiedelungen einzeln lagen, sah man sie mit regem Eifer zusammentreten und sich berathen, und auf ihren heitern Zügen konnte man erkennen, daß der Zweck ihrer Zusammenkünfte ein freudiger, ein edler, ein begeisternder sein mußte. Es

war der edelste, den der Mensch, den eine Nation verfolgen kann: es war Dankbarkeit für empfangenes Gutes. Ja, überströmend mit Dank schlugen die Herzen der Amerikaner für den Mann, für die Nation, die ihnen beigestanden, ihre Sclavenketten zu brechen und sich zum freien Volke zu machen. ›Lafayette und Frankreich hoch!‹ schallte es von dem Norden der großen Republik, von den Gestaden der nordischen See'n, von den Küsten des Oceans, von den Ufern des mexicanischen Golfs, von den einzelnen Hütten der Frontiers im fernen Westen, und ›Lafayette und Frankreich hoch!‹ wird es so lange noch in den Herzen der Amerikaner wiederhallen, als dieselben den Stolz in sich tragen, ein freies Volk zu sein.

Noch einmal sollten sie den edlen Greis in ihrem Lande begrüßen, der als hochherziger Jüngling den Ocean durchzog, um sich unter ihre Fahnen zu reihen und mit ihnen für ihre Freiheit zu kämpfen; noch einmal sollte er auf amerikanischer Erde die große französische Nation vertreten, die den Amerikanern in ihrem Kampfe um Ehre und Freiheit zur Seite stand und die zuerst sie als freies Volk anerkannte. Nur dieser eine Gedanke, nur dies Gefühl der Dankbarkeit beseelte jetzt die Amerikaner, alle übrigen Interessen waren zurückgetreten und in den Palästen, sowie in den Hütten that sich der Jubel kund, womit man der Landung des alten Kriegskameraden, des treuen Helfers in der Noth, des Generals Lafayette entgegensah. In allen Staaten der Union sammelte sich das begeisterte Volk zu Berathungen, auf welche Weise man den gefeierten Mann am würdigsten, am ehrenvollsten

empfangen könne. Der Trommelschlag rief allenthalben die Milizen zu militairischen Uebungen zusammen, um ihm die Wehrkraft der Nation zu zeigen, es wurden Abgeordnete erwählt, die ihn im Namen ihres Staates bei seiner Landung begrüßen und ihn auf seinem Triumphzug durch Amerika begleiten sollten; in den Städten, welche er muthmaßlich auf dieser Reise berühren würde, machte man Vorbereitungen zu seinem Empfang und jeder Bürger dachte darüber nach, wie er sein Haus, wie er seine Fenster auf's Festlichste schmücken sollte. Die kostbarsten Teppiche wurden dazu bestimmt, die Häuser zu zieren, Flaggen fertigte man an, groß genug, einen ganzen Palast zu überschatten und allenthalben sah man auf weiten Plätzen Tribünen errichten, von denen aus die Redner Amerikas zu dem Volke sprechen sollten. Zum Gedächtniß an die Schlacht bei Brandywine, in der Lafayette die Amerikaner siegreich führte, war eine Fregatte gleichen Namens erbaut und nach Frankreich gesandt worden, um sie ihm zur Reise durch den Ocean zur Verfügung zu stellen; in New-York wurde die alte Lafayettegarde in der ursprünglichen Uniform wieder hergestellt; alle Männer, die mit dem Gefeierten gedient hatten, traten ein und die Geschütze in den Festungen, auf den einzelnen Wällen und auf den Schiffen wurden in Bereitschaft gehalten, um ihm einen Donnerwillkommen entgegenzurufen. Die ganze Republik bis an die äußerste Grenze der Cultur war von dem Freudetaumel erfaßt und mit Sehnsucht durchlas man jeden Morgen die neuen Zeitungen,

um bestimmte Nachricht über die Reise Lafayettes darin zu suchen.

Auch in der County Georgiens, in der Arnolds und Norwood wohnten, machte man große Vorbereitungen zur Feier dieses ehrenvollen Besuchs, und da der Gerichtssitz dieser County war, so wurden dort alle Versammlungen zu diesem Zwecke gehalten. Es wurde ein Comité erwählt, welches die Anordnungen zu den Festlichkeiten bestimmen und leiten sollte, es wurden Rednerbühnen errichtet, ein langes auf Pfeilern ruhendes Sonnendach erbaut, unter welchem Volksessen gehalten werden sollten, und ein Wahltag ward angesetzt, um die Abgeordneten zu wählen, welche Georgien bei dem Empfang und dem Triumphzug Lafayettes vertreten sollten.

Dieser Tag erschien und die Männer der County, alt und jung, zogen früh Morgens in D… ein, um diesem Vorspiele zu den kommenden Festlichkeiten beizuwohnen.

Der alte Arnold und sein Sohn hatten sich ebenfalls eingefunden, so wie auch Ralph Norwood nicht fehlte. Letzterer erschien in eleganter schwarzer Kleidung auf einem edlen Pferde mit prächtigem Reitzeug und gefolgt von einem fein gekleideten schwarzen Reitknecht, als das Städtchen schon von vielen hundert Bewohnern der Countv belebt war, die vor allen Häusern und auf dem Platz um das Gerichtsgebäude in Gruppen zusammen standen.

Ralphs Verhältnisse hatten sich in letzter Zeit sehr geändert, denn die Assecuranzcompagnie in New-York hatte sofort die auf die Tritonia versicherte Summe von zwanzigtausend Dollar ausgezahlt, und der Kaufmann Behrend hatte ihm dieselbe nach Abzug seiner Rechnungen übermacht. Er war im Besitz von Negern, er hatte mit einem Bauunternehmer einen Vertrag über den Neubau eines zweistöckigen hölzernen Hauses auf seiner Besitzung abgeschlossen und Dieser war bereits mit den nöthigen Arbeitern beschäftigt, das Gebäude unweit des alten Blockhauses auszuführen. Zugleich hatte Ralph einen leichten zweispännigen prächtigen Wagen zu seinem Gebrauch vom Norden her angeschafft, der erste, der in dieser Gegend gesehen wurde, und hatte zwei seiner besten Pferde einfahren lassen, um denselben damit zu bespannen. Er besuchte nahe und ferne Nachbarn, bewirthete dieselben in seinem Hause auf's Gastfreiste, zeigte sich oft in D... und in Tallahassee, wo er seine Bekannte in den Trinkhäusern frei hielt, und bot Alles auf, um sich Freunde zu verschaffen und eine hervorragende Stellung in der County zu gewinnen. Er kannte keinen schnelleren Schritt zu diesem Ziele, als durch die heutige Wahl und er war entschlossen, Nichts zu sparen, um mit als Abgeordneter gewählt zu werden.

Bei seiner Ankunft in dem Städtchen ritt er, anstatt sich gleich nach dem Wirthshaus zu begeben, zu der ersten zahlreichen Gruppe hin, grüßte die Leute mit freundlichster Vertraulichkeit, reichte einem Jeden die Hand,

machte Einigen Vorwürfe, daß sie ihn so selten besuchten und ritt, von seinem Reitknecht gefolgt, unter dem Volke umher, um sich bemerkbar und angenehm zu machen. Nachdem er endlich seinen Burschen mit den Pferden nach dem Wirthshaus geschickt hatte, suchte er die Männer von Gewicht auf, nöthigte sie mit in das Trinkhaus, zahlte dort die Zeche und reichte ihnen feine Cigarren. Er sprach laut über die Wahl, deutete darauf hin, daß man Männer von Anstand dabei im Auge haben müsse, die auch in der großen Welt die Georgier würdig vertreten könnten, und zog dabei oft seine goldene Uhr an der schweren goldenen Kette hervor, als ob er nach der Zeit sähe.

In die Nähe von Behrend's Kaufladen ging er aber nicht, denn dort stand der alte Arnold und auch Frank, umgeben von einer großen Zahl achtbarer Männer, mit denen sie sich eifrig unterhielten. Beide waren mit ihrer gewohnten Pflanzertracht angethan, hatten den Platz, wo sie standen, seit ihrer Ankunft noch nicht verlassen, und doch hatten sie schon mit beinahe sämmtlichen anwesenden Personen gesprochen, indem ein Jeder sie aufsuchte, um sie zu begrüßen.

Bald verkündete die Stimme des Scheriffs aus dem Eingang des Gerichtsgebäudes, daß die Wahl ihren Anfang nehmen solle, und Alle bewegten sich nun dorthin, um die Wahlzettel abzugeben.

Die beiden Arnolds waren unter den Geduldigen, die vor dem Hause warteten, bis der Zudrang zu den Männern, welche die Wahlen empfingen und niederschrieben, etwas abgenommen hatte, dann begaben sie sich zusammen in das Haus und waren im Begriff, die Treppe zu ersteigen, als Ralph auf derselben herunterkam und an ihnen vorüberschritt, ohne sie einer Beachtung zu würdigen.

»Dieser Schurke,« sagte Frank halblaut zu seinem Vater, »wenige Worte von mir würden hinreichen ihn zu verderben. Daß er mich nicht grüßt, finde ich sehr natürlich, und danke es ihm, daß er aber an Dir vorübergeht, ohne Dich kennen zu wollen, der Du so viel für ihn gethan hast, ist empörend.«

»Ruhig, Frank, sein Gruß würde mir nicht zur Ehre gereichen und sein Nichtgruß setzt ihn in den Augen unserer Freunde herab. Laß ihn ruhig gehen und freue Dich mit mir, daß wir von einem so unwürdigen Gast befreit sind.«

Dabei nahm er die Hand seines Sohnes, der stehen geblieben war und Ralph erzürnt nachblickte, und ging mit ihm die Treppe hinauf nach dem Zimmer, wo die Wahlen in Empfang genommen wurden.

Das Gasthaus war heute, namentlich während des Mittagsessens, sehr gefüllt und Herr Dennis genöthigt gewesen, nicht allein in dem Speisesaal, sondern auch in einem der Logirzimmer und unter der Veranda Tafeln zu stellen, um seine Gäste alle bewirthen zu können.

Ralph hatte in dem Speisesaal an dem obern Ende des Tisches Platz genommen und eine große Zahl Bekannter zu beiden Seiten versammelt, die er eingeladen hatte, mit ihm zu speisen. Den Wein ließ er fleißig von Hand zu Hand gehen und tractirte seine Gäste zuletzt auch mit dem feinen Madeirawein des Herrn Behrend, der ihm noch aus der Zeit, als er mit Garrett bekannt wurde, in Erinnerung geblieben war. Er brachte mit lauter Stimme Toaste aus, in welche die Tischgenossen mit wilden Hurrahs einstimmten, und Flasche auf Flasche wurde auf seine Rechnung geleert.

Die beiden Arnolds hatten unter der Veranda die Ehrenplätze an der Tafel angewiesen bekommen, die achtbarsten Männer hatten sich zu ihnen gesetzt, und in ruhiger Unterhaltung wurde von ihnen über die erfreuliche Veranlassung zu ihrem heutigen Zusammensein geredet. Zu Ende der Mahlzeit ließ Frank Arnold Madeirawein kommen, bat die ganze Tischgesellschaft um die Ehre, mit ihr ein Glas Wein zu leeren, und brachte die Gesundheit aus:

»Lafayette, Frankreich und die Freiheit Amerikas!«

Mit einem donnernden Jubel wurde der Toast bewillkommnet und der Beifallssturm wollte kein Ende nehmen.

Nach Tisch sammelte man sich abermals in der Nähe des Gerichtsgebäudes und wartete mit Spannung darauf, das Resultat der Wahlen zu vernehmen.

Endlich trat der Scheriff in die Thür und verlas mit lauter Stimme die Namen Derer sowohl, die für das Comité zur Leitung der Festlichkeiten, als auch Derer, die zu Abgeordneten für den Empfang Lafayette's in New-York erwählt worden waren. Unter Ersteren stand der alte Arnold mit der größten Stimmenmehrheit obenan und unter den Letzteren hatte Frank Arnold die bei Weitem größere Zahl der Stimmen. Ralphs Name ward nicht verlesen.

Er hatte sich unmittelbar neben die Thür auf die Treppe gestellt, als der Scheriff erschien, und sich vorbereitet, einige Worte von dort aus an die Versammlung zu richten, indem er nicht einen Augenblick darüber in Zweifel gewesen war, daß sein Name sich unter den erwählten Abgeordneten befinden würde. Jetzt war ihm sein erhöhter Stand sehr unangenehm, er drängte sich rasch die Treppe hinunter, ging nach dem Wirthshaus, ließ sein Pferd vorführen und war wenige Minuten später auf dem Heimweg.

Zu Arnolds drängten sich aber Alle heran, ein Jeder wollte ihnen seine Freude über die Wahl aussprechen und Jedermann wünschte sich selbst Glück, daß dieselbe zwei solche Ehrenmänner betroffen habe.

Der alte Arnold verabredete sich nun mit seinen neuen Collegen, wann sie hier zusammenkommen wollten, um sich über die bevorstehenden Festlichkeiten zu berathen und ihre Anordnungen dafür zu treffen, während Frank mit seinen künftigen Reisegefährten sich unterhielt, auf

welche Weise sie die Tour nach New-York am Besten machen würden. Die Sonne mahnte durch ihren schon niedrigen Stand an den Heimweg, Frank spannte sein Pferd in das Cabriolet, hob seinen Vater hinein, setzte sich zu ihm und unter Abschiedsgrüßen nach allen Seiten stob der mächtige Rappe mit dem federleichten Fuhrwerk im fliegenden Trab davon, daß die leichten hohen Räder mitunter von einer Erhöhung in der rohen Straße auf die andere sprangen, ohne den Boden dazwischen zu berühren.

Als der Wagen sich dem Hause des alten Arnolds nahete, kamen die beiden Frauen aus demselben hervor ihren Männern entgegen und Eleanor sprang voran, um Frank zuerst zu erreichen.

Die Freude der Frauen war groß, als sie das Resultat der Wahlen erfuhren, beide waren stolz auf die Ehre, die ihren Gatten widerfahren war, und beide schlossen dieselben freudig lächelnd und mit feuchten Augen an ihr Herz.

»Das wird meine erste Prüfungszeit geben,« sagte Eleanor mit etwas kleinmüthigem Tone, »ich werde aber die Probe bestehen und Dir Alles in gutem Stande überliefern, wenn Du von der Reise zurückkehrst.«

»Himmlische, süße Eleanor, kannst Du wirklich glauben, ich würde Dich zurücklassen, Dich, mein Alles, um jene werthlosen Gegenstände zu schützen? Nein, Engelsweib, Du wirst mich begleiten!« rief Frank und hielt ihr seine offenen Arme entgegen.

»Mein Frank!« rief Eleanor mit freudig halb erstickter Stimme und fiel ihrem Gatten an die Brust.

Ralph Norwood erreichte mit ganz anderen Gefühlen seine Wohnung. Als er von dem Pferde stieg und der Reitknecht nicht schnell genug dessen Zügel ergriff, schlug er ihn mit der Faust gegen den Kopf, daß er wie betäubt einige Schritte vorwärts taumelte, und rief dabei:

»Verdammter Rabe, ich will Dich lehren, die Pfoten aufzuheben und Dich in Trab zu setzen; muß ich auf Dich, oder Du auf mich warten?«

Eloise hatte ihren Gatten kommen hören und war in die Thür geeilt, um ihn vor dem Hause zu empfangen, sie schreckte aber vor der Härte Ralphs zurück und das Gefühl des Mitleids für den armen unschuldigen Negerbuben war in diesem Augenblick das stärkere in ihr.

Ralph trat in das Zimmer, Eloise legte ihre Hand auf seine Schulter und reichte ihm ihren schönen Mund zum Kuß.

»Nun, bist Du gewählt, Ralph?« fragte sie, da sie nach seiner Prophezeihung sicher annehmen mußte, daß es geschehen würde.

»Ich hatte keine Lust, mit dem falschen Kerl, dem jungen Arnold, zusammen als Abgeordneter nach New-York zu reisen und bat deshalb meine Freunde, nicht für mich zu stimmen, denn daß Jener gewählt werden würde, sah ich voraus. Er, so wie sein Vater zogen die Leute wohl mit

Gewalt in das Trinkhaus, um sie zu tractiren, und ihre süßen Worte kennst Du ja. Für eine solche Wahl danke ich,« erwiederte Ralph mit verbissenem Aerger, indem er sich in einen Schaukelstuhl warf, ein Bein überschlug und sich mit dem andern vor- und rückwärts wiegte.

»Du bist nicht heiter, Ralph,« sagte Eloise zu ihm, indem sie neben ihn trat und ihre kleine Hand auf sein dichtes Haupthaar legte, die Aergernisse des Außenlebens sollen nicht in unsere vier Wände eindringen und unser stilles Glück stören; komm, laß mich den Ernst von Deiner Stirn küssen.«

»Man kann ja nicht immer lachen, liebes Kind. Wie ist es mit dem Abendessen, laß Eve es hereinbringen, ich habe einen scharfen Ritt gemacht,« antwortete Ralph, worauf Eloise sich, unangenehm berührt, nach der Thür wandte und das Zimmer verließ.

Bald darauf trat Eve, die schwarze Sclavin, mit den Speisen herein, stellte sie auf den bedeckten Tisch und Eloise folgte ihr mit der Kaffeekanne und der Milch.

»Laß doch die Negerin den Kaffee hereintragen, Eloise, Du trägst ihn sogar auch dann herein, wenn fremde Leute hier sind; es sieht ja aus, als ob wir keine Diener hätten,« sagte Ralph zu seiner Frau und rief dann der Sclavin nach:

»Ist es Dir etwa zu viel Arbeit, Alles selbst hereinzutragen?«

Eloise schwieg, trat an den Tisch und schenkte den Kaffee ein, während Ralph neben ihr Platz nahm. Auch

dieser griff die Unterhaltung nicht wieder auf, nach beendigtem Mahl zog er eine Zeitung aus der Brusttasche hervor, rückte das Licht zu sich heran und verbrachte die Zeit bis zum Schlafengehen mit Lesen.

Es war an einem der ersten Tage des eingetretenen Sommers, als ein großes dreimastiges Schiff, die Clementine, bis in die höchsten Spitzen seiner Masten von Segeln überbläht, bei günstigem Südwind seinen westlichen Cours im Ocean verfolgte und der amerikanischen Küste zusteuerte. Die Sonne schien heiß vom gänzlich wolkenlosen Himmel auf das, mit einigen hundert Menschen bevölkerte Verdeck des Schiffes, der frische kühle Wind aber, der darüber hinstrich, nahm ihren Strahlen das Drückende und machte namentlich den Aufenthalt in den Schatten der Segel, wo sich die Leute besonders zusammendrängten, wohlthuend und erquicklich. Die See ging nicht hoch, ihre Wogen jagten sich spielend mit dem Schiffe nach Westen hin und schaukelten dasselbe in regelmäßigen, nicht unangenehmen Bewegungen auf und nieder und die lustigen Seeschweine schossen brausend herüber und hinüber durch den Schaumberg, der sich unter seiner Spitze vor ihm aufthürmte.

Die vorherrschende Tracht der Passagiere, die das Verdeck füllten, verrieth Schweizer Landleute, es befanden sich jedoch auch Andere unter ihnen in bürgerlichen Kleidungen. Von diesen Letztern zeichnete sich eine Familie

aus, die zusammen auf dem obern Verdeck an der Brüstung stand und, wie alle Uebrigen, ihre Blicke sehnlichst nach dem westlichen Rand der Wasserfläche gerichtet hielt, denn die See hatte die grüne Farbe angenommen und der Capitain der Clementine hatte verkündet, daß man nun bald die Küste Amerika's zu sehen bekommen würde. Diese Familie, welche aus dem Elternpaar und sieben Kindern bestand, von denen das jüngste, ein Mädchen, sechs Jahre zählte, war die des Pfarrers, welcher seine Gemeinde nach ihrer neuen Heimath führte, um auch dort als treuer Seelsorger und biederer Freund und Rathgeber unter ihnen zu leben. Er war ein würdiger, bejahrter, doch noch lebenskräftiger rüstiger Mann, an welchem seine Schutzbefohlenen mit großer Liebe und Anhänglichkeit hingen. Er schritt zu ihnen hinab auf das untere Verdeck und ging mit freudigem heiterem Lächeln zwischen ihnen hin und her, redete bald mit Diesem, bald mit Jenem, drückte dem Einen und dem Andern die Hand und machte Alle darauf aufmerksam, wie sehr ihnen der Himmel gnädig gewesen sei, ihnen eine so glückliche Ueberfahrt zu schenken.

»Nun haben wir mit Gottes Hülfe bald alle Beschwerden und Mühseligkeiten überstanden und dürfen mit seinem fernern Beistand hoffen, in wenigen Tagen die Erde zu betreten, auf der wir unsere neue Heimath gründen wollen.«

Da rief ein Matrose aus der Höhe der Masten ›Land‹ und ›Land‹ schallte es jubelnd aus jedem Munde, obgleich noch Niemand auf dem Verdeck eine Andeutung davon

sah. Es war noch früh Morgens und so lebten alle Herzen der frohen Hoffnung, noch heute das Land wirklich wahrnehmen zu können. Schon nach Verlauf von einigen Stunden, während welcher Zeit die sehnsüchtigen Blicke der Auswanderer unbeweglich an der Ferne hingen, stieg die Küste blau und duftig über derselben auf und mit heißen Freudenthränen wurde sie von den Heimathsuchenden begrüßt. Jauchzend schwangen sie ihre Hüte, sie fielen einander freudetrunken in die Arme, die Mütter hoben ihre Kinder über die Brüstung empor, um ihnen das ersehnte Land zu zeigen, und der Prediger trat unter sie und sandte ein lautes Dankgebet zum Himmel auf, dem die Auswanderer sämmtlich mit frommer Andacht folgten. Als er wieder zu den Seinigen auf das obere Verdeck gelangt war, bat er den Capitain, einen ehrlichen gutmüthigen Deutschen, ihm das Fernglas zu leihen, damit er das ersehnte Land genauer betrachten könne. Gern ward sein Wunsch erfüllt, das Glas wurde gebracht und der Pfarrer hob es vor sein Auge. Jetzt konnte er die rothe schroffe Küste und den frisch grünen Wald unterscheiden, der dieselbe bedeckte, er beschrieb genau den Seinigen Alles was er erblickte und erregte dadurch deren Neugierde so sehr, daß sie Hand an das Glas legten, um nun gleichfalls dasselbe vor ihre Augen zu führen. Die Frau des Geistlichen war die Erste, die es benutzte, dann ging es zu den drei erwachsenen Töchtern über, darauf kam der älteste Sohn an die Reihe und selbst die kleinern Kinder wollten es sich nicht nehmen lassen, einen

Blick durch das Instrument nach der neuen Heimath zu thun.

Der Capitain ließ das Schiff so weit thunlich südlich und möglichst nahe der Küste zusteuern, weil er seinen Cours jetzt überhaupt nach jener Himmelsgegend richten und laviren mußte, da der Wind von Süden kam. Die Clementine näherte sich dem Lande schnell und schon gegen vier Uhr Nachmittags konnten deren Bewohner mit unbewaffneten Augen die waldigen Höhen erkennen, die vor ihnen sich aus dem Meere erhoben. Die Leute auf dem untern Verdeck hatten jetzt ein ganz anderes Ansehen gewonnen, als während der ganzen Reise; sie hatten ihre Anzüge gewechselt, hatten sich sauber und nett angethan, bunte Tücher, Schürzen und Bänder erschienen und allenthalben waren goldene Ringe, Brustnadeln, Perlen und Armbänder zu sehen, gerade so, als ob man schon heute das Schiff verlassen und sich an's Land begeben wolle. Dies war jedoch Keinem eingefallen, Alle aber fühlten den Drang, die vernachlässigte verdorbene Garderobe endlich abzulegen, und betrachteten diesen Tag, an dem sie zuerst wieder Land erblickt hatten, als einen großen Festtag, an welchem sie sich auch feierlich schmücken müßten. Selbst mit den Damen des Pfarrers war eine Veränderung vorgegangen, es waren saubere Halskrausen, Spitzenärmel, Haarschleifen und auch Schmuck angelegt und schneeweiße Batisttücher wehten in ihren Händen. Der alte Herr bemerkte es lächelnd, doch fand er durchaus nichts Unpassendes darin, und um nicht ganz allein zurückzustehen, so begab er sich

in die Kajüte, legte einen schwarzen Rock an und öffnete die Kiste mit Cigarren, die er bis jetzt noch verschont, da er nur seine Pfeife zum Rauchen benutzt hatte. Mit der brennenden Cigarre und im Frack trat er auf das Verdeck zu den Seinigen, wo ihn der Capitain mit den Worten begrüßte:

»Ei, ei, Herr Pfarrer, Sie haben sich ja sämmtlich gerüstet, noch heute an's Land zu gehen.«

»Nicht doch, lieber Capitain, uns aber ist dieser Tag ein Feiertag, wenn er Ihnen auch nicht als solcher erscheint. Wir nahen uns jetzt dem Ziel unserer Wünsche, unserer Sehnsucht, während Sie nur das Land betreten, um ihm bald wieder Lebewohl zu sagen; Sie machen einen Besuch, und wir ziehen in unsere Heimath ein.«

Mit diesen Worten klopfte der Pfarrer dem Capitain freundlich auf die Schulter, zog darauf eine silberne Dose aus der Brusttasche und reichte ihm daraus eine Cigarre hin. Dann aber bat er ihn abermals um das Fernglas, setzte sich mit demselben auf eine Bank und legte es auf die Brüstung des Schiffes, um sicherer damit in die Ferne sehen zu können.

»Kinder, dort kommt ein Schiff herauf,« sagte er nach einer Weile »kaum blickt die Spitze seiner Masten über dem Wasser hervor; mit bloßen Augen könnt Ihr es noch nicht sehen.«

Alle verlangten durch das Glas zu schauen und zuletzt rief der Pfarrer auch den Capitain herbei, damit er einen Blick nach dem herankommenden Fahrzeuge thue.

»Bald werden Sie genug Schiffe sehen, wir kommen hier in ein schmäleres Fahrwasser, als der Ocean ist,« sagte der Capitain und bückte sich zu dem Glas hinab.

»Das scheint halb Schooner, halb Brigg zu sein, es ist ungewöhnlich besegelt,« sagte er, nachdem er durch das Glas geschaut hatte, »wir werden aber seine genauere Bekanntschaft machen, er kommt gerade auf uns zu. Ein wenig muß ich ihm jedoch aus dem Wege gehen, denn es ist Zeit, mein Schiff umzulegen, sonst komme ich der Küste gar zu nahe.«

Der Capitain gab nun den Befehl, die Segel los zu machen und die Clementine zu wenden, welches in kurzer Zeit geschehen war, und worauf sie sich wieder weiter von dem Lande entfernte.

Bald konnte man das herankommende Segel mit bloßen Augen erkennen, es stieg rasch über dem Meeresrande auf, sein Rumpf wurde sichtbar und, wie man, einen Freund in fremdem Lande bewillkommnet, so freuten sich die Auswanderer darauf, dem Schiffe recht nahe zu kommen, um dessen Bewohnern einen Gruß zuwinken zu können.

»Das Segelwerk jenes Schiffes ist sonderbar zusammengestellt,« sagte der Capitain, nachdem er einige Zeit auf dem Verdeck auf und abgeschritten war, dann blieb er stehen und richtete seine Blicke auf das sich nahende Fahrzeug. Nach einer Weile fuhr er fort:

»Er hat seinen Cours etwas geändert und wird nun näher an uns vorüberkommen. Vielleicht wünscht er mich

zu sprechen und will von mir als gesehen in Charlestown gemeldet werden.«

Dann rief er dem Cajütwärter zu, ihm das Sprachrohr heraufzubringen, ergriff das Fernglas und richtete dasselbe auf das fremde Fahrzeug, welches kaum noch eine halbe Meile von der Clementine entfernt war. Die Auswanderer in ihrem Staate drängten sich alle an die Brüstung, um das Schiff nahe vorübersegeln zu sehen und der Pfarrer und seine Familie hatten sich auf dem obern Verdeck nebeneinander auf die Bänke gestellt, von wo aus sie einen recht freien Blick auf den Fremden hatten.

Näher und näher kam das Schiff und steuerte so gerade auf die Clementine zu, daß ihr Capitain keinen Zweifel mehr darüber hegte, der Befehlshaber von jenem Fahrzeuge wünsche ihn zu sprechen.

Er hatte das Sprachrohr ergriffen, war auf das Häuschen gestiegen, welches sich hinter dem steuernden Matrosen befand und rief dem fremden Capitain einen Gruß und die Frage zu, ob er ihm mit irgend etwas behülflich sein könne.

Er bekam keine Antwort, das Schiff jedoch näherte sich der Clementine bis auf kurze Entfernung und bog dann in denselben Cours, den sie steuerte, so daß es parallel mit ihr vorwärts segelte.

»Das ist ja ein sonderbarer Bursche,« sagte der Capitain der Clementine und rief noch einmal durch das Sprachrohr nach dem Fremden hinüber, »ob er etwas von ihm wünsche?«

Abermals bekam er keine Antwort; auf dem Verdeck des fremden Schiffes aber hatten die Matrosen sich um ein Boot gestellt, welches mit dem Kiel nach Oben zwischen den beiden Masten über der Brüstung hervorsah, wie es schien, um dasselbe von da zu entfernen.

»Sie wollen, glaube ich, das Boot aussetzen, da möchte ich denn doch wirklich wissen, was die Kerls vorhaben?« sagte der Capitain zu dem Pfarrer, der gleichfalls neugierig dem Treiben auf dem fremden Schiffe zusah.

Nun trat aus dessen Kajüte ein großer Mann mit langem schwarzem Bart hervor und erstieg mit einem Sprachrohr in der Hand das obere Verdeck.

»Jetzt werden wir es hören, das scheint der Capitain zu sein,« sagte der der Clementine zu dem Pfarrer und in diesem Augenblicke hob Jener das Sprachrohr zum Munde und rief mit einer gewaltigen Stimme:

»Streicht die Segel!«

Zugleich hatten die Matrosen das Boot hinweggenommen und eine ungeheuere schwarze Kanone entblößt.

»Um Gottes Willen, ein Seeräuber!« schrie der Capitain der Clementine, sprang an das Steuerruder und wandte sein Schiff von dem Piraten ab, um die Flucht zu ergreifen. In demselben Augenblicke aber blitzte es auf Jenem, mit einem furchtbaren Krach entlud sich die große Kanone, die Kugel traf die Brüstung an dem untern Verdeck der Clementine, gerade da, wo die Auswanderer sich zusammengedrängt hatten und, durch sie hinsausend, schmetterte sie die Körper der Getroffenen nach allen Richtungen nieder. Zugleich erhob sich eine Schaar

Büchsenschützen über der Brüstung des Piraten, gab Feuer, und der Kugelregen richtete ein schreckliches Blutbad unter den unglücklichen Auswandern an.

In wilder Verzweiflung floh Alles von dem Verdeck der Clementine und verbarg sich bebend in deren Räumen, die Mütter schlangen zitternd ihre Arme um ihre Kinder, die Männer griffen nach Waffen, um sich und die Ihrigen zu vertheidigen, und Alles stierte in Todesangst nach den Eingängen, mit jedem Augenblick erwartend, die Seeräuber erscheinen zu sehen. Der Pfarrer hatte die Seinigen unversehrt in die Cajüte gebracht, wohin auch der Capitain und viele der Matrosen sich geflüchtet, der Eine griff nach einer Axt, der Andere nach einem Säbel oder einem Gewehr, und Alle waren entschlossen, ihr Leben so theuer als möglich zu verkaufen. Der Pfarrer aber hatte eine andere Waffe erfaßt, mit deren Gebrauch er vertrauter war und von der er sich eine mächtige Wirkung versprach. Es war die Bibel, die er in der Hand hielt und mit der er die Cajüte verließ, entschlossen, den Barbaren damit entgegenzutreten.

Während dieser Zeit hatte sich der Sturmvogel, denn dies war das Piratenschiff, nahe an die Clementine gelegt, es ward durch Enterhaken an ihr befestigt, und Flournoy sprang, von seinen Leuten gefolgt, in dem Augenblick auf ihr Verdeck, als der Geistliche aus der Cajüte trat und ihm feierlich die Bibel entgegenhielt.

»Verdammter Schwarzkittel, geh in Deinen Himmel!« schrie Flournoy, indem er dem alten ehrwürdigen Manne das Buch aus der Hand riß und ihm mit seinem kurzen,

breiten Säbel den Kopf spaltete. Dann sprang er über die Leiche hin nach der Cajütenthür, fand sie aber verschlossen. In wenigen Minuten fiel sie unter den Axtschlägen seiner Leute in Stücke auseinander, diese stürzten ihrem Capitain nach in die Cajüte und alle Männer, die sie darin fanden, wurden niedergemacht. Der Donner der abgefeuerten Pistolen, die dröhnenden Fußtritte der kämpfenden Männer und das wilde Rufen und Toben, sowie die Todesschreie der Fallenden deutete den unter dem Verdecke zusammengedrängten Auswanderern an, welches Schicksal sich ihnen nahe. Bald darauf stürzten denn auch die Wütheriche die Treppen hinab und hier begann ein Kampf der gräßlichsten Verzweiflung, denn die kräftigen Schweizerburschen, die nicht auf dem Verdeck von den Kugeln der Mörder erreicht worden waren, erwarteten dieselben hier und kamen ihnen mit Löwenmuth entgegen. Ein heftiges Pistolen- und Musketenfeuer richtete aber schon eine furchtbare Niederlage unter ihnen an, ehe sie mit den Feinden zusammentrafen, und dann gaben deren größere Zahl und deren Waffen den Ausschlag. Es wurden alle Männer auf der Clementine umgebracht, bis auf einen amerikanischen Matrosen, der in den dunkeln, untern, leeren Schiffsraum hinabgesprungen war, wo Ballast lag, welcher aus Sand und schweren Kieselsteinen bestand. Schnell hatte er für sich darin ein Grab bereitet, sich hineingelegt, Sand und Stein über sich gebracht und sich so vollkommen zugedeckt, daß Nichts mehr von ihm zu sehen war und er nur zwischen den

größeren Steinen, die er auf sein Gesicht gezogen hatte, noch Athem schöpfen konnte.

Während dieser Zeit waren die Piraten vollkommen Herr des Schiffes geworden, sie führten die Frauen und Mädchen gebunden auf das Verdeck, sie rissen die Kinder den Müttern aus den Armen und warfen sie über Bord, die alten Frauen traf unter den gräßlichsten Scherzen ein gleiches Schicksal und auch die Gattin des Geistlichen wurde unter Hohngelächter in die See hinabgestürzt. Sie zogen und trugen darauf die jungen Frauen und Mädchen auf den Sturmvogel und begannen dann, das eroberte Schiff zu plündern.

Schon stand die Sonne niedrig über dem Küstenland Amerika's, als die Piraten ihren Raub auf ihr Schiff befördert hatten, dasselbe von der Clementine trennten und Flournoy den Obersteuermann beauftragte, derselben eine Kugel unter dem Wasserspiegel beizubringen, damit sie sich mit Wasser fülle und sinke. Der Sturmvogel hatte sie nur auf kurze Entfernung verlassen, als Ritcher die Kanone auf sie abfeuerte und die Kugel in der Höhe des Wassers in ihre Seite drang.

»Ein wenig zu hoch!« rief Flournoy dem Steuermann zu, »schadet aber Nichts, sie wird sich doch bald füllen, denn bei ihrem Schwanken schlagen die Wellen bis über das Kugelloch.«

»Soll ich ihr noch Eins geben?« fragte Ritcher, während die Kanone wieder geladen wurde.

»Es ist nicht nöthig, spare die Kugel, sie thut uns vielleicht einen bessern Dienst,« erwiederte der Capitain und

befahl nun, den Sturmvogel nach Süden zurück dem Bahamacanal zuzuwenden.

In der Zeit, als dies ausgeführt ward und der Pirat sich von der Clementine rasch entfernte, wurde der amerikanische Matrose durch das wachsende Wasser aus seinem Grabe vertrieben, er sprang in das Zwischendeck hinauf und fand bald die Schußöffnung, durch welche bei des Schiffes jedesmaligem Neigen auf diese Seite das Seewasser mit einer großen Gewalt hereingeströmt kam. Rasch ergriff er das umherliegende Bettzeug, stopfte es in das Loch und keilte es mit einer blutigen Axt so fest, daß es dem Eindringen des Wassers widerstand. Dann nagelte er noch starke Bretter darüber, so daß ein neuer Durchbruch nicht mehr zu befürchten war. Nun schlich er sich auf das Verdeck hinauf und spähete durch die Fugen in der Brüstung nach dem Piraten. Derselbe war schon weit entfernt und schoß schräg gegen den Wind, wie fliegend, davon. Der Matrose ergriff das Fernglas, welches zwischen den Leichen auf dem Verdeck lag und richtete es auf das Raubschiff; auf dessen Oberfläche war aber, außer dem Manne am Steuer, kein lebendes Wesen zu sehen. Der Wind wehte sehr leicht und füllte nur von Zeit zu Zeit die Segel, die, nicht für ihn gestellt, hin und her schlugen. Der Matrose löste deren Tauwerk, es gelang ihm, durch das Steuer das Schiff der Küste zuzuwenden, er spannte die kleinen Segel wieder an, während er die großen dem Spiel des Windes preisgab, und bald sah er zu seiner großen Beruhigung, daß das Fahrzeug sich der

Küste zubewegte. Dabei hielt er seine Blicke auf den Piraten geheftet, dessen Rumpf schon unter dem Horizont verschwunden war und dessen Segel immer tiefer in das Meer hinabsanken.

Das Licht des Tages war verblichen und der noch nicht volle Mond warf seinen Silberschein auf die dunkeln, der Küste zurollenden Wogen, als die Clementine sich dem Lande schon so weit genähert hatte, daß der Matrose das Rauschen der Brandung hören konnte; doch noch immer war das Schiff flott und glitt ruhig über die finstere Fluth hin. Schon konnte der Seemann die einzelnen höheren Baummassen auf dem Ufer erkennen, als das Fahrzeug mit einem so heftigen Stoße auf den Grund rannte, daß er auf das Verdeck niederstürzte. Die nächste Woge hob es zwar wieder vom Boden empor, warf es aber noch weiter der Küste zu, wo es abermals krachend festfuhr. Die schwächern Wellen stiegen nun an seiner Seite auf und stürzten sich brausend und schäumend über das untere Verdeck, während die mächtigern es von dem steinigen Grund hoben und es mit großer Gewalt wieder auf ihn niederfallen ließen. Der Matrose hatte sich auf das obere Verdeck geflüchtet und erwartete mit jedem neuen Stoß, den das Fahrzeug erhielt, dasselbe auseinanderbrechen zu sehen; es widerstand aber der Gewalt der See während der ganzen Nacht, und als der neue Tag erschien, war es immer noch wasserdicht und hatte sich nur wenig auf die Seite gelegt.

Schon mit dem Anbruch des Morgens sah der Matrose mehrere Küstenfahrzeuge in der Ferne vorüberziehen,

doch viel zu weit, als daß er durch Winken ihre Mannschaft hätte um Hülfe ansprechen können. Hier durfte er nicht bleiben, denn die See konnte unruhig werden, und dann war sein Untergang gewiß, eines der Boote in das Wasser hinabzulassen, dazu reichten seine Kräfte nicht aus, darum entschloß er sich, durch Schwimmen einen Rettungsversuch zu machen. Er hieb mit der Axt ein Stück von einem Nothmast, der auf dem Verdeck lag, senkte es an einem Strick in das Meer, hing eine Flasche mit Wasser und ein Glas mit Branntwein um den Hals, füllte seine Taschen mit Fleisch und ließ sich dann zu dem Stück Holz in die See hinab, worauf er, dasselbe umklammernd, den Strick durchschnitt. Die erste heranrollende Woge trug ihn von der Clementine fort und schwemmte ihn mit Sturmeseile der Küste zu, eine zweite übereilte ihn jedoch, stürzte sich schäumend über ihn hin und begrub ihn unter sich. Im nächsten Augenblick aber war er wieder auf der Oberfläche und trieb weiter, bis eine neue Welle ihn einholte. Das Holz umklammerte er fest, da es ihn über Wasser hielt, und zwar hatte er das eine Ende desselben umfaßt, wodurch er dessen Rollen verhinderte. Endlich, nach Verlauf einer Stunde, erreichte er die Brandung, die Woge, auf der er getrieben kam, warf ihn in das Schaummeer, das zischend und donnernd von der Küste zurückstürzte; die Welle aber war eine gewaltige, sie trug ihn hoch auf das Ufer hinauf, er hielt sich an dem Gestein fest, auf dem sie ihn niederwarf und erklomm vollends die Höhe, ehe die nächste heranrollende See ihn erfassen konnte.

Zweimal hatte ihn die Vorsehung dem Tode entrissen, er fiel auf die Knie nieder, hob seine gefalteten Hände mit thränenfeuchten Blicken zu dem heitern Himmel auf und dankte in einem inbrünstigen Gebet dem Allmächtigen für seine wunderbare Rettung.

Dann sank er erschöpft auf dem Gestein nieder, die Sonne schien wärmend und wohlthuend auf ihn herab, und das Brausen der Wogen, die sich unter ihm an dem Ufer brachen, lullte ihn bald in einen erquickenden Schlaf, aus dem er erst erwachte, als die Sonne die höchste Höhe am Himmel erreicht hatte. Dann stärkte er sich an den wenigen Lebensmitteln, die er bei sich führte und lenkte seine Schritte landeinwärts, um eine Ansiedelung aufzusuchen und die neue Gräuelthat Flournoy's und seiner Gefährten zu verkünden.

Capitel 27.

Das Kriegsschiff. – Das Raubschiff. – Eilige Flucht. – Die Klippen. – Zusammenstoß. – Gefecht. – Die Pulverkammer. – Der Sieg. – Der Commodore. – Botschaft. – Der Bericht. – Jubel. – Die Besichtigung. – Die Seeräuber.

Zu dieser Zeit glitt eine stolze Brigg unter nur wenig Segeln vor dem Winde zwischen der Küste Amerika's und den zahllosen Inseln, welche sich von den Bahamas bis nach Cuba aus der See erheben, einem nördlichen Cours folgend, leicht über die Wogen. Auf ihrem obern Verdeck schritt ein kräftiger, schöner, junger Mann, mit einer gewöhnlichen langen Matrosenjacke angethan und einem schwarz lackirten Seemannshut auf dem Kopfe, hin und her, während die Mannschaft auf dem untern Verdeck hier und dort zusammensaß und sich leise unterhielt. Von Außen hatte das Fahrzeug das Ansehen eines Kauffahrteischiffes und nichts Besonderes war an ihm wahrzunehmen, wenn man nicht in der Nähe die außerordentliche Güte und Nettigkeit in allen seinen Bestandtheilen bemerkte; wer sich aber auf seinem Verdeck befand, sah dort die Einrichtungen eines Kriegsschiffs. Die Oeffnungen in der Brüstung vor den Geschützen waren fest geschlossen, so daß diese von Außen nicht erkannt werden konnten.

Dies Schiff war das amerikanische Kriegsfahrzeug Perseverance und der junge Mann auf dem oberen Verdeck der Capitain Max Forney, der Sohn des Präsidenten Forney. Er war ein schlanker, großer Mann von muskulösem Körperbau mit goldblondem Lockenhaar, röthlichem, noch dünnem Schnurbart und stärkerem, spitz hervorstehenden Kinnbart. In seiner Haltung und seinem Gang lag Bestimmtheit und Entschlossenheit, die durch sein kühnes dunkeles Auge noch deutlicher ausgesprochen wurden.

Er befand sich auf seinem Kreuzzug gegen den Piraten Flournoy, hatte, um nicht vorzeitig erkannt zu werden, sich in die gewöhnliche Seemannstracht gekleidet, und die lange weite Jacke verbarg den Dolch, der in der zierlichen Kette an seiner linken Seite hing. Auch die Mannschaft hatte jedes Zeichen abgelegt, welches den Seesoldaten verrieth, und sie hielten sich Alle hinter der Brüstung, um sich vor dem Fernglas zu verbergen, durch das man auf einem fernen Schiffe ihre Zahl hätte wahrnehmen können.

Viele Küstenfahrzeuge waren in dem Canal, in dem sich Forney befand, heute auf und ab an ihm vorübergesegelt, doch so wie seit dem Antritt seiner Kreuzfahrt hatte er auch an diesem Tage vergebens nach dem genau bezeichneten Schiffe des Piraten ausgespäht. Er war soeben von der Mittagstafel wieder auf das Verdeck gegangen, um dort, wie er es gewohnt war, eine Cigarre zu rauchen, während seine Officiere noch in der Cajüte beim

Weine saßen. Auf- und niedergehend blieb er einmal stehen, schaute einige Augenblicke nach Süden und wandte sich dann, um seinen Spaziergang fortzusetzen, als sein scharfer Blick an dem fernen Horizont im Norden ein Segel gewahrte. Er stutzte, sah eine Zeit lang nach demselben hin, ergriff dann das Fernglas, welches auf der Bank lag und hob es zu seinem Auge empor. Nur kurze Zeit hatte er hindurchgesehen, als er rasch die Treppe hinab nach der Cajüte sprang und zu den Officieren mit den Worten eintrat:

»Es ist ein Fahrzeug in Sicht, dessen Segelzeug dem des Piraten ähnlich sieht. Der Himmel gebe, daß er es ist und daß wir ihn erreichen. Lassen Sie die Mannschaft antreten, doch so, daß man sie nicht über der Brüstung gewahrt. Die mindeste Bewegung unter ihr würde dem Räuber einen Wink zur Flucht geben.«

Die Nachricht wurde von den Officieren mit Jubel begrüßt, sie nahmen ihre Waffen, verbargen sie aber unter der Matrosenjacke, bedeckten sich gleichfalls mit Hüten und eilten nun auf das Verdeck. Sämmtliche Mannschaft wurde hervorgerufen, Alle begaben sich auf ihre Posten, die Kanonen wurden zum Gebrauch fertig gemacht und die Waffen in Bereitschaft gehalten.

Der Capitain, der sich auf dem obern Verdeck mit dem Rücken gegen die starken Taue, die nach den Masten hinaufführten, auf die Brüstung gesetzt hatte und seine Cigarre rauchte, als ob ihn im Augenblick kein besonderes Interesse belebe, rief einen der Steuerleute, Namens Karnas, zu sich herauf.

Ein alter, wettergebräunter Seemann, der an dieser Küste geboren war und seit seiner frühsten Jugend die Fischerei an derselben und zwischen den gegenüberliegenden Inseln betrieben hatte, trat zu dem Capitain und wollte in vorgeschriebener Stellung seinen Befehl entnehmen, dieser aber deutete ihm an, es zu unterlassen und sich auf die Bank vor ihm niederzusetzen, denn er wußte, daß wenn das herankommende Schiff der Sturmvogel sei, er von den Piraten sicher beobachtet wurde.

»Wenn jenes Fahrzeug das Raubschiff ist, so könnte es sich leicht begeben, daß Du Deine Kenntniß von dem Fahrwasser zwischen jenen Inseln erproben lassen müßtest, denn wenn der Capitain uns zu früh erkennt, so flüchtet er sich sicher, in der Voraussetzung, daß wir ihm nicht folgen würden, dort hinein. Ich bin aber entschlossen, ihm nachzusegeln, so lange mein Schiff noch ein Stück Leinen tragen kann,« sagte Forney zu dem Steuermann und sah ihn fragend an.

»Sie können die Perseverance meiner Führung anvertrauen, ich kenne einen jeden Paß zwischen jenen Felsen und weiß genau, wie tief das Fahrwasser ist. Stellen Sie mich, wenn es darauf ankommt, an das Steuer, und wo ich unsere Brigg hineinfahre, bringe ich sie auch wieder heraus; nur muß mir allein das Commando übertragen und rasch und pünktlich meinem Befehl Folge geleistet werden,« erwiederte der Steuermann mit großer Ruhe.

»Das soll geschehen, Karnas; wenn jenes Schiff nur der Pirat wirklich ist. Es kommt auf uns zu. Nimm mein Fernglas dort von der Bank und gehe auf das Verdeck hinunter hinter den Mast, dort kannst Du zwischen ihm und der Küche hindurchblicken, ohne daß man Dich von jenem Schiffe gewahrt. Sage mir dann, was für Segel es trägt.«

Der Steuermann folgte sogleich dem Befehl des Capitains und nahm mit dem Fernglas den ihm bezeichneten Stand ein. Nachdem er eine Weile nach dem fremden Schiffe hingesehen hatte, rief er:

»Am vordern Mast trägt es ein sehr großes Schoonerseegel und am hintern Mast ist es wie eine Brigg aufgetakelt. Sein Rumpf ist schwarz mit breiten rothen Streifen.«

»Das sind die Segel des Sturmvogels, in Baltimore aber war er ganz schwarz; als er den Lion in den Grund bohrte und die Tritonia verfolgte, war er weiß, und jetzt hat er ein buntes Kleid angethan. Was kannst Du von seiner Mannschaft erkennen?« rief der Capitain auf das Verdeck hinab.

»Es sind sechs Matrosen um ein Boot beschäftigt, welches zwischen den Masten zu stehen scheint; ich kann es nicht genau erkennen,«

»Siehst Du eine lange Kanone auf dem Verdeck?«

»Nein Capitain,« rief der Steuermann und hielt das Glas fest auf das Schiff gerichtet, welches rasch näher kam.

Eine Todtenstille herrschte auf der Perseverance, doch die Herzen der Soldaten schlugen schneller und lauter.

»Jetzt steht ein sehr großer Mann mit langem schwarzem Bart auf dem obern Verdeck und sieht durch ein Fernglas nach uns her,« rief der Steuermann nach einer langen Pause.

»Das ist der Pirat!« schrie Forney jetzt jubelnd aus, ohne jedoch seine Stellung zu ändern. »Es gilt, Kameraden – er, oder wir!«

Wohl auf eine Entfernung von einer Meile zog das fremde Schiff schräg vor der Perseverance vorüber, da es den Wind gegen sich hatte und laviren mußte, bald aber wandte es sich durch denselben und kam nun von der linken Seite her auf das Kriegsschiff zu.

»Er hält uns für einen Kauffahrer und will uns nehmen. Laßt ihn ruhig herankommen. Bring mir jetzt das Fernglas herauf, Karnas, es kann ihm nun nicht auffallen, daß ich ihn betrachten will,« rief Forney und der Steuermann folgte sogleich seinem Befehl.

Der Capitain blieb ruhig auf der Brüstung sitzen und richtete das Glas nach dem heransegelnden Fahrzeug.

»Es ist der Pirat, kein Zweifel, alle Beschreibungen passen. Hallo, jetzt zeigt er uns die Zähne, unter dem Boote, welches nun weggenommen ist, stand die Kanone. Rührt Euch noch nicht, laßt ihn näher kommen!« rief der Capitain; doch in diesem Augenblick machte der Sturmvogel eine Wendung von der Perseverance ab, und steuerte Ost Nordost den Inseln zu.

»Er hat uns erkannt, gebt ihm eine Breitseite!« schrie Forney, indem er aufsprang und dem Mann am Steuer

winkte, das Schiff seitwärts zu wenden. Die Kanonenluken flogen auf und die Geschütze brüllten ihren Donner über die Wogen. Der Pirat aber antwortete sofort und seine Kugel zischte brausend zwischen den Masten der Perseverance durch. Zugleich setzte er frische Segel auf und zog die schon stehenden straffer an.

Nach wenigen Minuten aber hatte auch die Perseverance alle ihre Flügel entfaltet und jagte dem fliehenden Sturmvogel nach, der in gerader Richtung den Felsen zusteuerte, die bald deutlicher und in zahlloser Menge aus dem Meere aufstiegen.

»Karnas, jetzt nimm das Commando, geh an das Steuer und thue Deine Pflicht,« rief der Capitain dem Steuermann zu und Dieser ergriff das Ruder.

Trotzdem, daß der Sturmvogel jedes Segel entfaltet hatte, welches er zu tragen im Stande war, so rückte doch die Brigg ihm mit jeder Minute näher, aber auch die Entfernung bis zu den Felsen vor ihm verringerte sich rasch. Schwarz und schroff, wie Leichensteine auf einem Kirchhof, stiegen sie in allen Richtungen, in allen Formen über der See auf, und die Wogen schossen an ihnen in die Höhe und stürzten sich schäumend in das Meer zurück. Zwei ungeheuere zackige Klippen standen, wie die Pfeiler eines Riesenthors, zu einander hingeneigt sich drohend gegenüber, und rechts und links hinter diesem Eingang bildeten unzählige große und kleine Felsmassen eine wogende Straße in dies schaumbewegte Labyrinth. Nach diesem Thor richtete der Sturmvogel seinen Lauf.

»Dachte ich es mir doch, daß er diesen Weg nehmen würde, es ist der gefahrvollste, der durch die Inseln führt,« sagte Karnas lächelnd zudem Capitain, der an seiner Seite stand und mit sichtbarer Ungeduld seine kampfbegierigen Blicke auf den Piraten geheftet hielt.

Nur noch einige hundert Schritte weit war die Brigg von dem Raubschiff entfernt, als dieses das Felsenthor erreichte und sein schwarzer Körper in dem Schaummeer verschwand, welches um ihn aufstieg und sich von den Klippen herab über ihn hinstürzte; nur die Segel sahen, wie die Flügel eines Schwanes, aus dem Gischt hervor und deuteten der Perseverance die Richtung an, die es nahm. Wenige Augenblicke später schoß auch die Brigg in die Felsenöffnung und ward donnernd und zischend von dem Schaum der Wogen eingehüllt, die, aus dem engen Raum gedrängt, hoch an den Klippen aufstiegen und sich brausend von ihnen zurückstürzten. Die Männer auf dem Verdeck standen lautlos und unbeweglich mit verhaltenem Athem da, denn mit jedem Augenblick glaubten sie, das Schiff müsse an den nahen Klippen, zwischen denen es hinstürmte, zerschellen. Der Capitain stand mit untergeschlagenen Armen neben dem Steuermann und sah bald nach dessen Gesicht, bald nach den fliegenden Segeln des Piraten, doch Karnas hielt das Ruder mit eiserner Kraft in seinen gebräunten Händen, stemmte sich mit gebogenem Knie gegen dasselbe an, und hielt seine blitzenden Augen entschlossen auf die Felsen geheftet, die sich links und rechts vor ihm in dem Gischtgewölk aufthürmten.

»Was wirft er über Bord?« rief Forney aus und zeigte nach dem Sturmvogel hin. »Es schien mir eine weibliche Gestalt zu sein.«

»Ganz Recht, noch eine und wieder eine!« antwortete Karnas, der Sprühregen aber, der jetzt zwischen den Schiffen aufwirbelte, ließ weiter nichts von dem Beginnen auf dem Piraten gewahren. Im Sturmlauf jagten die Schiffe vorwärts und erreichten bald zwei ungeheuere Felsenmassen, die zwischen sich kaum Raum genug zu bieten schienen, um die Fahrzeuge durchzulassen, der Sturmvogel aber schoß hindurch, ohne die steinigen Wände zu berühren und ihm nach die Brigg. Es war ein Augenblick zwischen Leben und Tod, zu beiden Seiten lagen nur wenige Schritte Entfernung zwischen dem Schiffe und den schwarzen Steinmassen, man fühlte, wie sein Kiel auf dem Grunde aufstieß, eine schwere Woge hob es empor und warf es aus der Schlucht hinaus in offenes Wasser.

»Die Gefahr ist vorüber, Capitain!« rief jetzt der Steuermann frohlockend, nun hat er das Spiel verloren.«

Dann rief er den Matrosen zu, die Segel strammer anzuziehen und steuerte nun ohne Anstrengung dem Raubschiff nach, denn die Klippen lagen hier weit auseinander und die Wogen rollten ungehindert ihren Weg. Bald hatte sich die Entfernung zwischen den beiden Schiffen so verringert, daß die Mannschaften derselben sich einander mit Büchsenkugeln erreichen konnten und ein gegenseitiges lebhaftes Feuern begann. Hierbei waren aber die Schützen der Brigg in großem Vortheil, denn diese ragte

bedeutend höher über dem Wasser empor, als der Sturmvogel, so daß man von der Perseverance auf das Verdeck des Raubschiffes hinabsah und gegen die Schüsse seiner Mannschaft durch die hohe Brüstung gedeckt wurde.

Die Schiffe hatten jetzt ganz offene See erreicht, als plötzlich der Sturmvogel eine Wendung zur Seite machte, seine Segel fallen ließ, ein Augenblick nachher seine Seite sich krachend gegen die der Brigg legte, und die Piraten die Enterhaken auf dieselbe warfen. Die Perseverance, in ihrem Laufe aufgehalten, drehte sich mit dem Raubschiff im Kreise, während Flournoy mit seiner Mannschaft auf das Verdeck der Brigg sprang. In eine dichte Wolke von Pulverdampf eingehüllt, begegneten sich die Kämpfer, Mann gegen Mann, unter dem Donner von Pistolen und Gewehrfeuer und laut erklangen die Schwert- und Axthiebe dazwischen. Wuth und Verzweiflung machten sich den Sieg streitig, bald aber verwehte der Pulverdampf und ließ den kämpfenden Haufen erkennen, der sich über die Leichen hin zurück nach dem Verdeck des Piraten drängte.

Forney mit dem Schwert in der Faust focht an der Spitze seiner Leute und erkannte jetzt den Piratencapitain, wie er mit einer Pistole in der Hand auf sein Verdeck sprang und seiner Cajüte zueilte. Forney ahnte dessen Absicht: Feuer in die Pulverkamrner zu werfen und dann war es um beide Schiffe und um die Mannschaften beider geschehen; mit fliegenden Sätzen folgte er Flournoy, riß eine Pistole aus dem Gürtel, als er in das Vorzimmer

drang, und feuerte sie nach Jenem ab, der bereits die Cajüte erreicht hatte. Die Pistole, welche der Pirat hielt, entfiel beim Schuß seiner Hand, er griff sie aber blitzschnell mit der Linken auf, warf einen hohnlachenden Blick nach Forney hin, und drückte die Waffe in die Pulverkammer gerichtet ab, die sich unter der Cajüte befand.

Die Pistole versagte, im nächsten Augenblick hatte Forney den Räubercapitain bei der Kehle erfaßt und stürzte ihn auf den Divan nieder. Flournoy's rechter Arm war zerschmettert und sein linker war nicht stark genug, dem kräftigen jungen Mann zu widerstehen. Dennoch rang er mit ihm auf Tod und Leben und suchte sich unter ihm hervorzuwinden, da kam Karnas seinem Capitain zu Hülfe und nun wurden sie des Piraten Meister. Mit Leibbinden und Halstüchern hatten sie ihn nach wenig Augenblicken an Händen und Füßen geknebelt, dann ließ Forney den Steuermann als Wache bei ihm und sprang mit dem Degen in der Faust auf das Verdeck zurück. Der Sieg war entschieden, die Piraten waren überwältigt und die Sieger beschäftigt, dieselben zu binden. Unter den Gefangenen befand sich auch der mit Wunden bedeckte Obersteuermann Ritcher, der geknebelt vor dem Eingange der Cajüte lag und wuthschäumend verfluchte, daß es ihm nicht gelungen sei, die Pulverkammer zu erreichen und das Schiff in die Luft zu sprengen.

Außer Diesem und Flournoy waren noch dreizehn Piraten gefangen genommen, die übrigen, einige dreißig an der Zahl, waren getödtet. Aber auch Forney hatte den

Tod vieler seiner Braven zu beklagen, denn außer zweiundzwanzig seiner Mannschaft waren zwei seiner Officiere erschossen. Der Sieg war vollständig, die Gefangenen wurden an Bord der Perseverance gebracht, dort mit Ketten belastet, ihre Wunden verbunden und Wachen bei sie gestellt.

Capitain Forney übertrug nun das Commando auf dem Sturmvogel dem Steuermann Karnas und gab ihm die Mannschaft, die nothwendig war, ihn zu bedienen, wonach ihm selbst zum Regieren der Brigg kaum Leute genug übrig blieben. Er gab aber Karnas den Befehl, so lange es Wind und Wetter erlaube, in seiner Nähe zu bleiben, damit der Eine dem Andern im Nothfall beistehen könne. Ehe jedoch die Schiffe getrennt wurden, und nachdem die Leichen der Piraten über Bord geworfen waren, beeilte man sich, den gebliebenen Kameraden ein ehrenvolles Begräbniß zu geben. Sie wurden nach seemännischem Gebrauch in das Meer versenkt und die Geschütze riefen ihnen ein letztes Lebewohl nach. Dann begab sich Karnas mit seiner Mannschaft auf den Sturmvogel, die Schiffe wurden getrennt, über beiden stiegen die Segel wieder auf, und beide richteten ihren Lauf nördlich der Chesapeake-Bay zu.

Eine gänzliche Windstille von mehr als einer Woche und dann ungünstige sehr leichte Winde ließen für beide Fahrzeuge nur eine außerordentlich lange Reise zu und steigerten die Sehnsucht der siegreichen Mannschaften von Tag zu Tag mehr, Baltimore zu erreichen und ihrem Volke die Nachricht von dem glücklichen Erfolg ihrer

Sendung zu verkünden. Endlich erreichten sie Cap Henry, steuerten in die Bay, und beim Vorüberfahren an der Mündung des Jamesflusses, setzte Forney sein Segelboot mit zwei Matrosen aus, um die Glücksbotschaft nach Norfolk an den Commodore Perrywill zu bringen.

Am folgenden Morgen veröffentlichten die Zeitungen in Baltimore einen ausführlichen Bericht über Flournoy's gräßliche That an der Mannschaft und den Passagieren der Clementine und brachten dadurch eine sehr große Aufregung unter den Bewohnern der Stadt hervor. Der Unwille machte sich durch Schmähungen und Verwünschungen gegen die Marine laut Luft, allenthalben wurden Zusammenkünfte verabredet, um ernste Beschwerden gegen dieselbe in Washington vorzubringen, und der sonst so hoch gefeierte Name des alten Perrywill wurde in nicht ehrenvoller Weise genannt.

Dieser würdige alte Seemann war zufällig in Baltimore und auf dringende Bitte des Präsidenten Forney bei Diesem abgestiegen. Die Unbilden, die man sich gegen ihn erlaubt hatte, waren zu seinen Ohren gekommen, im Bewußtsein aber, seine Pflicht nach besten Kräften gethan zu haben, setzte er sich darüber hinaus und lebte der Hoffnung, daß der Pirat entweder durch die nach ihm ausgesandten Schiffe gefangen werden, oder sich von dieser Küste weit entfernen und eine andere Weltgegend zu seinen Unternehmungen wählen würde.

Perrywill saß nach dem Mittagsessen bei seinem Freunde Forney an der abgedeckten Tafel bei einem Glase

Madeira und rauchte gemüthlich eine feine Havannahcigarre, als plötzlich das Rasseln eines Wagens, dessen Pferde in Carriere aus der Marketstraße herangesprengt zu kommen schienen, durch die offenen Fenster zu den Ohren der beiden alten Herren drang.

»Nun, Der muß ja große Eile haben!« sagte der Commodore, indem er sich aus dem Lehnstuhl erhob und an das Fenster schritt, um zu sehen, was für ein Wagen es sei.

In diesem Augenblick aber fuhr der Fiacre schon vor das Haus, der Kutscher hielt die Pferde an und Capitain Forney sprang aus dem Schlag. Sein erster Blick begegnete dem Commodore, Beide fuhren überrascht zurück und stießen in ihrer Verwunderung ihre gegenseitigen Namen aus.

Capitain Forney war jedoch rascher mit dem Worte bei der Hand, als der alte Herr, rief diesem zu:

»Ich bringe Ihnen den Piraten Flournoy,« und sprang die Treppe hinauf.

Ein lautes Hurrah, welches der Commodore in dem Zimmer jubelnd erschallen ließ, erreichte das Ohr des Capitains, als er noch einige Augenblicke ungeduldig vor der verschlossenen Hausthür stand, dann flog dieselbe auf und der Präsident empfing seinen Sohn mit offenen Armen.

»Komm her, mein Junge, auch der alte Commodore, der Dich hundert Mal auf seinem Knie hat reiten lassen, will Dir seinen Dank dafür abstatten, daß Du ihm seinen

guten Namen gerettet hast; denn es fehlte heute nicht viel, so hätte man ihn getheert und gefedert.«

Mit diesen Worten schlang Perrywill seine Arme um den jungen Mann und drückte ihn zärtlich an seine Brust.

»Wir fingen ihn in den Bahamainseln, der Sieg kostet uns aber viele brave Kameraden,« sagte Max Forney im Uebermaße seines Verlangens, den Hergang zu berichten.

»Oho, halt, Herr Capitain, so wird kein Bericht an den Commodore abgestattet. Man fängt hübsch von vorn an, und dann langsam und deutlich und nichts vergessen und nicht eher berichtet, als man dazu aufgefordert wird. Komm einmal erst herein an den Tisch und mache Dir die Lippen naß, wir haben gerade die rechte Sorte bei der Hand, und vor Allem eine Lunte angebrannt, von der Havannahsorte, und dann will ich schon das Commando geben. Nichts übereilt, mein Sohn!« sagte der seelenvergnügte alte Herr, indem er Arm in Arm mit dem jungen Mann nach dem Zimmer schritt, wo der Wein noch auf dem Tische stand.

Max mußte sich nun zwischen den Commodore und seinen Vater in einem Lehnsessel niederlassen, Perrywill füllte die Gläser und verneigte sich, indem er das seinige ergriff, gegen den Capitain mit den Worten:

»Zuerst meinen Dank für die Nachricht und einen Willkommen von Grund meines Herzens.«

Alle Drei hatten ihre Gläser geleert, worauf der Commodore eine goldene Büchse aus der Tasche hervorzog und Max die Cigarren in derselben hinhielt.

»Nun die Lunte angebrannt,« sagte er und zündete an dem vor ihm stehenden Lichte einen Fidibus für den jungen Mann an. Dann legte er sich in den Armsessel zurück und sagte:

»Den Bericht, Herr Capitain!«

Max begann nun seine Erzählung von dem Augenblick an, wo er auf der Perseverance Norfolk verlassen hatte und berichtete genau seine vergebenen Auf- und Abfahrten an der Küste, wobei ihm Perrywill in größter Ruhe zuhörte und nur von Zeit zu Zeit die Frage einschaltete: »Der Wind?« worauf Max dann den nannte, der um jene Zeit geweht hatte. Als er aber mit seinem Bericht bis zu dem Augenblick gelangte, wo er des Sturmvogels ansichtig geworden war, wurde der alte Seemann unruhig, setzte sich in dem Sessel gerade, stemmte seine beiden Hände auf dessen Lehnen, beugte sich nach Max vor und hing mit seinen Blicken an dessen Munde, als zähle er jedes seiner Worte. Wie nun der Capitain berichtete, daß der Pirat seine Kanone entblößt, schoß dem Commodore das Blut in die Wangen, seine Augen funkelten und indem er den Arm erhob, als schwänge er den Degen, rief er:

»Lucken auf, Feuer, Donner und Wetter, in den Grund mit ihm!«

Jetzt war der Faden der Erzählung gebrochen und der alte Soldat gab Max keine Zeit mehr, ihn wieder aufzugreifen, er fragte ihn bald nach Diesem, bald nach Jenem, rief einzelne Commandos dazwischen, und als der

Capitain nun gar sagte, daß die Piraten die Perseverance geentert hätten, da sprang er mit einem schallenden Hurrah und mit gehobener Faust auf, als stütze er selbst jetzt in den Pulverdampf hinein.

Immer wieder von dem begeisterten alten Manne unterbrochen, kam Max mit seinem Bericht zu Ende, Jener schlug ihn in jugendlicher Aufregung herzhaft auf die Schulter und schüttelte dann mit inniger Freude seine Hand, indem er sagte:

»Brav, Capitain Forney, auf solche Officiere darf sich die Ehre unserer Flagge stützen!«

Der Präsident hatte mit väterlichem Stolze der Erzählung seines Sohnes zugehört und mit Wohlgefallen die Freude seines alten Freundes getheilt, er drückte Max mit einem Blick vollster Anerkennung die Hand und sagte dann zu ihm:

»Als Belohnung will ich Dir nun auch eine Freudennachricht mittheilen. Frank Arnold ist unter den Erwählten, die bei dem Empfang des Generals Lafayette Georgien vertreten sollen und wird mit Eleanor im August zu uns kommen. Wenn der Commodore Dir bis dahin Ruhe gönnt, so wirst Du sie Beide hier sehen.«

»Ei freilich, die Perseverance muß ausbessern, sie hat ja den Kiel auf den Felsen gestoßen. Und dann muß die Mannschaft ersetzt werden. Max bleibt vor der Hand bei uns und ruht auf seinen Lorbeern. Jetzt aber, alter Freund, laß schnell Deinen offenen Wagen anspannen, damit die Bewohner von Baltimore den Mann sehen können, der unsere Küsten von dem Piraten befreit hat. Wir

müssen zusammen nach der Point führen, um uns die Burschen einmal anzusehen, ehe sie in das Gefangenhaus abgeliefert werden,« sagte Perrvwill zu dem Präsidenten, der sogleich den Befehl gab, den Wagen vorzufahren.

Bis derselbe vor dem Hause erschien, hatte der Commodore noch unzählige Fragen an den Capitain zu richten, dann bestiegen sie alle Drei die zurückgelegte Carrosse und fuhren in langsamem Trabe in der langen Marketstraße hinunter.

Von beiden Trottoirs her wurden ihnen Grüße zugewinkt, man wehte mit Tüchern, schwenkte die Hüte und manches Hurrah für die Marine erscholl unter den Vorübergehenden, denn die Kunde von der Gefangennehmung des Piraten hatte sich wie ein Lauffeuer über die ganze Stadt verbreitet und Tausende eilten nach der Point, um den Sturmvogel und die Räuber zu sehen.

Dieses Schiff, sowie auch die Perseverance lagen in einiger Entfernung von den Werften vor Anker, und als Forney's Wagen vor dem Eingange desjenigen anhielt, an welchem das Boot des Capitains auf ihn wartete, war der ganze Platz mit Neugierigen gefüllt, welche die Piraten zu sehen wünschten.

Mit donnerndem Jubel wurde der Commodore, sowie Max von der Menge begrüßt, man drängte sich zu ihnen hin, ein Jeder wollte den Helden sehen, der das Ungeheuer gefangen hatte, ein Jeder wollte ihm die Hand reichen, und Viele versuchten, für Augenblicke seine Aufmerksamkeit zu fesseln, um einige passende Worte des Lobes an ihn zu richten. Unter diesen letzteren war auch

die lange, hagere Gestalt des Schuhmachers Sukop, welcher vor ihn trat, von Tapferkeit und Verdienst, von Glorie und Lorbeern sprach und erzählen wollte, daß die Piraten auch einen nächtlichen Raubversuch an den Gütern gemacht, die er zu bewachen gehabt habe; Max aber schob ihn mit einer Verbeugung zur Seite, ließ den Commodore sowie seinen Vater vorangehen und erreichte mit ihnen nicht ohne Aufenthalt sein Boot.

Sie hatten kaum darin Platz genommen, als dasselbe, durch die kräftigen Ruderschläge von sechs Seeleuten getrieben, über den Wasserspiegel nach der Perseverance hinschoß, deren Verdeck sie nach wenig Minuten erreichten.

Der Commodore wurde von der in Reih' und Glied aufgestellten Mannschaft mit dem militairischen Gruße empfangen, worauf der alte Seemann zu den Leuten hintrat, ihnen eine anerkennende Lobrede hielt und sie seiner Liebe und Berücksichtigung bei vorkommender Gelegenheit versicherte.

Zuerst begab er sich, von den beiden Forneys begleitet, über den Steg, welcher von einem Schiffe zum andern gelegt war, auf den Sturmvogel, um ihn in Augenschein zu nehmen. Capitain Forney führte ihn und seinen Vater in die Cajüte und ließ dort den Fußboden über der Pulverkammer aufheben, wohinein Flournoy die Pistole abzufeuern versucht hatte. Nachdem man die künstliche Anlage dieses geheimen Raumes bewundert und die Cajüte selbst betrachtet hatte, ging man zu der großen Kanone, die so manchem Schiffe, so manchem Menschen

das Grablied zugedonnert hatte, und dann wurden die untern Räume des Schiffes besehen, die sicher Zeugen unzähliger Gräuelthaten gewesen waren.

Als der Commodore mit seinen Begleitern auf die Perseverance zurückkehrte, gab er den Befehl, die Gefangenen auf das Verdeck zu führen, um sie von da nach dem Gefangenhause bringen zu lassen.

Flournoy erschien an ihrer Spitze, schwer mit Ketten belastet und mit dem zerschossenen Arm in der Binde. Mit fester, stolzer Haltung trat er vor den Commodore, wie das gefangene Raubthier, das nur darum seinen Besieger nicht angreift, weil es die Kraft nicht besitzt, seine Fesseln zu zersprengen. Kein Blick, kein Zug auf seinem Gesicht verrieth Bangigkeit oder Demüthigung, wohl aber blitzten seine dunkeln Augen seinem Sieger verbissene Wuth entgegen. In seinen sämmtlichen Gefährten war dieselbe verstockte Reuelosigkeit zu erkennen und Niemand konnte ohne Schauder auf diese grimmige Mordschaar blicken.

Auch den Commodore und den Präsidenten erfüllte der Anblick dieser Unmenschen mit Entsetzen, und Perrywill wandte sich mit Widerwillen von ihnen ab und gab den Befehl, sie fortführen zu lassen.

Sie wurden auf das Werft hinuntergebracht, eine Abtheilung Seesoldaten nahm sie in ihre Mitte und Capitain Forney selbst begleitete sie, um sie der Gerechtigkeit zu überliefern.

Das Volk, welches sich in sehr großer Zahl versammelt hatte, gerieth bei dem Anblick der Piraten in gewaltige

Aufregung, doch schützte sie die Bedeckung gegen dessen Wuth, die sich in lauten Verwünschungen und Flüchen Luft machte. Dem Capitain Forney aber und seiner Mannschaft brachte man stürmische Hurrah's und viele Hunderte folgten ihnen über den öden Platz nach der Stadt und bis zu dem Thore des Gefangenhauses.

Capitel 28.

Das Gericht. – Sympathie. – Der Bekehrte. – Die Menagerie. – Hinrichtung. – Der Volksfreund. – Festlicher Empfang. – Begeisterung. – Der Festzug. – Banquet. – Triumphzug. – Der Sohn. – Die Großmutter.

Die Nachricht über das Schicksal der Piraten wurde schnell durch die Zeitungen über die ganzen Vereinigten Staaten verbreitet, allenthalben mit gleichem Jubel begrüßt und von Nahe und Fern eilten Fremde nach Baltimore, um dem bevorstehenden Gerichte über sie beizuwohnen.

Dasselbe wurde auch bald eröffnet, der Zudrang zu dem Gerichtsgebäude während der ersten Tage war aber so groß, daß man nicht ohne Gefahr, erdrückt zu werden, zu dem Saal gelangen konnte, in welchem die Verhandlungen stattfanden.

Flournoy erschien stets in ganz eleganter, sauberer Toilette, benahm sich anständig und höflich in den Verhören, gestand Alles ein, nur behauptete er, niemals selbst Blut vergossen zu haben. Er sei, sagte er, durch Mißgeschick zu dem schrecklichen Handwerk eines Piraten getrieben und dann durch seine Mannschaft gezwungen worden, dabei zu beharren, doch an seinen Händen klebe kein Tropfen Blut, und das, welches durch sein Mitverschulden vergossen sei, bereue er von Grund seines Herzens. Er führte an, daß ihn ja Nichts dazu treibe, so zu reden, indem sein Geschick ihn unwiderruflich dem Tode

weihe, er wolle aber nicht mehr Schuld auf sich lasten sehen, als ihn wirklich träfe, und wünsche, Vergebung von seinen Mitbürgern mit sich in das Grab zu nehmen.

Der Matrose, welcher sich von der Clementine gerettet hatte, zeugte ihn zwar des Mordes an dem Pfarrer, Flournoy läugnete die Aussage jedoch fest ab und hob seine Hände dabei als blutrein empor.

Die übrigen Verbrecher gaben beinahe gar keine Antwort oder bejaheten Alles, was man sie fragte, denn sie wußten, daß man sie unfehlbar hängen würde, und Mehr konnte man ihnen nicht thun.

Jeden Morgen, wenn die Gefangenen von dem Zuchthaus nach dem Gerichtsgebäude geführt wurden, waren die Straßen zwischen beiden gedrängt mit Zuschauern angefüllt, unter denen sich auffallend viele Frauenzimmer befanden. Den schönen Capitain Flournoy mußte man gesehen haben; er hatte etwas so Vornehmes, man konnte es auf seinen edlen Zügen lesen, daß er selbst sicher nie grausam gewesen war, und es hatte sich ein Gerücht verbreitet, daß ihn eine unglückliche Liebe dazu gebracht habe, Seeräuber zu werden. Er war der Gegenstand der Unterhaltung in allen Familien, in allen Gesellschaften, und sonderbarer und unbegreiflicher Weise wurde ein unverkennbares Mitleid für ihn bei dem schönen Geschlecht Baltimores rege. Trotz dieser Sympathie, welche sich während der Gerichtsverhandlungen von Tag zu Tag gesteigert und immer lauter kund gegeben hatte, ward er durch die Geschworenen mit seinen sämmtlichen Gefährten schuldig befunden und von dem Gericht zum

Tode durch den Strick verurtheilt, worauf ihnen bis zur Vollstreckung dieses Spruches noch zehn Tage zu leben gestattet wurde.

Jetzt war es Jedermann erlaubt, die Verurtheilten in ihren Zellen zu besuchen, und am ersten Morgen schon verlangten Hunderte, zu Capitain Flournoy, dessen Arm vollständig wieder geheilt war, eingelassen zu werden. Das ziemlich große Zimmer, welches er bewohnte, war reich möblirt, in Vasen und Gläsern prangten die herrlichsten Blumen, die ihm von zarter Hand zugesandt worden waren, und er selbst erschien in feinem schwarzem Anzug angethan, um die Besuche zu empfangen. Sein schönes schwarzes Haar hing in reichen Locken um seinen Nacken, sein gekräuselter, langer, glänzender Bart reichte bis auf den blendend weißen, fein gefalteten Busenstreif seines Hemdes herab, und seine schönen Hände waren mit in Falten gelegten Manschetten umgeben.

Auffallend war die große Zahl der Damen, die sich bei dem verurtheilten, schönen Räuberhauptmann einfand, und in den zarten Worten und feinen Aufmerksamkeiten, womit derselbe sich mit ihnen unterhielt, konnte man den dem Tode Verfallenen nicht erkennen. Er sprach laut sein Glück darüber aus, daß die Damen Baltimores ihm seine Verirrungen vergeben wollten und betheuerte, daß deren Mitleid ihm seine Todesstunde versüßen würde.

Der Zufall hatte es gewollt, daß eine bedeutende Menagerie in dem großen, von einer haushohen Mauer umgebenen Hofe vor dem Gefangenhause zu sehen war, so

daß die Damen sich, ohne daß es sehr auffiel, dorthin begeben konnten, und einmal in dem Hofe, war die Thür, die zu dem schönen Manne führte, leicht erreicht. Die Besuche bei ihm brachen während des ganzen Tages nicht ab, und unermüdet führte Flournoy mit großer Gewandtheit und Lebendigkeit die Unterhaltung, gab alle verlangte Auskunft über sein vergangenes Leben und sprach stets mit der glühendsten Begeisterung von den Damen. Er wußte einer Jeden nach Gefallen zu reden, sowie ihr Mitleid für sich selbst einzuflößen, und die gefühlvollen Blicke seiner wunderbar schönen, dunkeln Augen drangen tief in ihre Herzen ein. Es verging keine Stunde des Tages, in der ihm nicht Leckerbissen der verschiedensten Art und die feinsten Weine zugesandt worden wären, Blumensträuße mit kleinen, von zarter Hand geschriebenen Billetten wurden ihm überbracht und selbst in den öffentlichen Blättern erschienen poetische Ergüsse zu seinen Gunsten.

Aber auch in den Abendstunden war Flournoy nicht allein, es gingen viele Männer bei ihm ein und aus, von denen man wußte, daß sie der Methodistenkirche angehörten, und unter ihnen befanden sich namentlich Geistliche dieses Glaubensbekenntnisses. Die Abende verbrachte er mit ihnen in religiösen Unterhaltungen, es wurde gebetet und gesungen, und oft noch spät in der Nacht tönten die frommen Lieder aus den offenen Fenstern der Zelle des Räuberhauptmanns hervor.

Je näher der verhängnißvolle Tag der Hinrichtung rückte, um desto wärmer und lauter wurde die Theilnahme für den unglücklichen, verirrten, reuigen Mann, und es ward verkündet, daß er sich bekehrt, daß er seine Sünden abgeworfen, daß er Methodist geworden war.

Auf das Gesetz und das Urtheil, welches dasselbe gefällt, hatte weder die Theilnahme für Flournoy, noch seine Bekehrung irgend einen Einfluß, er blieb dem Strange verfallen.

Der Morgen der Hinrichtung erschien; in dem Hofe vor dem Gefangenhause waren fünfzehn Galgen erbaut und Kopf an Kopf war der große Raum mit Menschen gefüllt. Ehe die Stunde kam, welche die Verbrecher dem Tode überliefern sollte, drängten sich die Zuschauer zu der langen Reihe von Käfigen hin, in welchen die wilden Thiere zu sehen waren, unter denen namentlich viele Prachtexemplare von Löwen und Tigern sich befanden; doch als es eilf schlug, richteten sich Aller Blicke nach der Thür, aus welcher die Verurtheilten hervorkommen mußten.

Flournoy eröffnete, von mehreren Geistlichen begleitet, den Zug, ging festen, doch demüthigen Schrittes nach dem mittelsten Galgen hin und erstieg das verhängnißvolle Brett. Ritcher wurde der Platz zu seiner Rechten angewiesen und sämmtliche Piraten hatten bald den Standpunkt erreicht, von welchem sie in die Ewigkeit hinüber schreiten sollten.

Eine ununterbrochene Stille herrschte unter den Tausenden, die hier versammelt waren, um fünfzehn Menschen mit dem Tode ringen zu sehen; da hob sich Flournoy zu seiner vollen Größe auf und bat mit lauter Stimme darum, noch einige Abschiedsworte an seine, von ihm so schwer beleidigten Brüder und Schwestern richten zu dürfen.

Er sprach unbefangen mit kräftiger Stimme. Er schilderte, wie Mißgeschick ihn nach und nach von dem Pfade der Tugend abgeleitet habe, wie sein besseres Selbst ihn fortwährend gemahnt, den Weg des Verbrechens wieder zu verlassen, wie aber die Verhältnisse des eisernen Schicksals ihn gefesselt und wie er vergebens gerungen habe. Er stellte sich als warnendes Beispiel hin und bat einen Jeden seiner Brüder, der sich von dem rechten Wege entfernt habe, sich der Kirche in die Arme zu werfen, die ihn retten würde, wie sie selbst ihn noch gerettet habe; denn er fühle sich jetzt rein von allen Sünden und scheide mit frohem, freudigem Herzen aus dieser Welt voll Mängel, um von dem Himmel empfangen zu werden. Er sprach lange und sprach zum Herzen, was die vielen Thränen bezeugten, die ihm unter der Menge entgegenglänzten.

Dann nahm er Abschied von den Geistlichen, dankte ihnen für ihren Beistand, dem er seine Rettung zu Verdanken habe, und gab dem Richter einen Wink, daß er zum Tode bereit sei.

Die Schlinge, die um seinen Nacken lag, wurde nochmals genau untersucht und sorgfältig zurechtgeschoben,

die leinene, weiße Mütze ward Flournoy über das Gesicht gezogen, noch ein Wink von dem hohen Richter, die Bretter, auf denen die Verurtheilten standen, fielen unter ihren Füßen weg und alle fünfzehn stürzten hinab und hingen zwischen Himmel und Erde.

Alle, außer Flournoy, schnellten sich, als sie der Strick im Fallen aufhielt, hoch in die Luft und schlugen mit den Armen und Beinen um sich, doch der Capitain hing regungslos da, als sei das Leben schon während des Falles aus ihm gewichen.

In diesem Augenblicke erschallten die furchtbarsten Wuthstimmen der wilden Thiere, und der Schreckensruf : »Die Löwen brechen aus!« versetzte die versammelten Zuschauer in Entsetzen und Todesangst. Alle stürzten dem Thore zu, in *einer* geschlossenen Masse drängte sich die verzweifelnde Menge aus dem Hofe, Niemand blickte hinter sich, ein Jeder fühlte schon in Gedanken die Krallen der Löwen auf seinem Nacken und nach wenigen Minuten war der Hof geräumt, das Thor geschlossen und das Brüllen und Stoßgeheul der wilden Bestien verhallte.

Jetzt erst kam man wieder zur Besinnung, man blickte verwundert an der hohen Mauer in die Höhe, welche die Aussicht nach den Verbrechern wehrte, und Niemand wußte eigentlich, weshalb man so eilig die Flucht ergriffen habe, denn Keiner von Allen hatte gesehen, daß ein Käfig wirklich beschädigt gewesen wäre. Das Thor war aber geschlossen und die Rückkehr in den Hof unmöglich, deshalb zerstreute sich bald die Versammlung; die allerverschiedensten Vermuthungen aber über

den Grund dieser, wie es schien, beabsichtigten schnellen Entfernung aller Zuschauer wurden ausgesprochen. Namentlich ward der Verdacht rege, daß man Flournoy nur zum Scheine gehangen und daß die Methodisten ihm das Leben erhalten hätten.

Während es sonst Gebrauch war, gerichtete Verbrecher bis nach Sonnenuntergang hängen zu lassen, so öffnete sich schon vor dieser Zeit das Thor wieder, um den Zugang zu der Menagerie zu gestatten, die Piraten aber nebst den Galgen waren verschwunden und, wie man sagte, sämmtlich schon beerdigt.

Dieser Auftritt gab Veranlassung zu vielen Zeitungsartikeln, die das Publikum noch einige Zeit in Aufregung erhielt. Ein weit größeres, ein edleres Interesse jedoch, das für die nahe bevorstehende Landung des hochgefeierten Freundes der Nation, des Generals Lafayette, verdrängte bald das Andenken an die Piraten.

Der Monat August war erschienen, in welchem aller Wahrscheinlichkeit nach dieser sehnlichst erwartete, geliebte Mann die amerikanische Erde wieder betreten würde, und von Tag zu Tag steigerte sich die Ungeduld, mit der man seinem Erscheinen entgegensah. New-York war der Ort, nach welchem er seine Reise angetreten hatte, und weit über hunderttausend Fremde waren bereits in jene Weltstadt eingezogen, um sich bei seinem Empfang zu betheiligen.

Hier, wo sonst nur reges Geschäftsleben herrschte, wo man selten oder fast nie eine Uniform oder sonst Etwas erblickte, was an den Soldatenstand erinnerte, sah man überall Militair und die ganze Stadt schien in einen Kriegsschauplatz umgewandelt zu sein, wenn nicht die heitern Mienen, denen man allenthalben begegnete, und die Festzeichen, die sich, wohin man sich auch wandte, bemerkbar machten, den tiefsten Frieden verkündet hätten.

Zehntausend Mann Miliz in reichen Uniformen warteten hier, um den alten Kriegskameraden der Nation militairisch zu begrüßen, die Seesoldaten der im Hafen liegenden Kriegsschiffe zeigten sich in ihrer Paradeuniform, die stehenden Besatzungen der Festungswerke in und um New-York sah man in ihren besten Anzügen und die Geschütze dieser festen Plätze, sowie die auf den Kriegsschiffen waren sauber und blank geputzt in Bereitschaft, dem erwarteten edlen Gast einen Donnerwillkommen zuzurufen.

Eine Uniform zeichnete sich aber vor allen übrigen aus, nahm das größte Interesse für sich in Anspruch und wurde, wo sie sich sehen ließ, mit der höchsten Begeisterung begrüßt; es war die der alten Lafayette-Garde, welche in jenen ernsten Zeiten von General Lafayette selbst errichtet und geführt worden war. In ihren zahlreichen Reihen waren die alten Kriegshelden, die an der Seite des Generals für die Freiheit des amerikanischen Volkes gekämpft hatten, eingetreten, ebenso angethan, ebenso bewaffnet und noch unverändert von demselben Geiste beseelt, der

sie damals Heerd, Weib und Kind verlassen ließ, um die Ketten der Knechtschaft zu brechen.

An Geschäft dachte Niemand mehr, ein Jeder machte Vorbereitungen zu den Festlichkeiten und Alles schmückte sich zu Ehren Lafayette's. Nach ihm genannt, gab es Hüte, Schleifen, Tücher, ja jedes einzelne Kleidungsstück für Herren und Damen, selbst Speisen und Getränke wurden nach ihm benannt.

Endlich, endlich verkündeten an einem heitern Morgen die Geschütze einiger am Ausfluß der Bay vor Anker liegenden Kriegsschiffe, daß das Fahrzeug sich nahe, welches den gefeierten Gast den geöffneten Armen der Nation zutrage.

Wie durch einen Zauberschlag war New-York mit wehenden Flaggen überdacht und wurde von einem ununterbrochenen Kanonendonner erschüttert.

Langsam und feierlich zog das segelumwölkte, prächtige Schiff, welches Lafayette trug, durch die Narrows in die Bay ein, tausende von großen und kleinen, mit den amerikanischen Farben überflaggten Segelbooten schossen ihm entgegen, umschwärmten es winkend und nickend, wie ein Zug Möven, und geleiteten es unter den jubelnden Hurrah's ihrer Schiffer und unter deren Freudenfeuer der Stadt zu.

In Castlegarden stieg Lafayette an das Land und wurde von den Jubelausbrüchen der unabsehbaren Menge begrüßt, während der Donner der Kanonen und der feierliche hehre Ton aller Glocken der Stadt die Luft erfüllte.

Die Lafayette-Garde präsentirte das Gewehr, während ihr Musikchor den Lafayette-Marsch spielte und Thränen der Rührung über die gebräunten Wangen der alten Krieger rollten.

Bis in sein tiefstes Innerstes ergriffen wankte der würdige Greis Lafayette seinen alten, ergrauten Kameraden entgegen, auch er konnte die Thränen nicht zurückhalten, die sich nach seinen Augen drängten, und mit weitgeöffneten Armen fiel er dem Commandeur seiner Garde, der so oft im Schlachtengedränge an seiner Seite gestanden hatte, an die Brust.

Einem Erdbeben gleich machten sich jetzt die stürmischen Gefühle des begeisterten Volkes Luft, der Jubel schallte aus hunderttausend Kehlen und nirgends war ein trockenes Auge zu sehen.

Nun schritten die Würdenträger der Stadt New-York zu dem freudebebenden Gaste und hießen ihn willkommen, die Vertreter sämmtlicher Staaten folgten ihnen zu gleichem Zwecke, und der Präsident der Vereinigten Staaten, an der Spitze der hohen Staatsbeamten, begrüßte ihn im Namen der ganzen Nation. Dann führte ihn Dieser zu dem für ihn bereitstehenden, offenen, prächtigen Wagen und nahm in demselben an seiner Seite Platz.

Der Wagen war mit acht Schimmeln, den edelsten Rossen des Landes, bespannt, deren reiche Geschirre in der goldenen Sonne funkelten und blitzten. Den Zug eröffneten die Abgeordneten der Stadt und die Lafayette-Garde, dann folgte der Wagen und ihm nach schritten die Vertreter der Staaten, die Beamten und das Volk.

Zu beiden Seiten des weiten Broadway's bildete die Miliz Spalier und auf den Trottoirs dahinter reihete sich Kopf an Kopf der freudetrunkenen Menge.

Die hohen Paläste, welche zu beiden Seiten der prächtigen Straße aufstiegen, waren mit kostbaren Teppichen, Blumen, Kränzen und Guirlanden auf's Festlichste geschmückt, ihre Dächer und die ganze Straße war von zahllosen ungeheuern Flaggen überweht, überall sah man die amerikanischen und die französischen Farben vereinigt, und aus den Fenstern neigten sich schöne Frauen und Mädchen in festlicher Toilette hervor und winkten mit Tüchern dem geliebten Greis Willkommen zu. Dabei mischte sich der Donner der Geschütze mit dem feierlichen Schalle der Glocken in den ununterbrochenen Jubelruf des Volkes, und ein Regen von Blumen und Sträußen fiel von beiden Seiten herab auf den langsam sich fortbewegenden Wagen nieder, in welchem das von der Nation gewählte und von ihr geehrte Oberhaupt und der Freund saß, der ihr beigestanden hatte, sich zu einem freien Volke zu erheben.

Alle Ehrenbezeugungen, die den Beiden dargebracht wurden, gingen von den Herzen des Volkes aus, es waren keine veraltete Gebräuche, keine erzwungene Theilnahme, die die Freude der Nation darstellten, ein jeder Einzelne folgte hier nur seinem eignen Gefühl und jeder Jubelton kam aus der Kehle eines freien Mannes.

Noch stundenlang, nachdem Lafavette schon in den Palast eingezogen, der zu seinem Empfange eingerichtet worden war, dauerte der Jubel des Volkes fort, welches

die Straße füllte, und die Geschütze sowie die Glocken sollten heute nicht wieder schweigen.

Selbst als der schöne Tag schwand, der in jedem amerikanischen Herzen ewig fortleben wird, und die ungeheuere Stadt in einem Feuermeer von Fackeln, Lampen und Lichtern schwamm, wurde sie von jenen gewaltigen Freudenklängen erschüttert, und in jedem Palast, in jeder Hütte wurden dieselben jubelnd beantwortet.

Freude war allenthalben eingezogen, die reinste, edelste Freude, denn sie war ein Kind der Dankbarkeit.

Große Paraden, Festessen, Bälle, Volksversammlungen, in denen die größten Redner der Welt zu ihrer Nation sprachen, reiheten sich rasch aneinander, und der Glückstaumel, der Alles ergriffen hatte, verminderte sich nicht, so lange der geliebte Gast noch in der Stadt verweilte.

Der Präsident Forney, sein Sohn Max und Eleanor hatten Frank Arnold hierher begleitet und wurden von Lafayette mit großer Auszeichnung behandelt; bei allen Festlichkeiten mußten sie in seiner Nähe sein und mit Freuden nahm er das Anerbieten Forney's an, während seines Besuches in Baltimore dessen Haus zu seiner Wohnung zu machen.

Der Tag der Abreise erschien und der Triumphzug Lafayette's durch die Vereinigten Staaten, ein solcher, wie ihn kaum ein Kaiser jemals gefeiert, nahm seinen Anfang.

Hunderttausende folgten ihm von Stadt zu Stadt, Philadelphia bot Alles auf, um New-York an Pracht und Feierlichkeit beim Empfange des verehrten Gastes zu übertreffen, und Baltimore suchte den Festaufwand beider Städte zu verdunkeln.

Wie in eine Feenwelt zog der gefeierte Greis in diese schönste Stadt Amerika's ein, denn die bereits eingetretene Nacht ward durch Feuerlicht aus ihr verdrängt, dessen röthlicher Schein die Pracht, womit die Straßen, die Häuser und die Menschen geschmückt waren, in einem magischen Zauberlichte erscheinen ließ. Umwogt von Kanonendonner und Glockengeläute bewegte sich die unabsehbare, jubelnde Volksmenge, mit dem so sehnlichst erwarteten, theuern Freunde in ihrer Mitte, durch die Marketstraße, die Frauen und Mädchen Baltimores, wohl die schönsten der Erde, strahlten wie Festgöttinnen aus den Fenstern der lichtumblitzten Häuser hervor, hießen ihn winkend und frohlockend willkommen und übersäeten ihn mit Blumen und Kränzen.

Das Haus Fornev's war in einen Zauberpalast umgewandelt, ein Lichtmeer strömte aus seinem weitgeöffneten Portal, sowie aus allen Fenstern, und die Tropenwelt schien die Herrlichkeit, den Reichthum ihrer Pflanzen und ihrer Blumen durch das ganze Gebäude ausgebreitet zu haben. Die Straße war so gedrängt voll von jauchzenden Menschen, daß der Wagen, welcher Lafayette trug, kaum das Haus zu erreichen im Stande war,

und unter den donnernden Hurrah's, die dem alten Krieger gebracht wurden, hörte man auch häufig den Namen Forney's ausrufen.

Ruhe kehrte in dieser Nacht nicht in die Stadt ein und der neue Tag fand deren Bewohner in regen Vorbereitungen zu dem Festzug, der heute dem Gaste zu Ehren sich durch die viele Meilen lange Marketstraße bewegen sollte.

Die Schätze Indiens schienen über deren Gebäuden in Teppichen und Seidenstoffen ausgebreitet zu sein, die wundervollsten Blumen schwebten in langen Guirlanden von Haus zu Haus über der Straße, und die riesengroßen Flaggen, die sie überschatteten, schlugen prasselnd in der kühlenden, frischen Morgenluft gegeneinander.

Das Gebäude in der Mitte der Straße, welches für den Aufenthalt des Gastes während dieses Zuges eingerichtet war, überglänzte alle übrigen Häuser, und als Lafayette auf dessen Balkon erschien, wogte der Jubel des Volkes wie ein Sturm durch die Straße.

Die Trottoirs zu beiden Seiten waren Kopf an Kopf mit Zuschauern besetzt und an den Fenstern zeigten sich die Schönheiten Baltimores in glänzenden Gewändern und strahlendem Schmuck.

Geschützdonner verkündete jetzt, daß der Zug sich in Bewegung gesetzt habe, und bald sah man von dem fernen Westende der Straße eine bunte Masse sich heranbewegen, über der unzählige Fahnen in allen Farben im Winde flatterten.

Näher und näher kam der Zug, von ungestümen Beifallsrufen begleitet, und nun erkannte man die Masten, die Segel, die Flaggen und die Wimpeln eines Schiffes, welches sich langsam vorwärts bewegte. Es rollte auf niedrigen Rädern und wurde von fünfzig Pferden gezogen.

Unter seinem Bugspriet prangte der amerikanische Adler, und die sternbedeckte Flagge wehte stolz über seinen Segeln. Die Matrosen eilten geschäftig auf dem Verdeck, in dem Tauwerk und auf den Segelstangen hin und her, an der Brüstung befand sich einer derselben und warf das Senkblei, und der Capitain stand mit dem Sprachrohr in der Hand über der Cajüte neben dem Manne am Ruder und beantwortete die Fragen, die ihm von den Zuschauern zugerufen wurden.

»Wohin segelst Du?« riefen viele Stimmen, als das Schiff vor Lafayette vorüberzog.

»Um die Welt!« war die Antwort, die der Capitain durch das Sprachrohr rief, daß es weithin durch die Straße schallte.

»Womit bist Du beladen?« rief es wieder aus der Volksmenge.

»Mit Freiheit!« antwortete der Capitain, und

»Hurrah für Amerika!« schrieen hunderttausend Stimmen in der Straße hinunter.

Das Fuhrwerk, welches dem Schiffe folgte, trug in einem geräumigen Pavillon einen ungeheuern Schneidertisch, auf welchem eine große Zahl Arbeiter beschäftigt waren, Kleider zu verfertigen. Weil dies Handwerk schon

durch Adam und Eva ausgeübt wurde, so hatte man ihm den ersten Platz angewiesen, denn alle Gewerbe, alle Handthierungen wurden in dem Zuge vorgeführt, und entweder waren ihre Vertreter thätig an der Arbeit, oder führten ein Symbol ihres Gewerks mit sich.

Die Bäcker waren um einen kolossalen Ofen beschäftigt, Brod und Kuchenwerk zu backen, welches sie links und rechts unter das Volk warfen, die Metzger schlachteten einen Ochsen und vertheilten ihn in kleinen Stücken unter die Menge, die Schreiner standen an der Hobelbank und ließen die langen feinen Spähne auf die Zuschauer hinabfallen, die Buchdrucker druckten auf ungeheuere Zettel die Begebenheit des Tages und Preisgesänge auf Lafayette, die sie dann dem Winde übergaben, und so dargestellt, zogen alle Geschäfte, die in Amerika betrieben wurden, vor Lafayette vorüber. Drei Stunden verstrichen, ehe das Ende des Zuges ihn erreichte; und dann blieb die Straße mit Menschen dicht gefüllt, bis der Gefeierte aus dem Hause hervortrat, den prächtig bespannten Wagen bestieg und zu dem Volksessen fuhr, welches ihm zu Ehren heute vor der Stadt gegeben wurde.

Im Triumph wogte die jauchzende Menge mit ihm hinaus, Reich und Arm speiste und trank mit ihm, *ein* stürmischer Toast folgte dem andern, die Musikchöre stimmten die Nationalmelodien an, und der Donner der Kanonen schallte über Land und See.

Abends sammelte sich das Volk vor Forney's Haus und begleitete Lafayette in einem prächtigen Fackelzug nach

dem Theatergebäude, wo ihm das reichste Banket gegeben ward, welches wohl jemals in Amerika abgehalten ist.

Die Pracht des ungeheuern Raumes, der Glanz und der Reichthum der Toiletten, die seltene Schönheit der Damen und das Blitzen der Brillantensaat auf deren Lilienhaut überraschte das Auge des Eintretenden, nachdem es sich an die Lichtströme gewöhnt hatte, die ihm von allen Seiten von Kronleuchtern und Chandelieren blendend entgegen kamen. Volle rauschende Janitscharenmusik belebte den Tanz, und die köstlichsten Speisen und Getränke wurden hier vielen Tausenden gereicht.

Eine Festlichkeit drängte die andere, und nur während einzelner Stunden ruhte und erholte sich der geehrte Gast in dem Familienkreis des Präsidenten Forney.

Washington war die nächste Stadt, wohin Lafayette seinen Triumphzug richtete, von Norden nach Süden durchzog er das ganze Land, von der Liebe, von dem Enthusiasmus des dankbaren Volkes begleitet, dem er beigestanden hatte, seine Freiheit zu erringen.

Bei seinem endlichen Scheiden aus den Vereinigten Staaten machten ihm dieselben einen Strich des reichsten Landes, groß genug für ein Fürstenthum, zum Geschenk, und ertheilten ihm und seinen Nachkommen das große Bürgerrecht.

Wenn lange schon die Gebeine der Augenzeugen von Lafayette's Triumphzuge durch die Vereinigten Staaten unter der Erde ruhen, wird sein Andenken in jedem Amerikaner fortleben, und kommt die Zeit, wo Frankreich

nach einem großen Wurf der Hülfe eines Freundes bedarf, dann wird es nicht umsonst seine Blicke nach Westen über den Ocean senden, der amerikanische Adler eilt mächtigen Fluges herbei, um mit Gut und Blut die große Ehrenschuld zurück zu zahlen, die ihm die Freundschaft Frankreichs einst auferlegte.

Das Jahr nahte seinem Ende. Es hatte vielfachen reichen Segen über Frank Arnold ausgestreut, die Ernten waren über alles Erwarten ergiebig gewesen, Krankheiten hatten seine Niederlassung gänzlich verschont, und um das Maß seines Glückes voll zu machen, beschenkte ihn seine geliebte Eleanor Mitte Dezembers mit einem kräftigen gesunden Knaben.

Der sorgsamen Pflege der alten Madame Arnold war es zum großen Theil zuzuschreiben, daß Mutter und Kind sich so wohl befanden, denn sie hatte schon seit mehren Wochen ihren Wohnsitz bei der geliebten Schwiegertochter aufgeschlagen, hatte ihr die Leitung des Hauswesens abgenommen und sie Tag und Nacht nicht einen Augenblick verlassen. Sie bereitete eigenhändig die Speisen für die junge Wöchnerin, verpflegte mit großmütterlichem Stolz den neuen Weltbürger und fertigte alle Nachbarinnen, die herbeieilten, um der jungen Mutter ihre Glückwünsche darzubringen und durch eignen Anblick des neugeborenen Kindes ihrer Beredsamkeit neuen

Stoff zu geben, ruhig und unerschütterlich vor der Thür ab.

Als aber Ende des Jahres die junge Frau wieder in dem Empfangszimmer erschien, hielt Madame Arnold selbst den Knaben allen Gästen vor, zeigte ihnen dessen kräftigen Gliederbau und rühmte seine gewaltige Stimme, mit der er bei solchen Paraden oftmals die Scheiben der Fenster erklirren machte.

Zu der innigen Liebe Franks gegen seine Eleanor gesellte sich nun noch ein heißes Gefühl der Dankbarkeit für das neue grenzenlose Glück, welches sie ihm bescheert, und mit seliger Hingebung empfing sie seine Liebkosungen oftmals, wenn das theuere Pfand ihrer Liebe in ihren Armen schlummerte. So reizend und bezaubernd Eleanor auch als Mädchen gewesen war, so hatte sie als Frau doch noch an Schönheit zugenommen, und man konnte nichts Lieblicheres, nichts Anmuthigeres sehen, als wenn sie im Uebermaße ihres Glückes auf ihr Kind schauete, welches von ihrem Schoße lächelnd zu ihr aufblickte.

Friede und Glück herrschten in der ganzen Niederlassung; hier gab es keine Sorgen, keinen Kummer, keine unerfüllte Wünsche; die Sclaven lebten in Wohlergehen und Ueberfluß, sie arbeiteten um die Wette, um ihrer Herrschaft ihre Dankbarkeit für die liebevolle Behandlung, deren sie sich erfreuten, zu erkennen zu geben und schlossen sie Morgens und Abends in ihre Gebete ein.

Der Tag, an welchem der junge Stammhalter des Hauses Arnold die christliche Taufe und den Namen James

empfing, war ein großer Fest- und Ehrentag und wurde als solcher auf das Feierlichste begangen. Der Freund der alten Arnolds, der Pfarrer King, fand sich zeitig ein und mit ihm erschienen viele eingeladene Nachbarn, die dem heiligen Act als Zeugen beiwohnen sollten. Auch den Negern in ihren Sonntagskleidern wurde während der Taufe der Zutritt in das Zimmer gestattet, und als die Herrschaft sich mit ihren Gästen um ein reiches Mittagsmahl reihete, erfreuten sich die Sclaven gleichfalls eines ihnen dargebotenen Festessens.

Frank war jetzt, da sich Eleanor vollkommen erholt hatte, ganz seinem Geschäft wiedergegeben, welches augenblicklich, wo die Vorbereitungsarbeiten für das kommende Jahr in den Feldern gemacht wurden, all' seine Thätigkeit in Anspruch nahm. Die Striche Waldes, in denen er während des Sommers und Herbstes die größeren Bäume durch Einhauen der Rinde getödtet und das schwächere Holz abgehauen und verbrannt hatte, wurden nun dem Pflug übergeben und mit Einzäunungen versehen; in den alten Feldern mußten die im Laufe des Jahres umgefallenen Baumgerippe zusammengerollt und verbrannt werden, damit auch hier der Pflug sich wieder bewegen konnte, und es war an der Zeit, den Kälbern das Brandzeichen aufzudrücken und die jungen Schweine durch Beschneiden der Ohren zu zeichnen, weil bei dem jetzigen kühlen Wetter die dadurch erzeugten Wunden den Thieren keine Gefahr brachten, wie es im Sommer, wo die Schweißfliegen ihre Eier hineinlegen, der Fall ist. Bei Anbruch des Tages war Frank jeden Morgen mit

den Negern an der Arbeit, wobei er ihnen selbst mit dem besten Beispiel voranging, und wenn der Abend kam, lohnte ihn häusliches Glück für seine Thätigkeit, für seine Anstrengungen.

Capitel 29.

Verschwendung. – Nachlässigkeit. – Betrunkenheit. – Entsetzen. – Gemeinheit. – Das brave Pferd. – Hülfe. – Vater. – Versöhnung. – Das Gasthaus. – Vertilgungskrieg. – Die Truppensendung. – Besorgniß. – Uneinigkeit.

Bei Ralph Norwood war es anders. Derselbe hatte das Jahr benutzt, um das Geld, welches ihm auf eine so leichte Weise zugefallen war, zu seiner Annehmlichkeit und Bequemlichkeit zu verwenden, und sich durch einen, in diesem Lande ungewöhnlichen Aufwand einen vornehmen Namen unter dessen Bewohnern zu verschaffen.

Das neue Wohnhaus war erbaut, seine Räumlichkeiten prächtig ausgestattet, und seine Außenseite schön mit Oelfarbe angestrichen. Große Fenster und herrliche Spiegelscheiben gaben den Zimmern reichliches Licht, sauber verfertigte, grün angemalte Jalousien schützten dieselben in der Mittagsstunde gegen die Sonnenstrahlen, und reiche Teppiche, sowie kostbare bequeme Möbel gaben ihnen den Comfort, den man bei den reichen Bewohnern großer Städte antrifft. Ein herrlicher Blumengarten umgab das Gebäude, derselbe war mit einem zierlichen, mit Oelfarbe angestrichenen Spalier eingefaßt, aus dessen weitem Thor, dem Eingang des Hauses gegenüber, eine breite, durch den Urwald gehauene Allee in gerader Richtung nach der Hauptstraße führte. Weiter hinter dem Hause lag der Gemüse- und der Obstgarten, die sich bis an den dichten Waldstreif zogen, der beide hohe Ufer

des dort, zwischen Felsen hinstürzenden, starken Baches bedeckte.

Für die Reit- und Wagenpferde waren seitwärts von dem Wohngebäude ein geräumiger Stall, Vorrathshäuser, sowie Wohnungen für die Neger erbaut. Das Feld aber hatte sich noch um Nichts vergrößert, denn bei den Arbeiten an obigen Bauten und Anlagen waren die Sclaven verwendet worden, und kaum hatte die Ernte hinreichend Mais geliefert, um den Haushalt Ralphs für ein Jahr damit zu versorgen. Das Capital, welches er von der Assecuranzcompagnie in New-York erhalten hatte, war bereits bis auf den letzten Dollar verwandt und zwar zum größten Theil in einer Weise, daß keine Zinsen davon zu erwarten standen. Das Wohnhaus mit seinen kostspieligen Einrichtungen hatte sehr viel gekostet, Kutsche, Geschirre, Reitzeuge und tausenderlei Luxusartikel waren hoch bezahlt und nur die Summe, welche in den Negern angelegt war, konnte, wenn dieselben mit Umsicht und verständiger Leitung zur Arbeit angehalten wurden, einen Nutzen abwerfen.

Ralph beabsichtigte zwar, seine Felder zu erweitern, um im kommenden Jahre eine bedeutende Baumwollenernte zu erzielen, aber schon war ein großer Theil der Zeit verstrichen, in welcher er die nöthigen Vorarbeiten dazu hätte ausführen müssen. Von einer Woche zur andern nahm er sich vor, den Anfang zu machen, blieb auch wohl einmal einen Tag zu Hause und stellte die Sclaven an die Arbeit, doch dann ritt er wieder im Lande umher, besuchte die Nachbarn, die, wie er, Lust an Jagd,

Pferderennen und Hahnengefechten hatten und sprach regelmäßig in den Trinkhäusern vor, deren sich viele an der Hauptstraße befanden. Hatte er seiner Besitzung den Rücken gekehrt, so fiel es den Negern nicht ein, zu arbeiten, sie gingen auf die Jagd, fischten und vertrieben sich die Zeit, so angenehm sie konnten.

Ralph hatte auch für seine Person viel gebraucht, er hatte, um sich beliebt zu machen, bei jeder Gelegenheit in Wirths- und Trinkhäusern seine Bekannten frei gehalten und vor jener, für ihn verunglückten Wahl zu Ehren Lafayette's reichlich Geld unter die Wähler gespendet.

Jetzt waren seine baaren Mittel zu Ende, und um seine laufenden Ausgaben zu bestreiten, verkaufte er einzeln seine besten Kühe, Stuten und Säue, während er die Bedürfnisse für seinen Haushalt ohne Einschränkung von den Kaufleuten in der Nähe und von Behrend in D... bezog, denn sein Credit hatte noch nicht gelitten.

Es war in der zweiten Hälfte des Dezembers, als Eloise spät Abends allein vor dem hellflackernden Kaminfeuer saß und an einem niedlichen Kinderanzug nähete, denn von Tag zu Tag hoffte sie Mutter zu werden. Wiederholt blickte sie von der Arbeit auf und wandte sich nach den Fenstern um, gegen welche der Regen heftig anschlug und in Strömen an ihnen herabfloß. Draußen stürmte es sehr und die Nacht war ungewöhnlich finster. Ralph war schon nach dem Frühstück fortgeritten und immer noch nicht zurückgekehrt. Jetzt schlug die Uhr, die auf dem Gesimse über dem Kamine stand, zehn und Eloise blickte mit einem Seufzer zu ihr auf. Dann legte

sie ihre Arbeit auf das Tischchen neben sich, erhob sich und schritt gedankenvoll nach dem Fenster, durch dessen vom Regen getrübte Scheiben sie in die Dunkelheit hinausblickte. Mehr horchend, als etwas sehend verweilte sie an dem Fenster, denn sie konnte unmöglich einen Gegenstand draußen erkennen. Sie dachte an Ralph und an das fürchterliche Wetter, dem er ausgesetzt war, sie dachte aber auch an sich selbst und fühlte sich verlassen und vernachlässigt, denn sie wußte ja nur zu gut, daß kein dringendes Geschäft ihren Gatten fern von ihr hielt. Sie hatte eine Zeit lang sinnend auf die dunkeln Scheiben geschaut und dem Wind und Regen gelauscht, dann preßte sie, mit einem wehmüthigen Blick nach Oben, ihre kleinen Hände fest zusammen und begab sich zu ihrem Sitz vor dem Kamin zurück.

Kaum hatte sie sich dort niedergelassen, als sie plötzlich draußen die Stimme Ralphs vernahm und hörte, wie er mit wüthenden Flüchen den Negern zurief, die des Sturmes wegen die Tritte seines Pferdes nicht gehört und nicht bereit gestanden hatten, ihm dasselbe abzunehmen. Bald darauf drang der Ton mehrerer Peitschenhiebe zu Eloisens Ohr und dann naheten sich die Fußtritte ihres Gatten dröhnend und polternd über die Veranda und durch den Gang nach dem Zimmer, in welchem sie sich befand. Sie öffnete schnell die Thür für Ralph und dieser stolperte über die Schwelle ihr mit den Worten entgegen:

»Dieses Hundepack von Negern; ich hätte Lust, einigen von ihnen die Haut von dem Rücken zu peitschen!«

Dabei sah er mit wildem verworrenem Blick um sich, sein Gesicht glühete unter dem vom Regen triefenden Hut hervor und sein wankender Tritt zeigte deutlich, daß er betrunken war.

Eloise fuhr mit Entsetzen von ihm zurück, es war zum erstenmale in ihrem Leben, daß sie einen betrunkenen Mann sah, und daß dieser ihr Gatte sein mußte, war ihr ein schrecklicher Gedanke. Mit einem Schauder hielt sie ihre Blicke auf seine herüber- und hinüberschwankende Gestalt geheftet und stand schweigend und regungslos da, als er unweit des Kamins in einen Armstuhl fiel, seinen Hut abriß, ihn hinter sich warf, seine nassen Stiefel auszog und in die Mitte der Stube schleuderte, wobei er undeutliche zornige Worte ausstieß. Er war ihr in der Wahrheit das widrigste entsetzlichste Bild, welches sie jemals geschaut, denn mit Rohheit und Gemeinheit war ihr nie ein Mann begegnet.

Jetzt hörte sie die Fußtritte der Negerin auf der Veranda, es war ihr fürchterlich, daß die Sclavin ihren Gatten in diesem Zustand sehen sollte, sie eilte aus der Thür derselben entgegen und sandte sie mit der Weisung in die Küche zurück, dort zu warten, bis sie gerufen würde.

»Ist das Essen noch nicht fertig?« schrie Ralph mit barscher Stimme, »ich werde mich am Ende auch noch um die Küche bekümmern müssen. Nirgends wird gearbeitet, da kann man wohl zu Etwas kommen!«

Eloise blieb bebend vor der Thür stehen, sie sah durch deren Oeffnung nach ihrem Gatten hin und die Thränen rollten über ihre Wangen.

»Eloise!« schrie er jetzt, und ließ einen Fluch folgen, wobei er sich mit dem Stuhl der Thür zukehrte.

Das war mehr, als Eloise ertragen konnte, die Thränen stockten in ihren Augen, das Beben hatte sie verlassen und mit der Würde des spanischen Weibes trat sie langsam auf Ralph zu und blickte ihm ernst und mahnend in die Augen.

Trotz der Verwirrung seiner Sinne, fühlte er die Gerechtigkeit des Vorwurfs, der in Eloisens Blick lag, und sichtbar gerieth er in Verlegenheit.

»Nun, was siehst Du mich an – darf ich nicht nach dem Abendessen fragen?«

»Nicht in dieser Weise, Ralph,« erwiederte Eloise mit milder, doch sehr ernster Stimme, und wandte sich nach dem Tischchen, von welchem sie ihre Näharbeit aufnahm.

Ralph hob sich rasch aus dem Sessel empor, wankte zur Thür hinaus nach dem gegenüberliegenden Schlafzimmer, und ließ einen gellenden Pfiff ertönen, mit dem er gewohnt war, seinen Reitknecht herbei zu rufen.

Eloise blieb in dem Wohnzimmer zurück und verbrachte hier unter Thränen die Nacht. Wie sehr war dieser Mann von Jenem verschieden, den ihr früher als Mädchen ihre Phantasie zum Gatten gegeben hatte, wie sehr groß war der Unterschied zwischen ihrem jetzigen Leben und dem früher geträumten Ehestand, den ihre Gedanken ihr wie ein Himmel vorgezaubert hatten! Das treue Herz, die heiße Liebe, die zärtliche Hingebung, die sie einst für ihren zukünftigen Gatten bestimmt hatte, trug

sie in ihrer Brust; konnte sie dieselben aber diesem Manne bewahren – warf er sie nicht selbst mit Geringschätzung von sich – trat er sich nicht selbst in ihrer Achtung mit Füßen?

Eva, die treue Negerin, die vergebens des Rufs ihrer Herrin lange geharrt hatte, trat noch spät zu derselben ein, um sich ihre Befehle zu erbitten, und blieb, als sie dieselbe in Thränen fand, in einiger Entfernung von ihr stehen, denn sie wagte es nicht, sie in ihrem Schmerze zu stören. Nach einiger Zeit aber, als sie sich überzeugte, daß Eloise sie nicht bemerkt hatte, ging sie näher zu ihr heran und sagte mit weicher, theilnehmender Stimme:

»Ach, Herrin, warum weinst Du?«

Eloisen that diese Theilnahme wohl, sie kam ja von dem einzigen Wesen in dieser Welt, dessen Herz ihr mit Liebe und treuer Anhänglichkeit zugethan war. Sie blickte nicht zu der Sclavin auf, sie reichte ihr nur seitwärts die Hand hin, welche Eva mit beiden Händen ergriff, sie an ihre Lippen preßte und sich dann zu den Füßen ihrer Herrin niederwarf.

Beide weinten, Beide schwiegen, denn Eva hatte die Ursache von Eloisens Thränen erkannt, und wie dieser, so widerstrebte es auch der Sclavin, dieselbe mit Worten auszudrücken.

Vergebens bat Eloise die Negerin, sie zu verlassen und sich zur Ruhe zu begeben, sie blieb neben ihr auf dem Fußboden sitzen und wachte über jede Bewegung, jeden Seufzer ihrer Herrin.

Erst als der Tag graute, ließ Eloise sich von der Sclavin nach einem andern Zimmer geleiten und zur Ruhe bringen, denn sie fühlte sich sehr angegriffen und unwohl.

Ralph erwachte, wie schon so oft in seinem Leben, mit Scham und Abneigung gegen sich selbst erfüllt, er fühlte, wie tief er in der Achtung seiner Gattin durch sein rohes, gemeines Verfahren gegen sie gesunken sein mußte, er war es sich bewußt, daß er sie in letzterer Zeit auf eine unverantwortliche Weise vernachlässigt hatte, und sah ein, daß sein Lebensglück in seinem tiefsten Grunde dadurch erschüttert worden sei; demohngeachtet aber gab es sein störriger, mit sich selbst zerfallener Geist nicht zu, durch ein mildes, reuiges Wort sein Unrecht wieder gut zu machen.

Er erschien in dem Wohnzimmer, fand den Frühstückstisch gedeckt, doch Eloise war nicht da; er glaubte, sie sei in der Küche, um Anordnungen zu geben, und als Eva mit der Frage hereintrat, ob er jetzt zu frühstücken wünsche, sagte er zu ihr:

»Du kannst Deiner Herrin sagen, ich wartete hier auf das Frühstück, ob ich vielleicht, wie gestern Abend, mit leerem Magen abziehen solle?«

»Die Herrin ist krank, sie ist zu Bette gegangen, Herr,« erwiederte die Sclavin, ohne zu Ralph aufzublicken, und setzte, als er sich von ihr ab nach dem Kamin wandte, noch hinzu: »Soll ich das Frühstück hereinbringen?«

»Brauchst Du darum zu fragen, Hündin? Ich werde Dir einmal mit der Peitsche die Gedanken schärfen. Vorwärts – das Frühstück!«

Zitternd eilte Eva davon, um den Befehl auszuführen, während Ralph durch einen Pfiff auf der Faust den Reitknecht herbeirief und ihm auftrug, sein Pferd zu satteln und vorzuführen. Kaum hatte er das Frühstück zu sich genommen, als er sein Roß bestieg und davonritt.

Am Abend zuvor war er in einem Trinkhaus, welches im Lande an einem der vielen Nebenwege lag, mit einer Gesellschaft junger Bursche zusammen getroffen, hatte mit ihnen getrunken und gespielt und an sie nicht nur seine ganze Baarschaft, sondern auch noch einige hundert Dollar verloren, die ihm der Kaufmann, der das Trinkhaus hielt, geborgt hatte. Man war übereingekommen, sich heute Abend wieder dort zu treffen, und Ralph begab sich jetzt zu einem wohlhabenden Pflanzer in der Nachbarschaft, um zu versuchen, ob er mit ihm einen Viehhandel gegen baares Geld abschließen und auf diese Weise Mittel in die Hände bekommen könne.

Er blieb bei dem Pflanzer zum Mittagsessen; da dieser aber des ihm angebotenen Viehs nicht benöthigt war, so mußte Ralph sich dazu verstehen, ihm dasselbe zu einem sehr niedrigen Preis zu überlassen.

Mit dem daraus gelösten Geld und der Hoffnung, damit die gestern verlorene Summe wieder zu gewinnen, ritt er, als die Sonne sich neigte, nach dem Trinkhause, wo er verabredetermaßen die Gefährten vom Abend zuvor, sowie noch viele andere Bekannte versammelt traf.

Die aus Branntwein angefertigten, schmackhaften Getränke verscheuchten bald die Wolken des Unmuths von Ralphs Stirn, er stimmte in die zügellose Fröhlichkeit der

andern jungen Männer ein, Gesundheiten wurden getrunken, es wurde gescherzt, gelacht und gejubelt und bald setzte man sich zum Spiel nieder.

Die Glückegöttiu schien aber Ralph ein für allemal nicht mehr lächeln zu wollen, denn er verlor wieder, und je mehr er durch Trinken seine Hoffnung anzufeuern suchte, desto schneller ging das Geld aus seinen Händen in die seiner Gefährten über.

Gegen neun Uhr Abends waren seine Taschen leer und sein Kopf wieder so schwer geworden, daß er, als er aufstand, sich kaum auf den Füßen erhalten konnte. Er rief dem Wirth zu, sein Pferd vorzuführen, man machte ihm Vorstellungen, sich hier einige Stunden auszuruhen und dann zu reiten, er aber tobte unbändig und schwur, daß er in Carriere nach Hause sprengen werde.

Sein Pferd, eine sehr edle Schimmelstute, wurde ihm gebracht, seine Kameraden hoben ihn in den Sattel und mit einem wilden, gellenden Schrei stach er dem Thier die Sporn in die Seiten und jagte auf dem rohen Wege davon. Er war aber nicht weit geritten, als der wilde Geist ihn verließ, seine Gedanken sich immer mehr verwirrten und ihn eine Müdigkeit überfiel, die er kaum zu bemeistern vermochte.

Das Pferd war in Schritt gefallen, er schwankte im Sattel herüber und hinüber und griff oft in die Mähne der Stute, um sich an ihrem Rücken zu erhalten. Die Nacht war sternenhell, doch ziemlich dunkel, und Ralphs Sinne waren so umnebelt, daß er nicht mehr wußte, wo hinaus

der Weg führte; das brave Pferd aber kannte und verfolgte denselben, trotzdem sein Reiter es an den Zügeln bald rechts bald links riß.

Er hatte den Wald erreicht, durch welchen die Straße sich hinzog, und kam an einer Vertiefung vorüber, die mit Wasser angefüllt war. Der nahe Bach, durch den Regen in vergangener Nacht angeschwellt, war in alle Niederungen des Waldes ausgetreten und hatte ihn nach allen Richtungen hin mit stehenden Wasserstrichen durchzogen. Der mit Rasen bedeckte Weg, auf dem sich Ralph befand, bildete an einer Seite nach dem Wasser hinab ein sehr steiles Ufer, welches sich jedoch nur einige Fuß über dem Wasserspiegel erhob.

Ralph sah den Glanz auf der ruhigen, dunkeln Fläche und glaubte, dahinaus müsse sein Weg führen, er riß das Pferd an dem Zügel nach dem Abhang hin, doch dieses sträubte sich, der Lenkung zu folgen. Mit einem halblauten Fluch riß er abermals an dem rechten Zügel, schlug die Sporn in die Seiten des Thieres und mit einem weiten Sprunge setzte dasselbe in das Wasser hinab, daß es sammt seinem Reiter in ihm versank. Im nächsten Augenblick hob sich die Stute wieder auf die Oberfläche und Ralph hing auf ihr und hielt ihren Hals mit seinen Armen umklammert. Die Müdigkeit hatte ihn für den Augenblick verlassen, er gewann seinen Sitz im Sattel wieder und lenkte nun das schwimmende Pferd dem Ufer zu, von welchem dasselbe herabgesprungen war. Vergebens strengte sich das Thier an, dieses zu erklimmen, es sank

immer wieder in die Fluth zurück, so sehr die Sporn seines Reiters es auch anfeuerten. Schnaubend hob es sich und suchte mit seinen Vorderfüßen in der Uferbank zu haften, umsonst wandte es sich seitwärts, um einen andern Platz zu gewinnen, auf dem es fußen könne, sein Reiter riß es immer nach derselben unersteiglichen Stelle hin.

Fast eine Stunde hatte sich schon die edle, treue Stute abgearbeitet und sank immer tiefer unter den Spiegel der Fluth, so daß bald nur noch ihre Nüstern über demselben hervorsahen, aus denen sie das Wasser schnaubend ausblies.

Ralph war erstarrt gegen ihren Nacken gesunken und hielt, kaum noch seiner selbst sich bewußt, an ihren Mähnen fest.

Da nahete sich ein Reiter dem verhängnißvollen Platz und wurde durch das Schnauben des versinkenden Thieres zu ihm herangezogen.

Der Reiter war Tallihadjo, der vor der Wohnung Ralphs lange vergebens auf dessen Rückkehr gewartet hatte, weil er ihn zu sprechen wünschte.

Als der Häuptling in der dunkeln Masse, die sich über dem Wasser erhob und wieder in ihm versank, einen Reiter erkannte, sprang er von seinem Pferd und nach dem Ufer hin, ergriff das Gebiß der Stute, hob ihren Kopf empor und leitete sie am Zügel nur eine kurze Strecke seitwärts, wo sie Boden faßte und mit Ralph auf das Trockene stieg.

Mit großer Ueberraschung gewahrte Tallihadjo nun, daß es Ralph war, den er dem sichern Tode entrissen habe, und der kaum noch im Stande war, sich in dem Sattel zu erhalten. Er sprach zu ihm, schüttelte ihn beim Arm, doch statt der Antwort erhielt er nur unverständliche, halb ausgesprochene Worte.

Der Häuptling holte nun sein eigenes Pferd herbei, ergriff die Zügel beider Thiere und leitete sie Ralphs Wohnung zu, die er nach einer halben Stunde erreichte.

Die Neger, die der Ankunft ihres Herrn harrten, kamen ihm entgegen, öffneten das Thor und hoben ihn vor der Veranda vom Pferde, wozu sie Gewalt gebrauchen mußten, da er den Hals des Thieres nicht loslassen wollte.

Sie trugen ihn nun nach seinem Zimmer; Tallihadjo sah ihm kopfschüttelnd nach, dann bestieg dieser sein Roß und verschwand bald darauf in der Dunkelheit.

Ralph war heute Vater geworden, Eloise hatte ihn mit einem starken gesunden Knaben beschenkt. Beseligt hielt sie auf ihrem Ruhelager das Kind in ihrem Arm, das theuere Kleinod, in dem sie einen irdischen Himmel für sich erblickte. Es sollte ihr all' das Glück gewähren, welches ihr bis jetzt in ihrem Ehestand nicht zu Theil geworden war, es sollte die Thränen fern von ihr halten und ihr ihre Einsamkeit, ihr Verlassensein versüßen. Mit wonnigen, freudetrunkenen Blicken hingen ihre Augen an dem schlummernden, süßen Liebling, der mit jeder Bewegung seiner kleinen Brust Seligkeit für sie athmete, und alle die schweren Schicksale, die herben Leiden, die sie betroffen, verschwanden vor diesem Quell des Glücks.

Die treue Eva stand an dem obern Ende des Lagers an den Bettpfosten angelehnt und blickte mit Entzücken schweigend auf ihre glückliche Herrin und deren Säugling, sie fühlte mit ihr, sie athmete mit ihr, als ob sie einen Antheil an dem Kinde habe.

»Ist Dein Herr noch nicht nach Hause gekommen, Eva?« fragte Eloise die Sclavin mit leiser Stimme.

»Ich glaube, ich habe ihn kommen hören,« antwortete diese.

»Sollte man es ihm nicht gesagt haben, daß er einen Sohn besitzt?«

»Ich kann mich auch geirrt haben,« erwiederte Eva.

»So gehe, sieh selbst, ob er es war, und bringe ihm die frohe Botschaft,« fuhr Eloise fort und wandte dann ihre Blicke wieder auf ihr Kind.

Eva wußte es recht wohl, daß ihr Herr nach Hause gekommen war, und es that ihr im Herzen weh, daß derselbe sein neues Glück noch nicht begrüßt hatte, sie eilte hinaus nach dem Wohnzimmer, und als sie dasselbe leer fand und nirgends sich Jemand zeigte, lief sie nach der Küche. Dort saßen sämmtliche Neger zusammen und lachten und scherzten über das Abenteuer, welches Ralph begegnet war. Der Eine glaubte Dies, der Andere Jenes; doch darin kamen sie sämmtlich überein, daß er sehr betrunken sei.

Mit Entsetzen hörte Eva diese Nachricht und eilte zu ihrer Herrin zurück, nicht um ihr dieselbe zu überbringen, sondern um sie ihr zu verheimlichen.

»Der Herr ist in Tallahassee gewesen, von wo er sehr ermüdet zurückkehrte und sich sogleich zur Ruhe begab, denn keiner von den Negern hat ihm sein und unser Glück mitgetheilt,« sagte Eva, als sie zu Eloisens Lager trat.

»Er wußte aber doch, daß ich mich heute früh nicht wohl fühlte, und hätte sich wohl nach mir erkundigen können,« bemerkte Eloise wehmüthig.

»Um so größer wird seine Ueberraschung und seine Freude sein, wenn er morgen früh erfährt, daß Du, Herrin, ihn mit einem Sohn beschenkt hast,« erwiederte Eva und bot Eloisen dann ein Glas mit Reiswasser an, welches sie aus der Küche mitgebracht hatte.

Die eiserne Gesundheit Ralphs trotzte dem gewaltsamen Angriff, den er in vergangener Nacht auf sie gemacht hatte, und bemeisterte alle nachtheiligen Folgen des unnatürlichen, kalten Bades; er erwachte früh Morgens gestärkt und mit klarem Geiste und schritt seiner Gewohnheit gemäß hinaus unter die Veranda, um seinen Kopf in einen Napf mit kaltem Wasser zu tauchen und sich zu erfrischen.

Eva eilte ihm aber nach und hielt ihn mit den Worten zurück: »Herr, Du hast einen Sohn bekommen, ich wünsche Dir alles Glück dazu.«

Ein freudiger Schreck fuhr durch Ralphs Seele, die Nachricht traf ihn unerwartet, denn er hatte diese Zeit noch entfernter geglaubt, und überrascht blickte er die Sclavin einen Augenblick an, dann aber rannte er nach

dem Zimmer seiner Frau und öffnete sehr bewegt, doch vorsichtig, die Thür.

Die Stimme der Natur war in ihm erwacht und hatte die Schläge seines Herzens verdoppelt, sein eigenes Fleisch und Blut sollte er neu geboren vor sich sehen, er nahete sich leisen Trittes dem Bett und sein freudig forschender Blick begegnete dem seiner Gattin.

»Ralph,« sagte Eloise mit mildem, liebevollem Ton und hielt ihm ihre Hand entgegen, die dieser mit sichtbarlicher Rührung ergriff und an seine Lippen preßte. Nun schlug Eloise den leichten Schleier zurück, der über dem schlafenden Kinde lag, und zeigte mit seligem Entzücken dem Vater seinen Sohn. Dann nahm sie das Kind auf ihre Hände und hielt es Ralph hin, der es liebkos'te, bis es aus seinem Schlummer erwachte und laut zu schreien begann. Es hatte die Eltern versöhnt, alle früheren Störungen ihres ehelichen Glückes waren vergessen, und freudig schlugen ihre Herzen einander entgegen.

Eva hatte sich unbemerkt in das Zimmer geschlichen und erkannte mit inniger Rührung die Veränderung, die in den gegenseitigen Gefühlen ihrer Herrschaft eingetreten war; als aber Eloise sie bemerkte und sie herbeirief, um das Kind zu nehmen und es zu beruhigen, pries sie dessen Schönheit und Stärke und behauptete, es sei seinem Vater, wie aus den Augen geschnitten, ähnlich.

Dies wichtige Ereigniß schien Ralph gänzlich umgestaltet zu haben, er gab seine unstäte Lebensweise auf, blieb des Tages über mit seinen Negern an der Arbeit und verbrachte die Abendstunden bei Frau und Kind.

Er war entschlossen, seine Vermögensverhältnisse zu ordnen, und stellte eine Rechnung über seinen Besitz und seine Schulden auf. Dieselbe fiel nun über sein Erwarten zu seinem Nachtheil aus, denn seine Schulden waren bedeutend größer, als er geglaubt hatte, und er wußte, daß man mit dem neuen Jahre auf Zahlung dringen würde.

Seinen Viehstand durch Verkauf noch mehr zu schwächen, schien ihm nicht rathsam, denn derselbe bot ihm in dem Zuwachs den leichtesten und sichersten Gewinn, Land konnte er augenblicklich nur zu einem niedrigen Preis verwerthen, während es ihn in einiger Zeit zum reichen Manne machen mußte, und der Verkauf seiner Neger nahm ihm die Möglichkeit, seine Felder zu erweitern und werthvolle Ernten zu erzeugen.

Unschlüssig, was er thun sollte, verbrachte er den Rest des alten Jahres, und mit dem neuen erschienen auch die Gläubiger und baten um Zahlung für ihre Forderungen. Ralph versprach, sie bald zu befriedigen, erhielt von ihnen auch neue kurze Fristen, doch seine Lage erschien ihm mit jedem Tage mißlicher.

Da trat er eines Abends zu Eloisen in's Zimmer, setzte sich neben ihr vor dem Kaminfeuer nieder und sagte:

»Wie wäre es, Eloise, wenn wir hier eine Wirthschaft anlegten? Es ist auf weit und breit kein Gasthaus an der Straße, in dem ein Reisender einkehren kann, dieselben hängen von der Gastfreundschaft der Pflanzer ab, und Viele würden es vorziehen, für ihr Geld ein Unterkommen zu finden. Außerdem wird jetzt eine Fahrpost zwischen Tallahassee und Columbus errichtet, die hier in der

Gegend jedenfalls einen Stationsort anlegen müßte. Mit dem Unternehmer, dem der Staat die Beförderung der Wagen verpachtet hat, bin ich bekannt, und es könnte ihm nur erwünscht sein, bei uns seine Pferde zu stellen, wenn die Passagiere hier bewirthet werden könnten. Daß wir viel Geld dabei verdienen würden, darüber ist kein Zweifel vorhanden, denn die Zahl der Reisenden mehrt sich mit jedem Tage; es fragt sich nur, ob es Dir angenehm sein würde, einer Wirthschaft vorzustehen?«

Eloisen kam der Vorschlag ganz unerwartet, sie schwieg einen Augenblick und sah sinnend vor sich nieder, dann sagte sie:

»Dir zu Gefallen, Ralph, thue ich Alles gern, und werde auch, wenn Du es wünschest, einer Wirthschaft vorstehen. Bedenke aber, daß dadurch fremde Menschen in unsern häuslichen Kreis Eintritt erhalten und leicht Unfrieden in denselben bringen können. Wir leben ja so glücklich, was wollen wir mehr?«

»Wir erhalten einen sehr leichten und sichern Erwerb dadurch und hängen nicht von dem Fleiß oder der Faulheit der Neger ab, wir haben keine Mißernten zu befürchten und auch kein Sinken der Preise für unsere Produkte. Und was die fremden Menschen anbetrifft, so kommen dieselben mit unserm häuslichen Glück in keine Berührung, sie erhalten ihre Beköstigung und, wenn sie wollen, Schlafstelle, zahlen ihr baares Geld und reisen weiter. Im

Gegentheil, ich glaube, daß uns dadurch manche angenehme Unterhaltung zu Theil werden wird, denn wir hören von Reisenden die Neuigkeiten im Norden und Süden,« erwiederte Ralph.

»Wie gesagt, Ralph, ich habe Nichts dagegen einzuwenden und hoffe wohl im Stande zu sein, die Wirthschaft zu Deiner Zufriedenheit zu führen. Nur eine Bitte hätte ich dabei zu thun,« sagte Eloise etwas verzagt.

»Und die wäre?« antwortete Ralph.

»Du darfst sie mit aber nicht mißdeuten, Bester,« bemerkte Eloise zögernd.

»Nein, nein, sprich nur aus, was Du wünschest, Eloise; Du hast ja Dein Wort dabei mitzureden.«

»Nun denn – ich möchte nicht gern – daß geistige Getränke hier verschenkt würden. Ich glaube, wir würden uns durch diese Vorsicht manche Unannehmkeit ersparen,« erwiederte Eloise verlegen.

Ralph war überrascht und sah im Bewußtsein seiner Schuld im ersten Augenblick in Eloisens Bitte einen Vorwurf gegen sich selbst, dann aber enthielt der Grund, den sie ansah so viel Wahrheit, daß er Nichts dagegen einwenden konnte, und er sagte:

»Du hast vollkommen Recht, Eloise, es ist ja außerdem in den meisten Gasthäusern an der Straße eingeführt, keine solche Getränke verabfolgen zu lassen. Diese Bitte ist also auf das Vollkommenste gewährt, und wenn Du sonst Nichts einzuwenden hast, so öffnen wir bald den Reisenden unser Haus,« sagte Ralph mit großer Zufriedenheit.

»Nichts weiter habe ich einzuwenden und verspreche Dir, mein Bestes zu thun.«

»Ich werde sogleich am Eingang der Allee an der Straße ein großes Schild aufstellen, damit die Vorüberziehenden auf unser Haus aufmerksam gemacht werden. Du mußt ihm aber einen Namen geben, wie sollen wir es nennen?«

»Nun, Eintracht, *Concordia*, das ist ein hübscher Name,« sagte Eloise freudig.

»Das ist er auch, *Concordia* soll unser Haus heißen, und morgen reite ich nach D. . . , um das Schild zu bestellen. Dann werde ich auch einige von unsern Faullenzern, unsern Negern, zu verkaufen suchen, damit wir sie nicht unnöthig füttern,« sagte Ralph.

»Die Neger verkaufen, Ralph, warum denn Das?« bemerkte Eloise erstaunt.

»Pflanzer und Wirth zugleich, liebes Kind, das verträgt sich nicht zusammen.«

»Ich glaubte gerade im Gegentheil, es vertrüge sich sehr gut.«

»Nein, nein, der Wirth muß nur seine Bedürfnisse ziehen, und dazu sind für uns zwei Neger vollkommen ausreichend. Dann kann ich stets in der Wirthschaft sein und brauche mich nicht um das Feld zu kümmern. Außerdem bekommen wir durch den Verkauf etwas baares Geld in die Hand, was doch auch bei einem neuen Geschäfte angenehm ist,« sagte Ralph leicht hin.

»Ich meine, Du hättest mir gesagt, daß Du bei Herrn Behrend noch ein Kapital stehen hättest,« antwortete Eloise verwundert.

»Nun ja, ich habe es aber dem guten Manne für dieses ganze Jahr noch zugesagt und mag ihn doch nicht belästigen. Jedenfalls sind uns die Neger unnöthige Esser und das baare Geld bringt uns gute Zinsen,« erwiederte Ralph, ohne verlegen zu werden.

»So mache es, wie Du willst, mir soll es recht sein,« sagte Eloise und legte ihre Rechte in die Hand ihres Gatten, während sie auf ihrem linken Arm ihren kleinen Liebling hin und her wiegte.

Am folgenden Morgen frühzeitig ritt Ralph mit Dreien seiner Neger nach D... zu Herrn Behrend, theilte ihm sein Vorhaben mit, ein Gasthaus anzulegen, und führte Dieses als Grund an, daß er die Neger wieder verkaufen wolle.

Behrend übernahm es, die Sclaven zu verwerthen und versprach, den Betrag dafür, nach Abzug seiner Forderung, zu Ralphs Verfügung zu halten. Dieser bestellte nun auch bei einem Schreiner das Schild, welches vor der Allee an der Straße aufgepflanzt werden sollte, gab ihm den Auftrag, eine Anzahl gewöhnlicher Bettstellen anzufertigen, und kaufte dann vor seiner Abreise noch von Herrn Behrend die nöthigen Gegenstände, deren er zur Einrichtung seines Gasthauses bedurfte.

Wirklich ward nach einigen Wochen das Concordia-Hotel von Norwood eröffnet, und die Reisenden, die in

demselben einkehrten, konnten die Bewirthung, welche ihnen dort zu Theil geworden war, nicht genug rühmen.

Es gelang Ralph auch, den Unternehmer, der die Beförderung der Post gepachtet hatte, zu bestimmen, in seinem Hause die Station anzulegen, wodurch er auf einen regelmäßigen Fremdenverkehr rechnen konnte.

Alles schien sich in Ralphs Haus zum Guten wenden zu wollen, denn es fehlte nicht an Gästen, Eloise sorgte mit der fleißigen Eva für deren gute Bedienung und die hohen Preise, die man ihnen berechnete, zahlten dieselben mit Freuden und erklärten, daß an der ganzen Straße bis nach Columbus kein so gutes Gasthaus zu finden sei.

Ralph sagte die neue Beschäftigung ganz besonders zu, denn er hatte jetzt gar nichts zu arbeiten. Er unterhielt sich mit den Fremden, speiste und rauchte mit ihnen und gab ihnen auch häufig einige Meilen Weges das Geleit, wo man dann in einem Trinkhause Abschied von einander nahm. Da Wildprett und Fische in der Küche jederzeit sehr willkommen waren, so ging er nun häufig auf die Jagd, oder zum Fischen, wobei ihn dann seine früheren Kameraden begleiteten und Eloise sah es nicht mehr als eine Vernachlässigung an, wenn er während des ganzen Tages abwesend war, und oft erst spät in der Nacht nach Hause zurückkehrte. Sie war selbst fortwährend so sehr beschäftigt, daß sie sich nicht mehr einsam fühlte und traten einmal Stunden der Ruhe ein, so hatte sie ihr größtes Glück, ihren Sohn, bei sich, der sich zusehends

und herrlich entwickelte, und dessen süßes liebliches Lächeln jeden in ihr aufkeimenden trüben Gedanken verscheuchte.

Ein freies Volk, welches selbst seine Verhältnisse, Zustände und Interessen, sowohl in seinem Innern, als auch nach Außen hin überwacht, über dieselben nachdenkt, sie abwägt und sie lenkt, wird, wie ein thätiger großer Geschäftsmann, zu jeder Zeit ein Begebniß, eine Hoffnung, eine Unternehmung eine Entscheidung vor Augen haben, die seine ganze Aufmerksamkeit beansprucht und es mehr oder weniger in Aufregung versetzt. Das schöne Florida war augenblicklich der Gegenstand, der die Gemüther der Amerikaner lebhaft bewegte, und für welchen sich ihr Interesse von Tag zu Tag steigerte. Sie hatten dies herrliche Land der Blumen von Spanien gekauft und ihr Geld dafür bezahlt, und doch konnten sie es nicht nach Belieben benutzen und die Vortheile nicht daraus ziehen, die es ihnen so unerschöpflich bot.

Das Eigenthumsrecht Spaniens, insofern diese Macht ein solches auf Florida besaß, war allerdings auf die Amerikaner übergegangen, das Recht aber, welches ein Besitz während vieler hundert Jahre den Ureinwohnern desselben, den Seminolen, gegeben hatte, machte es ihnen streitig. Wenig würde dies Recht aber berücksichtigt

worden sein, hätte man es in seiner Macht gehabt, diesen ganzen Völkerstamm aus seiner Heimath zu verjagen, oder ihn zu vernichten; an dem Willen hierzu hatte es noch keinen Augenblick gefehlt. Wenn auch die Zahl der Seminolen, die einst über zwanzigtausend Seelen betragen hatte, jetzt schon durch die Vertilgungsmittel der Weißen, durch Branntwein und Krankheiten auf die Hälfte verringert worden war, so blieb sie doch immer noch in der Wildniß dieses Landes eine Macht, die den Waffen der Amerikaner Trotz bot.

Das Verfahren, Schritt für Schritt mit Ansiedelungen vorzurücken, wie man es gegen die Indianer im Westen beobachtet, die sich in demselben Verhältniß zurückziehen können, war in Florida nicht anwendbar, indem die Seminolen ihr Land nicht verlassen und es nicht gegen ein anderes vertauschen konnten; um jeden Schritt, den die Weißen vorwärts thaten, wurde der Grundbesitz Jener kleiner, deren Nahrungsquellen geringer und ihr Widerstand gegen die Landräuber hartnäckiger.

Ein Krieg zur gänzlichen Vertilgung dieser unglücklichen Ureinwohner stand schon seit Jahren in Aussicht, doch immer noch hatte man die Kosten und die Opfer gescheut, die derselbe beanspruchen würde. Der Werth jenes Landes aber wurde von Tag zu Tag bekannter, die Lust der Amerikaner, Besitz davon zu nehmen, immer reger, und die Aufforderungen hierzu an die Regierung in Washington lauter, öffentlicher und dringender. Dazu kam, daß in letzterer Zeit die Angriffe der Seminolen auf die weißen Eindringlinge, namentlich im Süden Floridas,

häufiger und mit mehr Grausamkeiten verbunden gewesen waren, als früher, welches die Zeitungsschreiber benutzten, um das amerikanische Volk gegen die Wilden aufzubringen.

Umsonst erhoben sich einzelne Stimmen zu Gunsten der Seminolen, wiesen auf deren angestammte Rechte hin und forderten auf, im Wege der Unterhandlung das Land von ihnen zu gewinnen; sie wurden hundertfach überstimmt und ›Krieg gegen die Unmenschen, die Kannibalen!‹ schallte es durch die ganzen vereinigten Staaten.

Im Norden Floridas, wo die Indianer mit der verdrängenden Civilisation bereits seit vielen Jahren in Berührung gekommen waren, hatten die einzelnen Stämme schon vieles von den Weißen angenommen, namentlich in Bezug auf ihre häuslichen Einrichtungen; ihre Häuser, ihre Felder waren besser angelegt, als die ihrer rothen Brüder im Süden, sowie im Innern des Landes; sie gebrauchten die Handwerkszeuge der Amerikaner, und ihr Vieh war von edeler Raçe, während jene anderen Stämme noch ihre Hütten von Palmblättern anfertigten, nur einzelne hier und dort ein wenig Mais zogen und auf die Veredelung ihrer Heerden keine Sorge verwandten. Auch der geistige Zustand der Seminolen an der Landesgrenze hatte sich an der benachbarten Bildung abgeschliffen, sie folgten nicht mehr ausschließlich den Eingebungen ihres natürlichen Gefühls und viele Ansichten, viele Gebräuche ihrer weißen Nachbarn fanden bei ihnen Anklang.

Die große Volksmasse aber im Innern des Landes befand sich so zu sagen ganz in dem Zustand der Natur, da noch keine Einflüsse von Außen dagegen eingewirkt hatten, und nur die Abnahme an Wild, so wie der immer kleiner werdende Flächenraum, auf dem die Stämme zusammengedrängt wurden, hatte sie vermocht, hin und wieder Mais zu bauen. Wenn sie sich auch widersetzten, ihre rothen Brüder, die von den Weißen zurückgedrängt wurden, in ihre Jagdgründe aufzunehmen und oftmals blutige Streitigkeiten dadurch herbeigeführt wurden, so mußten sie doch der Nothwendigkeit nachgeben, waren aber deshalb auch um so bereitwilliger, dieselben zu unterstützen, wenn sie Rache an den Eindringlingen ausüben wollten.

Die Ansiedelungen der Amerikaner an der Küste des südlichen Floridas wurden täglich mehr von den Urbewohnern bedrängt, die Häuser der Ersteren wurden niedergebrannt, die Felder zerstört, Vieh und Pferde hinweggetrieben und die Menschen gemordet. Mehrere hundert Weiße waren dort im Laufe des letzten Jahres von den Wilden auf die grausamste Art getödtet worden, und der Name Osmakohee wurde von den Grenzbewohnern mit Schrecken genannt.

Dieser Häuptling zog als Siegesprophet von Stamm zu Stamm, verkündete im Namen des großen Geistes, daß der Tag der Rache an den Bleichgesichtern nahe sei, daß man bald den Kriegsruf Tallihadjo's durch ganz Florida hören werde und forderte auf, sich zum großen Kampfe

zu rüsten. Mit Begeisterung wurden seine glühenden Reden gehört, der tiefgewurzelte Haß der Indianer gegen die Weißen loderte in hellen Flammen auf und machte sich in kleinen Vorspielen zu dem großen blutigen Rachetag Luft. Allenthalben, wo Osmakohee an der Indianergrenze erschien, fiel man über die nahen Niederlassungen der Amerikaner her, und der Prophet bezeichnete seinen Weg an dieser Frontier mit Feuer und Blut.

Die Hülferufe der weißen Floridaner schallten immer dringender in das Kapitolium zu Washington, so daß die Regierung endlich Anstalten machte, denselben den nöthigen Schutz zu senden.

Eine Truppenmacht landete an der westlichen Küste Südfloridas in der Tampabay und stellte die an derselben gelegene Festung Brooks wieder her, um von dort aus den Ansiedlern zu Hülfe zu kommen. Auch wurden jetzt im Congreß zu Washington ernstliche Berathungen gehalten, auf welche Weise man Florida am leichtesten von den Wilden säubern könne, und die meisten Anträge lauteten auf einen Vertilgungskrieg, da derselbe weniger Kosten bedingen würde, als ein Ankauf des Landes von seinen Urbewohnern. Das Leben der vielen Soldaten, die dabei als Opfer fallen mußten, wurde nicht in Anschlag gebracht. Zu den Ohren Tallihadjo's war sowohl die Nachricht von dem voreiligen Beginnen Osmakohee's gedrungen, als auch die Kunde von der Landung der Truppenmacht in Tampabay. Sein alter Freund Arnold hatte ihn von dem Beginnen in Washington unterrichtet, und durch ihn hatte er erfahren, daß auch in Georgien

die Sympathie für die Seminolen sehr abgenommen habe, wenngleich Arnold selbst, so wie auch sein Sohn, dem Häuptling mit treuer Freundschaft zugethan blieben.

Tallihadjo vernahm diese Mittheilungen, ohne durch sein Aeußeres zu verrathen, welchen Eindruck sie auf sein Gemüth hervorbrachten und versicherte Arnold, daß er, was sich auch zutragen möge, stets ein treuer Freund von ihm und den Seinigen bleiben werde.

Eine Ruhe, wie sie dem Orkan vorherzugehen pflegt, lag jetzt auf Florida, die Weißen umgaben ihre Niederlassungen mit Pallisaden, machten ihre Häuser kugelfest und brachten in deren Wänden Schießlöcher an. Eine jede Familie zog so viele Männer zu sich heran, als ihr möglich war zu bekommen, und Alle versorgten sich mit Waffen und Munition. Kein Indianer ließ sich mehr bei ihnen blicken und kein Weißer wagte sich in die Gebiete der Wilden. Es war den Kaufleuten auf das Strengste verboten, den Indianern Pulver oder Blei zu verkaufen, das gänzliche Verschwinden von Diesen jedoch überhob Jene einer jeden Versuchung, das Verbot zu übertreten. Demohngeachtet wurden die Seminolen nun erst recht mit Munition versorgt, denn der Amerikaner läßt keine Gelegenheit, Geld zu verdienen, ungenutzt vorübergehen; von andern Staaten her führten viele Händler bei Nacht und Nebel schwere Ladungen mit Büchsen, Pulver und Blei auf Packthieren in die Indianergebiete und machten glänzende Geschäfte damit. An der Grenze von Georgien und auch in Tallahassee wurden solche Uebelthäter ertappt und kurzweg aufgehangen, nichts destoweniger

ward das Geschäft fortgesetzt und die Seminolen erhielten nach wie vor alles, was sie wünschten.

Der Herbst hatte Florida mit frischem Grün geschmückt, die Laubholzdickungen, welche sich durch die unabsehbaren Fichtenwälder hinziehen, hatten sich von der Dürre des Sommers erholt und sich mit neuem saftigem Laub bedeckt, und die Herbstflor hatte die wundervollsten Blüthen über Wald und Wiesen ausgestreut. Der Mond warf sein stilles helles Licht über die Erde und ein kühlender Seewind strich erquickend durch die heiligen, noch nicht von der Axt der Weißen verstümmelten Haine der Indianer.

Vor Tallihadjo's Hütte lagen die Seinigen um das niedergebrannte Lagerfeuer hingestreckt in ruhigem Schlafe, nur der Häuptling und Onahee saßen in einiger Entfernung an dem Ufer des Flusses unter einer Cypresse, deren Gipfel die Nachtluft hin und her wiegte; sie schauten in die eilenden Wellen, die rauschend unter ihren Füßen dahinspielten.

Ernst und unbeweglich saß Tallihadjo, von dem Lichte des Mondes beschienen, die finstere Gluth seiner großen dunkeln Augen verrieth das Leid und den Schmerz, der seine Brust bewegte, und auf seinen braunen eisernen Zügen stand das Schicksal seines Volkes und seines Vaterlandes geschrieben.

»Der letzte Tag nahet, Onahee,« sagte er nach langem Schweigen, »der Tag an dem die Seminolen aufhören werden, ein Volk zu sein. Uneinigkeit und Selbstsucht gräbt ihnen das Grab. Vergebens habe ich es versucht,

die Stämme unter sich zu einen, umsonst habe ich die Häuptlinge im Innern des Landes aufgefordert, sich zum großen Kampfe zu rüsten. Oceola antwortete mir, er werde seine Wälder durch Fällen von Bäumen für die Bleichgesichter unzugänglich machen und sie dann dort erwarten; Sam Jones sagte, er sei in seinen Sümpfen sicher vor den Weißen, bis sie zu ihm gelangen könnten, würden die Alligatoren sie verzehrt haben; Schenanda ließ mir melden, wenn die bleichen Männer in seine Berge eindringen wollten, müßten sie klettern lernen, wie die Panther, er werde seine Felsen auf sie hinabrollen und sie unter denselben begraben. So will jeder Stamm ein Volk für sich vorstellen, ein jeder kleiner Häuptling dünkt sich Herrscher der Seminolen, und ehe die Einzelnen ihre Unbedeutsamkeit erkennen, werden wir sämmtlich eine Beute des Adlers sein. Vereinigt hätte unser Volk die weiße Brut in Florida erdrückt und, wie die Windsbraut die Wälder vor sich niederstürzt, sich durch die Länder der Amerikaner einen Weg nach dem Westen bahnen können, um dort als mächtige unbesiegte Nation sich eine neue Heimath zu gründen; uneinig aber, wie wir sind, wird ein Stamm nach dem andern fallen, bis das Herz des letzten Seminolen aufgehört hat zu schlagen. Noch wäre es Zeit für sie, sich zu retten, wollten sie Alle dies Land verlassen, das ihnen nichts anderes mehr bietet, als eine Grabstätte; ihr Herz aber hängt an den dunkeln Wäldern, an den klaren Gewässern, an dem blauen Himmel ihrer Heimath, der sie ihre Freiheit, ihr Leben opfern werden.

Der große Geist macht sie blind, damit sie die Wege der Bleichgesichter nicht erkennen sollen.«

Hier schwieg der Häuptling, stützte den Arm auf sein Knie und senkte die Stirn in die Hand. Der Wind rauschte in den Riesenpflanzen des Ufers und der nahe Wasserfall ließ sein eintöniges Brausen durch die mondhelle Nacht ertönen.

»Noch haben die Seminolen die Stimme Tallihadjo's nicht gehört, auf die sie so lange vergeblich gewartet; wie können sie ihr folgen?« sagte Onahee, und richtete ihre großen Augen fragend auf den Häuptling.

»Er hatte durch die Zunge Osmakohe's zu ihnen gesprochen und nur die Grenzbewohner haben seiner Rede ihre Herzen geöffnet,« erwiederte Tallihadjo, ohne aufzublicken.

»Wenn es im Süden am nächtlichen Himmel wetterleuchtet, erheben sich die durstigen welken Pflanzen nicht, nur wenn der Sturm sich ihnen selbst nahet und neue Lebenskraft über sie ausgießt, stehen sie auf und lauschen gekräftigt seiner Stimme. Zu lange schon hast Du geschwiegen, zu lange hat das Volk Deinen Blick nicht gesehen, Du hast Freunde unter den Bleichgesichtern und hast Neider und Feinde unter den Häuptlingen unseres Volkes. Es ist hohe Zeit, Tallihadjo, daß Du die Seminolen in Dein Herz blicken lässest,« sagte Onahee mit mahnender Stimme.

»Leicht ist es, auf der Spitze der Schneegebirge einen Ball zu drücken und ihn nach dem Thale hinabzurollen, kein Mensch aber hält ihn wieder in seinem Laufe auf,

und keiner kann sagen, was die Lavine in ihrem Sturze mit sich fortreißen und verschütten wird. Um meines Volkes Willen habe ich gezögert, dessen Geschick zu erfassen und die Kriegsfackel anzuzünden, die leicht seine Todesfackel werden kann; dieser Friede aber schwächt sein Herz, lähmt seinen Arm und stumpft seine Waffen ab. Der Tag der Rache bricht an, Onahee, ob ihn unser Volk überleben wird, weiß Niemand.«

»So laß es als freies Volk zu seinen Vätern gehen, damit sie es mit Stolz und Freude empfangen können, laß es aber nicht länger in den Lastern der Bleichgesichter versinken. Auch der Bogen seiner Weiber ist stark und ihre Pfeile sind scharf!« sagte Onahee mit funkelndem Blick und fuhr fort, indem sie des Häuptlings Hand ergriff:

»Brichst Du auf, um zu Deinem Volke zu gehen, sobald der Himmel im Osten sich röthet, Tallihadjo?«

»Leicht läßt die Hand den tödlichen Pfeil vom Bogen schwirren, sie hält ihn aber nimmermehr von seinem Ziel zurück. Tallihadjo's Stimme soll erschallen. Wenn das Mondlicht verbleicht, breche ich auf,« antwortete der Häuptling, indem er aufstand und dann vor Onahee hin nach seinem Lager schritt.

Bei dem Grauen des Tages schmückten die Frauen Tallihadjo's dessen Roß und das Tomorho's mit dem schönsten Reitzeug, diese bestiegen mit ihren besten Waffen die Pferde und von den Kriegern gefolgt, verließen sie das Lager.

Capitel 30.

Der Kutscher. – Die Mittheilung. – Der Fremde. – Zerrüttetes Vermögen. – Die Begegnung. – Musik. – Bestürzung. – Der Diebstahl. – Der Kranke. – Der vermißte Schmuck. – Gefühllosigkeit. – Rohheit. – Entschlossenheit. – Kurzer Abschied. – Pflege.

In einem der heitern warmen Tage, wie sie der Spätherbst in Florida fast ununterbrochen bietet, wurde vor dem Hause Norwood's eine schwere Postkutsche mit vier edelen Rappen bespannt, und der Kutscher unterhielt sich während des Anspannens mit Ralph, der unter der Veranda an deren Geländer saß und seine Morgencigarre rauchte.

Das Frühstück an der Wirthstafel war vorüber und mehrere Reisende, welche die Nacht hier zugebracht hatten, trugen ihr weniges Gepäck aus dem Hause nach der Kutsche, um es in derselben unterzubringen. Es waren fünf bis an die Zähne bewaffnete Männer und ein Frauenzimmer, welche nur auf den Wink des Kutschers warteten, um ihre Plätze in dem Wagen einzunehmen.

Der Kutscher aber, der sich in Hemdsärmeln befand und der zwei Pistolen und ein langes Messer in dem Gürtel trug, war Soublett, dessen Bekanntschaft Ralph damals in D... machte, als er dessen Freund Garrett kennen lernte.

Unter vielem Fluchen und Schwören hatte Soublett mit Hülfe des einzigen Negers, den Ralph noch besaß,

die Pferde angeschirrt, nahm seine Jacke von dem Geländer der Veranda und warf sie mit den Worten auf den hohen Bock des Wagens:

»Fertig zum Einsitzen! Wenn wir bis zur nächsten Station nicht sämmlich die Hälse brechen, so können wir von besonderm Glück sagen. Die verdammten Rothhäute haben an den bösesten Stellen Bäume so in den Weg hineingefällt, daß man nur mit Lebensgefahr ausweichen kann; es sollte mich auch gar nicht wundern, wenn wir an einem dieser Plätze die Kugeln jener Hunde pfeifen hörten. Sie haben doch geladen meine Herren?«

Die Frage wurde von den Reisenden bejaht, die selben stiegen ein, Soublett ergriff die Peitsche und eine Muskete, die beide an die Gallerie gelehnt standen, und stieg auf den Bock hinauf. Dort nahm er aus einer Tasche neben dem Sitze eine Flasche hervor, that einen langen Zug aus derselben und schickte dann, indem er die Zügel anzog, einen heftigen Peitschenknall über die Köpfe der Pferde, der sie alle viere in große Unruhe versetzte.

»Daß Ihr keinen Branntwein im Hause halten wollt, Norwood, thut Euerer Wirthschaft vielen Schaden; Ihr solltet ein Glas mit Buttermilch auf Euer Schild da draußen malen. Bis auf Wiedersehen, wenn uns der Teufel nicht holt!« rief der Kutscher dem Wirthe zu, ließ abermals seine Peitsche über die Rosse schwirren, und fort sprengten diese mit der Kutsche durch die lange Allee der Straße zu, auf der sie in gestrecktem Galopp davon jagten.

Ralph saß noch unter der Veranda und folgte mit dem Ohr dem polternden Rasseln des Postwagens, als Eloise aus dem Hause zu ihm trat und sagte:

»Hast Du von den Fremden Nichts über die Indianer gehört?«

»In Tallahassee und der ganzen Umgegend sind die Leute in größter Besorgniß; sie erwarten jeden Augenblick einen ernstlichen Angriff von den Wilden. Wie man sagt, sollen diese durch die Truppensendung nach Tampabay aufgebracht sein und sich allgemein zum Kriege rüsten,« erwiederte Ralph, ohne sich nach Eloisen umzuwenden.

»Gott mag uns vor einem solchen Krieg bewahren, wir wohnen hier so einsam, ich wüßte nicht, was wir anfangen wollten, wenn uns Indianer überfielen,« sagte Eloise ängstlich.

»Hat nichts zu sagen, uns werden sie nicht beunruhigen, meine Mutter war ja eine Seminolin, und Tallihadjo ist mein Freund. Uebrigens wäre es wohl Zeit, daß man das Land von dieser Plage befreite. Ich hätte große Lust, mich der Regierung als Agenten anzubieten, um mit den Indianern zu unterhandlen; sie trauen mir mehr, als andern Weißen, und ich spreche ihre Sprache.«

»Aber Ralph, wolltest Du mich denn hier allein lassen?«

»Nun was wäre denn dabei? Du hast ja schon beinahe ein Jahr die Wirthschaft mit Eva allein besorgt, und für den Stall bleibt Dir unser Neger Guy. Die Indianeragenten

werden von der Regierung sehr gut bezahlt. Ich will mir die Sache noch überlegen.«

»Was wird uns die Bezahlung nützen? Du brauchst dann so viel mehr, wenn Du außerhalb leben und umherziehen mußt. Hier zu Hause kostet es Dich ja nichts. Denke nur, wie kann ich so ganz allein mit zwei Negern hier wohnen?«

»Vor einer weißen Frau hat Jedermann Respect; es wird Dir Niemand zu nahe treten,« sagte Ralph mit entscheidendem Tone und setzte, indem er in der Allee hinaufblickte, noch hinzu:

»Dort kommt ein Fremder; wie es scheint, ein Herr von dem Norden, das Cabriolet wenigstens ist nicht im Süden gemacht.«

Eloise ging in das Haus zurück und Ralph, der aufgestanden und vor die Veranda getreten war, pfiff auf der Faust, um den Neger Guy herbeizurufen, damit er dem Reisenden das Pferd abnehme.

Der zweiräderige elegante leichte, mit einem edelen Roß bespannte Wagen näherte sich jetzt dem Haus. Sein Verdeck war zurückgelegt und seinen für zwei Personen eingerichteten Sitz nahm ein sehr bleicher schöner Mann und ein hübscher Negerknabe ein, welcher Letztere das Pferd lenkte, während sein Herr sich mit untergeschlagenen Armen zurück gegen das seidene Polster gelegt hatte.

Als der Wagen vor dem Hause still hielt, fragte der blasse Mann den Wirth, indem er höflich den breitrandigen Strohhut abnahm, ob er hier ein Quartier bekommen könne?

»Dies ist ein Gasthaus und Sie sind willkommen darin, Herr,« antwortete dieser, während Guy herbeisprang und die Zugstränge des Pferdes von dem Wagen lös'te.

Der fremde Herr erhob sich, wie es schien, nicht ohne Anstrengung aus seinem Sitz, und der Negerknabe, der behend aus dem Cabriolet gesprungen war, reichte ihm die Hand, um ihm beim Aussteigen behülflich zu sein.

Er war eine hohe edele Gestalt, und wenn auch seine Haltung von Schwäche und Hinfälligkeit zeugten, so lag doch unverkennbar ein vornehmes Wesen in seiner ganzen Erscheinung. Seine männlich schönen, scharf ausgeprägten Züge waren eingefallen, wodurch seine fein gebogene große Nase um so mehr hervortrat, und gegen seine sehr weiße Haut stachen die glänzend schwarzen, sich über der Nase fest vereinigenden breiten Augenbrauen, so wie sein ebenso schwarzes, langes, lockiges Haar auffallend ab. Die hohe freie Stirn und seine geistvollen großen dunkeln lebendigen Augen überraschten und machten den Eindruck des Ungewöhnlichen. Durch seine ganz schwarze Kleidung und die blendend weiße Wäsche, die er trug, fiel seine Blässe noch mehr auf, und ein krampfhafter Husten, der ihn beim Aussteigen befiel, bekundete, daß er brustleidend sei.

Als er zu Ralph hintrat, nahm er abermals seinen Strohhut ab und sagte mit einer leichten Verbeugung:

»Mein Name ist Montclard. Ich bin leidend und meine Aerzte haben mich veranlaßt, den Norden zu verlassen und im Süden zu reisen, indem sie einstimmig behaupten, daß die Climaveränderung günstig auf meinen

Gesundheitszustand einwirken würde. Es ist mir vorgeschrieben, nur kurze Fahrten zu machen und dann zu rasten, weshalb ich wohl einige Tage bei Ihnen verweilen werde, wenn Sie mir die erforderliche Bequemlichkeit geben können. Ich verstehe hierunter namentlich ein eigenes Zimmer.«

»Das steht zu Ihren Diensten, Herr Montclard, und ich glaube, daß ich im Stande bin, Ihnen mehr Bequemlichkeit zu geben, als irgend ein anderer Wirth in unserer Gegend,« erwiederte Ralph, indem er sich gleichfalls verbeugte und seine Augen auf einen sehr werthvollen Stein heftete, der in einem Ringe an der Hand des Fremden blitzte.

»Sie haben ein, in diesem Lande ungewöhnlich schönes Haus, und überhaupt scheint auf die Pflege Ihrer Besitzung mehr Aufmerksamkeit verwandt zu sein, als man es hier zu finden gewohnt ist. Sie haben auch Ställe, was gleichfalls hier im Süden zu den Ausnahmen gehört und mir doppelt angenehm ist, da ich sehr viel auf mein Pferd halte,« sagte Montclard, indem er seinem Roß nachblickte, welches von Guy hinweg geführt wurde.

»Die Stallungen sind gut und sicher und der Neger, der sie bedient, ist ein zuverlässiger Bursche. Treten Sie aber näher, damit ich Ihnen Ihr Zimmer anweisen kann,« antwortete Ralph.

»Bring meine Effecten herein, René,« sagte Montclard darauf zu seinem Negerknaben, und folgte dann Ralph in das Haus.

»Ziehen Sie ein Zimmer gleicher Erde vor? Sie haben die Wahl,« fragte Dieser beim Eintreten.

»Wenn es Ihnen einerlei ist, so wird mir eine Wohnung gleicher Erde angenehmer sein, da mir das Treppensteigen beschwerlich ist,« erwiederte Montclard, worauf ihn Ralph durch das Haus und in ein Zimmer führte, welches, an dessen hinterer Seite gelegen, nach dem Garten und dem Bache die Aussicht bot.

»Dies ist das kühlste Zimmer in meinem Hause, da die Sonne erst kurz vor ihrem Untergange seine Fenster erreicht. An Bequemlichkeit wird es Ihnen hier nicht fehlen,« sagte Ralph, indem er auf das Sopha, den Schaukelstuhl und das Bett zeigte.

»Es ist vortrefflich, und übertrifft gänzlich meine Erwartungen,« antwortete Montclard sich umblickend, und fügte dann noch hinzu:

»Ich muß mich aber gleich mit einer Bitte an Sie wenden, durch deren Gewährung Sie mich sehr verbinden würden. Ich wünsche nämlich, in meinem Zimmer zu speisen. Ich weiß, es ist gegen Landessitte, mein Unwohlsein aber macht es mir zur Nothwendigkeit. Ich bin sehr gern erbötig, einen höhern Preis dafür zu zahlen.«

»Es soll geschehen, wie Sie es wünschen, natürlich muß ich die größere Mühe dabei berechnen, wir haben häufig sehr viel zu thun.«

»Damit bin ich vollkommen einverstanden,« erwiederte Montclard und ließ sich in das Sopha niedersinken, indem er sich mit seiner Schwäche bei Ralph entschuldigte.

Dieser verließ bald darauf das Zimmer, und René trug den Koffer und das lose Gepäck herein, worunter sich eine schöne Doppelflinte, zwei reich mit Gold eingelegte Pistolen und ein kostbar verzierter Dolch befand.

Ralph hatte sich zu Eloisen in das Zimmer begeben, wo dieselbe bei ihrem Sohne auf dem Teppich saß und ihm Spielzeug zuschob, welches um ihn her zerstreut lag.

»Das scheint ein reicher Kautz zu sein; er ist krank und will hier rasten. Wir können ihm eine hohe Rechnung machen, denn er will die hintere Eckstube für sich haben und auf seinem Zimmer speisen. Dafür zahlt man den doppelten Preis.«

»Das würde wohl zu viel sein, Ralph, die Mühe ist so groß nicht,« erwiederte Eloise zu ihm aufsehend.

»Mit Deiner Gewissenhaftigkeit! Solche Vögel kommen nicht jeden Tag. Er wird vielleicht länger hierbleiben, denn ein solches Unterkommen findet er im ganzen Lande nicht, und dann soll er auch bluten. Er kann's bezahlen,« bemerkte Ralph mit barschem Tone, sah darauf nach der Uhr und sagte:

»Ich werde nicht zum Mittagsessen kommen, ich habe einige Nachbarn zu sprechen.«

Hierauf verließ er das Zimmer, ließ sein Pferd satteln und ritt davon.

Ralphs Vermögensverhältnisse hatten sich sehr verschlechtert, er war ganz wieder in sein leichtsinniges Leben verfallen, hatte auf seinen Jagden seine früheren Gesellschafter wieder um sich gesammelt, besuchte mit ihnen die Trinkhäuser, zechte und spielte mit ihnen und

hatte alles Geld an sie verloren, welches ihm möglich gewesen war, anzuschaffen. Er hatte viele Schulden gemacht und sah mit Besorgniß dem Ende des Jahres entgegen, wo die Creditoren auf Zahlung dringen würden. Der gegen Eloise ausgesprochene Gedanke, sich bei der Regierung in Washington um eine Anstellung als Indianeragent zu bewerben, war ein schon lange gefaßter fester Plan, zu dessen Ausführung er schon seit einiger Zeit weit und breit Unterschriften zu einem Gesuch an das Gouvernement gesammelt hatte, in welchem Ralph als die passende Person bezeichnet wurde, welche mit den Seminolen Unterhandlungen einleiten könne. Auch heute ritt er zu mehreren Pflanzern in der Umgegend, um deren Unterschriften zu erhalten. Durch die Verwirklichung dieses Planes entzog er sich auch den Mahnbesuchen seiner Creditoren und konnte mit einem sehr guten Gehalt ein unabhängiges Wanderleben führen, wie es ihm am besten zusagte. Zu Haus stand er doch mehr oder weniger in Bezug auf sein Kommen und Gehen, so wie auf seine Ausgaben, unter der Controlle seiner Frau, vor der er sich vergebens bemüht hatte, seine Geldverhältnisse zu verheimlichen. Auch über seinen Stand mit dem Kaufmann Behrend hatte sie zufällig Aufklärung erhalten, indem ihr eine Abrechnung von Diesem in die Hände gefallen war, wonach er an Ralph noch einige hundert Dollar zu fordern hatte. Als Eloise ihn verwundert darüber befragte, hatte er ihr barsch zur Antwort gegeben: sie möge sich um ihre Küche bekümmern und sich nicht in Angelegenheiten mischen, die ihr nichts angingen. Auch war

er häufig betrunken nach Hause gekommen, bei welchen Gelegenheiten Eloise vermieden hatte, seiner ansichtig zu werden, denn er war ihr in diesem Zustande schrecklich und unerträglich. So sehr sie aber auch von ihm vernachlässigt und häufig gekränkt wurde, so fand sie bei ihren vielen Thränen doch immer einen Trost, einen Ersatz in ihrem Kinde, dessen Liebe und Zärtlichkeit ihr allen Kummer, allen Gram versüßte. Oft hob sie es in ihrer Verzweiflung weinend und schluchzend auf ihre Arme, preßte es gegen ihren Busen, und im nächsten Augenblick lachte sie mit ihm, während die Thränen noch über ihre Wangen rollten. Unverdrossen besorgte sie dabei den ganzen Haushalt und stellte alle Reisenden so zufrieden, daß ein Jeder gern wieder im Concordia-Hotel einkehrte, und dasselbe auf weit und breit als das beste an der Straße bekannt wurde.

Heute, kurz vor dem Mittagsessen, sandte Eloise ihre Dienerin zu dem neuen Gaste in das Zimmer und ließ ihn fragen, ob es ihm angenehm sei, bald zu speisen und ob er außerdem irgend etwas wünsche. Eva kam bald mit der Antwort zurück, daß Montclard mit Allem zufrieden wäre und darum bäte, daß Madame Norwood seinetwegen sich doch ja keiner Aenderung in ihren häuslichen Einrichtungen unterziehen möchte.

»Es ist ein sehr feiner Mann, Herrin,« sagte Eva zu Eloisen, »er dankte mir so freundlich und sagte, er fühle sich ganz glücklich, daß ihn der Himmel in dies Haus geführt habe. Auch bat er mich, meiner Herrin zu sagen, sie möchte es entschuldigen, daß er ihr sein Compliment

noch nicht gemacht habe, er sei aber zu angegriffen von der Reise und bedürfe der Ruhe. Er sieht auch recht leidend aus, und doch ist er ein sehr schöner Mann; ich meine die Blässe ständ ihm sogar gut. Wie mir der Negerknabe sagte, so kommt der Herr von Philadelphia, ist aber ein geborener Franzose und schon als Kind mit seinen Eltern nach Amerika ausgewandert. Er soll auch sehr reich sein und in Philadelphia viele Häuser und in der Umgebung große Besitzungen haben.«

Eloise hörte nur halb, was Eva ihr erzählte, denn sie dachte an Ralphs barsche Antwort in Bezug auf den Fremden und an die Andeutung, die er ihr wegen seiner Bewerbung um einen Staatsdienst gemacht hatte. Auch fielen ihr die bevorstehenden Feindseligkeiten mit den Indianern ein, und sie schauderte zusammen, wenn sie sich dachte, daß sie sich dann mit ihrem Kinde hier allein befinden sollte.

Der Tag verstrich ungewöhnlich ruhig, denn es kehrte kein anderer Reisender ein und von Montclard wurde Niemand etwas gewahr. Sein Negerknabe hatte das Essen für ihn in sein Zimmer tragen, so wie auch nachher das Geschirr wieder in die Küche zurückbringen müssen und als René später selbst zum Essen kam, sagte er zu Eva, daß Herr Montclard auf dem Sopha eingeschlafen sei.

Es war ein sehr heißer Tag gewesen, und um so wohlthuender erquickte gegen Sonnenuntergang der Abendwind, der vom Golf her heute ungewöhnlich frisch und kräftig über das Land zog.

Eloise hatte alle Fenster im Hause, bis auf die des Fremden, öffnen lassen, damit die Räumlichkeiten sich abkühlen möchten, dann nahm sie ihren Knaben auf den Arm, um ihn hinaus in's Freie zu tragen und ihn die erfrischende Luft genießen zu lassen. Sie schritt mit ihm auf dem saftigen Gras unter den Obstbäumen hinter dem Hause dem Bache zu, auf dem schon die tiefen Schatten des dichten Waldstreifens lagen, der ihn überwölbte, und zwischen dessen Laubmassen hier und dort das glühende Roth des Abendhimmels durchschimmerte. Unmittelbar an dem Ufer des wildrauschenden Wassers zog sich ein Pfad unter diesem Laubdach durch das Dunkel des Waldes hin, den Eloise vorzugsweise zu ihren Spaziergängen wählte, denn hier war sie sicher vor jedem Begegnen mit einem Fremden und hier konnte sie ungestört der trüben Beschauung ihres Lebens folgen und ebenso unbehelligt sich dem Glück, welches die Mutterfreuden ihr boten, hingeben.

»Bist Du denn mein Herzensjunge, und hast Deine Mutter so recht lieb?« sagte sie im Gehen zu dem Knaben, indem sie ihn in ihren Armen auf und niederwiegte, worauf das Kind seine Aermchen ausbreitete, sich um ihren Nacken warf und seine kleinen Lippen lächelnd dem Munde der Mutter zuführte.

»Ja, Du bist meine Wonne, mein einziges Glück, meine Seligkeit!« sagte sie im Uebermaß ihrer Gefühle und drückte den Knaben fester an ihren Busen, als plötzlich am Eingange in den Wald Montclard vor ihr stand.

Eloise fuhr erschreckt zurück, ihr Herzschlag setzte einen Augenblick aus und dann flog eine auffallende Röthe über ihre Wangen.

»Ich bitte tausendmal um Vergebung; ich habe Sie erschreckt,« sagte Montclard, indem er seinen Hut abnahm und sich mit großer Höflichkeit vor Eloisen verneigte.

»Ohne Zweifel habe ich die Ehre, Madame Norwood vor mir zu sehen?« fuhr er dann fort und verbeugte sich abermals.

Eloise schwieg und trat sich verneigend zur Seite, um dem Fremden auf dem schmalen Pfade Platz zu machen, doch dieser verweilte in seiner Stellung und sagte:

»Mein guter Engel hat mich in Ihr Haus geführt und mein Glück hier würde ganz vollkommen sein, wenn ich die Ueberzeugung hätte, Ihnen durch meine Gegenwart nicht lästig zu werden. Die Gesellschaft eines Kranken ist nicht angenehm.«

Eloise hatte sich von ihrer Ueberraschung erholt, blickte Montclard theilnehmend an und erwiederte:

»Sie sind uns in keiner Weise lästig, Herr Montclard, und was in unsern Kräften steht, um Ihnen den Aufenthalt bei uns erträglich zu machen, soll sicher und gern geschehen.«

»Der Himmel und meine Dankbarkeit werden es Ihnen lohnen, was Sie an dem Fremden und jetzt Heimathlosen thun. Mein unerwartetes Erscheinen hat Sie aber in Ihrem Spaziergang gestört, einem Bilde des Leidens begegnet man nicht gern. Ich bitte nochmals um Vergebung,« sagte Montclard, und schritt mit einem höflichen Gruß

vor Eloisen vorüber dem Hause zu, in welchem er bald darauf verschwand.

Eloise war bewegt, warum? wußte sie nicht; es mußte die Ueberraschung die Ursache davon sein. Sie schritt in Gedanken versunken auf dem schmalen Pfad an dem brausenden Wasser hin, dessen Kühle wohlthuend um sie aufstieg, denn es war ihr so warm und sie fühlte, wie ihre Pulse noch immer schneller schlugen, als sonst.

Die Röthe am westlichen Himmel war beinahe verschwunden und die Schauer der Nacht durchzogen den Wald. Der Knabe war in Eloisens Arm eingeschlummert, und ruhte mit seiner Wange an ihrem Nacken, noch folgte sie willenlos dem Pfad, bis derselbe ungangbar wurde und das Rankengeflecht, welches ihre Schritte hemmte, sie daran erinnerte, daß es Zeit sei, den Rückweg anzutreten.

Sonderbar – Montclard stand ihr noch immer vor Augen – noch niemals hatte ein Mann sie so überrascht, wie dieser; sie sagte sich, das es Mitleid sei, welches ihre Gedanken an ihn fesselte und beschloß, Alles zu thun, um ihn das Traurige seiner Lage vergessen zu lassen.

Es war vollkommen Nacht geworden, wie ein feuriger Nebel wogten die Schaaren fliegender Leuchtkäfer über den Bach und um die Büsche, das Summen, Schrillen und Zirpen der Insecten erfüllte die Luft und der helle Metallton der hin und her huschenden Eidechsen klang geheimnißvoll durch die Nacht.

Eloise hatte auf dem vertrauten Pfade das Ende des Waldes erreicht und eilte dem Wohngebäude zu, als wunderbar liebliche Saitenklänge in rauschenden Accorden ihr von dort her entgegenströmten. Sie hatte seit ihrem Abschied von Baltimore durchaus keine Musik gehört, Töne aber, wie diese waren ihr bisher gänzlich unbekannt geblieben.

Bis auf kurze Entfernung hatte sie das Haus erreicht und erkannte nun, daß die Klänge aus den offenen Fenstern Montclard's hervorkamen. Sie blieb überrascht stehen und lauschte den schwermüthigen Melodien, die bald leise klagend, bald schauerlich und stürmisch in die Nacht heraus wogten und sie auf dem Platz gefesselt hielten, auf dem sie, mit ihrem schlafenden Kind im Arm, stand.

Plötzlich ertönte der wohlbekannte gellende Pfiff Ralphs vor der andern Seite des Hauses, und Eloise sprang eilig hinein nach ihrem Zimmer.

Sie hatte kaum ihr Kind auf dem Sopha nieder gelegt, als Ralph mit den Worten hereintrat:

»Nun, noch kein Licht – das Kienholz ist wohl theuer geworden?«

»Ich bin mit Tom im Freien gewesen und erst so eben zurückgekehrt,« sagte Eloise halb verlegen, schürte die Kohlen im Kamin unter der Asche hervor und legte einige Kienspäne darauf, die sofort ein Flackerfeuer erzeugten.

»Die Leute im Lande lassen mir keine Ruhe, ich soll nach Washington reisen, um der Regierung Vorstellungen in Bezug auf die Mißverhältnisse mit den Indianern

zu machen. Man hat ein Gesuch an das Gouvernement ausgesetzt, dasselbe mit einer großen Zahl der achtbarsten Unterschriften versehen, und mich dazu bestimmt, es dem Gouvernement zu überbringen. Es ist eine Auszeichnung, die ich nicht gut werde ablehnen können,« sagte Ralph, indem er sich in einen Armstuhl warf und die Füße dem Feuer zustreckte.

»Aber um Gottes Willen, Ralph, willst Du mich denn wirklich hier allein lassen? Wenn nun die Feindseligkeiten der Indianer ausbrechen, so stehe ich ja ganz hülflos da,« erwiederte Eloise mit Angst und Schrecken.

»Niemand wird Dich beunruhigen. Außerdem gehe ich ja nach Washington, um die Streitigkeiten mit den Seminolen beizulegen, gieb Dich zufrieden, ich werde nicht lange ausbleiben,« sagte Ralph mit gleichgültigem Tone, während Eloise an das Fenster trat, um ihre Thränen zu verbergen.

Eva unterbrach die eingetretene Stille, indem sie in das Zimmer schritt und den Tisch deckte, worauf Eloise sich mit ihr nach der Küche begab.

Ralph hatte einen Augenblick sinnend vor sich in das Feuer gesehen, dann fielen seine Blicke auf das Arbeitstischchen seiner Frau, auf welchem er den Ring mit deren Schlüsseln erkannte. Er sprang auf, ergriff sie, betrachtete sie, als ob er einen derselben auswähle, und schritt dann schnell zu Eloisens Secretär, an welchem er die unterste Schieblade aufschloß. Hieraus nahm er ein, in Papier eingeschlagenes Packet hervor, schob es in seine Rocktasche, verschloß die Lade wieder und legte die

Schlüssel auf denselben Platz, von wo er sie genommen hatte. Als er sich wieder in dem Armstuhl niedersetzte, wandte er sein Ohr lauschend der Thür zu, und zog zugleich das Packet aus seiner Tasche, von dem er, immer noch nach der Thür horchend, das Papier öffnete und dann auf dasselbe niederblickte. Die Brillanten von Eloisens und ihrer Mutter Schmuck blitzten ihm entgegen, er hörte Tritte auf dem Gange, faltete das Papier schnell wieder um die Kostbarkeiten und versenkte sie in seine Tasche.

Es war Eloise, die in das Zimmer trat, sie begab, sich zu ihrem Nähtisch, öffnete denselben mit einem der Schlüssel und steckte diese, nachdem sie ihre Arbeit in dem Tisch verschlossen, in die Tasche ihres Kleides, während Eva die Speisen auftrug.

Das Abendessen wurde schweigend eingenommen und kaum war dasselbe beendigt, als Ralph sich erhob und die Stube verließ.

»Hast Du dem Fremden das Abendbrod schon gesandt?« fragte Eloise die Dienerin.

»Er hat nur Thee und Butterbrod verlangt, René hat es ihm in sein Zimmer gebracht,« erwiederte Eva, räumte den Tisch ab und fragte dann ihre Herrin, indem sie zu dem Sopha trat:

»Soll ich Tom zu Bett bringen?«

»Laß ihn nur liegen, er schläft so sanft, ich will ihn mit mir nehmen, wenn ich zur Ruhe gehe,« erwiederte Eloise, setzte sich in den Armstuhl vor das Feuer, und als sie die Dienerin im Hinausgehen die Thür schließen

hörte, faltete sie krampfhaft ihre kleinen Hände, hob ihre thränenfeuchten Augen über sich und senkte dann das Gesicht in ihr Tuch.

Sie weinte bitterlich; der Entschluß ihres Gatten, sie zu verlassen, weil ihm das Leben hier, wie sie recht gut wußte, zu ruhig, zu langweilig war, hatte alle die alten Wunden ihres Herzens wieder aufgerissen und eine neue geschlagen, die ihr zu schwer erschien, als daß sie jemals heilen könnte. Daß sie Ralph gleichgültig geworden war, wußte Eloise, ebenso fühlte sie, daß sie ihn nicht liebte; daß er sie aber ohne Grund in jetzigem ernstem Augenblick auf unbestimmte Zeit verlassen und sie tausend Widerwärtigkeiten und Gefahren preisgeben würde, war mehr, als sie erwartet hatte.

Sie blickte nach ihrem Kinde, das in glücklichem Schlafe auf dem Sopha ruhte, statt aber, wie früher, immer Trost in seinem Anblick zu finden, vermehrte es nur noch ihre Besorgniß, ihren Schmerz, und weinend wandte sie ihre Augen wieder von ihm ab.

Es schlug eilf auf der Uhr vor ihr, sie stand auf und zündete ein Licht an, um sich in ihr Schlafgemach zu begeben, als sie plötzlich eilige Tritte auf dem Gange hörte, die sich nach der Küche zu wenden schienen. Wenige Minuten nachher kam Eva in das Zimmer geeilt und theilte mit bebender Stimme ihrer Herrin mit, daß der Fremde sehr krank geworden sei und René gesagt habe, sein Herr liege im Sterben.

»Eile, Eva, sieh was ihm fehlt und ob wir etwas für ihn thun können,« sagte Eloise erschrocken, und als die

Dienerin sich entfernt hatte, nahm sie die Schlüssel aus ihrem Kleid hervor und schloß die unterste Schublade ihres Secretärs auf, um ein Gläschen mit belebenden Tropfen aus derselben hervorzunehmen. Bei dem ersten Blick, den sie hineinthat, vermißte sie das Packet mit dem Schmuck, den sie niemals anderswo verwahrt hatte; in ihrer Angst aber um den Fremden nahm sie nur das Glas hervor und verschloß die Schieblade schnell wieder.

Eva kehrte jetzt bleich und entsetzt zurück und berichtete, daß Herr Montclard ohne Besinnung da läge und, wie es schien, dem Tode nahe sei.

»Nimm das Licht, und leuchte mir,« sagte Eloise zu der Sclavin, schritt ihr eilig voran und begab sich nach dem Zimmer des Fremden.

Montclard lag regungslos mit geschlossenen Augen, bleich wie eine Leiche und ohne Lebenszeichen vor Eloisen auf seinem Lager. Sie ließ Eva mit dem Lichte seine Züge beleuchten, nahm dann einen Theelöffel von dem Tische und füllte ihn mit Tropfen aus dem mitgebrachten Glase. Sie hob selbst den Löffel zu Montclard's kaum geöffneten Lippen und flößte die Arznei behutsam in seinen Mund. Dann wusch sie mit denselben Tropfen seine Stirn und Schläfe, befeuchtete ihr Batisttuch mit der Flüssigkeit und legte dies unter den Busenstreif seines Hemdes auf sein Herz.

Sie hatte Eva das Licht aus der Hand genommen, hob es über sich und hielt ihre Blicke auf die leblosen Züge des Mannes geheftet, als erwarte sie von Augenblick zu Augenblick, daß dieselben sich wieder beleben sollten.

Wohl zehn Minuten waren erfolglos verstrichen und Eloise befahl ihrer Dienerin, ihr die Tropfen und den Theelöffel vom Tische abermals zu reichen, als plötzlich die Brust Montclard's sich hob, seinen Lippen ein tiefer Seufzer entfloh und seine Augen sich öffneten.

So matt sein Blick auch war, so zeugte er doch von Montclard's vollkommenem Bewußtsein, er sah Eloisen mit einem Ausdruck von Wehmuth und Dankbarkeit an und machte mit seiner Hand eine kaum merkliche Bewegung, als wolle er auch dadurch sein Dankgefühl aussprechen.

Eloise theilte nun dem am Fuße des Bettes weinend sitzenden Negerknaben mit, sie werde ihm einen Thee für seinen Herrn senden, wovon er ihm von Zeit zu Zeit zu trinken geben solle und verließ darauf mit Eva das Gemach.

Während diese nun nach der Küche eilte, um den Thee nach Vorschrift ihrer Herrin zu bereiten, begab sich Eloise nach dem Wohnzimmer zurück, wo sie zuerst nach ihrem noch ruhig schlummernden Kinde sah und dann zu dem Secretär ging und die Schieblade wieder öffnete.

Der Schmuck war verschwunden, und doch wußte sie zuverlässig, daß sie denselben niemals irgend anderswo aufgehoben hatte, und daß die Schlüssel auch nie in andere Hände gekommen waren. Ganz gegen ihre Gewohnheit und, so weit sie sich erinnern konnte das einzige Mal, hatte sie dieselben heute Abend auf ihrem Nähtisch

liegen lassen, als sie mit Eva in die Küche ging, und während dieser Zeit hatte ja Ralph das Zimmer nicht verlassen. Wer konnte möglicher Weise den Schmuck entwendet haben? Auf die treue ehrliche Eva konnte kein Verdacht fallen, Guy, der Neger kam niemals in dies Zimmer und wußte nicht, daß Eloise einen Schmuck besaß, wie dies denn überhaupt Niemanden außer Ralph bekannt war. Weniger des Werthes halber, als wegen der Erinnerungen, die sich an die entwendeten Kostbarkeiten knüpften, traf deren Verlust Eloisen sehr schwer, sie stand mit einer Thräne im Auge und blickte lange Zeit in die leere Schieblade; da regte sich ihr Kind auf dem Sopha, sie verschloß das Secretär, nahm Tom auf den Arm und rief Eva herein, um ihr nach dem Schlafgemach zu folgen.

Am nächsten Morgen beim Frühstück berichtete Eloise ihrem Gatten, was sich in vergangener Nacht mit dem Fremden zugetragen habe, worauf Ralph demselben einen Besuch abstattete.

Bald nachher kehrte er in das Wohnzimmer zurück, stellte sich mit dem Rücken vor das Kamin und sagte zu Eloisen, indem er den Rauch seiner Cigarre vor sich in die Höhe blies:

»Der Kerl ist fertig bis auf's Schleifen. Guy kann vorläufig einen Sarg für ihn aus alten Brettern zusammennageln, und wenn er während meiner Abwesenheit stirbt,

so soll ihn der Neger etwas weit von hier im Walde begraben. Wir können ihm eine hohe Rechnung für Verpflegung und Beerdigung machen, wogegen wir seine Nachlassenschaft in Empfang nehmen, um uns daraus zu bezahlen. Ich werde Eva anweisen, ihm, wenn er todt ist, seinen Brillantring vom Finger zu ziehen und ihn Dir zu überliefern; der Stein in demselben ist außerordentlich viel werth. Sämmtliche Effecten des Burschen bleiben bis zu meiner Rückkehr hier und auch den Negerjungen lässest Du nicht fort; wir sind Niemanden Rechenschaft darüber schuldig.«

Eloisen überlief es eiskalt bei der herzlosen Rede ihres Gatten, sie dachte an die Zeit, in der sie selbst so verlassen in der Welt gestanden hatte, und fühlte, wie sehr Montclard des Beistandes eines menschlichen Herzens bedurfte. Sie erwiederte aber nichts auf Ralphs Bemerkungen, da sie nur zu gut wußte, daß sie doch keine Aenderung in seinen Beschlüssen erzielen könne, und es schon lange aufgegeben hatte seine Gefühle umzustimmen.

Nachdem Ralph ihr noch weitläufig auseinander gesetzt hatte, daß er nach dem Tode eines Fremden in seinem Hause, wenn derselbe keine Verwandte, keine ihm näherstehende Freunde in der Gegend habe, der natürliche Verwalter dessen Vermögens sei, und für die Aufnahme eines todtkranken Menschen unter seinem Dache irgend einen beliebigen Preis berechnen könne, sagte Eloise nach einer eingetretenen Pause:

»Ralph, ich muß Dir auch eine höchst unangenehme Mittheilung machen, – ich bin sehr arg und auf eine ganz unbegreifliche Weise bestohlen. Mein Schmuck ist mir aus meinem Secretär entwendet worden.«

»Dein Schmuck?« rief Ralph mit dem Ausdruck höchsten Erstaunens, »wie ist das möglich, ist denn das Schloß erbrochen?«

»Ich kann es mir nicht erklären; an dem Schloß ist nichts versehrt und den Schlüssel habe ich stets bei mir getragen. Nur gestern Abend, als ich vor dem Essen in die Küche ging und Du hier im Zimmer bliebest, ließ ich die Schlüssel dort auf meinem Tisch liegen,« sagte Eloise.

»Das ist ein Hausdieb gewesen und außer Eva hat Niemand gewußt, daß Du einen Schmuck besaßest. Niemand anders als diese Kanaille hat ihn gestohlen, ich werde sie aber bald zum Geständniß bringen, darauf kannst Du Dich verlassen,« rief Ralph mit anscheinender höchster Entrüstung und eilte der Thür zu. Eloise aber trat ihm in den Weg und sagte:

»Nein, Eva ist unschuldig, sie ist die treuste aller Sclavinnen.«

»Das werden wir sehen; wenn ihr das Blut von dem Rücken fließt, wird sie uns mit dieser Unschuld wohl bekannt machen. Sie hat den Schmuck gestohlen!«

Mit diesen sehr heftig ausgesprochenen Worten wollte er Eloisen zur Seite drängen und die Thür gewinnen; doch diese hielt ihn bittend und flehend zurück und betheuerte, daß Eva unschuldig sei. Ralph wollte sich mit

Gewalt losmachen und schwur hoch und theuer, er würde die Negerin todt peitschen, wenn sie nicht gestehen wollte; Eloise jedoch klammerte sich an ihn und bat unter Thränen, der unglücklichen Sclavin nichts zu Leide zu thun, da sie wüßte, daß sie den Raub nicht begangen habe.

Ralph ließ sich endlich überreden und sagte:

»Nun, wenn Du so bestimmt weißt, daß sie es nicht gethan hat, so muß der Schmuck weggeflogen sein, denn außer Eva kommt Niemand in dies Zimmer.«

»Ich will Dir sagen, wen ich des Diebstahls fähig halte. Es ist der Kutscher Soublett; er hat vorletzte Nacht hier im Hause geschlafen und ich traue ihm Alles zu.«

»Ach, der Soublett, er ist ein lustiger, harmloser Geselle und trinkt gern einen Schluck, darum hältst Du ihn zu Allem fähig. Für den stehe ich ein, so gut, wie Du für Deine verdammte Negerin. Sie und Niemand Anders hat den Diebstahl begangen. Wenn Du aber darauf bestehst, sie sei unschuldig, in Gottes Namen, es ist Dein Schmuck, und ich verliere ihn nicht,« erwiederte Ralph.

»So laß es dabei bewenden; Segen wird der Raub dem Dieb nicht bringen, vielleicht aber Fluch!« sagte Eloise, zufrieden, daß Ralph es aufgegeben hatte, Eva zu foltern.

Die Herzlosigkeit Ralphs gegen den unglücklichen, verlassenen Fremden hatte das Mitleid Eloisens für denselben nur noch mehr erregt und die Hülflosigkeit seiner Lage in noch hellerem Lichte ihr vor die Seele geführt. Sie war entschlossen, für ihn zu thun, was nur in ihren Kräften stehe, und als Ralph wieder sein Pferd bestiegen

hatte und davongeritten war, sandte sie Eva zu Montclard und ließ ihn fragen, ob er wünsche, daß sie einen Arzt für ihn kommen lasse.

Die Dienerin brachte aber mit seinem Danke die Antwort, daß er kein Vertrauen zu den Aerzten habe und es der Natur überlassen wolle, ihm zu helfen. Zugleich bat er um etwas geröstetes Brod, um Reiswasser und einige recht reife Citronen.

Eloise begab sich in die Küche, um eigenhändig das Verlangte zu bereiten, und holte selbst einige reife Citronen von den nahen Bäumen.

Der Zufall fügte es, daß auf dem schönen Porzellangefäß, in welchem sie dem Kranken das Reiswasser zuschickte, mit goldenen Buchstaben ihr Name geschrieben stand.

»Wie heißt Deine Herrin?« fragte Montclard mit matter Stimme, als Eva die von ihm gewünschten Gegenstände auf den Tisch vor seinem Lager niedersetzte und seine Blicke auf das Porzellangefäß fielen.

»Eloise ist ihr Name, Herr,« erwiederte die Sclavin.

»Schenke Reiswasser in das Glas und füge ein Stück Brod und etwas Citronensaft hinzu; es wird mich laben,« sagte der Kranke, indem er sich mit Hülfe seines Dieners auf seinen Arm stützte und den ihm bereiteten Trank, den ihm Eva reichte, zu seinen Lippen führte. Dann sank er, von der Anstrengung ermattet, wieder auf sein Lager zurück und sagte:

»Danke Deiner Herrin in meinem Namen für die Wohlthat, die sie mir hierdurch erzeigt hat. Ein guter Engel wacht über mir.«

Wiederholt ließ Eloise im Laufe des Tages bei Montclard anfragen, ob er irgend Etwas wünsche, womit sie ihm helfen, oder ihn erquicken könne; er ließ aber für Alles danken.

Erst gegen Abend kehrte Ralph nach Hause zurück und bald nach ihm traf die Postkutsche von D... wieder ein. Sie war mit Passagieren angefüllt, deren Bewirthung bis zum folgenden Morgen Eva sowohl als auch Eloisen selbst viel zu thun gab.

Die lauten, rohen Scherze, mit denen Soublett das Haus betrat, berührten Eloisen heute doppelt widrig, indem sie fürchtete, daß dieselben zu den Ohren des Kranken dringen und nachtheilig auf ihn einwirken möchten. Namentlich nach dem Abendessen, als die Passagiere unter der Veranda sich an der kühlen Abendluft erquickten und Ralph mit Soublett gleichfalls dort Platz genommen hatte, stieß Letzterer im Laufe einer lustigen Unterhaltung mehrere gellende Schreie aus, so daß es durch das ganze Gebäude schallte.

Eloise konnte diese Rohheit nicht länger ertragen, sie sandte Eva zu Ralph und ließ ihn ersuchen, zu ihr in das Zimmer zu kommen.

»Ich bitte Dich, Ralph,« sagte sie zu Diesem, als er eintrat, »erlaube doch dem Soublett nicht, sich in unserm

Hause so unanständig zu betragen, es ist eine Geringschätzung gegen uns Beide, und nirgends anderswo dürfte er sich bei gebildeten Leuten solche Freiheiten erlauben. Außerdem haben wir den Kranken unter unserm Dache und die Menschlichkeit fordert es, daß wir ihm Ruhe verschaffen.«

»Ewig Deine zarten Gefühle! Der Mann ist uns fremd und unser Haus ist ein Wirthshaus, in welchem wir einem Gaste den Mund nicht verbieten können. Wenn der Herr so empfindlich ist, hätte er sollen zu Hause bleiben.«

»Er ist *schwer* erkrankt, Ralph, denke Dich in seine Lage!« sagte Eloise mit bittendem Tone.

»Du kannst nun einmal den Soublett nicht leiden und da muß der Kranke denn den Namen hergeben. Der Kerl pfeift doch schon auf dem letzten Loche und Soublett's Lachen wird seine Abreise nicht befördern,« erwiederte Ralph mit gleichgültigem Tone und wollte sich der Thür zuwenden; da trat Eloise entschlossen vor ihn hin und sagte:

»Wenn Du den rohen Menschen nicht zur Ruhe verweisen willst, so muß ich es thun, ich werde keine Gemeinheit in diesem Hause dulden, so lange ich in demselben verweile; Achtung vor unserm Geschlecht ist Gesetz in diesem Lande.«

Diese Worte sprach Eloise mit so viel Bestimmtheit und Würde, daß Ralph sie betroffen und überrascht anblickte, denn es war gänzlich gegen ihre Gewohnheit, ihm das Widerspiel zu halten.

»Nun, nun, beruhige Dich nur, Dein Patient soll nicht weiter gestört werden,« erwiederte Ralph mit einem finstern Blick und begab sich wieder hinaus zu Soublett.

Montclard verbrachte die Nacht in sehr heftigem Fieber, und als dasselbe gegen Morgen sich verminderte, hinterließ es dem Kranken eine große Hinfälligkeit, so daß er Eva für das ihm neuerdings gebrachte Reiswasser kaum hörbar seinen Dank aussprechen konnte.

Gerade in dem Augenblick, als die Dienerin ihrer Herrin mittheilte, in welchem bedenklichen Zustand sie den Kranken angetroffen habe, knallte Soublett, der den Bock des Postwagens bestiegen hatte, mit seiner Peitsche einen Marsch und endete ihn mit einem Schlag, der dem Knall einer Büchse glich. Dann ließ er einige seiner gellenden Schreie ertönen, die im Hause und in dem Walde wiederhallten und fuhr im Galopp davon.

Eloise wurde bleich über diese Verhöhnung, denn dieselbe verrieth ihr deutlich, daß Ralph mit Soublett über ihre Beschwerde gescherzt und ihn dadurch zu dieser Kundgebung seiner Nichtbeachtung derselben veranlaßt hatte. Sie war mit Entrüstung an das Fenster getreten, wo sie zu ihrem noch größern Leidwesen sehen mußte, wie ihr Gatte mit dem verhaßten Menschen selbst noch in einiger Entfernung durch Winken mit der Hand Grüße wechselte.

Auch heute überließ Ralph seiner Frau und Eva die häuslichen Angelegenheiten, obgleich, noch ehe er sein

Pferd bestieg, mehrere Fremde eintrafen, die bis zum folgenden Tage sich und ihren Reitthieren hier Ruhe gönnen wollten.

Er kam erst sehr spät nach Hause, nachdem schon Alles zur Ruhe gegangen war, und am folgenden Morgen, bevor er Eloisen gesehen hatte, begab er sich zu Montclard in das Zimmer, um sich von dessen Zustand zu überzeugen.

Er fand ihn bedeutend verändert, sein bleiches Gesicht war sehr eingefallen, seine Augen hohl und matt und seine Stimme kaum hörbar. Dabei war er so hinfällig, daß er das Haupt nicht erheben konnte, und als Ralph ihn mit theilnahmlosem Aeußern fragte, wie es ihm gehe, schloß er die Augen.

»Der Herr Montclard wird es nicht lange mehr machen,« sagte Ralph zu seiner Gattin, als er sich zum Frühstück niedersetzte. »Sollte er jedoch bis Morgen noch nicht abgesegelt sein, so bitte ich, daß Du seine sämmtliche Nachlassenschaft bis zu meiner Rückkehr in Verwahr behältst, denn morgen früh reise ich mit der Post nach Washington ab.«

So sehr die Mittheilung von seiner so nahe bevorstehenden Entfernung auf unbestimmte Zeit Eloisen auch überraschte und sie unangenehm berührte, so traf sie dieselbe in ihrer augenblicklichen Stimmung doch weniger schmerzlich, denn die Hartherzigkeit Ralphs erweiterte die Kluft, welche sich schon zwischen ihm und ihr gebildet hatte, noch um ein Bedeutendes. Eloise gab ihm keine Antwort. Auch Ralph schwieg und ritt, seiner

Gewohnheit gemäß, gleich nach dem Frühstück davon. Abends, als die Postkutsche von der Straße her in die Allee einbog und sich dem Hause näherte, kam Ralph an ihrer Seite gleichfalls herangetrabt und unterhielt sich laut und scherzend mit Soublett. Den Abend verbrachten diese Beiden zusammen in eifrigem Gespräch unter der Veranda, und obgleich gar Mancherlei von Ralph und Eloisen vor der Abreise des Ersteren hätte beredet werden müssen, so schien er doch absichtlich jede Gelegenheit dazu zu vermeiden und begab sich zeitig zur Ruhe. Auch am folgenden Morgen hielt er sich von Eloisen fern, und erst als der Postwagen zur Abfahrt bereit stand, trat er zu ihr in das Zimmer, um Abschied zu nehmen.

Eloise war sehr bewegt, sie deutete ihre Hülflosigkeit, ihr Alleinstehen an und zeigte auf ihr Kind, welches spielend auf dem Teppich neben ihr saß; doch Ralph lachte über ihre unnöthige Besorgniß, versicherte sie, er werde ihr bald Geld zusenden und tröstete sie damit, daß die Zeit ja schnell verlaufe und er in einigen Monaten zurückkehren werde. Dann küßte er sie und sein Kind, empfahl ihr an, guter Dinge zu sein und wiederholte in der Thür nochmals seine Verordnung hinsichtlich des Nachlasses von Montclard. Schnell sprang er nun in den Postwagen, Soublett lenkte die Pferde der Allee zu, und bald verhallte das Rasseln der Kutsche auf der Landstraße.

Die letzte Mahnung Ralphs hatte das Mitleid für den unglücklichen Kranken in Eloisens Seele frisch belebt, sie fühlte sich jetzt doppelt verpflichtet, sich seiner nach allen Kräften anzunehmen und das Verhängniß von ihm

abzuwenden, welches man schon mit so großer Gewißheit vorausgesagt hatte. Sie wollte sich selbst überzeugen, ob er dem Tode wirklich schon so nahe sei und ob keine Hoffnung für seine Rettung verbliebe?

Sie eilte in die Küche, bereitete für Montclard den Morgentrank und trat, von Eva gefolgt, denselben selbst zu ihm in das Zimmer. Er hatte die Augen geschlossen und seine bleichen, kranken Züge erschreckten Eloisen sehr. Leise stellte sie das Porzellangefäß mit Reiswasser auf den Tisch vor sein Lager und blieb, tief von Mitleid ergriffen, vor demselben stehen.

Es war unzweifelhaft ein edler Mensch, der, wie es schien, an der Grenze seines noch jungen Lebens hier vor ihr ruhte; ein niedriger Geist konnte unmöglich in dieser schönen Hülle wohnen, sich unmöglich so seelenvoll, so stolz auf diesen Zügen spiegeln. Sie dachte an die bescheidene Weise, mit der er ihr begegnet war, an die dankerfüllten Worte, womit er es sein Glück nannte, dies Haus gefunden zu haben, und dann hörte sie in Gedanken noch die süßen Töne, die er an jenem Abend einem ihr unbekannten Instrument entlockt hatte. Mit welcher Zuversicht für sein Wohlergehen war er in dies Haus eingezogen, und nun sollten alle seine Hoffnungen unerfüllt bleiben und sein Weg von hier zu seinem Grabe führen!

Eine Thräne des Mitleids hatte sich unter Eloisens lange Wimpern gestohlen, als Montclard die schweren Augenlider hob und sein Blick dem Eloisens begegnete. Ein Ausdruck verklärter Freude überzog sein Antlitz, der

Glanz seiner großen dunkeln Augen verrieth, wie wohlthuend das Bild der Theilnahme, welches er vor sich sah, sein Inneres bewegte, seine Lippen öffneten sich, um seinen Dank auszusprechen und seine kraftlose schöne Hand bewegte sich auf der weißen Decke, wie zum Gruße. Worte standen ihm aber nicht zu Gebote.

»Seien Sie guten Muthes, Herr Montclard, und hoffen Sie auf den Beistand des Höchsten, er wird Sie nicht verlassen. Alle Pflege, die Ihnen von Menschenhand werden kann, sollen Sie hier finden,« sagte Eloise mit theilnehmender Stimme und bemühte sich vergebens, die Thräne länger zurückzuhalten; sie fiel, wie eine kristallene Perle, von ihren Wimpern und spiegelte sich in der Seele des Kranken. Eloise hatte sich freundlich verneigt und verschwand durch die Thür, während Montclard ihr mit Rührung und Dankbarkeit nachblickte.

Capitel 31.

Große Berathung. – Der Indianeragent. – Genesung. – Dank. – Das Schreiben – Entdeckung. – Verachtung. – Der Vergleich. – Mißliche Lage. – Unterstützung.

Die Kunde, daß Tallihadjo zu seinem Volke aufgebrochen sei, zog wie der Sturm über Berg und Thal und schallte von einem Ende Florida's zum andern. Eilboten durchzogen das Land in allen Richtungen; von Stamm zu Stamm erging die Aufforderung an die Häuptlinge und Krieger, sich zu einer großen, allgemeinen Volksberathung an dem Ahapopkasee zu sammeln, und die Wälder, die Berge und die Sümpfe ertönten von dem Jubel und dem Kriegsgeschrei der Seminolen. Die Männer, jung und alt, schmückten sich und ihre Pferde festlich, verließen ihr Lager und zogen den frischgrünen Ufern des genannten Sees zu, während die zurückbleibenden Weiber und Mädchen ihre Waffen in Stand setzten und Mundvorräthe für einen langen Feldzug bereiteten.

Tallihadjo hatte an dem kristallhellen See sein Zelt aufgeschlagen, und von Tag zu Tag mehrten sich nach beiden Seiten hin, den Ufern entlang, die Lagerfeuer, über denen sich die Rauchwolken, wie unbewegliche Säulen, gegen den heitern, azurblauen Himmel aufrichteten. Sämmtliche Stämme der Seminolen, sowie auch die wenigen der Creek-Indianer, dem Ueberrest jener mächtigen Nation, vor der einst die Amerikaner gezittert hatten, waren bald in kurzer Entfernung von einander gelagert und

harrten des Augenblicks, mit dem die Berathung über die Lebensfrage der Indianer in Florida beginnen sollte.

Gegen viertausend Krieger waren hier versammelt, demungeachtet unterbrach kein lauter Ton die feierliche Ruhe, die hier auf der noch nie durch Menschenhand entweihten Natur lag. Ernst und schweigend, wie die hundertjährigen riesenhaften Bäume des Urwaldes den See umstanden, als wollten sie Zeugniß ablegen von den Rechten der Ur-Bewohner dieses Landes, ruhten die Indianer unter deren dunkelen Schatten und bereiteten sich vor, über einen letzten Kampf gegen ihren voraussichtlichen Untergang zu berathen.

Der dazu bestimmte Tag erschien, Tallihadjo begab sich zuerst mit einigen seiner ältesten Leute unter das von Palmblättern auf Baumstämmen errichtete große Sonnendach, ihm folgten die andern Häuptlinge, sämmtlich von den Weisen ihres Stammes umgeben, Alle nahmen schweigend im Kreise Platz und die Krieger lagerten sich lautlos in der nächsten Umgebung, um der Berathung über ihre verzweiflungsvolle Zukunft mit eignem Ohr zu folgen.

Tallihadjo zündete die Pfeife an und von ihm ging sie von Mund zu Mund in der ernsten Versammlung herum, bis der Letzte deren Rauch gekostet hatte. Unbeweglich, wie aus Stein gehauen, saßen die braunen Gestalten und hielten ihre dunkeln Augen auf Tallihadjo geheftet, als erwarteten sie von ihm die Entscheidung ihres Schicksals.

Jetzt erhob sich Dieser und ließ seinen ernsten, bedeutungsvollen Blick durch die Versammlung wandern.

Aller Augen hingen an seinen Lippen, als er begann:

»Lange habt Ihr vergebens darauf gewartet, Tallihadjo's Stimme zu hören, und lange hat er gezögert, seinem Volke den Abgrund zu zeigen, dem es mit geschlossenen Augen zueilt. Ihr Häuptlinge, die Ihr von Eurem Lager aus die Fußtritte der Bleichgesichter erkennen könnt, die Ihr von Euern Jagdgründen ein Stück nach dem andern habt an diese abtreten müssen, Ihr seht schon mit bangem Herzen nach den Morästen Florida's hin, in welche jene Fremden den rothen Kindern nicht folgen können und in denen die Seminolen elend untergehen werden. Ihr Häuptlinge aber aus dem Innern unsers Vaterlandes, deren Jagdgründe und Weiden noch reich und ungeschmälert sind, die Ihr noch sorglos und ruhig bei Euern Feuern schlaft, Ihr seht die Gefahr nicht nahen, die Euch Euerm Untergang rasch zutreiben wird. Seh't dorthin, wo die grünen Wellen des Alabamaflusses sich mit der salzigen Fluth mischen; nur vor wenigen Jahren war es, daß dort die Feuer der Seminolen brannten und kein Bleichgesicht es wagte, sich ihnen zu nahen. Die Weißen haben unserm Volke jene reichen Länder nicht durch ihre Kugeln genommen, sie sandten Feuerwasser und Uneinigkeit unter uns, und mit schwachem Arm und schlaffem Bogen wichen wir vor den Fremden zurück. Ihr Feuerwasser und die Uneinigkeit ist aber schon bis in das Herz unseres Landes gedrungen und bald werdet auch Ihr Sorglosen, Ihr Unbekümmerten die Wigwams der Bleichgesichter von Euerem Lager aus sehen können. Feuerwasser und Uneinigkeit werden den Fremden Euere

Wälder, Berge und Sümpfe öffnen, mit schwachem Arm und schlaffem Bogen werdet Ihr in die grundlosen Moräste fliehen und Euer Name wird dann von der Erde verschwinden, denn kein Seminole wird seine unbesiegten freien Brüder in den ewiggrünen Grasländern des Westens erreichen und ihnen die Kunde von dem Schicksal seines Volkes bringen. Schon fahren die feuerspeienden Kanoes der Weißen auf den Flüssen und Seen durch Euer Land, schon sammeln sich ihre Krieger in Tampabay, und deren großer Vater hat beschlossen, daß der Letzte von Euerm Volke nun sterben solle. Oeffnet jetzt Euere Ohren und Euere Herzen, Seminolen, und lasset die Stimme Tallihadjo's sie durchdringen; noch giebt es *eine* Rettung für Euch, für Euere Kinder und für Euern Namen, doch die Zeit der Rettung ist kurz und sie steht nahe vor Euch. Der große Geist hat Euer Vaterland für die Bleichgesichter bestimmt und will Euch die reichen, endlosen Weiden des Westens dafür geben. Hängt nicht länger an den Gräbern Euerer Väter, nicht an der Erde, auf der Ihr geboren seid, sie wird Euch verschlingen und über Euern Namen Gras wachsen lassen. Hier liegt der Zorn des großen Geistes auf Euch, im Westen seid Ihr ihm lieber, als die Bleichgesichter. Verlaßt dies Land, Tallihadjo wird Euch führen. So wie der geschwollene Strom sich seine Bahn bricht und seine Wogen niederreißen, was seinen Lauf zu hemmen wagt, so sollen die Seminolen durch die Länder der Bleichgesichter ziehen und in Feuer und Blut Alles niederwerfen, was ihnen in den Weg tritt; sie sollen mit der Sonne wandern, bis sie die offenen, üppiges

Prairien des Westens erreicht haben, und die Spur, die sie hinter sich zurücklassen, soll der Rache der Seminolen würdig sein. Der Tag der Vergeltung nahet, und die Schuld der Weißen ist groß; schon haben sie Euch über die Hälfte des Landes geraubt, welches der große Geist einst Eueren Vätern als Eigenthum gab, sie haben Viele Euerer Männer, Weiber und Kinder mißhandelt und Viele von ihnen getödtet, sie haben Euer Vieh von Eueren Weiden fortgetrieben und haben Euch Feuerwasser, Krankheiten und Uneinigkeit gesandt, damit Ihr unter Euch Eueren Untergang finden solltet und sie selbst die Schärfe Euerer Pfeile nicht fühlen möchten. Blut für Blut und Leben für Leben! Die Weißen sehen den Orkan nicht nahen, der sich über sie stürzen will, unaufgehalten dringt Ihr durch ihre Länder, ihr edeles Vieh, ihre schönen Pferde, ihre Weiber werden Euch reich machen und mit den Scalpen ihrer Männer werdet Ihr Euch schmücken. Der große Geist liebt Euch noch, er will Euch nicht in den Morästen Florida's verschmachten lassen, er will die Seminolen wieder als großes, gefürchtetes Volk sehen und will ihnen ein reicheres, ein schöneres Land geben, in dem der Büffel, den Euere Väter einst jagten, die unabsehbaren Grasflächen zu Tausenden durchziehet. Noch seid Ihr mächtig genug, Euch dort als freies, unabhängiges Volk unter Euern rothen Brüdern Ansehen zu verschaffen und das Land, welches der große Geist für Euch zur neuen Heimath bestimmt hat, gegen Jedermann zu vertheidigen. Ihr habt keine andere Wahl, als hier nach

und nach sämmtlich durch die Weißen vernichtet zu werden, oder über deren Leichen kämpfend nach dem schönen Westen zu Euern rothen Brüdern zu ziehen. Wählet und bestimmt Euer eigenes Schicksal!«

Hier schwieg Tallihadjo, setzte sich auf seine Pantherhaut nieder und winkte den versammelten Häuptlingen zu, sich zu erheben und zu reden. Keiner aber folgte der Aufforderung, Alle schienen von Tallihadjo's Worten überrascht und blickten sich einander fragend und unentschlossen an. Wohl waren sie mit dem Gedanken hierhergekommen, Krieg gegen die Bleichgesichter zu beschließen und ihr Land mit ihrem Blut gegen sie zu vertheidigen; dasselbe jetzt aber aufzugeben und sich im fernen Westen eine neue Heimath zu suchen, daran hatten sie nicht gedacht. Eine Todtenstille herrschte in der Versammlung, nicht die leiseste Bewegung verrieth, daß die hier sitzenden Männer dem Leben angehörten, bis endlich Osmakohee sich erhob und mit lauter Stimme erklärte: er sei bereit, mit seinem Stamme Tallihadjo zu folgen, wohin er ihn auch führen möge. Nach ihm traten nach einander die Häuptlinge auf, deren Land an der Grenze der Weißen lag, und stimmten Tallihadjo's Vorschlag bei; auch die Creek-Indianer waren entschlossen, ihm mit ihren Frauen und Kindern zu folgen, die Häuptlinge aber aus dem Innern des Landes wollten die Gefahr nicht als so groß anerkennen, daß sie ihr Eigenthum deshalb freiwillig aufgeben sollten. Die Meisten von ihnen erklärten sich zu einem allgemeinen Krieg die Weißen bereit und

versprachen ihre sämmtlichen Krieger gegen diese Feinde zu führen, während Andere es abwarten wollten, bis man sie in ihren eigenen Jagdgründen angreifen würde. Von Auswanderung nach dem Westen aber wollten sie sämmtlich Nichts hören.

Ohne Unterbrechung ward die Berathung während des ganzen Tages fortgesetzt, und erst als die Schatten des nahen Waldes sich weit über den spiegelnden See streckten, kam man endlich doch noch zu dem einstimmigen Beschluß, sich zu rüsten und dann die Weißen anzugreifen.

»Wie der Panther sich vor der Beute verbirgt, die er mit seinem Sprunge erreichen will, so meidet es, Euch vor den Bleichgesichtern sehen zu lassen, oder ihre Aufmerksamkeit zu erregen,« ergriff Tallihadjo zuletzt nochmals das Wort. »Reizt sie nicht und nöthigt sie nicht durch verfrühte einzelne Ueberfälle die Zahl ihrer Krieger zu vermehren, denn sie würden vom Norden her in unser Land dringen, zahlreich, wie die schwarze Ameise des Waldes. Noch ist ihre Macht in Tampabay gering, die Kanoes der Weißen sind aber groß und bewegen sich schnell ohne Ruderschlag. Auch in Georgien haben sich die Herzen der weißen Männer gegen die Seminolen gewandt, nur wenige sind ihnen treu geblieben. Arnold und sein Sohn sind unsere Freunde, und Ralph. der Sohn des alten Tom, gehört halb unserm Blute an. Sie haben uns gegen ihre weißen Brüder in Florida beschützt und wir haben noch Nichts für sie gethan. Dankbarkeit, selbst gegen den Feind, erfreut den großen Geist, und das undankbare

Herz soll aus der Brust des Seminolen gerissen und den Wölfen zur Speise hingeworfen werden; Ralph und Arnolds, mit Allem, was ihnen gehört, soll uns heilig sein.«

»Jetzt habt Ihr den Rath Tallihadjo's gehört, bald soll sein Schlachtruf zu Euern Ohren dringen. Stärkt Euere Herzen und Euern Arm, schärft Euere Augen und bereitet Euch zu dem großen Kampfe, vor Allem aber, seid einig, denn der geschlossene Wald widersteht der Macht des Sturmes, der die einzelnen stärksten Bäume entwurzelt, und der See trotzt der Sonne, welche die Bäche austrocknet. Zur blutigen Rache an den Bleichgesichtern sehen wir uns wieder!«

Die Vorstellung, welche Ralph der Regierung in Washington übergab, erregte viel Aufmerksamkeit. Seine Abstammung von den Seminolen, seine Vertrautheit mit denselben, die er sehr hervorzuheben wußte, und die Bekanntschaft mit ihrer Sprache waren Eigenschaften, die augenblicklich von großer Wichtigkeit sein konnten, wenn man ohne die Waffen in einer oder der andern Weise einen Vortheil über die Indianer gewinnen wollte. Namentlich lag der Regierung sehr viel daran, Zeit zu gewinnen und den Ausbruch der Feindseligkeiten Seitens der Wilden so lange zurückzuhalten, bis man ihnen gegenüber eine hinreichende Macht gesammelt haben würde, um die Ansiedelungen der Amerikaner in Florida gegen die Wuth der Seminolen zu schützen. Zugleich hielt

man den alten, von jeher befolgten Grundsatz fest, die Stämme unter sich zu entzweien und sie einzeln für sich zu gewinnen, um mit diesen die andern zu vernichten.

Hierzu insbesondere erbot sich Ralph und entwickelte so viel Umsicht und Gewandtheit in seinen Vorschlägen, auf welche Weise er dieses erzielen wolle, daß man sich von der Richtigkeit seiner Ansichten gern überzeugte und in die Ausführbarkeit seiner Pläne keinen Zweifel mehr setzte. Er bewies, daß man durch dies Verfahren bedeutende Summen und vieler Soldaten Leben erspare, und daß die Wilden unter sich ihr eigenes Vertilgungswerk vollbringen würden, während die Regierung durch Aufstellung einer kleinen Truppenmacht an der Grenze der Indianergebiete die weißen Ansiedler gegen alle Gefahr schützen könne. *Einen* Punkt hob Ralph ganz besonders hervor, nämlich: Tallihadjo entweder durch Gefangennehmung und Entfernung, oder durch den Tod unschädlich zu machen, da dieser den größten Einfluß auf die ganze Nation ausübe und der mächtigste, entschlossenste Häuptling der Seminolen sei. Auch hierbei entfaltete Ralph so treffende und Erfolg versprechende Anschläge, daß man sein Anerbieten in Berathung zog, und ihn nach wenigen Tagen mit einem bedeutenden Gehalt zum Indianeragenten der Regierung ernannte. Die nöthigen Vollmachten, Empfehlungen und Instruktionen wurden nun für ihn ausgefertigt und ers angewiesen, sich in einem Kriegsfahrzeug einzuschiffen, welches mit Truppen, Munition und Mundvorräthen in der Kürze nach Tampabay absegeln sollte.

Die wenigen Wochen, welche er noch bis zur Abfahrt des Schiffes in Washington zuzubringen hatte, benutzte er, sich in jeder Weise zu amüsiren, wozu ihm dieser Ort mehr Gelegenheit bot, als irgend ein anderer in den Vereinigten Staaten; denn hier erdrückte das Geschäftsleben nicht jeden Keim des Vergnügens, im Gegentheil, die hochbesoldeten Congreßmitglieder ließen sich nicht gern von langer Weile plagen und man hatte dafür gesorgt, daß sie für ihr Geld Unterhaltung und Vergnügungen aller Art erhalten konnten.

An Geld fehlte es Ralph nicht, denn er hatte den Schmuck seiner Frau zu einem hohen Preis verkauft und mit vollen Zügen trank er aus dem Becher der Lust, um sich für das vergangene langweilige Landleben, so wie im Voraus für seinen bevorstehenden entbehrungsreichen Aufenthalt unter den Indianern zu entschädigen.

Kurz vor seiner Abreise von Washington schrieb er an Eloise, und zehn Tage später wurde derselben dieses Schreiben durch Guy überbracht, der regelmäßig einige Male in der Woche nach der nächsten Postoffice ritt, um sich dort nach Briefen und Zeitungen für seine Herrschaft zu befragen.

Es war Abend, der nahe Wald hielt die Abschiedsstrahlen der Sonne von der Rückseite des Gasthauses ab, an welcher eine dichte Laube von immerblühenden Rankenrosen angelehnt stand.

Hier saß Eloise mit ihrem Kinde auf dem Schooße, und ihr Herz war doppelt glücklich bewegt. Es war heute der Geburtstag ihres Knaben, und heute hatte Montclard, der Eloisen gegenüber saß, zum ersten Male es gewagt, sich heraus in das Freie zu begeben.

Wohl waren mit dem Erscheinen dieses Tages die Thränen, welche Eloise seit einem Jahre vergossen hatte, ihr vor die Seele getreten, das ungemessene Glück aber, welches ihr der Besitz ihres Kindes gespendet, verwischte bald in ihrer Erinnerung das auftauchende Bild trauriger Vergangenheit. Wie einen Schutzengel drückte sie ihren kleinen Tom gegen ihr Herz und sagte sich im Hinblick auf den vom Tode auferstandenen bleichen Mann vor ihr, daß sie durch die Wohlthaten, die sie diesem erzeigt habe, das Glück an ihrem Kinde verdiene.

Montclard war durch die sorgsame Pflege Eloisens dem Grabe entrissen, das Fieber hatte ihn verlassen, Eßlust und Schlaf hatten sich wieder bei ihm eingestellt, und seine Kräfte nahmen seit Kurzem auffallend zu. Mit dem Verschwinden der Sonne und dem Beginnen des erfrischenden Abendwindes hatte er sich, von René unterstützt und von Eloisen begleitet, hierher begeben, wo diese ihm zu seiner Erquickung Limonade bereitete.

Mit warmer Danksagung empfing er den Trank aus ihrer Hand und führte ihn zu seinen Lippen. Dann stellte er das Glas neben sich auf dem Tische nieder, sank gegen die Rücklehne des großen Armstuhls, den Eloise für ihn hatte hierherbringen lassen, und sagte zu dieser:

»Sie haben schwere Verpflichtungen auf mich geladen, Madame Norwood, Sie haben sich des hülfsbedürftigen Fremden mit unermüdlicher Hingebung angenommen, haben ihn mit Wohlthaten überhäuft und ihn im strengsten Sinne des Wortes von dem Rande des Grabes weggerissen; nächst Gott habe ich nur Ihnen meine Genesung zu danken; wird mir jemals die Gelegenheit werden, durch die That Ihnen meine tiefgefühlte Erkenntlichkeit zu beweisen?«

»Sie thun es ja in diesem Augenblick, Herr Montclard, wirklicher Dank liegt in dem Gefühl und in der Anerkennung von empfangenen Wohlthaten. Andern Dankes bedarf es bei Dem nicht, der Gutes thut, nur um des Guten Willen; er ist schon reichlich durch das Bewußtsein seiner Handlung belohnt,« antwortete Eloise, indem sie einen Augenblick von ihrem Kinde zu Montclard hinsah und dessen seelenvollem, doch ernstem Blick begegnete, den er unbeweglich auf ihr ruhen ließ.

»Wo sich irgendwie die Gelegenheit bietet, soll meine Dankbarkeit auch von der That begleitet werden. Leider habe ich aber gar keine Aussicht hierzu, so sehr erwünscht sie mir auch sein würde. Ich muß Ihr Schuldner bleiben und denken Sie, ich möchte gern die Schuld bei Ihnen sogar noch vergrößern. Ich habe eine Bitte, weiß aber nicht, ob ich sie wagen darf?« sagte Montclard, indem seine tiefe melodische Baßstimme einen weichen, bittenden Ton annahm.

Eloise sah ihn einige Augenblicke überrascht an, und erwiederte dann:

»Wenn ich Ihnen die Bitte zu gewähren im Stande bin, so werde ich es gern thun, davon dürfen Sie überzeugt sein; nennen Sie mir nur, was Sie wünschen.«

»Versprechen Sie mir die Gewährung?« fragte Montclard mit erhöhtem Glanz seiner großen dunkeln Augen.

»Wenn ich kann und darf – ja,« sagte Eloise in einiger Verlegenheit.

»So nehmen Sie diesen Ring von mir und bewahren Sie ihn als Andenken an einen dankbaren Freund, der sich ewig als Ihren Schuldner betrachten wird. Verweigern Sie mir die Erfüllung dieser kleinen Bitte nicht, durch deren Willfahrung Sie mir eine neue Wohlthat erzeigen würden.«

Mit diesen dringend und überredend gesprochenen Worten zog Montclard den Brillantring von seinem alabasterweißen Finger und reichte ihn Eloisen hin.

»Herr Montclard, Sie überraschen mich, den Ring darf ich nicht annehmen,« sagte Eloise erröthend und legte ihre Hand um die Schulter ihres Kindes.

»Und nur, weil es ein Ring ist? So werde ich den Stein herausbrechen und Ihnen denselben allein als Andenken geben. Ein Ring, ohne eine andere Bedeutung als die der Dankbarkeit, ist ein harmloses Ding. Ich verlange ja nicht, daß Sie ihn tragen sollen, nur um Verwahrung desselben bitte ich, sein Werth könnte Ihnen möglicherweise einmal von Wichtigkeit sein. Das menschliche Schicksal ist wandelbar. Nehmen Sie den Ring, ich bitte Sie darum!«

Noch weicher, noch flehender sprach Montclard diese Worte zu Eloisen, indem er sich zu ihr vorbeugte und ihr den Ring hinhielt; doch immer noch zögerte sie, denselben anzunehmen, obgleich sie in der Annahme kein Unrecht erblicken konnte.

»Dank verschmähen grenzt nahe an Geringschätzung, einen Almosen giebt man einem Bettler,« sagte Montclard mit dumpfer Stimme, und eine Wolke des Mißmuths überzog seine hohe schöne Stirn, indem er die Hand mit dem Ringe sinken ließ.

»Nein, nein, Sie mißdeuten meine Weigerung, ich nehme den Ring von Ihnen und werde ihn als theueres Andenken an Sie bewahren,« sagte Eloise schnell, indem sie Montclard ihre kleine Hand hinhielt und dieser mit freudigem Lächeln ihr den Ring hineinlegte.

In diesem Augenblick trat Guy, der Neger, aus dem Hause und reichte Eloisen Ralphs Brief.

»Ein Brief von meinem Gatten!« sagte sie überrascht und wollte sich erheben, um in ihrem Zimmer das Schreiben zu öffnen, Montclard aber hielt sie mit den Worten zurück:

»Lesen Sie den Brief hier, ich bitte, auch ich nehme großen Antheil an dem Schicksal Ihres Gemahls, denn er war es ja, der mir hier ein Asyl bewilligte.«

Eloise blieb und erbrach das Schreiben. Ralph zeigte ihr darin an, daß er mit einem bedeutenden Gehalt als Indianeragent angestellt sei, und daß er erster Tages nach Tampabay absegeln werde. Er sagte, daß seine Stellung ihm außerdem viel Gelegenheit bieten würde, Geld zu

verdienen, und daß er Eloisen dann Baarschaft zusenden wolle. Er wies sie an, seinen Creditoren, wenn dieselben mit Ablauf des Jahres auf Zahlung dringen sollten, anzudeuten, sie möchten solche ruhig abwarten, widrigenfalls Ralph ihnen die Indianer auf den Hals senden wolle, und schließlich erinnerte er Eloisen nochmals daran, die Nachlassenschaft Montclard's in Verwahr zu nehmen, und vor allem dessen Brillantring ›von enormem fast unschätzbarem Werthe‹ wie er sich ausdrückte, nicht aus den Augen zu lassen.

Eloise wurde bleich, das Papier zitterte in ihren Händen, sie faltete es zusammen, erhob sich mit ihrem Knaben und verließ mit einer Thräne im Auge die Laube.

Montclard schwieg, sein scharfer, in die Seele des Menschen dringender Blick erkannte, daß nicht ein Unglück, welches Ralph betroffen, die Ursache von Eloisens schmerzlicher Bewegung sei, er gewahrte einen Ausdruck der Entrüstung auf ihren bleichen schönen Zügen und wollte sie nicht veranlassen, ihrem Schmerz Worte zu geben, noch weniger ihm eine Unwahrheit zu sagen.

Eloise drückte den Knaben fester gegen die Brust, ihre Thränen flossen jetzt ohne Rückhalt und mit eiligen Schritten hatte sie den Corridor im Hause erreicht, als ihr Guy, der Neger, entgegen trat und zu ihr sagte:

»Der Herr hatte mir seinen alten grauen Rock zu geben versprochen, Herrin, er hat es aber bei seiner Abreise vergessen zu thun. Ich habe Nichts über mein Hemd anzuziehen; Abends und Morgens ist es kühl und oft muß ich im Regen hinaus an die Arbeit.«

»Ja, ja, Guy, ich war ja dabei, als Dein Herr Dir den Rock versprach, derselbe muß in seinem Zimmer liegen, denn mitgenommen hat er ihn ja nicht. Warte einen Augenblick, ich will ihn Dir sogleich geben,« sagte Eloise und ging in ihr Zimmer. Dort setzte sie ihr Kind auf den Teppich nieder, nahm den Schlüssel zu ihres Gatten Gemach aus ihrem Arbeitstisch hervor und eilte hinaus, um für den Neger den ihm versprochenen Rock zu holen. Sie war in die Stube eingetreten und erkannte sogleich das besagte Kleidungsstück, welches nahe an dem Fenster über einem Stuhl hing. Sie nahm es auf, untersuchte jedoch erst dessen Taschen, ob vielleicht noch ein Tuch, oder sonst etwas von Werth sich darin befände. Ihre Hand fühlte nur ein sehr steifes zusammengedrücktes Papier darin, welches sie hervorzog und in welchem sie auf den ersten Blick dasjenige erkannte, in welches in der Unglücksnacht, als sie scheiterte, ihr Vater den Schmuck ihrer seligen Mutter eingehüllt und ihr gegeben hatte.

Ein Schreck fuhr ihr durch die Seele und ein kalter Schauder überrieselte ihre Glieder.

Mit Entsetzen stierte sie auf das blaue Papier, entfaltete es und erkannte eine Preis- und Waarenliste eines New-Yorker Hauses, welche darauf gedruckt stand und welche sie zu wiederholten Malen durchlesen hatte. Es war der Umschlag von ihrem Schmuck, und der Dieb desselben war ihr eigner Gatte. Von Grauen und Abscheu ergriffen, stand sie regungslos da, und ihre Gedanken sträubten sich gegen ihre Ueberzeugung, daß Ralph diese Schandthat begangen habe. Je mehr sie aber darüber nachsann,

desto mehr verschwanden alle Zweifel, und mit der tiefsten Verachtung erinnerte sie sich, daß ihr Mann im Begriff gestanden hatte, die treue Sclavin zu peitschen und zu foltern, von deren Unschuld er so sicher überzeugt gewesen war.

Das Geräusch des Negers, der in die Thür trat, weckte Eloisen aus ihren entsetzlichen Betrachtungen, sie wandte sich nach ihm um, gab ihm schweigend den Rock, und verschloß im Hinausgehen die Stube.

Das Düster des Abends hatte sich durch das Haus verbreitet, als Eloise in ihr Zimmer zurückkehrte und das Unglücksdocument in ihrer Hand hielt. Mit aussetzendem Pulsschlag wankte sie in der Stube auf und nieder, bis sie endlich vor dem kleinen Kaminfeuer stehen blieb, und zerknirscht ihre Blicke nochmals auf das verhaßte Papier heftete. Plötzlich, wie in höchstem Abscheu, drückte sie dasselbe mit beiden Händen zusammen und war im Begriff, es in die Flamme zu werfen, als augenscheinlich ein durch sie hinfahrender Gedanke sie davon zurückhielt. Sie trat an ihren Arbeitstisch, strich das Papier wieder glatt, faltete es zusammen und verschloß dasselbe in ihren Secretär.

Dann nahm sie ihr Kind auf den Arm und verließ das Zimmer, denn sie fühlte sich beklommen und beengt und bedurfte der freien Luft. Sie ließ sich an dem Ausgang des Corridors unter der Veranda nieder, wo sie ihren trostlosen Betrachtungen folgte. Niemand störte sie, es war außer Montclard kein Fremder im Hause, der ihre Thätigkeit beanspruchte, und Eva, die sie beobachtet hatte,

wußte, daß sie im Schmerz lieber allein war. Es war ihr, als wollte das Unglück sie zu Boden drücken, sie fühlte sich wieder so verlassen, so allein in der Welt, so ganz ohne alle Stütze, und mit Verzweiflung sah sie auf ihren Knaben, der ihr wie eine Waise vorkam. Geliebt hatte sie Ralph eigentlich nie, sie hatte aber dennoch ihre Pflichten als seine Gattin treulich erfüllt, mit Geduld und Nachsicht seine Härten und Rücksichtslosigteiten gegen sie und Andere ertragen, seine vielen großen Fehler entschuldigt und, wo sie konnte, deren Folgen gut gemacht. Nun aber waren alle Banden zwischen ihr und ihm zerrissen, der Gedanke, die Frau eines Diebes, eines Betrügers zu sein, wollte ihr das Herz zersprengen und drängte sie mit Abscheu und Verachtung von ihm zurück. Jetzt war seine Abwesenheit ihr ein Trost, und daß er nimmer wiederkehren möchte, war ein Wunsch, den sie fühlte, wenn sie ihn auch nicht gegen sich selbst aussprach.

Die Nacht brach herein, der Whippoorwill (die Nachtschwalbe) rief in dem nahen Walde klagend und schauerlich seinen eignen Namen und die Sterne begannen zu funkeln und zu blitzen. Eloise saß immer noch mit ihrem Knaben im Arm und mit gram- und schmerzerfüllter Brust unter der Veranda und schaute trocknen Auges in die Dunkelheit hinaus.

Plötzlich drangen leise Saitentöne in süßen lieblichen Weisen durch den Gang zu ihrem Ohr, zauberisch schmelzend und besänftigend, wie Klänge aus einer bessern Welt, berührten sie ihre Seele, und ihr Schmerz fand

mit einem Thränenstrom den Ausweg aus ihrer beengten Brust.

Sie erkannte die Töne wieder, es waren die Laute von Montclard's ihr unbekanntem Instrument, die jetzt durch die geöffnete Thür seines dunkeln Zimmers in den Corridor hervorströmten Sie lauschte den Melodien, den Schöpfer derselben aber sah sie in Gedanken vor sich, schön, edel und dankbar.

Dem Vergleich zwischen ihm und Ralph, den sie schon oft gewaltsam in sich erstickt hatte, gab sie jetzt Raum in ihren Gedanken, mit jedem Accord, der von den Metallsaiten zu ihrem Ohr herüberschwebte, stieg Montclard hehrer und herrlicher vor ihrer Seele auf, und Ralph sank in gleichem Maaße als verworrenes Bild von Gemeinheit und Trug in den finstern Hintergrund ihrer Phantasie. Nun gestand sie es sich unverholen, daß dieser Mann, der jetzt so achtungswerth und hoch vor ihrem Geiste stand, dem Bilde entsprach, welches ihre Jugendträume ihr von ihrem dereinstigen Gatten vorgezaubert hatten. Wäre er ihr Begleiter durchs Leben geworden, nach welchem Himmel hätte sie sich dann noch sehnen können! Er war so gut, so liebevoll, so erkenntlich, so zart und aufmerksam, so bescheiden und so anständig in jedem Wort, jedem Blick, jeder Bewegung, und welch mächtiges edeles Gefühl sprach aus jedem Tone, den er zu ihr herübersandte. Ja, sie wußte es, daß er ihres Schmerzes wegen diese Zaubertöne schuf, damit dieselben lindernd, tröstend und besänftigend, wie Balsam in ihr krankes

Herz dringen sollten. Hätte Eloise doch in diesem Augenblick die eisernen Banden, die sie an Ralph fesselten, zersprengen können! Der letzte Ton der Saiten verhallte, Alles war ruhig und still um Eloise, nur in ihr selbst konnte der Seelenfrieden noch keine Stätte finden, während die Nacht Ruhe über die Erde verbreitete. Gefühle waren in ihrer Brust geboren, die ihr bis jetzt fremd geblieben, von denen sie sich keine Rechenschaft zu geben wagte, und die zu mächtig waren, als daß ihre Vernunft, ihr Wille sie augenblicklich hätte bemeistern können. In ihrer erhitzten Phantasie sah sie Glück und Seligkeit vor sich erglänzen, sie erkannte den Abgrund, der zwischem jenem Himmel und ihr gähnte, sie blickte schwindelnd in die bodenlose Tiefe und sank in das Unglück zurück, mit welchem die Wirklichkeit sie mit eisernen Armen umfaßt hielt.

»Die Nachtluft ist zu kühl, Herrin, sie könnte Deinem Kinde schaden,« sagte Eva mit theilnehmender Stimme und trat leise zu Eloisen hin.

»Du hast Recht, Eva, es möchte für Tom nicht gut sein, länger hier zu weilen. Es war im Zimmer so drückend, die kühle Luft hier im Freien that mir wohl. Ich hatte einen Anfall von meinem bösen Kopfweh,« erwiederte Eloise, indem sie aufstand und, von der Sclavin gefolgt, mit ihrem Knaben nach dem Schlafgemach ging.

Einige Wochen waren in reger Geschäftigkeit verstrichen, weil der Zufall ungewöhnlich viele Fremde in das Haus geführt hatte, und das neue Jahr war angetreten.

Montclard hatte sich sehr erholt. Anfangs war er täglich Morgens zeitig und Abends, wenn die Sonne sich neigte, in seinem Cabriolet spazieren gefahren, dann hatte er diese Ausflüge zu Pferd gemacht und nun durchwanderte er regelmäßig die Umgegend zu Fuß. Von Tag zu Tag mehrten sich seine körperlichen Kräfte wieder und es schien, daß sein Grundleiden, welches ihn von dem Norden weggetrieben hatte, hier in dem ewigen Frühling wirklich gehoben worden sei. Er kam jetzt häufiger mit Eloisen in Berührung, er hatte es vorgezogen, an der öffentlichen Tafel zu speisen, an welcher Jene als Wirthin stets selbst erschien, auch ging er ihr, wo sich die Gelegenheit bot, bei ihrem Verkehr mit den Reisenden hülfreich zur Hand, denn er fühlte sich hier wie zum Hause gehörig und es war noch keinmal die Rede davon gewesen, daß er abreisen wollte. Abends traf es sich häufig, wenn gerade das Haus von Fremden leer war, daß er mit Eloisen in dem Blumengarten, oder auch an dem rauschenden Wasser im Walde lustwandelnd die Abendluft genoß, wobei er dann größtentheils die Unterhaltung führte und seiner Begleiterin aus seinem vergangenen Leben erzählte. Er hatte viel von der Welt gesehen, war mehrere Jahre in Ostindien gewesen, hatte Afrika bereist und trug seine Mittheilungen lebendig und anschaulich mit einer reichen glühenden Phantasie vor. Zugleich belehrte er Eloisen aus dem reichen Schatz seiner Erfahrungen, seiner gründlichen, nach allen Seiten des Wissens ausgebreiteten Kenntnisse, und entwickelte so viel

Edeles und Schönes in seinen Ansichten und Betrachtungen, daß Eloise täglich staunender seinen begeisternden Worten lauschte und sich mehr und mehr zu ihm hingezogen fühlte. Dabei umgab ihn etwas Geheimnißvolles, etwas Räthselhaftes, welches ihr Interesse für ihn nur noch höher steigerte, er erzählte immer nur unzusammenhängende Bruchstücke aus seinem Leben, in denen er in den allerwidersprechendsten Stellungen, in den verschiedensten Verhältnissen erschien; bald fand Eloise ihn im Tumult der Schlacht, umgeben von dem Donner der Geschütze und dem Dröhnen jagender Cavallerie; bald traf sie ihn im Kreise von Gelehrten, den Geheimnissen der Natur nachspähend; dann sah sie ihn als Seemann auf den hochgethürmten Wogen des Meeres am Steuer, dem Sturm Trotz bietend, und wieder erblickte sie ihn in dem glänzenden, mit Pracht und Reichthum geschmückten, hellerleuchteten Salon der eleganten Welt. Daß er geborener Franzose war, blieb aber das Einzige, was sie aus seiner Vergangenheit Gewisses über seine Person erfahren hatte.

Mit dem Eintritt des neuen Jahres fanden sich viele Creditoren Ralphs bei Eloisen ein und forderten Zahlung für ihr Guthaben.

Sie verwies dieselben auf die Abwesenheit ihres Gatten und bat, sich zu geduldigen, da Dieser jetzt im Dienst der Regierung einen hohen Gehalt bezöge und ihr versichert habe, er werde baldigst Geld zum Zahlen seiner Schulden senden. Einige Gläubiger wurden dadurch zufrieden gestellt, andere klagten jedoch bei Gericht und wollten sich

aus der fahrenden Habe, sowie aus dem Grundeigenthum Ralphs bezahlt machen. Eloise gerieth hierdurch in große Verlegenheiten. Augenblicklich störender aber berührte sie ihre nun eingetretene Creditlosigkeit, indem sie bis jetzt bei den Kaufleuten in der Umgegend alle Bedürfnisse für die Wirthschaft auf Rechnung erhalten hatte, und dieselben sich nun weigerten, ihr ferner Waaren ohne baare Zahlung zukommen zu lassen. Auch die Pflanzer in der Nachbarschaft wollten ihr kein Schlachtvieh mehr liefern, bis das bereits erhaltene bezahlt sei, und Ralph hatte vor seiner Abreise alles schlachtbare Vieh aus seinen Heerden verkauft. Von den durch die Reisenden eingehenden Geldern zahlte Eloise hier und dort kleine Beträge, um klagbar gewordene Gläubiger zu beschwichtigen und Executionen zu vermeiden, und behielt nur so viel davon zurück, um die nothwendigsten Bedürfnisse für den Haushalt in kleinen Quantitäten gegen baar zu kaufen.

Dem scharfen Blick Montclard's entging die mißliche Lage Eloisens nicht, denn schon einige Male hatte es beim Kaffee und Thee an Zucker gefehlt, frisches Fleisch hatte bei den Mahlzeiten gemangelt und René hatte ihm gemeldet, daß keine Maisblätter zum Futtern des Pferdes vorhanden seien. Auch hatte er zu verschiedenen Malen den Constabel in ernstem Gespräch mit Eloisen gesehen und nachher bemerkt, daß sie geweint hatte.

Eines Abends, als alle Fremden abgereist waren, schlug Montclard Eloisen vor, einen Spaziergang zu machen, wozu sie sich gern bereit fand und mit ihm den

Weg an dem Bache hin einschlug. Die Kühle des Waldes und des, über mächtiges Gestein hinschäumenden Wassers hatte sie wohlthuend umfangen und sie waren Beide in Gedanken versunken eine Zeit lang stumm nebeneinander hingeschritten, als Montclard das Schweigen brach und zu Eloisen sagte:

»Sie wissen, wie drückend meine große Schuld gegen Sie auf mir lastet und wie sehnlichst ich eine Gelegenheit herbeigewünscht habe, einen Theil derselben abzutragen, denn ganz werde ich es nimmer können. Sie haben mich dem Tode entrissen, erlauben Sie mir, daß ich Sie kleinen Unannehmlichkeiten des Lebens entziehe. Lassen Sie mich, wie es dem Freund geziemt, offen zu Ihnen reden. Es hat Ihnen in letzter Zeit mitunter an baaren Mitteln gefehlt und ich würde die Forderungen, die man gegen Sie hat, hinter Ihrem Rücken gezahlt haben, wenn nicht triftige Gründe mir Dies untersagt hätten. Ich besitze ein Recht darauf, mich Ihnen hülfreich zu zeigen und bitte Sie, daß Sie die Mittel, deren Sie benöthigt sind, aus meinen Händen empfangen. Sie sind Dies ihrem dankbaren Freund schuldig.«

Eloise ging mit gesenktem Haupte schweigend neben Montclard hin, und statt der Antwort, füllten sich ihre schönen Augen mit Thränen.

Der Antrag kam ihr so plötzlich, so unerwartet, daß sie nicht wußte, was sie erwiedern sollte; sie fühlte, wie äußerst nothwendig Hülfe war, und zugleich widerstrebte es ihrem Gefühl, dieselbe anzunehmen. Sie schämte sich in ihres Gatten Seele, daß er sie in einer solchen Lage

zurückgelassen hatte, und gern würde sie in diesem Augenblick alle Schuld desselben auf sich selbst genommen haben. Montclard's Scharfsinn aber war ihr zu gut bekannt, als daß sie vor ihm ihre Lage hätte verheimlichen, oder das Unrecht ihres Mannes beschönigen können. Sie fand keine Antwort.

»Diese kleine Hülfe ist wahrlich Ihres Seits kaum des Dankes werth,« fuhr Montclard mit mildem überredendem Ton fort. »Legen Sie dagegen mein Leben in die Wagschale. Nicht wahr, Sie versprechen es mir, mich nicht mit meiner Bitte zurückzuweisen? Ich werde einen neuen Beweis Ihrer Freundschaft darin erkennen.«

»Ich bin sehr unglücklich, Herr Montclard!« sagte Eloise mit bebender Stimme, ohne zu ihrem Begleiter aufzublicken.

»Sie haben einen lieben Knaben, der Ihrem Dasein ein schönes Ziel giebt und alle Widerwärtigkeiten und Beschwerden Ihres Lebens versüßen wird. Nur, wenn der Mensch allein steht und Niemanden in der Welt hat, für den er lebt, für den er mit Liebe wirkt und sorgt, ist er unglücklich,« sagte Montclard mit traurigem Tone und setzte dann bittend hinzu:

»O lassen Sie mir den Trost, Etwas für Sie zu thun.«

»Sie haben schon so unendlich Viel für mich gethan, Herr Montclard, Sie sind meine einzige Stütze gewesen,« sagte Eloise und hob ihren thränenfeuchten Blick zu ihrem Begleiter auf.

»Nichts habe ich gethan, als Wohlthaten von Ihnen empfangen und meinen eigenen Wünschen, meinem

Glücke gelebt. Hier nehmen Sie, verehrte Frau, diesen unbedeutenden Beweis meiner unbegrenzten ewigen Dankbarkeit.«

Bei diesen Worten, die Montclard mit ungewohnter Leidenschaft sagte, ergriff er Eloisens Hand und legte ein, in Papier gefaltetes Packet hinein.

»Herr Montclard, wie kann ich?« sagte Eloise zitternd.

»Wie konnte *ich*?« erwiederte Jener. »Kein Wort weiter, wenn wir wirklich Freunde sind. Und nun wird es Zeit sein, daß wir zurückgehen; die Sonne ist versunken.«

Sie traten den Heimweg an, Montclard erzählte Eloisen mit heiterer Lebendigkeit eine spannende interessante Begebenheit aus seinem Leben, und als sie aus dem Walde traten, kam ihnen Eva mit Tom auf dem Arm entgegen, den die Mutter ihr abnahm und mit einem glückstrahlenden Blick nach Montclard an ihre Brust drückte. Sehr bewegt kehrte Eloise in ihr Zimmer zurück, setzte ihr Kind auf die Erde nieder und öffnete dann in dem Dämmerlicht, welches durch das Fenster drang, das von Montclard empfangene Papier. Es enthielt tausend Dollar in Banknoten. Mit einem Schreck gewahrte sie diese Summe in ihren Händen und erkannte die große Verbindlichkeit, die sie durch deren Annahme gegen den Geber eingegangen hatte. Im ersten Augenblick wollte sie zu ihm eilen und ihm das Geld zurückgeben, sie faltete das Papier zusammen und hatte die Thür schon erreicht, als ihr die Freude vor die Seele trat, die sich bei Montclard nach Ueberreichen des Geschenks kundgegeben hatte. Wie liebevoll, wie herzlich und aufrichtig hatte er sie um

Annahme des Geldes gebeten, und wie schmerzlich mußte es ihn berühren, wollte sie es ihm jetzt wieder zurückgeben! Unschlüssig, was sie thun sollte, blieb sie stehen, suchte ihre Gedanken zu sammeln und zu überlegen; das freundlich bittende Bild Montclard's aber siegte über alle Zweifel, alle Bedenken. Eloise schritt zu ihrem Secretär und verschloß das Packet in die Schieblade, in welcher sie den Brillantring und das Papier aus ihres Mannes Rock verwahrt hielt.

Der schweren Sorgen, die Eloisen so sehr gedrückt und geängstigt hatten, war sie nun mit einem Male überhoben und sie würde sich im Besitze ihres Kindes und beschützt von dem treuen liebevollen Freunde unendlich glücklich gefühlt haben, hätte nicht der Gedanke an Ralph wie ein böser Geist fortwährend hinter ihr gestanden und sie selbst in ihren Träumen verfolgt. So aber konnte ihre Ruhe, ihr Friede jeden Augenblick durch dessen Rückkehr vernichtet werden, und Bangigkeit und Angst überfiel sie jedesmal, wenn Guy von der Postoffice zurückkam.

Capitel 32.

Bosheit. – Die Rüge. – Rache. – Der erste April. – Todesnachricht. – Die Liebenden. – Spaziergang im Walde. – Die Zither. – Die Mondscheinnacht. – Der Lauscher. – Falschheit. – Die Passagiere. – Die Unterhaltung. – Das Kriegsgeschrei. – Der Ausfall. – Im Kahn. – Erschöpfung. – Der treue Freund. – Mitleid. – Geheimer Gram.

Noch ein anderer Störer von Eloisens Zufriedenheit war Soublett, der regelmäßig mit der vom Norden oder vom Süden kommenden Post in ihrem Hause einkehrte und übernachtete. Er war ihr von jeher im Grund ihres Herzens verhaßt gewesen und seine Gegenwart hatte sie stets mit Widerwillen und Abscheu erfüllt; seit der Zeit aber, daß Montclard bei ihr an der Wirthstafel speis'te, steigerte sich diese Abneigung gegen Soublett jedesmal, wenn er ihr Haus betrat. Es war ihr nicht entgangen, daß Dieser bei Tisch listige verhöhnende Blicke bald auf sie, bald auf Montclard warf und oft erlaubte er sich auch leise Anspielungen, die wie Dolchstiche in Eloisens Herz niederfielen. Auch Montclard hatte den bösen Sinn erkannt, der in Soublett lebte, und oft hatte sein ernster gebietender Blick einen Scherz, eine Andeutung auf dessen Zunge erstickt, wogegen dann des Kutschers boshafte Augen um so lebendiger von ihm zu Eloisen wanderten.

Eines Morgens im Monat März beim Frühstück, als Soublett Platz genommen hatte, schien er besonders aufgelegt, seinem Witz auf Rechnung der Wirthin die Zügel

schießen zu lassen. Er hatte schon mehrere Fragen an sie gerichtet, die ihr das Blut in die Wangen trieben und vergebens hatte Montclard ihn zurechtweisend angesehen, er fuhr fort, seine schnöden Bemerkungen zu machen und brach wiederholt dabei in ein schallendes Gelächter aus. Zuletzt ergriff er seine Kaffeetasse und leerte sie auf die Gesundheit aller Strohwittwen, die sich über die Abwesenheit ihres Gemahls mit Anstand zu trösten wüßten.

In diesem Augenblick war Montclard aufgesprungen und rief, indem er eine Pistole unter seinem Rocke hervorzog und sie auf Soublett richtete:

»Du hast den Tod verdient, elender gemeiner Wicht, fort aus diesem Hause, oder ich zerschmettere Dir den Schädel.«

Soublett's wüthender Blick heftete sich an Montclard's zornglühende Augen, seine Fäuste ballten sich krampfhaft zusammen, er erkannte aber den Vortheil, den sein Gegner über ihn hatte, und wußte, daß die leiseste Bewegung, eine Waffe zu ziehen, ihm das Leben kosten würde. Er erhob sich und verließ mit halbausgestoßenen Drohungen das Zimmer, während Montclard's Tod verkündender Blick ihm folgte.

Alle Gäste waren vom Tisch aufgesprungen und gaben ihre Entrüstung über den Kutscher laut zu erkennen, während Eva ihrer Herrin zu Hülfe gesprungen war und sie, der Ohnmacht nahe, aus dem Zimmer geleitete. Montclard begab sich in sein Gemach, bald darauf war der Postwagen zur Abreise bereit, die Passagiere stiegen

ein, und Soublett sprengte auf der Straße nach D... davon.

Tödtlicher Haß und Wuth gegen Montclard füllten seine Brust mit Mordgedanken, er sann und überlegte, auf welche Weise er sich auf's Grimmigste an ihm rächen könne; Tod allein schien ihm zu wenig, er mußte ihn zuerst unglücklich machen, ihn foltern und dann erst tödten. Die Fahrt bis D... gab ihm Muße, Racheplane zu schmieden, hunderte wurden von ihm ersonnen und wieder verworfen, und in seiner Ungeduld, immer noch nicht den grausamsten gefunden zu haben, stieß er manchmal einen lauten, gräulichen Fluch aus und hieb mit der Peitsche die Pferde um die Köpfe, daß die Thiere wie rasend mit der Kutsche über Stock und Stein dahinjagten. Endlich glaubte er den Weg gefunden zu haben, auf welchem er Montclard sowohl als auch Eloisen seine Rache am schwersten fühlen lassen würde. Sehr richtig hatte er die gegenseitige liebevolle Zuneigung zwischen Beiden erkannt, wenn er auch die lautere, edele Grundlage, auf der sie beruhte, nicht zu würdigen im Stande war. Diese Zuneigung, beschloß er, sollte ihm als Waffe dienen und Beide verderben. Sobald er D... erreichte, ließ er sich von dem Wirth Dennis, bei welchem er anhielt, Schreibmaterial geben und setzte eine Anzeige auf, die er dann dem Redacteur der dort erscheinenden Zeitung überbrachte. Sie lautete, wie folgt:

›Sicher eingegangenen Nachrichten zufolge wurde vor Kurzem der Indianer-Agent der Regierung, Ralph Norwood, in Ausübung seiner Unterhandlungen mit den Seminolen von diesen auf die grausamste Weise ermordet und kurze Zeit darauf sein Leichnam durch Soldaten nach Tampabay gebracht, wo er zur Erde bestattet wurde.‹

Der Redacteur, welchem Soublett diese Anzeige als eine verbürgte Nachricht übergab, die er von Tallahassee mitgebracht habe, nahm sie mit Vergnügen auf und versprach, sie baldigst in seinem, jede Woche zweimal erscheinenden Blatte zu veröffentlichen, von welchem Soublett wußte, daß es von Eloisen gehalten wurde.

Es war am ersten April Morgens, gleich nach dem Frühstück, als Guy von der Postoffice zurückkehrte und seiner Herrin ein in Leinen eingepacktes, großes Packet übergab, auf welchem ihr Name geschrieben stand. Verwundert, was darin verborgen sein könne, öffnete sie dasselbe und fand zu ihrem großen Erstaunen, daß der Inhalt in sehr werthvollen Stoffen zu Damenkleidern, in einem kostbaren Shawl, in Spitzen und Bändern und in einigen Anzügen für ein jähriges Kind bestand. Noch größer aber war ihre Ueberraschung, als sie darin einen Brief vorfand, den sie beim Eröffnen mit der Unterschrift ›Ihr alter Freund und Diener Jeremias Sukop‹ versehen sah.

Nun brach sie in ein lautes Gelächter aus, welches Eva und auch Montclard zu ihr in's Zimmer rief, um die Ursache von Eloisens heiterer Stimmung zu erfahren. Diese aber konnte vor Lachen keine Worte finden, zeigte nur

auf die auf dem Tisch entfalteten Kostbarkeiten, sowie auf den Brief, und stammelte zuletzt ›mein Freund Sukop‹ heraus.

Montclard sowohl als auch Eva stimmten nun in das Gelächter ein, denn Eloise hatte Beiden oft von dem drolligen alten Ehepaar erzählt, und erst nach einer Weile war sie im Stande, den Brief zu lesen. Der angebliche Freund Sukop schrieb darin, daß er sich die Freiheit nähme, ihr zum ersten April ein Zeichen seiner alten, unwandelbaren Freundschaft zu geben, und bat sie, ihm auch ferner die ihrige zu erhalten.

Jetzt traten Eloisen die Thränen in die Augen und mit einem seelenvollen Blick des Dankes reichte sie Montclard ihre kleine Hand hin, denn sie erkannte nun, daß er der Freund war, der sie so freudig überrascht hatte. Montclard wollte es freilich nicht mit Worten eingestehen, seine glückliche Bewegung aber war Beweis genug.

Die schönen Sachen wurden nun einzeln von Eloisen entfaltet und bewundert und ihr Dank dafür mit Innigkeit wiederholt.

Montclard hatte sein Pferd bestiegen, um vor Tisch einen Pflanzer in der Nähe zu besuchen, mit dem er einen Contract auf Lieferung von Schlachtvieh für das Gasthaus abgeschlossen hatte. Eloise packte die schönen Geschenke sorgfältig ein und ging dann mit Heiterkeit ihren häuslichen Arbeiten nach.

Kurz vor dem Mittagsessen saß sie mit der heute zugleich angekommenen neuen Zeitung von D… in der

Hand am Fenster, um zu sehen, was dieselbe Neues bringe.

Plötzlich fielen ihre Blicke auf den Namen Ralph Norwood; sie las den Artikel, den Soublett hatte einrücken lassen, stieß einen Schrei aus, wankte durch das Zimmer und sank bleich und bebend in dem Sopha nieder. Die verschiedensten allerwidersprechendsten Gefühle durchzuckten ihre Brust, sie sah mit Wehmuth auf ihr vaterloses Kind, welches sorglos und lächelnd vor ihr auf dem Teppich saß und seine kleinen Händchen ihr entgegenstreckte, sie erinnerte sich ihres Gatten in Augenblicken, in denen er ihr noch werth gewesen war; der Gedanke aber, daß sie von einem Manne befreit sei, der ihr Lebensglück auf das Ruchloseste mit Füßen getreten hatte, war der mächtigere, der herrschende.

Das drohende schwarze Gewölk war von ihrem Lebenshimmel verschwunden, sie athmete tief auf, preßte ihre Hände mit der Zeitung krampfhaft gegen ihr Herz und hob ihre thränenvollen Augen wie zum Danke nach Oben. ›Frei – noch einmal frei!‹ dachte sie, ohne sich verlassen zu fühlen, denn der Freund stand zugleich vor ihrem Geiste; da öffnete sich die Thür und Montclard trat in das Zimmer.

Ueberrascht und erschreckt fiel sein Blick auf die bleichen Züge Eloisens, er sah die Thränen von ihren langen Wimpern fallen, eilte, von Theilnahme bewegt, auf sie zu und ergriff erstaunt die Zeitung, die sie ihm entgegenhielt.

Im Augenblick hatte er die Anzeige über Ralphs Tod durchlesen, ein Ausdruck beseligender Hoffnung strahlte über sein Antlitz, seine Augen erglühten in Leidenschaft und mit den Worten:

»Eloise, Sie sind frei!« warf er sich zu deren Füßen nieder und preßte seine Lippen auf ihre Hand, die er in der seinigen hielt.

»Stehen Sie auf, Herr Montclard,« flehte Eloise mit leiser, zitternder Stimme; doch dieser drückte ihre Hand abermals gegen seine Lippen und sagte in stürmischer Bewegung:

»Mein Leben gehört Ihnen, Eloise, erkennen Sie es als Ihr ewiges Eigenthum an und machen Sie mich zum Glücklichsten aller Sterblichen.«

Vergebens suchte Eloise nach Gedanken, um zu erwägen, was sie thun solle, ihr Gefühl, ihr Herz riß sie fort. –

»Stehen Sie auf, Montclard, und nehmen Sie auch die Hülle, deren Seele Sie schon längst besessen haben,« rief sie mit stammelnder, halblauter Stimme und sank in die Arme des Mannes, dessen Bild schon ihre Jugendträume als Ideal bezauberte.

Beiden hatte sich ein Himmel voll Seligkeit geöffnet, sie dachten der Vergangenheit nicht mehr, nur das Paradies ihrer Zukunft lag vor ihnen und in der Wonne der

Gegenwart erhoben sich ihre vereinigten Seelen über irdisches Glück. Ihrer gänzlich hoffnungslosen verborgenen Liebe war so plötzlich, so unverhofft die Freiheit gegeben, daß Beiden lange Zeit die Worte fehlten, sie auszusprechen, in langer seliger Umarmung aber erkannten sie, was ihre Herzen so stürmisch bewegte.

Als die Gewalt des Augenblicks verwogte und Montclard zuerst seinen Gefühlen Worte gab, hob Eloise ihr Kind auf ihre Arme, reichte es unter Thränen dem Geliebten, dem künftigen Gatten hin und flehte ihn an, Vaterstelle an dem Liebling zu vertreten. Mit heiliger, inniger Aufrichtigkeit sagte Montclard es ihr zu und drückte den Knaben freudig an seine Brust.

Kein Fremder störte heute die Glücklichen in ihrer unverhofften Wonne, die sie beschlossen vor der Welt geheim zu halten, bis Montclard sich die gerichtliche Bescheinigung von Ralphs Tod verschafft haben würde. Dann sollte das Schild des Gasthauses entfernt, die Wirthschaft aufgegeben und nur eigenem, stillem, ehelichem Glück gelebt werden. Nur der treuen Eva konnte Eloise ihre Seligkeit nicht verheimlichen, sie theilte ihr Alles, was sich zugetragen, in dem Uebermaß ihrer Gefühle mit und die Sclavin betheiligte sich mit hochschlagendem Herzen an dem Glücke ihrer Herrin.

Während der Hitze des Tages weilten die Liebenden in traulicher Unterhaltung über ihre Zukunft in den kühlen, luftigen Räumen des Hauses, und als der Tag sich neigte, suchten sie die dunkeln Schatten des Waldes, in denen sie

Arm in Arm auf dem Lieblingspfad an dem brausenden Wasser hinwandelten.

Die Natur prangte in ihrem reichsten Schmuck; das hohe Laubdach, welches die kolossalen Bäume über dem Bache wölbten, war mit prächtigen Blüthen durchsäet, an dem tausendfach verschlungenen Rankengeflecht, welches, von Ast zu Ast geschwungen, in langen Guirlanden aus der grünen Kuppel herabhing, glänzte und leuchtete in den hier und dort durchbrechenden Sonnenstrahlen die bunteste Blumenflor, und die Riesenpflanzen, die den Boden bedeckten, waren mit Blüthenkelchen geziert.

Reich und süß gewürzt durchzog die frische Abendluft diese schattigen Räume und umwogte mit dem Gesang der Vögel die beiden Wandelnden.

So.wie die Natur neu und wonnig belebt erschien, so war auch Frühling in den Herzen der Liebenden eingezogen und ihre Gefühle standen mit dem heiligen Frieden, der sie umgab, in Einklang. So schön hatten sie den Wald nie gesehen, so süß hatte die Luft nie geduftet, so lieblich hatten die Vögel nie gesungen und so prächtig war die Sonne nie in ihr glühendes Bett hinabgestiegen.

Der Mond hatte sein mildes Licht über die Erde verbreitet, als Eloise, von Montclard umfangen, das Dunkel des Waldes verließ und, beseligt, mit ihm dem Hause zuschritt.

»Ich habe eine Bitte an Dich, mein Alphons,« sagte sie zu dem Geliebten.

»Möchte doch mein ganzes Leben nur *eine* Gewährung für Deine Wünsche sein, theuerste Eloise. Was ist es, das

Dich erfreuen könnte?« erwiederte Montclard mit Zärtlichkeit.

»Du sollst Dein, mir noch unbekanntes, geheimnißvolles Instrument, dessen Zaubertönen ich so oft gelauscht habe, zu mir unter die Veranda bringen und ihm dort jene wunderbar lieblichen Weisen entlocken; willst Du es thun?«

»Von Herzen gern, süße Eloise, ich fürchte nur, daß es meinem armen Instrument gehen wird, wie der Phantasie, wenn sie mit der Wirklichkeit in Berührung kommt; das Unbekannte, das Räthselhafte hat viel mehr Reiz für uns Menschen, als das, was wir offen vor uns sehen und vollständig erkennen. Mein Instrument ist eine Zither, die ich während meines Aufenthaltes in Italien spielen lernte. Ich gehe und hole sie,« erwiederte Montclard und wollte nach seinem Zimmer eilen, doch Eloise hielt ihn zurück und sagte:

»So laß uns zuerst Thee trinken, Eva wird schon damit auf uns warten.«

Die Sclavin öffnete auch eben die Thür, um die Herrschaft zum Abendbrod, welches bereits aufgetragen war, hereinzurufen, worauf Montclard die Hand Eloisens ergriff und sie zu Tisch geleitete. Nach dem Essen brachte dieselbe ihr Kind zur Ruhe und fand dann, als sie unter die beschattete Veranda trat, Montclard hier ihrer harrend.

Die Natur war in Schlaf gesunken, lautlos und still lag Wald und Flur um das einsame Haus, das Silberlicht des Mondes zeigte auf den schwarzen Massen der Orangen-

und Citronenbäume die goldenen Früchte, die auf ihnen glänzten, und ließ die brennendfarbigen Granatblüthen in mattem Roth erkennen, doch die beiden Glücklichen konnte es nicht erreichen, sie saßen im traulichen Dunkel an dem Ende der Veranda, begeistert von ihrer Liebe und von dem Reiz der Tropennacht, deren kühlender, mit Blüthenduft gewürzter Wind sie wohlthuend umfächelte und deren funkelnde Diamanten vom Himmelszelt freundlich zu ihnen niederglänzten.

Die Zither ertönte, süß und melodisch bebten ihre Accorde durch die stille Nacht und klangen wie Aeolsharfentöne im nahen Walde wieder; Eloise hielt deren Schöpfer mit ihrem zarten Arm umschlungen und ruhte mit ihrer glühenden Wange an seiner Schulter. Es war eine so selige Nacht für Beide, wie sie Sterblichen nur selten geboten wird, sie fühlten sich der Erde und dem Neid der Menschen entrückt und ahneten nicht, daß die Schlange, die ihr Gift in ihr Glück mischen wollte, in der Nähe auf sie lauere.

Nur wenige Schritte von ihnen entfernt lag unter dem dichten Laub eines Granatbusches Soublett auf dem Boden hingestreckt und hielt sein Ohr und seinen giftigen Blick nach den Liebenden hin gerichtet; die süßen Klänge der Zither hatten ihm den Weg zu dem Ziele seiner Rache gezeigt, und mit boshafter Wollust verschlang er jedes Wort, jede Bewegung Montclard's und Eloisens.

Die Stunden hatten Flügel, die Nacht eilte dahin und ein leichtes Rosenroth am östlichen Himmel, so wie das leise Zwitschern des Blauvogels verkündete den neuen

Tag, ehe die Verlobten sich trennten und Soublett aus seinem Versteck entschlüpfte und, ungesehen, unbemerkt den Wald erreichte.

Seit jenem Morgen, als Montclard ihn aus dem Speisezimmer trieb, war er nur noch ein Mal auf seiner Rückfahrt von D… hier gewesen, hatte aber das Haus nicht betreten, sondern in der Postkutsche übernachtet, und als er nach Tallahassee zurückgekehrt war, hatte der Postmeister ihn in Folge eines Briefes von Montclard seines Dienstes entsetzt. Sein Nachfolger war ein stiller, bescheidener Mann, dessen Gegenwart im Concordia-Hotel stets willkommen geheißen wurde, da er immer zuverlässige Nachrichten mitbrachte und sich gegen Jedermann höflich und anständig benahm.

Montclard hatte einen Kaufmann in Tallahassee beauftragt, ihm die Bescheinigung über Ralphs Tod zu verschaffen, da Jener mit Tampabay in Geschäftsverbindung stand und ein kleines Küstenfahrzeug von der Mündung des Ocklockney-Flusses nach jenem Platze hin in der Fahrt hielt; denn eine Verbindung zu Lande mit dem südlichen Theile Florida's bestand nicht.

Ralph befand sich während dieser Zeit im Innern des Landes, wohin er von Tampabay aus sich begeben hatte, um die einzelnen Stämme der Seminolen zubesuchen und sie für seine Zwecke zu gewinnen.

So war er nun schon seit einigen Monaten von Häuptling zu Häuptling geritten und war als Halb-Seminole von allen freundlich und gastfrei empfangen worden, zumal, da er ihnen die frohe Kunde brachte, daß der große Vater der Weißen, der Präsident der Vereinigten Staaten, ihn zu ihnen sende, um ihnen die Versicherung zu bringen, daß er nicht nach ihrem Lande trachte und eine feste Grenze bestimmen wolle, welche niemals von einem Weißen überschritten werden solle. Allenthalben, wo er erschien, fand er die Indianer in großer Aufregung und bemerkte, daß sie sich zu einem allgemeinen verzweifelten Kampf gegen die Weißen rüsteten. Seine Friedensbotschaften waren denselben daher sehr willkommen, da die weit von den Weißen wohnenden Stämme noch wenig von denselben erduldet hatten und gern einen Krieg vermieden, der die verhaßten Fremden möglicher Weise in ihre, bis jetzt noch nicht beunruhigten Jagdgründe bringen konnte. Ganz besonders machte Ralph sie aufmerksam darauf, daß Tallihadjo nur aus Eigennutz den Krieg wünsche, da er selbst an der Grenze der Weißen wohne und besorge, daß diese ihm gelegentlich ein Stück Land streitig machen würden. Namentlich aber, sagte er, strebe Tallihadjo danach, die Regierung und die Gewalt über sämmtliche Seminolen allein zu bekommen und alle andere Häuptlinge ihrer Rechte zu entsetzen. Er sei ein Verräther, denn er habe zu besagtem Zwecke der Regierung in Washington Anträge gemacht und derselben versprochen, ihr die Hälfte des Landes, welches die Seminolen noch inne hätten, abzutreten, wenn man ihn als

alleinigen Herrscher der Nation anerkennen wolle. Zugleich legte Ralph den verschiedenen Häuptlingen tiefstes Stillschweigen auf, versprach ihnen, Alles zur Vereitelung von Tallihadjo's Plänen zu thun und bewies ihnen, daß dies am sichersten geschehen würde, wenn man denselben zum Beginnen des Krieges aufmuntere und ihm Beistand zusage, indem er dann sicher von den Weißen gefangen oder getödtet werden würde.

Diese Winke und Auseinandersetzungen fanden bei den Häuptlingen im Innern des Landes willig Gehör, und Ralph, der diese seine Bemühungen als Ergüsse seiner Liebe für die Seminolen zu erkennen gab, wurde mit Auszeichnung und Freundschaft behandelt.

Ganz in entgegengesetzter Weise redete er zu den Häuptlingen an der Grenze der Weißen, er zeigte sich ihnen als geheimer Verbündeter, sowie als Freund Tallihadjo's, rieth ihnen, nichts ohne dessen Rath gegen die Amerikaner zu unternehmen, und versprach ihnen, alle Schritte und alle Absichten der Fremden jenem Häuptling zu verrathen. Er sagte ihnen, daß er sich in der Kürze zu Tallihadjo begeben würde, um mit ihm den Tag zu bestimmen, wann die große Rache an den Bleichgesichtern ihren Anfang nehmen solle, und gelobte bei dem großen Geiste, der ja auch *sein* Gott sei, selbst mit den Seminolen für ihr gutes Recht zu kämpfen. Auch ihnen legte er tiefste Verschwiegenheit auf und schied unter den heiligsten Versicherungen treuester Freundschaft aus ihren Lagern.

Wirklich schiffte sich Ralph in der zweiten Hälfte des April von Tampabay nach der Mündung des Ocklockney-Flusses ein, um von da zu Lande über Tallahassee, wo er gleichfalls Geschäfte für die Regierung hatte, zu Tallihadjo zu reisen und dann auch zu Hause einen Besuch abzustatten.

———

Schwere Gewitter hatten sich in den letzten Tagen an der südlichen Grenze Georgiens und weiter nördlich in den Bergen entleert, so daß die Gewässer im Lande bedeutend gewachsen waren und der Bach hinter dem Concordia-Hotel als reißender Strom durch den Wald brauste.

Es war schon spät am Abend, als die Postkutsche von Tallahassee, mit acht Passagieren beladen, das Gasthaus erreichte und diese Alle dem geschickten, vorsichtigen Kutscher ihren Dank dafür abstatteten, daß er sie glücklich bis hierher geführt habe, denn die Brücken auf der Straße waren von den angeschwollenen Gewässern mit fortgerissen und mit großer Gefahr hatte der Kutscher diese auf den tiefen Furthen durchfahren. Dabei hatte es während des ganzen Tages geregnet und geweht und die Nacht versprach eine wilde, stürmische zu werden.

Durchnäßt und durchkältet flüchteten sich die Passagiere in das gastliche Haus zu dem traulichen Kaminfeuer, wo sie sich von ihren Strapazen erholten und über die unangenehmen Begebenheiten des Tages scherzten und

lachten. Das gute Abendessen, was ihnen bald darauf geboten wurde, stellte ihre Laune vollends wieder her und mit Wohlbehagen suchten sie zeitig die bequemen Nachtlager, deren man sich in diesem Hause erfreute.

Alles war zur Ruhe gegangen, nur Eloise saß noch, mit ihrem Kinde auf dem Schooße, in einem Armstuhl vor dem flackernden Kaminfeuer ihres Zimmers und lauschte aufmerksam der Stimme Montclard's, der neben ihr saß und ihr aus einem schön gebundenen Buche vorlas. Oft hielt er inne und erklärte ihr das Gelesene; denn es waren Begebenheiten aus der französischen Revolution, in welcher Viele seiner Verwandten unter der Guillotine Robespierre's ihr Leben hatten hingeben müssen.

Je heftiger der Sturm und Regen draußen gegen die geschlossenen Jalousien der Fenster schlug, desto traulicher und, heimlicher war es hier in dem warmen Zimmer, und wiederholt fielen Eloisen Augenblicke aus vergangener Zeit ein, in denen sie bei ähnlichem Wetter nicht so zufrieden und ruhig hier gesessen hatte. Dann warf sie einen wonnestrahlenden Blick auf den geliebten Mann neben sich und dankte im Stillen der Vorsehung, die ihr Schicksal zu ihrem Glück gelenkt hatte.

»Es wird wohl Zeit sein, theuerste Eloise, daß Du Dich zur Ruhe begiebst, Du warest während des Tages sehr beschäftigt; es ist schon spät,« sagte Montclard, indem er das Buch zuschlug und seiner Verlobten die Hand reichte.

In diesem Augenblick fielen dröhnende Schläge gegen die verschlossene Hausthür, daß das ganze Gebäude unter ihrer Wucht erzitterte, und zugleich ertönte ein so

übermenschliches Geheul vor demselben, als habe die Hölle ihren Geistern die Freiheit gegeben.

»Indianer!« war Alles, was Eloise hervorbringen konnte; ihren Knaben im Arm, war sie aufgesprungen und stierte bleich und entsetzt nach der Thür hin, durch welche Montclard mit den Worten: »Warte hier, Eloise!« verschwand.

Ihre Kniee bebten, das Haar schien ihr sich emporzurichten; doch ein Blick auf ihr Kind gab ihr Geistesgegenwart und Kraft wieder, sie öffnete das Secretair, nahm den Brillantring und die noch vorräthigen Banknoten daraus hervor, hüllte Beides in den Umschlag von dem ihr entwendeten Schmuck und versenkte das Packet in die Tasche ihres Kleides.

Zitternd und bebend stürzte Eva jetzt zu ihr in das Zimmer und Montclard, schwer bewaffnet, folgte derselben auf dem Fuße. Mit ihm traten René und Guy ein, die er gleichfalls mit Waffen versehen hatte, und wenige Minuten später drängten sich die Passagiere und der Kutscher in das Zimmer, der Eine mit Pistolen, der Andere mit einem Gewehr oder einer Axt in der Hand. Alle blickten mit Schrecken einander an und rannten in wilder Verwirrung durcheinander, während die Schläge gegen die starke eichene Thür immer wüthender und das Kriegsgeschrei der Wilden immer gräulicher ertönte; Montclard aber, fest und entschlossen, forderte die entsetzten Passagiere mit donnernder Stimme auf, sich als Männer zu zeigen und, wenn es sein müßte, als solche zu sterben; ihre einzige Rettung, sagte er, bestehe in einem Ausfall

und in der Flucht, wobei sie die Dunkelheit der Nacht beschützen werde.

Eloisen wies er an, während des Ausfalls mit Eva und Guy nach dem Nachen an dem Bache zu fliehen, um womöglich darin das jenseitige Ufer zu erreichen.

Der Hauptangriff schien auf die vordere Seite des Hauses gemacht zu werden, obgleich auch an der hintern Thür heftige Axtschläge ertönten. In wenigen Minuten wurde Montclard's Vorschlag ausgeführt, die Belagerten drängten sich nach dem hintern Ausgang, Montclard selbst öffnete das Schloß, zog den Riegel zurück, riß die Thüre auf und streckte mit zwei Pistolenschüssen zwei Wilde nieder, die mit geschwungener Axt ihm entgegentraten.

Von den andern Männern gefolgt, stürzte er sich in die Finsterniß hinaus auf die dunkeln Gestalten, deren Bewegungen kaum zu erkennen waren und feuerte sein, mit Schrot geladenes Gewehr nach ihnen ab. Blitz auf Blitz und Krach auf Krach folgten sich von allen Seiten und Kriegsgeheul und Sterbeschreie mischten sich mit dem Brausen des Sturmes.

Die Wilden waren bei diesem verzweifelten Angriff zurückgewichen, Eloise mit ihrem Kind auf dem Arme und von der Dunkelheit beschirmt floh dem Wald zu und erreichte mit Eva und Guy den Fußpfad, der zu dem Wasser führte. Der Neger sprang nun voran, um seine Herrin zu dem Nachen zu leiten, welchen er noch heute vor eintretender Nacht aufgesucht und sich von dessen sicherer Befestigung überzeugt hatte.

Es war so dunkel, daß Guy oft mit den Händen nach dem Wege fühlen mußte, um nicht irre zu gehen, während der wilde Lärm des Kampfes, die Tritte der Fliehenden mit Ungestüm und Angst vorwärts drängte.

Endlich hatte Guy den Kahn erreicht; Eloise und Eva warfen sich hinein, der Neger sprang ihnen nach und löste den Strick, an dem derselbe befestigt war. Einen Augenblick nachher erfaßte der Strom das kleine Fahrzeug, und riß es auf seiner weiß schäumenden Fluth wirbelnd mit sich fort durch den finstern Wald, als plötzlich ein durch Mark und Bein dringender Schrei von dem Haus her zu Eloisens Ohr drang. Es war die Stimme Montclard's, Eloise würde sie unter tausenden erkannt haben. Ein leiser Schmerzensruf erstickte auf den Lippen der unglücklichen Frau, sie sank regungslos auf den Boden des Kahns nieder und Eva schlang ihre Arme um ihre Herrin und deren Kind.

Fort trieb der Nachen durch die Finsterniß ohne Lenkung, ohne Ziel, denn Guy suchte nur mit den Rudern denselben von dem Ufer abzuhalten und ihn vor Umschlagen zu behüten. Plötzlich aber jagten sie zwischen Baumstämmen und Büschen hin, hier war der Strom aus den Ufern getreten und schoß seitwärts durch den Wald. Ein Busch und dann ein starker Baum hemmte bald darauf den Lauf des Schiffchens, eingeklemmt zwischen Aesten und Reisig stand es still und ließ die Fluth an seinen Seiten vorüberschießen.

Eva hatte ihre Herrin gegen ihre Brust gehoben und knieete neben ihr in dem schwankenden Nachen, während sie zugleich das Kind mit ihrem Arm umschlang und es durch Liebkosungen zu beruhigen suchte. Weder den Knaben noch Eloisen konnte sie sehen, und durch das Gefühl ihrer Hände konnte sie in Dieser noch immer kein Lebenszeichen erkennen; die Herrin blieb regungslos, kalt und stumm. Mit dem Regen, den der Wind auf Eloisen herabtrieb, fielen auch die Thränen der Sclavin auf sie nieder und deren Klage- und Jammerlaute mischten sich mit den schauerlichen Accorden der stürmischen Nacht. Endlich jedoch ward ihr Flehen, welches sie zum Himmel sandte, erhört, ihre Gebieterin bewegte sich in ihren Armen und das Leben kehrte wieder in ihr zurück.

»Ich bin bei Dir, Herrin, und hier ist auch Tom,« sagte Eva mit freudig bebender Stimme, doch Eloise antwortete nur durch lautes Weinen und Schluchzen.

Endlich graute der Tag, rundum traten die mächtigen Baumstämme aus der Dunkelheit hervor und die Schiffer erkannten, daß sie der Strom in ein Dickicht des Waldes getrieben hatte, aus dem sie das Schiff weder vorwärts noch rückwärts bewegen konnten. Der Fluß war aber bereits sehr gefallen und das trockene Land konnte man schon von dem Nachen aus gewahren. Da Guy fand, daß das Wasser ihm kaum noch über die Kniee reichte, so erbot er sich, seine Herrin auf das Trockene zu tragen, was sich Eloise auf das Zureden Evas gefallen ließ, während Diese mit dem Kind im Arm durch das Wasser nachfolgte. Bald hatten sie das höher liegende Land erreicht und

schritten auf einem Fußpfad vorwärts, den das nach dem Bache zum Tränken ziehende Vieh gebahnt hatte, und der sie nach kurzer Zeit aus dem Walde führte.

Guy erkannte nun die Gegend, in der sie sich befanden, und deutete die Richtung an, in welcher an einem Landweg ein einzelner Kaufladen stand, wohin er seine Herrin geleiten wollte.

Eloisen gebrach es aber an Kräften, weiter zu wandern, kaum konnte sie sich noch aufrecht erhalten und ihr Geist schien der Gewalt des Unglücks zu erliegen. Eva aber übergab Guy den Knaben, schlang ihren Arm um ihre Herrin und zog sie, sie unterstützend, mit sich fort, indem sie dieselbe an ihr Kind erinnerte, welches vor ihr her getragen wurde. Oft mußten sie ruhen, um Eloisen Zeit zu geben, sich zu erholen, und gänzlich erschöpft erreichten sie endlich das ersehnte Haus, dessen Eigenthümer sie mit großer Theilnahme in seiner beschränkten Behausung aufnahm und ihnen jede Hülfe und Bequemlichkeit bot, die er zu geben im Stande war.

Von allen den Männern, die mit Montclard das Haus verlassen hatten, war es nur dem Kutscher geglückt, den Indianern zu entkommen; er hatte die Straße erreicht und floh in verzweifeltem Laufe auf dem Wege nach D... davon, da er wußte, daß die Wilden nach vollbrachter That in der entgegengesetzten Richtung nach Florida zurückkehren würden und daß er auf dem eingeschlagenen Wege vor deren Verfolgung sicher sei. Ohne zu rasten, stürmte er fort, bis er mit dem Grauen des Tages den Weg erreichte der zu der Niederlassung der alten Arnolds

führte. Er schlug ihn ein und überbrachte bald darauf den biedern Leuten die Schreckensnachricht, welche dieselben mit dem tiefsten Mitleid erfüllte. Der Kutscher wurde verpflegt, der alte Arnold aber ließ sofort sein Cabriolet anspannen, bestieg dasselbe, mit seiner Büchse bewaffnet, und jagte dann in fliegendem Trabe nach dem Platz der Verwüstung.

Schon, als er von der Straße in die Allee einbog, die nach dem Gasthaus führte, erblickte er statt dessen einen rauchenden Schutthaufen, um den bereits eine Anzahl bewaffneter Männer aus der Nachbarschaft versammelt waren, und die Zerstörung in Augenschein nahmen. Tief ergriffen verließ Arnold seinen Wagen und trat zu den Männern, indem er mit leiderfülltem Blick bald auf die Trümmer des neuen prächtigen Gebäudes, bald auf das in einiger Entfernung stehende Blockhaus schaute, in welchem er mit seinem alten Freunde Tom, der unter jenem mächtigen Baume schlief, so manche glückliche zufriedene Stunde verlebt hatte. Rund um den Schutthaufen lagen die scalpirten Gemordeten zerstreut umher und boten mit ihren blutigen Köpfen einen schaudererregenden Anblick.

Montclard jedoch war nicht unter ihnen zu erkennen. Auch befand sich kein Leichnam eines Indianers darunter, wie dies zu erwarten stand, da dieselben ihre Todten mit sich fortzuführen pflegten.

Während Arnold sich unter den Versammelten nach dem Schicksal Eloisens und ihres Kindes erkundigte, worüber ihm Keiner Auskunft zu geben vermochte, erschien

deren Neger Guy und brachte die Nachricht von der wunderbaren Rettung seiner Herrin.

Er hatte kaum den Bericht abgestattet, als Arnold ihn anwies, hier zu bleiben, um über das Eigenthum seiner Herrschaft zu wachen, und ihm anzeigte, daß er seine Gebieterin zu sich nach seinem Hause holen wolle. Dann bestieg er seinen Wagen und eilte nach dem jetzigen Aufenthalte Eloisens.

Er fand sie in einem Zustand stiller und stummer Verzweiflung. Seine Erscheinung aber schien sie mächtig zu erschüttern und sie aus ihrer dumpfen Abgespanntheit zu wecken. Anfangs weigerte sie sich, der Aufforderung Arnolds sich mit ihm nach seinem Hause zu begeben, Folge zu leisten, seine ehrlichen theilnehmenden Worte aber und die Herzlichleit, mit der er ihr Kind behandelte, überredeten sie endlich, und sie ließ sich von ihm in sein Cabriolet geleiten. Dann reichte er ihr den Knaben hin, stieg selbst ein und trat, von Eva gefolgt, die von dem Kaufmann mit einem Maulthier versehen war, den Heimweg an.

Unter heißen Thränen empfing Madame Arnold die unglückliche Wittwe; denn auch sie war durch die Zeitung von dem Tode ihres Gatten unterrichtet worden. Alles Unrecht, welches sie von Ralph und von Eloisen erduldet zu haben glaubten, hatten die beiden braven Leute vergeben und vergessen, und so wie sie damals das verlassene, vom Schicksal bedrängte Mädchen liebevoll und wie ihr eignes Kind bei sich aufgenommen hatten, so empfingen sie jetzt die tiefgebeugte Frau, um ihr durch

Liebe und Freundschaft ihr Unglück, ihren Schmerz zu erleichtern. Die Sorge und Wartung für das Kind ließ sich Madame Arnold vorerst nicht nehmen, da die Mutter selbst zur Zeit der Schonung und der Pflege so sehr bedürfe. Für Eloisen bereitete sie sofort ein Lager in ihrem eigenen Zimmer und Eva mußte gleichfalls hier verweilen, um jedes Winkes ihrer Herrin gewärtig zu sein und über deren Knaben zu wachen, wenn häusliche Geschäfte Madame Arnold nöthigten, das Zimmer zu verlassen.

Arnold sandte sofort einen Boten an seinen Sohn und ließ ihn von dem gräßlichen Unglück der Wittwe unterrichten, worauf Frank und Eleanor herbeieilten, um gleichfalls das Ihrige zum Trost und zur Hülfe der armen Frau beizutragen.

Niemand aber ahnete die wahre Ursache des unheilbaren Schmerzes, der das Innere Eloisens zerriß, der wie ein Raubthier an ihrem Herzen nagte, und ihren Geist durch die furchtbarsten Schreckbilder marterte; wohin sich ihre Gedanken auch lenkten, fuhren sie mit Entsetzen zurück, und ihre Zukunft erschien ihr womöglich noch qualvoller, als ihre Vergangenheit. Die herzlichen innigen Trostworte der alten und jungen Arnolds erreichten die Ursache ihrer Verzweiflung nicht; denn sie waren gegen den Verlust ihres Gatten und ihres Vermögens gerichtet, über den Verlust aber, der ihr Lebensglück in seinem tiefsten Grunde vernichtet hatte, konnte sie Niemand trösten. Dennoch that ihr die Liebe und Theilnahme, womit man sie und namentlich auch ihr Kind behandelte, wohl, und mit Thränen dankte sie den guten

Menschen und bereute tausendmal im Stillen, sie früher verkannt zu haben.

Capitel 33.

Die zerstörte Wohnung. – Eifersucht. – Der Todtgeglaubte. – Die Gattin. – Das Wirthshaus. – Die Angst. – Das Tuch. – Die erste Unwahrheit. – Schmerz. – Der Frühling. – In der Stadt. – Der Verdacht. – Der Redakteur. – Der wilde Freund. – Abschied. – Letztes Lebewohl.

Es war am letzten April, als ein Reiter in fliegender Eile auf der Straße von Tallahassee her, dem Concordia-Hotel zujagte und vor dem Schutthaufen desselben von seinem schweißtriefenden Pferde sprang.

Ralph Norwood war es, der nun vor seinem eingeäscherten noch rauchenden Wohngebäude stand. Eine Grabesstille lag auf der Umgebung, kein lebendes Wesen zeigte sich in dem mitverwüsteten Garten, nur die Todesvögel, die Geyer, kreisten zu Hunderten lautlos über dem Schreckensplatz.

Ralph stand da mit untergeschlagenen Armen und fest aufeinandergebissenen Zähnen und stieß wiederholt gräßliche Flüche und Verwünschungen aus. Weit davon entfernt, in diesem Anblick eine gerechte Strafe für das viele Unrecht, welches er begangen hatte, zu erkennen, lehnte sich sein ungebeugter harter Sinn gegen das Schicksal auf, sprach ihm Hohn, und schwur blutige Rache für den ihm zugefügten Schaden.

Wild und wüthend blickte er um sich, als er plötzlich Guy gewahrte, der auf dem Fußpfad aus dem Walde trat.

Mit barscher Stimme rief er ihn herbei und fragte ihn, wo seine Herrin sich befinde.

Die Auskunft des Negers, daß sie bei den alten Arnolds sei, beantwortete er mit einem Fluch und stampfte dabei mit dem Fuße auf die Erde. Dann mußte Guy ihm die einzelnen Begebenheiten aus jener Schreckensnacht erzählen, wobei Ralph ihn häufig durch ausgestoßene Verwünschungen unterbrach. Mit bebender Stimme hatte der Sclave seinen Bericht beendet, als er noch hinzufügte:

»Ich wollte so eben versuchen, ob ich den Kahn auffinden könnte, als ich nicht weit von hier an dem Bache den Herrn Montclard und einen Indianer todt im Walde liegen sah und mir Hülfe in der Nachbarschaft holen wollte, um dieselben zu begraben, wie wir es mit den andern Todten gethan haben.«

»Führe mich hin, ich will sie sehen,« sagte Ralph und stieß den Neger, indem er ihm andeutete, voranzuschreiten.

Bald erreichten sie im Walde zwischen hohen Pflanzen einen Platz, wo diese umgerissen und niedergetreten waren und in dessen Mitte Montclard und ein Indianer todt neben einander hingestreckt auf dem Boden lagen.

»Osmakohee!« rief Ralph, indem er zurücktrat und seinen finstern Blick auf die verzerrten Züge des Häuptlings heftete.

Der Mord, den er ihn bewogen hatte, an Hallemico und seinem Stamm zu begehen, trat vor seine Seele, er

schauderte zusammen und sagte mit dumpfer Stimme zu dem Neger:

»Schleife ihn nach dem Bache und wirf ihn in das Wasser,« welchem Befehl Guy sofort nachkam, indem er den Indianer bei dem Arm ergriff und ihn nach dem Ufer hinzog.

Nun richtete Ralph seinen Blick auf Montclard und zwar auf dessen linke Hand, an welcher derselbe den Brillantring zu tragen pflegte. Der Todte hielt in ihr ein Batisttuch, welches er gegen die Wunde in der linken Seite seiner Brust gepreßt hatte. Ralph öffnete die Hand, an der er den Ring vermißte, und betrachtete dann das Tuch, in welchem er den Namen Eloisens eingenäht erkannte.

Wie ein Blitzstrahl schoß es bei diesem Anblick durch Ralphs Brust, bald sah er auf das Tuch, bald auf den vor ihm liegenden Mann, den er noch im Tode schön nennen mußte. Ein platschender Schlag in das Wasser verkündete in diesem Augenblick, daß Guy den Befehl seines Herrn ausgeführt hatte und brachte Diesem Osmakohee und Hallemico wieder vor die Erinnerung.

»Verdammt!« sagte er und fuhr sich mit der Hand durch sein borstiges Haar, dann steckte er das Tuch in seinen Rock und beugte sich zu Montclard nieder, um dessen Taschen zu durchsuchen. Mit glänzendem Blick zog er eine gefüllte Brieftasche daraus hervor, in der er zu seiner Freude ein Packet mit Banknoten vorfand, von denen einige in Fünfhundertdollarnoten bestanden.

Wie wenn der Anblick des Geldes die aufklimmende Eifersucht erstickt hätte, brach er in ein höhnisches Gelächter aus und rief: »Werth empfangen!«

Dann befahl er dem zurückkommenden Neger, die Leiche Montclard's zu begraben, verbarg die Brieftasche in seinem Rock, eilte zu seinem Pferde zurück und ritt von dannen.

Auf vieles Zureden der alten so wie der jungen Arnolds hatte sich heute Eloise dazu verstanden, das Mittagsessen mit ihnen gemeinsam einzunehmen; denn Frank und Eleanor waren an diesem Morgen schon frühzeitig in der Wohnung ihrer Eltern eingetroffen, um sich von dem Befinden der trostlosen Wittwe zu unterrichten. Eleanor hatte Eloisen in ihrem Arm zu dem Tisch geführt und neben ihr Platz genommen, der alte Arnold hatte ein kurzes Gebet gesprochen und Frank war mit dem Zerlegen eines Bratens beschäftigt, als sich die Thür öffnete und Ralph in das Zimmer trat.

Mit einem Schrei des Entsetzens stierte Eloise einen Augenblick nach ihm hin und sank dann Eleanor ohnmächtig in die Arme, während die Andern, erschrocken seinen Namen ausrufend, aufgesprungen waren und ihn anstarrten als ob ein, aus dem Grabe Hervorgestiegener vor ihnen stände.

Madame Arnold mit ihrer Schwiegertochter und Eva trugen die regungslose Eloise auf ihr Lager, während

Frank und dessen Vater vor Ralph einen Schritt zurückgetreten waren und ihn schweigend und fragend anblickten.

»Ich sehe, auch hier hat man jener boshaften Nachricht von meinem Tode willig Gehör gegeben. Es thut mir leid, Ihnen die augenblickliche unangenehme Ueberraschung bereiten zu müssen, bin aber wohl hinlänglich entschuldigt, da gegen meinen Wunsch meine Frau sich unter Ihnen befindet,« sagte Ralph mit verächtlichem Tone und frechem Blick zu den beiden Männern.

»Elender –« begann Frank, doch der alte Arnold winkte ihm Schweigen zu und sagte zu Ralph:

»Herr Norwood, ich bin weit davon entfernt, Ihr Thun und Lassen zu kritisiren, Ihr Betragen aber in meinen vier Wänden muß anständig und höflich sein, wenn ich nicht von meinem Hausrecht Gebrauch machen und Sie daraus entfernen soll. Merken Sie sich Dies Ein- für Allemal. Die Menschlichkeit hat es mir befohlen, Ihre, von Ihnen und von allem Glück verlassene Frau in mein Haus aufzunehmen, wofür ich weder Ihren Dank, noch aber Ihren beleidigenden Undank empfangen will. Ich ersuche Sie, meinen Grund und Boden baldmöglichst zu verlassen, während ich es Ihnen freistelle, Ihre Frau ferner meiner Fürsorge zu vertrauen, oder dieselbe mit sich fortzunehmen. Sie ist sehr leidend und bedarf der sorgfältigsten Pflege.«

Arnold sagte diese Worte mit so fester Entschiedenheit und Frank's Erscheinung hatte einen so entschlossen feindlichen Ausdruck angenommen, daß Ralph wohl

fühlte, es sei an der Zeit, eine andere Sprache anzustimmen.

»Ich wünsche, meine Frau mit mir zu nehmen,« erwiederte Ralph mit ruhigerem Tone und setzte noch halb verlegen hinzu: »nur wird es ihr, wie es scheint, schwer werden, zu Pferde zu reisen; wenn ich einen Wagen geborgt bekommen könnte, so würde ich denselben mit Dank und unversehrt wieder zurückliefern. Der meinige ist ein Raub der Flammen geworden und meine Pferde sind mir von den Indianern gestohlen.«

»Ihrer Frau zu Liebe will ich Ihnen mein Fuhrwerk anvertrauen, doch würde ich Ihnen rathen, dieselbe noch einige Tage zu ihrer Erholung hier zu lassen; sie ist sehr angegriffen,« sagte Arnold und warf einen Blick nach Eloisen, die wieder zu sich gekommen war und ihr Gesicht in ihrem Tuch verhüllt hielt.

»Aprilsschauer, – wird bald wieder Sonnenschein geben. Ich nehme Ihr Anerbieten an und wünsche bald abzureisen. Eva kann mein Pferd reiten. Wenn Sie anspannen lassen wollten, so würde es mir angenehm sein,« antwortete Ralph, indem er zugleich das Schluchzen seiner Gattin vernahm und den entrüsteten, verächtlichen Blicken der Madame Arnold und Eleanors begegnete.

»Herr Norwood, wie Sie diese Grausamkeit gegen eine so liebe Gattin dereinst vor Gottes Thron verantworten wollen, weiß ich nicht, vor den Menschen verdient sie die tiefste Verachtung,« sagte Eleanor mit lauter, fester Stimme und hielt ihren strafenden Blick auf Ralph geheftet, als erwarte sie seine Antwort.

Da erhob sich Eloise, reichte Eleanor die Hand hin und sagte mit bittendem Tone: »Dank, ewigen Dank; ich werde aber meinem Gatten folgen.«

Ralph verließ nun das Zimmer und ging in den Hof hinaus, um dort den Wagen zu erwarten, den anzuspannen und vorzuführen, Arnold einem Neger aufgetragen hatte.

Unter Thränen waren Madame Arnold und Eleanor nun beschäftigt, Eloisen bei ihrer Vorbereitung zur Abreise behülflich zu sein, und als diese dieselbe beendigt und ermattet in den Armstuhl sank, sagte Madame Arnold zu ihr:

»Eloise, vergessen Sie niemals, daß Sie zu jeder Zeit in unserm Hause eine Freistätte finden werden, und gedenken Sie gelegentlich des Rechtes, welches das Gesetz dieses Landes uns Frauen giebt; – es nimmt uns gegen Mißhandlungen eines Mannes unbedingt in Schutz und löst die Banden, die uns Grausamkeiten aussetzen.«

»Auch bei uns, Eloise, sind Sie jeden Augenblick willkommen und Sie dürfen fest darauf rechnen, eine bleibende Heimath bei uns zu finden, wann Sie einer solchen bedürftig sein sollten,« sagte Eleanor mit warmer Theilnahme und legte ihren Arm um Eloisens Nacken.

Jetzt zeigte der alte Arnold an, daß der Wagen vor dem Hause stehe, versicherte Eloisen, als dieselbe sich erhob, daß sie stets auf ihn vertrauen könne und bat sie, ihn anzurufen, wenn ihr die Hülfe eines Mannes nöthig werde. Madame Arnold und Eleanor geleiteten Eloisen

dann hinaus zu dem Wagen, halfen ihr, denselben zu besteigen, und reichten ihr dann ihr Kind hin. Ralph war während dieser Zeit von der andern Seite eingestiegen, lenkte mit einem kurzen ›Guten Tag‹ das Pferd von dem Hause ab, dem Walde zu, und Eva folgte, auf ihres Herrn Pferd, dem Fuhrwerk langsam nach.

Schweigend zogen sie auf der Straße hin, Ralph sowohl, als auch Eloise, in sich selbst versunken. Ralphs Gedanken waren wilder, stürmischer Natur, so daß er oft, um seiner Aufregung Luft zu machen, die Peitsche unbarmherzig auf den Rücken des Pferdes schlug. Er dachte an das blutige Tuch seiner Frau und an den schönen Mann, in dessen erstarrter Hand er es gefunden, Osmakohee und Hallemico traten ihm vor die Erinnerung, der große Verlust, den er durch die Verwüstung seines Wohnorts erlitten, stand vor seinen Augen, und dann erschienen die Banknoten in der Brieftasche vor ihm, die über zweitausend Dollar betrugen. Auch sann er über den Ring nach, den er vergebens an Montclard's Finger gesucht hatte, und beschloß, später bei dem Hinwegräumen der Trümmer seines Hauses nach demselben zu suchen, da der kostbare Stein nicht von dem Feuer beschädigt sein konnte.

Eloisens Gedanken waren ganz anderer Art, sie zogen wie schwere, verhängnißvolle Gewitterwolken durch ihre Seele und ließen Schmerz, Zerwürfniß mit sich selbst und Verzweiflung in ihr blutendes Herz fallen. Aus der

Liebe zu Montclard, die sie als eine himmlische, vor ihrem Gewissen und vor der Welt gerechtfertigte, so unendlich beseligt hatte, stiegen Zweifel und Vorwürfe in ihrem Geiste auf, und aus so reinem Herzen sie auch entsprossen war, so füllte sie Eloisens Gedanken jetzt doch mit Angst und einem Gefühl von Schuld. Zwar rief sie alles Unrecht, alle Vergehen Ralphs für sich in die Schranken, führte ihrer Erinnerung die Glaubwürdigkeit von dessen Todesnachricht vor; demohngeachtet konnte sie sich nicht ganz frei sprechen und die Ruhe nicht gewinnen, die ihrem zerrissenen Gemüth so nöthig war. Diese Zweifel mischten sich mit denen über das Schicksal Montclard's, sie wußte es, daß derselbe sich nicht mehr unter den Lebenden befinde, denn sie hatte in jenem entsetzlichen Todesschrei zu deutlich seine Stimme erkannt, und dennoch hätte Eloise jetzt Alles darum gegeben, Gewißheit über ihn zu erhalten. Vergebens suchte sie Trost in ihrem Kinde, welches sorglos und ruhig in ihren Armen schlief; es erinnerte sie nur daran, daß es niemals vaterlos gewesen sei. Ihr Schmerz, ihre Unruhe steigerte sich noch mehr, als Ralph von der Straße in die Allee nach den Trümmern seines Hauses einlenkte; jeder Baum, jede zertretene Blume erinnerte sie an ihren Glückstraum, an ihr wiedergekehrtes, zum nagenden Ungeheuer herangewachsenes Elend.

Guy eilte seinem Herrn entgegen, und dieser gab ihm den Befehl, den Platz nicht zu verlassen und nicht zu erlauben, daß irgend Jemand den Schutthaufen antaste. Alles solle so verbleiben, bis er selbst zurückkehre. Dann

wandte er das Pferd zu der Straße zurück und erreichte auf dem Wege nach Tallahassee ein einsam gelegenes Wirthshaus, in dem er beschloß, die Nacht zuzubringen.

Es war schon ziemlich düster, als er der Sclavin Eva sein Kind aus dem Wagen reichte, dann selbst ausstieg und Eloisen half, ein Gleiches zu thun. Mit dem Wirth war er bekannt und derselbe versprach sein Möglichstes, um ihm und seiner Frau Bequemlichkeit zu verschaffen. Er stellte ihnen das Zimmer unter dem Dache zur Verfügung, das einzige in dem Hause, welches er ihm allein überlassen konnte, denn die andern Fremdenstuben waren für eine größere Zahl von Gästen bestimmt und ein jedes mit sechs Betten versehen. Die Einrichtung der Dachstube war allerdings sehr einfach, die Möbel derselben bestanden in einem großen, mit einem alten Mosquitonetz versehenen Bett, einem hölzernen Armstuhl, einigen Schemeln und einem Waschtisch; das Schindeldach bildete die Decke und die Wände waren von übereinandergenagelten Brettern aufgeführt.

Während die Wirthin dieses Privatzimmer zum Empfang Ralphs und dessen Familie herrichtete und Feuer in das Kamin machte, verweilte derselbe mit Eloisen und dem Kinde in der Gaststube gleicher Erde und erwartete dort das Abendessen. Außer ihnen befanden sich noch mehrere Reisende in diesem Zimmer, die bei dem Eintreten Eloisens derselben vor dem Kaminfeuer Platz machten, wo diese sich mit ihrem Knaben auf dem Schooß niederließ. So unangenehm der Aufenthalt unter diesen fremden Leuten Eloisen auch sonst wohl gewesen sein

würde, so waren dieselben ihr gegenwärtig ein Trost, denn ein banges Vorgefühl vor dem Augenblick, wo sie mit Ralph ganz ohne Zeugen sein würde, hatte sich ihrer bemeistert. Er war während der Fahrt so wortkarg, so barsch gewesen, augenscheinlich hatte irgend eine Sache von Interesse seine Gedanken in Anspruch genommen und eine innere Stimme sagte Eloisen, daß sie der Gegenstand seiner finstern Betrachtungen gewesen sei. Sie schrak zusammen, als der Wirth eintrat und zum Abendessen rief, und er mußte sie noch besonders auffordern, in das andere Zimmer zu treten, ehe sie sich erhob. Sie gab Eva ihr Kind, wies sie an, demselben Milch und Brod zu reichen, und wankte dann in die angrenzende Stube zu dem Tisch.

Ralph war in Unterhaltung mit einem der Fremden schon vorangegangen und schien sich nicht um seine Frau zu kümmern; doch als der Wirth ihr einen Platz bezeichnete, setzte ihr Gatte sich an ihre Seite.

Eloise nippte an einer Tasse Thee und versuchte, Etwas zu essen; es war ihr aber nicht möglich, es ward ihr immer enger um das Herz und verlegen spielte sie mit Brodkrumen.

Jetzt erhob sich Ralph und richtete sich nach Eloisen hin, wie mit einer Aufforderung, ihn zu begleiten. Sie folgte und winkte im andern Zimmer ihrer Sclavin, damit dieselbe ihr mit dem Kinde nachkomme. Die Treppe zu ersteigen, ward Eloisen sehr schwer, ihre Füße schienen ihr den Dienst versagen zu wollen und sie mußte mehrere Male stehen bleiben, um Athem zu schöpfen.

Ralph trat ihr in die Dachstube voran und schritt zu dem Kaminfeuer, indem er den Armstuhl Eloisen entgegenschob, worauf er sich zu dem Feuer niederbeugte und dasselbe auffrischte. Noch während er damit beschäftigt war, wandte er sich zu Eva um und sagte:

»Lege das Kind auf das Bett und gehe hinunter, bis ich Dich rufe.«

Eloisen wurde eiskalt, als sie diesen Befehl vernahm, sie fühlte, wie das Zimmer sich mit ihr zu drehen begann, und indem sie ihren Arm auf die Lehne des Stuhles stützte und die Stirn in die Hand senkte, sagte sie mit Anstrengung zu der Sclavin:

»Reiche mir erst ein Glas Wasser, Eva.«

Die Dienerin that, wie ihr befohlen war; Eloise ergriff das Glas und nickte leise mit dem Kopf, zum Zeichen, daß Eva sich nun entfernen möge. Ralph war während dieser Zeit mit den Händen auf dem Rücken im Zimmer auf und ab geschritten, blieb, nachdem die Tritte der Negerin auf der Treppe verhallt waren; neben dem Kamin stehen und heftete seine Augen auf Eloisen.

Ohne zu ihm aufzusehen, fühlte sie, daß Ralphs Blicke auf ihr lasteten; sie erbebte und ließ die Hand mit dem Glas auf ihr Knie sinken.

»Kennst Du dies Tuch?« fragte Ralph plötzlich mit Unheil verkündender Stimme, indem er das blutige Batisttuch aus der Brusttasche zog und es Eloisen vorhielt.

Das Tuch, sowie das Blut, womit es befleckt war, nannten sich ihr beim ersten Anblick, sie zuckte zusammen,

das Glas entfiel ihrer Hand und zersplitterte auf dem Kaminstein vor ihr, ihre Augen stierten, ihre Lippen bewegten sich, wie zum Reden, und der letzte Blutstropfen war aus ihrem Gesicht gewichen. So wie aber das Recht in den verzweifeltsten Augenblicken dem Menschen Kraft giebt, so verleiht auch oft der Gedanke an heimlich begangenes Unrecht den Nerven Spannkraft, um dasselbe ferner verborgen zu halten; Eloise klammerte ihre kleinen Hände um die Arme des Stuhls, drückte sich gegen die Lehne und traf nun mit Ralphs Blick zusammen, den sie jetzt zu ertragen entschlossen war, und wenn es ihr das Leben gekostet hätte.

Beide hatten sich schweigend einige Augenblicke unverwandt angesehen und Ralphs Augen waren die ersten, die wankten. Eloise fühlte, daß sie, wenn sie gefehlt, es ohne Vorsatz gethan, sie fühlte, daß sie das gräßliche Unglück, welches sie fast ununterbrochen verfolgt, nicht verschuldet hatte, und alles Leid, welches Ralph über sie gebracht, stand in diesem Augenblick vor ihr. Der unstäte Blick Ralphs gab ihr Muth und schärfer und fester sah sie ihm in die Augen.

»Dein Name steht in dem Tuche und ich fand es in der Hand des todten Montclard,« sagte Ralph, indem er von Neuem das Tuch nach Eloisen hinstreckte.

»Des todten Montclard!« hallte es in Eloisens Seele wieder und schnürte ihr die Brust zusammen; sie glaubte das Blut von ihrem Herzen tropfen zu fühlen, doch

wenn es sich auch verblutet hätte, sie würde noch sterbend ihren Blick auf Ralph geheftet haben. Sie gab keine Antwort.

»Wie kam das Tuch in Montclard's Hand? ich will es wissen!« rief Ralph jetzt und stampfte mit dem Fuß auf den Boden.

»Zu oft schon habe ich Dir Dein rohes, unverzeihliches Benehmen gegen mich nachgesehen und Dich nicht an das Recht erinnert, welches die Natur und die Gesetze dieses Landes dem Weibe geben. Rede mich nie wieder in diesem Tone an, wenn ich nicht aufhören soll, Deine Gattin zu sein,« antwortete Eloise entschlossen und holte, um Vieles erleichtert, tief Athem.

Ralph war betroffen; die dem Amerikaner eingeimpfte Achtung vor dem weiblichen Geschlecht machte sich geltend und er sagte:

»Nun, das Tuch ist dem Kerl doch nicht zugeflogen!«

»In der Nacht, als er mit den andern Gästen unsers Hauses mir einen Weg durch jene Unmenschen bahnte, hatte ich das Tuch über das Haar geknüpft und Herr Montclard nahm es mir vom Kopf, damit seine weiße Farbe mich den Wilden nicht verrathen sollte. Das ist die einfache Geschichte des Tuches,« antwortete Eloise und senkte ihre Stirn wieder in ihre Hand. Sie fühlte, wie dieselbe brannte, wie ihr das Blut in die Wangen gestiegen war und wie ihre Pulse heftig kopften. Es war die erste Unwahrheit, die sie in ihrem Leben wissentlich gesagt hatte, eine Unwahrheit aber, die ihr das Unglück abgenöthigt und wodurch sie glaubte, ein noch größeres Elend

von sich und von ihrem Gatten abzuwehren. Es war geschehen, und sie hatte über Ralph gesiegt.

»Das hättest Du mir auch gleich sagen können,« sagte Ralph verlegen und schritt langsam im Zimmer auf und nieder. Nach einer Weile sagte er im Gehen:

»Hast Du vielleicht gehört, ob er den kostbaren Ring etwa verkauft hat? Ich fand ihn an seiner Hand nicht.«

»Von einem Verkauf des Ringes habe ich nie gehört; der Mann war zu reich, als daß er denselben hätte verkaufen sollen,« erwiederte Eloise, ohne aufzublicken.

»So muß er unter dem Schutthaufen liegen und ich werde ihn finden. Der Stein war von sehr großem Werthe.«

Noch einige Male ging Ralph im Zimmer auf und ab, dann trat er zu Eloisen hin, nahm ihre Hand und sagte mit freundlichem Tone:

»Gehe zur Ruhe, Eloise. Ich habe den Mann, der neben mir am Tische saß, noch einen Augenblick zu sprechen. Ich komme aber bald, recht bald zurück.«

Dann klopfte er Eloisen noch, wie zur Aussöhnung, auf die Schulter und eilte aus der Thür, die Stiege hinab.

Kaum hatte Ralph die Treppe erreicht, als Eloise in stürmischer Aufregung aufsprang, sich in der Mitte der Stube auf die Kniee warf und ihre Blicke und gefalteten Hände flehend nach Oben richtete. Sie flehte Gott um Beistand, um Gnade und Vergebung an, denn jetzt hatte sie mit vollem Bewußtsein das erste Unrecht begangen, sie rang die Hände und weinte laut, als sie plötzlich Fußtritte auf der Treppe vernahm. Sie raffte sich schnell auf,

trocknete ihre Thränen und trat zu ihrem Kinde an das Bett, während welcher Zeit die Thür sich öffnete und Eva herein kam.

Die treue Dienerin schritt an Eloisens Seite und sagte mit weicher Stimme:

»Der Herr hat mir ein Tuch von Dir gegeben, Herrin; es ist dasselbe Tuch, welches Du dem Herrn Montclard, als er so krank war, mit belebenden Tropfen auf das Herz legtest. Ich soll es auswaschen, es ist blutig.«

»Nein, nein, beste Eva, gieb es mir. Hier, nimm dieses dafür, eile hinunter, wasche es aus und hänge es dort auf dem Stuhle vor dem Kaminfeuer zum Trocknen auf. Eile, ehe mein Mann zurückkommt!« rief Eloise mit halblauter Stimme, ergriff mit zitternder Hand das blutige Tuch und winkte der Sclavin nach der Thür hin. Dann knieete sie vor dem Bett nieder, preßte das Tuch gegen ihr Herz und sah mit überströmenden Augen schluchzend gegen das Dach empor.

»Alphons, Alphons!« stammelte sie mit zitternder Stimme, verhüllte ihr Gesicht mit dem Tuche und sank gegen das Bett.

Die zurückkehrende Eva fand Eloisen noch in ihrem Schmerz, in ihrem Jammer.

»Komm, gute Herrin, geh' zur Ruhe, der Herr wird bald kommen,« sagte sie theilnehmend zu ihr und mahnte sie, aufzustehen. Dann entfaltete sie das gewaschene Tuch, hing es über die Stuhllehne vor dem Feuer auf und Eloise verbarg das dagegen eingetauschte in der Tasche ihres Kleides.

Ralph hielt Wort; noch ehe eine halbe Stunde verging, kehrte er zurück, bedeckte das Feuer in dem Kamin mit Asche, und bald darauf schwebte der Engel der Ruhe durch das Zimmer.

Der erste Maitag schien golden durch das kleine Fenster der Dachstube und weckte Ralph und Eloisen aus ihrem festen Schlafe. Eva hatte das Fenster geöffnet und war dann mit Tom auf dem Arm, den sie leise von der Seite der ruhenden Mutter weggenommen hatte, hinaus in das Freie gegangen.

Mit dem Erwachen Eloisens kehrte auch ihre letzte Vergangenheit wieder in ihre Gedanken zurück, und wie ein vom Schiffbruch Geretteter, der auf einer wüsten Insel einem langsamen Untergang entgegensieht, blickte sie schweren Herzens um sich. Ralph war freundlich und weniger barsch, als sonst, er sagte sogar, als er das Zimmer verließ, er würde heraufkomrnen und Eloisen herunter zu dem Frühstück geleiten; diese aber blickte ihm traurig nach und trocknete, als sie ihn die Treppe hinuntergehen hörte, ihre Thränen mit dem Tuche, welches mit dem Herzblut Montclard's gefärbt war.

Bald nach dem Frühstück setzte Ralph in gleicher Weise, wie er gekommen war, seine Reise nach Tallahassee fort und bemühte sich, Eloisen zu unterhalten, indem er ihr von seinen Zusammenkünften mit den verschiedenen Stämmen der Seminolen erzählte und sich Viel darauf zu Gute that, daß er sie sämmtlich hinter das Licht geführt habe.

Eloise blieb stumm und in sich versunken.

Die Sonne schien herrlich und belebend, die Wälder und Fluren prangten in frischem Grün, die Vögel sangen fröhlich und ließen ihr buntes Gefieder in dem goldenen Lichte erglänzen, und die milde Mailuft zog wohlthuend dem rasch dahinrollenden, offenen Wagen entgegen; Eloise aber blickte nicht um sich, der Frühling stand mit ihrer Seelenstimmung nicht in Einklang.

Nachmittags erreichten sie Tallahassee, wo sie von dem Gastwirth mit Auszeichnung empfangen wurden. Ralph hatte bei seinen früheren Besuchen hier stets viel Geld verzehrt und war augenblicklich, wo der bevorstehende Krieg mit den Wilden wie ein schweres drohendes Gewitter über der Stadt hing, als Indianeragent und als Halbseminole eine gesuchte und hervorragende Persönlichkeit.

Es wurde ihm und seiner Familie ein kleines, alleinstehendes Nebengebäude, welches aus zwei Zimmern bestand und für diese Gegend hübsch eingerichtet war, zur Wohnung angewiesen, was Eloisen angenehm berührte, indem sie dadurch dem Fremdengewühl in dem Gasthaus selbst entzogen ward. Auch fand sich der Wirth bereit, ihr die Speisen hierher zu senden, während Ralph es vorzog, an der Wirthstafel seine Mahlzeiten einzunehmen.

Schon am zweiten Tage theilte er Eloisen mit, daß ihn seine Dienstgeschäfte nöthigten, sie zu verlassen, indem er die im nördlichen Theile Florida's wohnenden Indianer und namentlich Tallihadjo besuchen müsse. Er ritt nach einem kurzen Abschied davon, nachdem er einen

Mann gedungen hatte, der das Cabriolet wieder nach Arnolds zurückfahren sollte.

Wenn auch die Auskunft, die Eloise ihm über das Batisttuch gegeben, seiner auflodernden Eifersucht Einhalt gethan hatte, so war deren Keim doch in seiner Brust zurückgeblieben, und wo er ging, wo er stand, waren seine Gedanken mit Montclard und Eloisen beschäftigt. Namentlich aber wurde ihm die Anzeige von seinem Tode immer wichtiger. Unbezweifelt hatte sie Jemand einrücken lassen, der irgend einen Vortheil daran knüpfte und einen Zweck dadurch erreichen wollte. Wer konnte die Person sein, die damals ein Interesse an seinem Tode oder an dem Gerücht davon gehabt hätte? Diese Frage durchkreuzte Ralphs Gedanken nach allen Richtungen, und besonders jetzt, wo er zu Pferd allein der einsamen Straße folgte, gab er sich dieser Betrachtung mit aller Schärfe seines mißtrauischen Geistes hin.

Immer kam er wieder darauf zurück, Montclard müsse es gethan haben, um, wie er muthmaßte, Eloisen für seine Bewerbung zu stimmen. Es lag dies so nahe, und je mehr er darüber nachdachte, desto mehr ward er in seiner Meinung bestärkt. Da fiel ihm ein, daß er ja durch den Redakteur sich Gewißheit darüber verschaffen könne, und er beschloß, anstatt direkt zu Tallihadjo zu reiten, vorher dem Redakteur in D… einen Besuch abzustatten.

Gedacht, gethan, er zog an dem Weg, der zu Tallihadjo führte, vorüber und erreichte am zweiten Tage vor Sonnenuntergang das Städtchen. Nachdem er in dem Stalle

des Herrn Dennis sein Pferd untergebracht und diesen für dasselbe verantwortlich gemacht hatte, begab er sich zu dem Herausgeber der Zeitung und traf ihn in seinem Arbeitszimmer allein.

»Herr Skinner,« sagte er zu ihm beim Eintreten, denn dies war der Name des Redakteurs, »Sie haben sich den Spaß erlaubt, mich durch einen Artikel in Ihrem Blatt aus der Welt zu befördern, ich komme, um von Ihnen zu erfahren, ob dieser Scherz Ihrem eigenen Schädel, oder dem eines andern Spaßvogels entsprossen ist. Ich bitte, mir kurzweg die Wahrheit zu sagen.«

Der Redakteur war überrascht, denn er hatte selbst an den Tod Ralphs geglaubt, doch faßte er sich und sagte:

»Der Artikel ist mir von einem Herrn schriftlich eingehändigt worden und somit ruht keine Schuld auf mir.«

»Durchaus nicht, sobald Sie jenen Herrn genannt haben werden, bis dahin bleiben Sie mir verantwortlich. Ich verlange den Namen jenes Herrn jetzt von Ihnen zu hören,« sagte Ralph mit großer Bestimmtheit.

»Sie wollen gefälligst bedenken, daß wir Verschwiegenheit zu beobachten haben, wenn uns solche aufgelegt wird, und dies war mit jenem Artikel der Fall. Ich darf den Namen des Herrn nicht nennen,« erwiederte der Redakteur ausweichend.

»Den Namen, Herr Skinner, und zwar in diesem Augenblick, oder ich schicke Sie zur Hölle, wo Sie so viele Artikel erfinden mögen, als Ihnen beliebt,« sagte Ralph, indem er eine Pistole zog und sie gespannt auf den Redakteur richtete.

Dieser erblaßte, da er in dem Blick und in dem Tone Ralphs wohl erkannte, daß er im vollsten Ernste sprach.

»Nun denn, ich will Ihnen den Namen nennen, bitte aber, mich nicht zu verrathen, er ist ein Mann, mit dem ich nicht gern ausfallen möchte. Der Herr Soublett, der frühere Kutscher, hat mir den Artikel gebracht und mir die strengste Verschwiegenheit auferlegt,« sagte Skinner sehr erschrocken.

»Soublett?« rief Ralph in höchstem Erstaunen.

»Ja, der Herr Soublett; er hat die Anzeige im Hause des Herrn Dennis geschrieben, denn Dieser fragte mich später, ob der Artikel vielleicht von dem Kutscher herstamme, indem derselbe bei ihm einen Aufsatz gemacht habe, ehe er zu mir gegangen sei.«

»Sonderbar!« sagte Ralph sinnend, reichte dann dem Redakteur die Hand zur Versöhnung und begab sich in das Gasthaus zurück.

Dort suchte er sofort den Wirth auf und fragte ihn, wann Soublett mit dem Postwagen hier erwartet würde?

»Soublett?« rief Dennis verwundert, »der ist ja schon vor langer Zeit aus dem Dienst gejagt. Ich dächte, Sie sollten dies am Besten wissen, denn in Ihrem Hause gab er ja die Veranlassung zu seiner Entlassung. Die Passagiere, die derzeit mit ihm hier eintrafen, haben mir die Sache umständlich erzählt.«

Ralph erklärte nun, daß er von alledem Nichts wisse und ließ sich von dem Wirth den Hergang ausführlich berichten.

Jetzt wurde Ralph der Zusammenhang klar, insoweit, als Soublett die Anzeige angefertigt hätte, um Eloisen ein Leid zuzufügen, denn er erinnerte sich jenes Abends, an welchem er selbst dem Kutscher mitgetheilt hatte, daß seine Frau ihn nicht leiden könne und ihm untersage, so laut zu lachen und zu scherzen. Dessen eigentlichen Racheplan gegen Montclard aber durchschaute er nicht und die ganze Angelegenheit erschien ihm als eine Bosheit gegen Eloisen, wofür er sich vornahm, Soublett gelegentlich zu züchtigen.

An diesem Abend, als das Dämmerlicht bereits den Tag verdrängt hatte und der alte Arnold mit seiner Frau bei offener Thür im Zimmer beim Abendbrod saß, trat plötzlich eine dunkele Gestalt in den Eingang und sagte:

»Euer Freund Tallihadjo.«

»Komm herein, Tallihadjo, und sei herzlich bei unserm Mahl willkommen, rief Arnold freudig aus, sprang auf und reichte dem Indianer die Hand. Auch die alte Frau hatte sich erhoben, schnell einen Stuhl für den wilden Freund zu dem Tische geschoben und Teller so wie auch Messer und Gabel für ihn hingelegt.

»Komm, guter Tallihadjo,« sagte sie dann, indem sie ihm freundlich die Hand bot, setze Dich zu uns, wir haben lange Deine Gesellschaft entbehren müssen.

»Die Tage, wo unsere Herzen ruhig und glücklich schlugen, sind vorüber, die Sonne ist untergegangen und

die darauf folgende Nacht wird stürmisch werden. Wer weiß, ob es für die Seminolen jemals wieder Tag werden wird und ob sie dann ihre alten Freunde in diesem Lande noch begrüßen können!« sagte Tallihadjo mit ernster trauriger Stimme.

»Es wird hoffentlich nochmals ohne Krieg abgehen, die Weißen scheuen sich, Euch in das Innere Eueres Landes zu folgen. Wir wollen das Beste hoffen,« sagte Arnold mit verzagtem Ton, der deutlich zeigte, wie wenig Hoffnung er selbst für den ausgesprochenen Wunsch hege. Dabei führte er den Häuptliug zu dem für ihn bereitgestellten Stuhl und fuhr fort:

»Wie es auch kommen mag, Tallihadjo, auf meinem und meines Sohnes Land wirst Du immer mit den Deinigen eine Heimath finden, wo der Präsident der Vereinigten Staaten selbst Dich nicht beunruhigen darf, wenn meine Kugel ihm nicht durchs Herz fliegen soll. Sei frischen Muths, es wird sich alles noch zum Guten wenden.«

»Von Dir und Deinem Sohne würde ich ein Stück Brod annehmen, wenn ich hungrig wäre und wenn ich so frei zwischen meinen rothen Brüdern stände, wie Du zwischen Deinen weißen. Tallihadjo aber gehört seinem Volk, er muß mit ihm leben und mit ihm sterben. Die Weißen haben den Seminolen den Lasso über den Kopf geworfen und ziehen die Schlinge jetzt zu. Du weißt es so gut, wie ich, daß wir in unserm Vaterland den letzten Kampf kämpfen müssen und deshalb komme ich zu Dir,

um Dir zu sagen, daß die Seminolen auch während desselben Deine und Deines Sohnes Freunde bleiben werden. Ich will noch Einmal mit Dir essen und noch Einmal bei Dir schlafen. Laß mir ein Feuer vor Deinem Hause bereiten, der Schlaf des Seminolen ist süßer, wenn die Sterne über ihm stehen, als in Euern engen Häusern.«

»Es wird nicht das Letztemal sein, Tallihadjo, glaube mir, die Weißen werden wieder Friede machen,« erwiederte Arnold.

»Um ihn wieder zu brechen und abermals unser Land zu verkleinern. Mit ihrer doppelten Zunge haben sie schon die Hälfte unseres Volkes getödtet, das Ohr desselben ist jetzt taub für sie,« sagte der Häuptling mit finsterm Blick und setzte gleich darauf mit freundlichem Tone hinzu: »Weder auf Deinem, noch auf Deines Sohnes Land wird der Kriegsruf der Seminolen ertönen.«

Während des Abendessens bediente Madame Arnold den Häuptling mit gewohnter Herzlichkeit und Dieser schien heute besonders darthun zu wollen, daß er sich des Mahles erfreue, denn er aß von Allem, was ihm geboten wurde. Nach Tisch zündete er seine Pfeife an und setzte sich mit den alten Leuten hinaus unter die Veranda, wo sie in traulicher Unterhaltung die Kühlung des Abends genossen.

»Hast Du Ralph gesehen? Er ist Agent für die Regierung und soll mit Euch unterhandeln,« fragte Arnold.

»Ich habe ihn noch nicht gesehen, habe aber von ihm gehört. Das Blut seiner Mutter ist jetzt das stärkste in seinem Herzen. Er ist unser Freund,« antwortete Tallihadjo mit Zufriedenheit.

»Und doch haben die Seminolen seinen Wohnort verwüstet und die Männer erschlagen, die sie in seinem Hause fanden,« sagte Arnold zweifelnd.

»Osmakohee hat es gethan und hat auch seine Strafe dabei gefunden, er hielt ihn für einen Verräther. Hätte er ihn gekannt wie ich, so würde er sein Leben für ihn gelassen haben,« entgegnete der Häuptling mit Bestimmtheit.

»Hast Du Beweise über seinen Charakter?« begann Arnold, als dessen Frau ihn beim Rock zupfte und ihn dadurch in seiner Rede unterbrach.

»Er ist nur halb Weißer und hat darum nur eine Zunge,« sagte Tallihadjo und lenkte die Unterhaltung auf andere Gegenstände.

Noch spät saßen die Alten mit ihrem Freunde unter der Veranda, während welcher Zeit Bob ein tüchtiges Feuer vor dem Hause bereitet hatte, dann ließ Arnold durch ihn mehrere Bärenhäute bei demselben ausbreiten, führte seinen Gast zu denselben hin und wünschte ihm einen sanften ruhigen Schlaf.

Tallihadjo schied am folgenden Morgen sichtbarlich tief bewegt von Arnold und dessen Frau, er kehrte sogar in einiger Entfernung vom Hause nochmals zu ihnen zurück, um ihnen abermals die Hände zu drücken, und ehe er vor ihren Blicken im Walde verschwand, winkte er ihnen noch einen letzten Gruß zu.

Von hier begab er sich nach dem Wohnsitz Frank Arnolds, um auch ihm Lebewohl zu sagen und wurde dort mit gleicher Herzlichkeit empfangen.

Eleanor, die von jeher für die stolzen ungezähmten, edelen Charaktere der Indianer Amerika's geschwärmt, hatte in Tallihadjo das Ideal verwirklicht gefunden, welches ihre Phantasie ihr so oft früher vorgeführt hatte. Es machte ihr immer große Freude, wenn der Häuptling ihr Haus besuchte, sie konnte sich stundenlang mit ihm unterhalten, that Alles, wodurch sie glaubte ihm eine Freude zu bereiten und hatte sich eine hohe Stellung in seiner Gunst erworben. Auch heute empfing sie ihn mit ihrer liebenswürdigen Herzlichkeit, holte ihm selbst einen Trunk frischen Wassers und setzte sich mit ihm unter die Veranda, denn Frank war in das Feld zu den Arbeitern gegangen. Gleich sandte sie einen Boten an ihn ab und ließ ihm den Besuch des Häuptlings melden, worauf er sich denn auch bald einfand.

Tallihadjo blieb zum Mittagsessen und erst, nachdem sie sich zusammen wieder unter die Veranda begeben hatten, verkündete er Frank und Eleanor, daß dies sein Abschiedsbesuch und wahrscheinlich sein letzter wäre. Diese Erklärung überraschte die beiden jungen Leute sehr schmerzlich, zumal da Tallihadjo keiner Hoffnung für eine Wendung des Schicksals seiner Nation Gehör geben wollte. Er war auch hier sehr bewegt, als er sich zum Scheiben erhob, und Eleanor konnte die Thränen nicht zurückhalten, die ihren schönen Augen entquollen, indem sie ihm die Hand gab. Während der Indianer von

Frank Abschied nahm, eilte Eleanor in das Haus und kam mit einem langen buntseidenen Shawl in der Hand zurück, den sie Tallihadjo über Schulter und Brust legte, unter seinem linken Arm verknüpfte, und ihn bat, denselben ihr zum Andenken zu tragen.

Der Häuptling blickte mit Stolz auf den Schmuck, dankte Eleanor mit rührender Bewegung und gelobte, daß dies Andenken ihm in die ewigen Jagdgründe seiner Väter folgen solle, damit dieselben sich überzeugten, daß er gute Freunde auch unter den Bleichgesichtern gehabt habe.

Recht ernstlich betrübt waren Frank und Eleanor, als der biedere Freund in weiter Ferne auf der offenen Prairie, die sich vor ihrem Hause ausbreitete, in den Wald schritt, und ihren Blicken entschwand.

Capitel 34.

Der Heuchler. – Mißtrauen. – Vorbereitungen zum Kriege. – Der General. – Die beiden Advokaten. – Der Zeuge. – Der Mord. – Der Meineid. – Gerichtsverhandlung. – Das Urtheil. – Der befreite Mörder. – Die dankbare Gattin. – Der Verdienst.

Mit Sonnenuntergang erreichte Tallihadjo auf kaum sichtbarem, nur einem Indianer vertrautem Pfade sein Lager und war angenehm überrascht, Ralph dort zu finden. Er bewillkommnete ihn und gab ihm seine Freude darüber zu erkennen, daß, wie er sagte, das Indianerblut über das weiße in ihm gesiegt habe.

Nach Indianerbrauch wurde, ehe man eine ernste Beredung begann, gegessen, darauf geraucht und dann forderte Tallihadjo seinen Gast auf, ihm zu sagen, weshalb er gekommen sei?

Ralph theilte ihm nun mit, daß die Regierung der Amerikaner ihn zum Agenten gewählt habe, um mit den Seminolen Friedensunterhandlungen anzuknüpfen, und zwar, wie er ausgefunden habe, nur um noch ein oder zwei Jahre Zeit zu gewinnen, währenddem sie rund um das Indianergebiet Festungen bauen, und in denselben Truppen zusammenziehen wollten. Hätten die Weißen dies einmal erreicht, dann sei es um die Seminolen geschehen, denn alsdann würden sie von allen Seiten zugleich angegriffen und schließlich in die Moräste eingeschlossen werden. Ralph rieth darum, noch in diesem

Jahre und namentlich im Herbst, wenn die Krankheiten unter den Weißen heftiger wären, den Krieg zu eröffnen und sich jetzt mit aller Kraft dafür zu rüsten. Er selbst, sagte er, wolle Tallihadjo von Allem unterrichten, was die Weißen gegen die Seminolen zu unternehmen beschließen würden, und erklärte sich zuletzt bereit, selbst für seine rothen Brüder mitzukämpfen.

Der Häuptling hatte aufmerksam seiner Rede zugehört und benachrichtigte ihn, nachdem er geendet hatte, daß er bereits durch mehrere Häuptlinge, die an der Grenze der Weißen wohnten, von Ralphs Stellung und Absichten unterrichtet worden sei, und daß er von ihm, als Halbseminolen nichts Anderes erwartet habe. Dann theilte er ihm mit, daß er, an dem Ahapopkasee eine Berathung mit sämmtlichen Häuptlingen der Nation abgehalten habe, in welcher einstimmig beschlossen worden sei, die Weißen vereint anzugreifen, und daß alle Häuptlinge sich bereit erklärt hätten, mit ihren sämmtlichen Kriegern sich dabei zu betheiligen. Der Angriff sei schon für das Frühjahr festgesetzt gewesen, viele Stämme aus dem Innern hätten jedoch kürzlich längere Zeit verlangt, um sich zu rüsten, namentlich aber, um erst ihre Ernte einzubringen, wogegen Tallihadjo auch Nichts habe einwenden können. Er vertraute ihm nun auch an, daß er die Insel in dem See befestigt habe, auf welche er damals die Familien der beiden Pflanzer Bodin und Shaklefoot hatte bringen lassen, um sie dem Feuertode zu übergeben. Er sagte, er habe mit seinen Leuten rund um dieselbe auf deren Ufer schwere Bäume übereinander gefällt, so daß

dieselben eine dichte Schutzwehr bildeten, hinter welcher seine Leute sicher gegen die Kugeln der Weißen sein würden, während Diese, um an der Insel zu landen, sich ihrem Feuer aussetzen müßten. Lebensmittel und Munition habe er bereits reichlich dorthin geschafft, um lange dort aushalten zu können, und er glaube nicht, daß alle Krieger der Weißen zusammen ihm dort gefährlich werden würden. Außerdem deutete er Ralph an, er halte eine große Zahl von Kanoes in dem Röhricht an der Insel versteckt, so daß er mit einigen Hunderten seiner Krieger in dunkeler Nacht unbemerkt das Festland erreichen und über seine Feinde herfallen könne. Diese Insel solle nur seinen Weibern und Kindern und ihm im äußersten Nothfall als sicherer Zufluchtsort dienen, bis sämmtliche Stämme der Seminolen gewaltsam in den Kampf verwickelt sein, und sie sich Alle zum Auswandern nach dem Westen entschlossen haben würden. Denn, sagte er, er wisse es sehr gut, daß das Herz jener Häuptlinge, die im Innern Floridas wohnten, immer noch mit großer Vorliebe, wenn auch zugleich mit Bangen und Zagen, an dem Land ihrer Väter hing und sich daran festklammern würde, bis die äußerste Noth sie daraus vertriebe. Er selbst wolle den Krieg mit den kampfbereiten Häuptlingen eröffnen und ihn durch langsames Zurückziehen in das Innere des Landes tragen, um die dort lebenden Stämme zur Betheiligung daran zu zwingen.

Ralph lauschte mit großer Aufmerksamkeit den Mittheilungen des Häuptlings und bestärkte ihn durch Beistimmen in seinen Planen. Nur rieth er ihm, keinenfalls

den Kampf früher zu beginnen, bis Ralph ihm den günstigen Augenblick dazu angezeigt habe, wozu ihm die Weißen durch ihr blindes Vertrauen in ihn die Gelegenheit geben würden. Er theilte Tallihadjo mit, daß er seinen Aufenthalt in Tallihassee wählen wolle, um jederzeit in seiner Nähe sein und ihm von allen Bewegungen der Bleichgesichter Nachricht geben zu können, worüber der Häuptling sehr erfreut war und ihm versicherte, daß der große Geist, der die Seminolen noch liebe und sie als freies, unbesiegtes Volk nach den schönen Ländern des Westens führen wolle, ihn dafür belohnen würde.

Während Tallihadjo mit Ralph ernst und feierlich sich an dem Feuer berieth, saßen die Frauen in nicht großer Entfernung von ihnen vor der Hütte des Häuptlings und lauschten aufmerksam nach Jenen hin, um einzelne Worte von ihnen aufzufangen. Auch Tomorho, der neben Olviana saß und deren Hand in der seinigen hielt, heftete seine Aufmerksamkeit auf die Berathung seines Vaters, während Onahee sich an der entgegengesetzten Seite des Feuers in das Gras gelegt hatte und ihren Kopf, mit dem Ohr nach Tallihadjo hin gerichtet, auf ihren Arm stützte. Sie hatte diesen Platz gewählt, weil hier der Luftzug von den Redenden zu ihr herüberwehte und sie deren Worte deutlicher vernehmen ließ, als es mit Denen der Fall war, die vor der Hütte saßen.

Tallihadjo's Scharfsinn war die Absicht Onahee's nicht entgangen, er vereitelte sie aber deshalb nicht, weil ihre unbegrenzte Liebe und Treue für ihr Volk jedes Geheimniß zwischen ihm und der Indianerin verbannte. Von Zeit

zu Zeit sah er nach ihr hin und begegnete ihrem ernsten bedeutungsvollen Blick, der ihm Vorsicht zuzurufen schien.

Nachdem die Berathung beendigt war, winkte Tallihadjo seinem Sohn und den Frauen, zu dem Feuer heranzukommen um sich gleichfalls des Besuches Ralphs zu erfreuen.

Olviana folgte der Aufforderung mit Widerwillen, indem der Fremde sie an das schreckliche Schicksal erinnerte, welches sie bald nach dessen Besuch bei ihrem Vater betroffen hatte. Auch Tomorho war Ralph zuwider, doch ehrte er das Gefühl seines Vaters für denselben und noch mehr die Pflichten, die ihm die Gastfreundschaft auflegte. Er setzte sich mit Olviana bei ihm nieder, betheiligte sich aber bei der Unterhaltung, die Ralph absichtlich oft zu ihm hinüber leitete, nur wenig. Onahee aber erschien nicht bei dem Feuer.

Tallihadjo war in ungewohnt heiterer Stimmung, er versetzte sich in vergangene glückliche Zeiten zurück, erzählte aus den Tagen, da er als ganz junger Mann Ralph auf seinem Knie habe reiten lassen und dessen Vater geweissagt habe, daß der Knabe einst ein besserer Seminole als ein Weißer werden würde; er beschrieb, wie er mit seinen Kriegern zu verschiedenen Malen seinem alten Freunde Tom zu Hülfe geeilt sei, als derselbe hart von Creek-Indianern bedrängt ward und zeigte zwei von Schußwunden herrührende Narben, eine in der Schulter und eine in der Brust, die ihm bei jenen Gelegenheiten

zu Theil geworden waren. Auch erwähnte er eines Augenblicks, wo er und Ralphs Vater von einer mächtigen alten Bärin bei deren Jungen angegriffen worden seien und dieselbe, nachdem Tallihadjo sie durch einen Schuß verwundet, seinen Freund Tom ergriffen und ihn niedergeworfen habe.

»Doch dies Messer rettete meinen guten Tom, ich sprang von hinten auf die Bärin und stach ihr die Klinge durch das Herz,« schloß der Häuptling diese Erzählung, indem er mit freudiger Erinnerung an den Griff seines Messers schlug. Während des Redens spielte er mit seinen kleinen Kindern, die ihm bald auf den Knieen, bald auf dem Rücken saßen, und dann wieder, ihn neckend, um ihn hersprangen.

Als die Zeit zur Ruhe gekommen war, ließ er für Ralph die besten Häute beim Feuer ausbreiten und ging, nachdem Derselbe sich niedergelegt hatte, nach der Hütte, um seiner Gewohnheit gemäß, die Büchse zu holen und mit auf sein Ruhelager zu nehmen.

Sobald er die Thür erreichte, trat Onahee aus derselben hervor, ergriff schweigend seine Hand und leitete ihn von dem Lager ab dem Ufer des Flusses zu.

»Du hast jenem Ralph Dein Herz geöffnet und das Geschick Deines Volkes in seine Hand gelegt, ohne selbst einen klaren Blick in seine Brust gethan zu haben. Eine Schlange in Deiner Hütte ist gefährlicher, als tausend im

Walde, sie vergiftet Dich, wenn Du schläfst,« sagte Onahee, indem sie stehen blieb und ihre großen Augen, deren Gluth die Dunkelheit der Nacht bewältigte, auf den Häuptling heftete.

»Ralph ist der Sohn meines alten Freundes Tom,« erwiederte Dieser mit voller Ruhe.

»Der junge Panther würgt, wenn er die Kraft dazu hat, bei der Beute seinen eigenen Vater!« sagte Onahee warnend.

»Ralph ist halb Indianer, seine Mutter war Seminolin,« antwortete Tallihadjo mit aller Gelassenheit.

»Würdest Du Dein Leben dem guten Willen eines Maulthiers anvertrauen? Die weißen Menschen hassen die rothen, und Ralph haßt diese doppelt, weil sie die Schuld tragen, daß seine Hautfarbe nicht so bleich ist, wie die des Volkes, zu dem er sich zählt. Das Maulthier ist falsch und Ralph ist ein Bastard,« sagte die Indianerin mit zunehmender Leidenschaftlichkeit.

»Ralph zählt sich nicht zu den Weißen, er dient ihnen nur zum Schein, um sie an uns zu verrathen; denn mehrere unserer Häuptlinge haben mir es selbst mitgetheilt, daß er sie zum Krieg aufgefordert und ihnen gesagt hat, ich sei der Einzige, der sie siegreich führen könne,« entgegnete Tallihadjo mit fester Zuversicht.

»Und wenn er Dir nur zum Scheine diente, Dich an die Bleichgesichter verrieth? Hat er nicht seinen eigenen Vater beraubt und ihn in dessen letzter Stunde allein gelassen, um beim Feuerwasser, beim Spiel und bei schönen

Weibern fröhlich zu sein? Und Du vertraust dem doppeltgefärbten Herzen das Schicksal Deines Volkes an?« sagte Onahee mit Unheil verkündender Stimme.

»In Deinem Herzen ist es finster, wie in der Nacht, wo uns Alles schwarz erscheint; beruhige Dich, Onahee, Ralph ist meines Vertrauens werth, der Sohn meines alten Freundes, dem ich so oft beistand, dem ich hier eine Heimath sicherte, kann nicht zum Verräther an mir und dem Volke werden, dem er halb sein Dasein verdankt,« antwortete der Häuptling mit Bestimmtheit und reichte Onahee die Hand, um mit ihr zum Lager zurückzugehen. Diese folgte schweigend, da sie wußte, daß Widerrede jetzt umsonst sei, schüttelte aber bedenklich ihr Haupt.

Am folgenden Morgen verließ Ralph unter den wärmsten Versicherungen der Freundschaft das Lager, um die an der Grenze Georgiens bis zum Ocean hin wohnenden Stämme zu besuchen und sie für den Krieg und für Tallihadjo zu stimmen. Sie waren sämmtlich unbedeutend an Streiterzahl und durch die Nachbarschaft der Weißen und deren Laster schon sehr demoralisirt, so daß dieselben Tallihadjo's Macht in dem bevorstehenden Kampfe eher nachtheilig, als nützlich werden mußten. Nur der Stamm Osmakohee's, der einen neuen Häuptling gewählt hatte, war noch von gutem Geiste für die Seminolen beseelt und Tallihadjo treu ergeben, doch wagte Ralph nicht, ihn demselben abspänstig zu machen. Dagegen hoffte er, Homathlan, der nach dem Angriff auf

das Leuchthaus von Tallihadjo den Weißen als Gefangener übergeben und von diesen begnadigt worden war, gegen ihn aufzubringen, indem jener Häuptling sicher die ihm widerfahrene Schmach noch nicht vergessen hatte.

Die Regierung der Vereinigten Staaten war mittlerweile eifrig beschäftigt, Vorbereitungen zu dem Kriege zu machen; sie sandte zu Schiffe noch mehr Truppen nach Tampabay, ließ einige Regimenter Infanterie und eine Abtheilung Dragoner zu Lande an die Grenze Florida's vorrücken und forderte Volontaire auf, sich zu dem Kriege zu stellen und sich zu organisiren. Zugleich schloß sie bedeutende Contrakte für Lieferungen von Lebensmitteln ab und ließ dieselben theils zu Wasser, theils zu Lande nach Florida bringen. In Alabama, und namentlich in Georgien wurde der kriegerische Geist sehr rege, eine große Zahl junger Männer trat zusammen, sie bildeten einzelne Compagnien und wählten ihre Officiere, um sich unter den Befehl des kommandirenden Generals der Regierung zu begeben. Sie bestanden sämmtlich aus Büchsenschützen, von denen die Mehrzahl beritten war.

Frank Arnold hatte man sehr bestürmt, die Stellung als Capitain bei einer Compagnie anzunehmen; er hatte es aber auf das Entschiedenste abgelehnt und dabei öffentlich erklärt, daß er diesen Krieg für einen Mord- und Raubzug halte, an welchem Theil zu nehmen, er sich

schämen würde. Die ruhigeren, verständigern Bewohner Georgiens traten seiner Ansicht bei, doch der große mordlustige Haufen schrie ›Krieg gegen die Rothhäute!‹

Ralph hatte fortwährend die Regierung von den Ergebnissen seiner Bemühungen in Kenntniß gesetzt und ihr mit aller Zuversicht die glänzendsten Resultate von dem Feldzuge geweissagt. Auf seiner jetzigen Reise sprach er im Rückweg nochmals bei Tallihadjo vor, berichtete, nachdem er nach Tallahassee zurückgekehrt war, sofort Alles, was er von dem Häuptling erfahren hatte, an die Regierung in Washington, sowie an den Befehlshaber in Tampabay und zeigte Beiden an, daß er Tallahassee zu seinem vorläufigen Standquartier wählen würde, damit er dem Haupt der Seminolen möglichst nahe bleiben, seine Bewegungen überwachen und ihn zur rechten Zeit seinem Untergange entgegenjagen könne.

Auch in Florida bildeten sich allenthalben unter den Weißen Compagnien von Büchsenschützen, die sich zusammen zum Felddienst vorbereiteten, und namentlich in Tallahassee traten alle waffenfähigen Männer zusammen und bildeten ein Freicorps.

Man wollte Ralph zum Commandeur desselben ernennen, da seine Stellung in dem Dienst der Regierung es ihm weder unmöglich machte, noch untersagte, diesen Posten zu begleiten; er lehnte es aber ab, weil er fürchtete, sich dadurch bei Tallihadjo zu verdächtigen.

Die Bewohner der Stadt und Umgegend wünschten ihm jedoch, als augenblicklich wichtiger Person, eine Ehre zu erzeigen und machten ihn zum General, mit der

Bitte, gelegentlich, wenn es sein Dienst ihm erlaube, die Truppen zu mustern und ihnen seinen Rath zukommen zu lassen.

Ralph fühlte sich dadurch sehr geehrt und hörte es gern, daß man ihn nun nie mehr anders anredete, als mit ›General‹, oder ›General Norwood‹.

Oeffentliche und politische Aufregungen gehen stets mehr oder weniger in das Privatleben über, was auch hier in Tallahassee der Fall war. Die Trinkhäuser insbesondere wurden viel häufiger als sonst besucht, sie wurden selbst in der Nacht nicht mehr geschlossen, in den Gasthäusern ging es gewühlvoll und wild her und die Spielzimmer waren fortwährend mit Gästen angefüllt.

Ralph war in Besitz von baarem Geld und namentlich hatte er Credit, so daß er seinen alten Leidenschaften keinen Zwang anzuthun brauchte, bei allen lustigen Gesellschaften war er zugegen, veranstaltete selbst Wettrennen und Hahnengefechte und an dem grünen Tische fehlte er keine Nacht.

Zwei der angesehensten Familien in Tallahassee waren die der Advocaten Lacoste und Milroy, beide ausgezeichnete Redner und wohlhabende Männer von gründlicher Bildung. Lacoste war hierher gezogen, als die Stadt noch wenig Bedeutung hatte, und seine Praxis, sein Ruf war mit ihr emporgewachsen; Milroy dagegen war von Alabama erst vor einem Jahr hierher übergesiedelt und hatte Lacoste in der Praxis großen Abbruch gethan, was eine gegenseitige Abneigung zwischen ihnen erzeugte, die

schon bei verschiedenen Gelegenheiten deutlich hervorgetreten war. Dazu kam, daß sie in ihren politischen Ansichten einander feindlich gegenüberstanden, indem Lacoste sich zu den Whigs, Milroy aber zu den Demokraten bekannte. Ersterer war ein kräftiger Fünfziger, Gatte einer vortrefflichen Frau, die einer der höchststehenden Familien Georgiens angehörte und die ihn mit fünf lieben Kindern beglückt hatte. Er war ein besonnener, ruhiger, doch bestimmter und energischer Mann, der allgemein als streng rechtlich und bieder galt.

Milroy dagegen war erst seit einigen Jahren verheirathet und besaß nur ein Kind. Er war leidenschaftlich und heftig, gab nie eine einmal ausgesprochene Ansicht auf und galt für einen ausgezeichneten Advocaten, der gewöhnlich vor Gericht die Sache, der er diente, glücklich durchführte, einerlei, ob sie gut oder schlecht war.

Während Lacoste außer seinem Geschäfte nur seiner Familie und seinem häuslichen Glück lebte, war Milroy bei allen öffentlichen Vergnügungen zugegen und traf dabei sehr häufig mit Ralph zusammen, an den er sich ganz besonders angeschlossen hatte. Er spielte leidenschaftlich, hoch und glücklich, so daß sein Erscheinen an dem grünen Tisch von den Spielern stets ungern gesehen wurde, und da Ralph gewöhnlich dabei vom Unglück verfolgt wurde, so hatte derselbe häufig von Milroy nicht unbedeutende Summen zum Weiterspielen geborgt und auch große Beträge an ihn selbst verloren.

Er schuldete ihm sechstausend Dollar, wegen deren Zahlung Milroy ihn nicht drängte, da sie in gewonnenem

Gelde bestanden und weil Ralph augenblicklich ein Mann von Gewicht war, der ihm versprochen hatte, ihm nach beendigtem Kriege behülflich zu sein, das beste Stück Land aus dem eroberten Indianergebiet an sich zu bringen.

Beide Advocaten waren Candidaten bei der Wahl des Capitain für die Compagnie, die in Tallahassee selbst errichtet worden war, und Beide suchten eine Ehre darin, gewählt zu werden, zumal da dieselbe nur dazu bestimmt war, die Stadt selbst zu vertheidigen. Von beiden Seiten hatte man alle Freunde und alle Mittel in Bewegung gesetzt, um die Wahl für sich zu entscheiden, und es ging dabei sehr stürmisch her. Milroy aber siegte durch den Einfluß Ralphs und wurde zum Capitain ernannt.

Wenn Lacoste sich auch durch dieses Zurücksetzung gekränkt fühlte, so fügte er sich doch ruhig der Nothwendigkeit, obgleich er gelegentlich mit scharfen, treffenden Worten die Untauglichkeit Milroy's für diesen Posten öffentlich aussprach. Die schon bestandene Abneigung zwischen beiden Männern wurde durch diese Begebenheit sehr verstärkt, und namentlich in Milroy's Brust, dem die Bemerkungen Lacoste's über seine Persönlichkeit stets überbracht wurden, steigerte sie sich zu einem bittern Haß. Er versäumte deshalb keine Gelegenheit, demselben Luft zu machen, und suchte, wo er konnte, den Charakter Lacoste's in der öffentlichen Meinung herunterzusetzen. Dabei war Ralph stets sein Verbündeter und trug nicht wenig dazu bei, den Grimm, den Milroy gegen Jenen im Herzen trug, noch mehr anzufachen. Die

sechstausend Dollar, die er dem Advocaten schuldete, drückten ihn, wenngleich derselbe ihn noch nicht darum mahnte, und er hatte schon lange überlegt und darüber nachgesonnen, auf welche Weise er sich der Schuld, ohne Zahlung zu leisten, entledigen könne.

Eines Abends suchte er Milroy in einem Trinkhause auf und führte ihn mit dem Bemerken, ihm etwas Wichtiges mittheilen zu müssen, in die Dunkelheit auf die Straße hinaus.

»Sie müssen sich vor Lacoste in Acht nehmen, Milroy,« sagte er mit warmem Interesse, »derselbe trachtet Ihnen nach dem Leben.«

»Ho, ho! dann muß er früher aufstehen, als gewöhnlich, sonst möchte er das seinige los werden, ehe er es vermuthete,« erwiederte der Advocat leidenschaftlich.

»Man sollte glauben, daß ihm seine Kenntniß unserer Gesetze so unvorsichtige Aeußerungen, wie er sie in meiner und eines zweiten Zeugen Gegenwart gethan hat, untersagten,« bemerkte Ralph zögernd.

»Nur heraus damit, wenn der Bursche wirklich die Zähne zeigt, so soll es an mir nicht fehlen, ihm seinen Gegner zu stellen. Er ist aber ein feiger Kerl, der stets im Trüben fischt,« sagte Milroy dringend.

»Da liegt gerade der Hund begraben, und deshalb harte ich es als Ihr Freund für meine Schuldigkeit, Sie zu warnen,« entgegnete Ralph, sich immer zurückhaltend.

»Nun, zum Teufel, heraus, Sie machen mich wirklich neugierig,« sagte der Advocat jetzt mit grober Ungeduld.

»Beruhigen Sie sich, ich eröffne es Ihnen nur, damit Sie auf Ihrer Hut sein können. Er sagte, er würde Sie wie einen tollen Hund niederschießen, wo er Sie fände,« antwortete Ralph vertraulich und setzte dann noch eilig hinzu: »aber machen Sie nur vorsichtig Gebrauch hiervon und lassen Sie sich nicht durch Leidenschaft verführen, unüberlegte Schritte zu thun.«

»Hat der Kerl dies in Ihrer Gegenwart gesagt?« rief Milroy mit unterdrückter Wuth, indem er einen Schritt zurücktrat und seine, im Lichte des Trinkhauses funkelnden Augen auf Ralph heftete.

»Dies waren seine eignen Worte, die er zu mir und Soublett sprach; Sie kennen ja den früheren Kutscher.«

»So hat der Schurke seine letzten Stiefeln an. – Bei Gott!« rief Milroy jetzt mit losbrechender Wuth und hob die geballte Faust gegen den sternbedeckten Himmel empor.

»Keine Uebereilung, Milroy, ich bitte Sie,« sagte Ralph mit erheuchelter Besorgniß.

»Der Schuft ist ein eben so großer Feigling, als er ein schlechter Advocat ist, sonst wüßte er, daß er durch jene Worte sein Leben unbedingt in meine Hand giebt. Sie sowohl, wie auch Soublett, können dieselben doch beschwören?«

»Mit zehn Eiden,« antwortete Ralph rasch.

»So schlafen Sie wohl, Norwood,« sagte Milroy, indem er in die Dunkelheit davon eilte, ohne darauf zu hören, daß Ralph ihm nachrief:

»Warten Sie, »so hören Sie doch!«

Dieser blieb mit den Worten stehen: »Richtig, so hatte ich es mir gedacht – bei Gott, er geht in die Falle!« und versank dann in Gedanken, während er seine Unterlippe zwischen den Fingern seiner rechten Hand gefaßt hielt.

Nach einer Weile, wie zu einem Entschluß gekommen, schritt er in der staubigen, dunkeln Straße hin nach einem entlegenen Trinkhaus zweiter Klasse und blickte durch die offene Thür hinein, als suche er Jemanden. Es schien aber, daß die gewünschte Person sich nicht in dem Zimmer befand, denn er wandte sich in die Straße zurück, in welcher er nur einige Schritte gethan hatte, als Soublett ihm begegnete.

»Ihr seid der Mann, den ich suche; ich habe einen Zeugen nöthig – es ist etwas dabei zu verdienen,« sagte Ralph zu Soublett, indem er ihn noch weiter in die Dunkelheit führte.

»Stehe zu Diensten, meine Taschen sind leer,« antwortete dieser kurz und entschlossen.

»Es betrifft eine Drohung, die der Advocat Lacoste gegen Milroy heute Nachmittag in meiner Gegenwart ausgestoßen hat, und da Letzterem im Fall einer Klage zwei Zeugen nöthig sind, so dachte ich an Euch, um Euch einen Verdienst zuzuwenden,« sagte Ralph vertraulich.

»Sehr verbunden, was ist es denn, das ich beschwören soll?«

»Lacoste sagte, er wolle Milroy wie einen tollen Hund niederschießen, wo er ihn träfe,« entgegnete Ralph.

»Weiter Nichts? Das kann man schon in Acht behalten; wo aber, war der Platz, auf dem er es sagte, und wie kamen wir zusammen?«

»Zwischen dem Gerichtsgebäude und dem Trinkhaus. Ihr müßt gerade in dem Augenblick zu uns getreten sein, als Lacoste jene Worte sprach; dann hat uns derselbe verlassen und ist in das Gerichtshaus gegangen.«

»Verstehe. Um welche Zeit geschah es? Man muß übereinstimmen.«

»Kurz vor vier Uhr,« antwortete Ralph und fügte dann noch hinzu:

»So kann ich mich auf Euch verlassen?«

»Wie auf den Tod,« entgegnete Soublett, während Ralph seine Brieftasche hervorzog und ihm eine Banknote von fünfundzwanzig Dollar einhändigte.

»Zeugniß ablegen ist immer mein Lieblingsgeschäft gewesen, es ist kurz abgemacht, und nach altem Gebrauch erhält man die Hälfte des Honorars dafür vorher und die andere Hälfte gleich nach abgemachter Sache,« sagte Soublett, indem er die Note, deren Betrag Ralph ihm genannt hatte, in seine Tasche steckte.

»Die zweite Gabe soll hundert Dollar betragen, wenn das Zeugniß richtig abgelegt ist,« bemerkte Ralph und wünschte Soublett, indem er ihn verließ, einen vergnügten Abend, worauf dieser sich in das Trinkhaus begab.

Ralph hatte es immer noch aufgeschoben, Soublett über den Zeitungsartikel zur Rede zu stellen, da er in ihm

eine gar zu nützliche und zu allen Diensten stets bereitwillige Person erblickte, und Soublett, dessen Hauptrachedurst gegen Montclard gestillt, war es erwünscht, daß Ralph noch nichts über den Verfasser jener Anzeige erfahren hatte. Gegen Eloisen war sein Haß weniger groß und Ralphs Einfluß konnte ihm hier am Platze vielleicht von Nutzen sein. Darum schwieg auch er und sparte es für spätere Zeiten auf, sich an Eloisen zu rächen.

Am andern Morgen belebten sich die Straßen schon sehr zeitig, denn es war Gerichtstag, zu welchem viele Leute vom Lande in die Stadt kamen. Die Trinkhäuser füllten sich bald und auf dem Platze um das Gerichtsgebäude sammelten sich die Männer in Gruppen.

Zwischen einer solchen stand Milroy, mit einem Jagdranzen um die Schulter und einer schweren Doppelflinte in der Hand und unterhielt sich anscheinend eifrig, sah sich jedoch zugleich häufig nach allen Richtungen hin um, als erwarte er Jemanden.

Gegen zehn Uhr ertönte die Stimme des Scheriffs in der Thür des Gerichtshauses und verkündete, daß die Sitzung ihren Anfang genommen habe. Jetzt begab sich eine große Zahl der versammelten Männer nach der Thür, in welcher der Scheriff stand; doch Jene, die sich mit Milroy unterhielten, schienen kein Interesse an den Gerichtsverhandlungen zu haben, ebensowenig, wie Ralph, der vor dem nahen Trinkhaus mit mehreren Bekannten unter der Veranda saß und eine Cigarre rauchte.

Jetzt kam aus einer Seitenstraße Lacoste mit einem Packen Papieren unter dem Arm dem Platz zugeschritten in der Richtung nach der Thür des Gerichtsgebäudes, und zugleich verließ Milroy seine Gesellschaft, indem er Jenem entgegentrat.

Lacoste sah ihn kommen und mäßigte seine Schritte, während er seine Blicke auf ihn geheftet hielt. Sie hatten sich bis auf fünfzehn Schritte erreicht, als Milroy seinem Nebenbuhler mit lauter Stimme zurief:

»Sie haben erklärt, Sie würden mich wie einen tollen Hund niederschießen, wo Sie mich träfen, was ich nicht gern abwarten möchte und Ihnen deßhalb zuvorkommen muß, Herr!«

»Es ist unwahr!« rief Lacoste, indem er einige Schritte zurückthat, doch Milroy hatte die Flinte in demselben Augenblick an die Schulter geworfen, gab Feuer und Lacoste stürzte zusammen.

Der Krach des Gewehres hatte aller Blicke auf die Schreckensscene gelenkt und Alles drängte sich um den mit dem Tode ringenden Verwundeten, der sich in seinem Blute von einer Seite zur andern warf.

Auch ein Arzt sprang herzu, erkärte aber sogleich, daß menschliche Hülfe hier Nichts mehr nützen könne, was sich auch nach wenigen Minuten bestätigte, denn der Geschossene gab seinen Geist auf.

Rasch sammelte sich die bestürzte Menge um den Mörder, der zu seinem Opfer hingetreten war und mit lauter Stimme verkündete, was ihn zu dieser That nicht allein berechtigt, sondern auch gezwungen habe. Er berief

sich dabei auf das Zeugniß des Generals Norwood und Soublett's, von welchen Beiden sich jedoch augenblicklich Keiner sehen ließ, obschon Mehrere der Anwesenden bemerkten, daß Ralph noch so eben vor dem Trinkhaus gesessen habe. –

Milroy überlieferte sich dem Scheriff als Gefangener und ließ sich von ihm in das, an dem Ende der Straße gelegene Gefängniß abfuhren.

Die Aufregung unter den Bewohnern der Stadt war außerordentlich groß, weniger wegen des Ungeheueren der That selbst, als in Folge der Sympathien, welche der Ermordete sowohl, wie auch der Mörder bei ihnen besaß, und es bildeten sich sofort zwei Parteien, wovon die eine Rache gegen Milroy schrie, die andere ihm aber den lautesten Beifall zollte und ihn nach dem Gesetz für vollkommen unschuldig erklärte.

Zu Letzterer gehörte Ralph, der die Drohung Lacoste's allenthalben laut bezeugte und behauptete, daß Milroy auf das Vollständigste berechtigt gewesen sei, die That zu begehen, um sein eigenes Leben dadurch zu schützen.

Soublett hatte er aber, als er Lacoste fallen sah, eiligst aufgesucht und ihm gesagt, er solle sich sogleich aus der Stadt entfernen, weil er erst den Verlauf der Vorbereitungen zu dem Prozeß abwarten wolle, ehe jener eine Aeußerung über sein Zeugniß laut werden ließ, denn jetzt schon durchkreuzten Ralphs Gedanken andere Pläne, in welcher Weise er die Handlung Milroy's zu seinem Nutzen ausbeuten könne.

Die unglückliche Frau des Getödteten rief ihre reiche Familie in Georgien um Hülfe an und ihr Onkel kam mit dem besten Advocaten aus Charlestown in Nord-Carolina und mit bedeutenden Geldmitteln nach Tallahassee, um den Mörder seiner verdienten Strafe zuzuführen, während Milroy's Gattin ihre Verwandten in Alabama um Schutz ansprach, welche den ersten Advocaten jenes Landes mit ebenwohl bedeutenden Mitteln hierherschickten, um den Mörder zu vertheidigen, und womöglich durch die Geschworenen das ›Unschuldig‹ über ihn aussprechen zu lassen. Jedermann nahm Partei in der Angelegenheit, und von weit und breit aus dem Lande strömten die Leute an dem Tage herbei, an welchem die Gerichtsverhandlungen darüber beginnen sollten, denn Jeder wollte seinen Einfluß geltend machen.

Auch Soublett war wieder erschienen, doch äußerte er gegen Niemanden ein Wort über Das, was er von Lacoste gehört habe, sondern verwies auf den Augenblick, wo er sich vor Gericht darüber aussprechen werde.

Ralph hatte nach reiflicher Ueberlegung beschlossen, das Zeugniß Soublett's als ungültig erscheinen zu lassen, damit Milroy verurtheilt werde, indem er glaubte, von dessen Verwandten einen höheren Preis zu erschwingen, wenn er ihn erst später dem Galgen entrisse.

Kopf an Kopf war das Gerichtshaus und seine nahe Umgebung mit Zuhörern besetzt, als das Zeugenverhör begann, in welchem Ralph feierlich einen *Meineid* dahin ablegte, daß Lacoste die Drohung in seiner Gegenwart

ausgesprochen habe; denn er hatte mit demselben an besagtem Nachmittag gar nicht geredet.

Nun erschien Soublett vor den Schranken und ward aufgefordert, auszusagen, was Lacoste in seiner und Ralphs Gegenwart in Bezug auf Milroy geäußert habe. Nach geleistetem Eide sagte er:

»Ob dessen Worte sich auf den Herrn Milroy bezogen, kann ich nicht behaupten, indem ich diesen Namen nicht nennen hörte. Auch vernahm ich nur wenig von der Aeußerung des Herrn Lacoste, da ich erst zu ihm und dem General Norwood hintrat, als deren Unterhaltung beendet schien. Ich erinnere mich, etwas wie ›wenn wir uns treffen‹, oder ›wo ich ihn treffe‹, von ihm gehört zu haben, doch kann ich mit Gewißheit keine Angabe darüber machen.«

Mit dieser Erklärung verneigte sich Soublett höflich gegen den Richter und dann gegen die Geschworenen, worauf er als unwichtige Person in dem Prozeß entlassen wurde.

Diese Aussage brachte eine gewaltige Veränderung in der Lage der Dinge hervor, sie traf die Freunde Milroy's wie ein Donnerschlag, denn auf das Zeugniß Soublett's war ihre ganze Hoffnung gestützt. Schreck und Niedergeschlagenheit zeigte sich auf ihren Mienen und die bleichen entsetzten Züge Milroy's selbst verriethen, daß er an den Galgen dachte.

Ralph trat abermals vor und behauptete fest, Soublett müsse die ganze Drohung Lacoste's mit angehört haben

und er sei bereit zu beschwören, daß derselbe von Anfang an zugegen gewesen sei, als jener Herr sie ausgesprochen. Zugleich deutete er auf Bestechung Seitens der Feinde Milroy's hin und fragte, ob das Gesetz denn keine Macht habe, einen widerspenstigen Zeugen zum Geständniß zu bringen?

Ralph wurde zur Ruhe verwiesen und die Verhandlung nahm ihren Fortgang.

Am Tage darauf traten die Advocaten Lacoste's und Milroy's vor die Geschworenen und boten all ihre Beredsamkeit auf, dieselben von dem Recht ihrer Partei zu überzeugen, als Letzterer aber seine Vertheidigung beendet hatte, fühlte Jedermann, daß die allgemeine Stimmung gegen den Angeklagten war.

Da drängte es sich vor der Thür des Gerichtsgebäudes, man machte gewaltsam Platz: Milroy's Frau mit ihrem Kind auf dem Arm stürzte herein und warf sich vor den Geschworenen auf die Kniee nieder.

Sie war eine wunderschöne junge Frau, ihr langes glänzend schwarzes Haar hing ihr gelöst über Schultern und Busen herab, auf ihren edeln bleichen Zügen lag Entsetzen und Verzweiflung und ihren großen dunkeln Augen entquoll ein Thränenstrom, als sie flehend und schluchzend den Geschworenen ihr weinendes Kind entgegenhielt. Ihre Erscheinung brachte einen gewaltigen Eindruck auf die Versammlung bevor, der Advocat Lacoste's aber rief dem Richter mit lauter Stimme zu, daß er gegen solche Bestechungsmittel feierlichst protestire und verlange, daß die Frau sofort von hier entfernt werde.

Dieser Einsprache wurde sogleich Gehör gegeben und die unglückliche Gattin ward, wenn auch unter lautem Murren des Publicums, hinweggeführt.

Noch in der folgenden Nacht sprachen die Geschworenen das ›Schuldig‹ über Milroy aus. Und am nächsten Tage ward er zum Galgen verurtheilt.

In einer Berathung, welche Ralph mit den Verwandten und der Frau des Verurtheilten veranlaßte, stellte er die Möglichkeit in Aussicht, denselben mit Gewalt zu befreien, bemerkte aber zugleich, daß es ohne bedeutenden Kostenaufwand nicht auszuführen sei. Man drang in ihn, Mittel und Wege anzugeben und erklärte ihm, daß die nöthigen Summen dazu angeschafft werden sollten, worauf er endlich sich bereit zeigte, die Rettung Milroy's für die runde Summe von zehntausend Dollar zu übernehmen. Es war dies ein hoher Preis, doch was war den Angehörigen des Verurtheilten wohl von höherem Werth, als dessen Leben?

Man nahm den Vorschlag an und versprach, Ralph die verlangte Summe baar zu zahlen, sobald Milroy auf freien Füßen sei.

Einige Tage darauf erschien Ralph Morgens nach dem Frühstück zu Pferd auf dem Platz vor dem Gerichtshaus und verabschiedete sich von seinen vielen Bekannten, die aus den Hotels und verschiedenen Privat-Gasthäusern kamen, um ihren Geschäften nachzugehen. Er zeigte ihnen an, daß ihn sein Dienst zu einer Reise auf unbestimmte Zeit in das Indianergebiet rufe, ritt auch vor das Trinkhaus, um mit einigen seiner Freunde ein Glas zu

leeren, und eilte dann unter den freundlichsten Begrüßungen davon.

Frühzeitig am Morgen vor dem Tage, welcher zur Hinrichtung Milroy's bestimmt war, versetzte die Nachricht, daß das Gefangenhaus in verflossener Nacht erbrochen und der Verurtheilte daraus verschwunden sei, die Bewohner Tallahassees in großen Aufruhr. Die beiden bewaffneten Männer, die als Wachen bei dem Gefängniß gestanden hatten, waren von einer Anzahl Unbekannter überwältigt und geknebelt worden und hatten sich glücklich geschätzt, mit dem Leben davon gekommen zu sein. Auskunft über die Gewaltthäter konnten sie nicht geben. Alles strömte hinaus zu dem leeren Käfig, um die mit Aexten zerschlagene Thür anzuschauen, der Vogel war jedoch fort, um sich aller Wahrscheinlichkeit nach sobald nicht wieder hier blicken zu lassen.

Tausend Vermuthungen, wer die That begangen haben könnte, wurden rege und ausgesprochen, an Ralph aber dachte Niemand, der war ja unter den Indianern.

Und dies war er auch in der Wirklichkeit, und zwar mit Milroy bei seinem Freunde Tallihadjo, welchem er Jenen auf das Allerdringendste empfahl und ihn bat, denselben bis auf weitere Nachricht verborgen zu halten. Er theilte ihm mit, Milroy sei ein Freund von ihm, den die doppelzüngigen Amerikaner ungerechter Weise verfolgten und den er ihren Händen entrissen habe.

Gefahr war hier für den Flüchtling überhaupt nicht, indem sich beinahe kein Weißer mehr in das Land der

Wilden wagte und unter dem Schutz Tallihadjo's war er unbedingt sicher.

Ralph hielt zugleich eine lange Beredung mit dem Häuptling über das Beginnen des Krieges und sagte ihm, daß der günstige Zeitpunkt dazu nicht mehr fern sei, er solle sich bereit halten, um auf seinen ersten Wink loszubrechen. Tallihadjo theilte ihm mit, daß er schlagfertig wäre, daß die benachbarten Stämme seines Rufes harrten, so wie, daß er bereits sämmtliches Vieh und die Pferde seines Stammes in das Innere des Landes gebracht habe, wo sie vor den Weißen sicher wären. Nur seinen Schimmel, sagte er, habe er bei sich behalten, um ihn zu reiten, im Fall er mit den Weißen in offener Gegend zusammenträfe, damit die Seminolen seinen Ruf besser hören und die Bleichgesichter ihn besser sehen könnten.

Während Ralphs Abwesenheit saß Eloise eines Abends, als die Sonne versunken war und der Seewind die Gluth des Tages verwehte, im Dämmerlicht in ihrem Zimmer und blickte mit feuchten Augen bald auf ihr Kind, welches vor ihr an einem Stuhl stand und sich mit den Händchen an demselben aufrecht hielt, bald aber auf den Ring Montclard's und dessen blutiges Tuch, welche beiden Gegenstände in ihrer Hand ruhten.

Da hörte sie nahende Tritte, verbarg schnell die theuern Andenken in ihrem Kleide und einen Augenblick

nachher trat Eva ein, um eine Dame anzumelden, die sie zu sprechen wünsche.

Eloise begab sich an die Thür, wo eine in Schwarz gekleidete junge Frau mit einem Kind auf dem Arm ihr entgegentrat und sich als die Gattin Milroy's bei ihr einführte.

Eloise empfing sie mit großer, inniger Theilnahme und geleitete sie nach dem Sopha hin. Beiden waren Thränen in die Augen getreten und einige Minuten waren in Schweigen verstrichen, da ergriff Madame Milroy die Hand Eloisens, drückte sie mit großer Bewegung und sagte:

»Ihr edler, hochherziger Gatte hat mir den meinigen und meinem Kinde den Vater erhalten; mein Herz drängt mich, Ihnen diese That der Liebe und Barmherzigkeit zu verrathen, damit Sie stolz auf Ihren Ehrenmann sein mögen und mir die Erlaubniß werde, gegen Sie das Dankgefühl auszusprechen, welches mich ewig für ihn beseelen wird. Sagen Sie ihm nichts von dieser meiner Mittheilung, denn leider muß die edele That ein tiefes Geheimniß bleiben.«

Hierbei sah die Frau unter Freudenthränen Eloisen in die Augen und Wonne und Seligkeit lächelte aus ihren Zügen.

Eloise wurde roth und konnte keine Antwort finden, sie dachte an den Ring, den sie so eben in ihrem Kleide verborgen hatte und an die Hartherzigkeit Ralphs. Sie drückte der glücklichen Frau die Hand und bemühte sich,

den tiefen Athemzug, der ihre Brust beengte, derselben zu verheimlichen.

Madame Milroy aber fuhr fort, ihrem von Dank überströmenden Herzen Luft zu machen, nannte sie hochbeglückt, die Gattin eines solchen Mannes zu sein, und weissagte ihr und ihm als Belohnung für seine Herzensgüte eine leidenlose, heitere und beneidenswerthe Zukunft.

Es war schon spät, als die Frau Eloisen unter heißen Segenswünschen verließ. Zugleich hatte sie den Wunsch zu erkennen gegeben, sie bei sich in ihrem Hause zu sehen, doch Eloisen wäre es nicht möglich gewesen, der Einladung zu folgen.

Am Tage darauf kehrte Ralph zurück, und that allenthalben sehr erstaunt über den frechen Streich, den man der Gerechtigkeit gespielt habe. Als aber der Abend kam, wurden ihm im Hause der Madame Milroy von deren Verwandten zehntausend Dollar in Banknoten ausgezahlt.

Capitel 35.

Der lästige Gefährte. – Das Gewissen. – Doppelter Gewinnst. – Unverhoffte Freude. – Die Reise nach dem Norden. – Ländliches Glück.

Ralph war nun wieder allenthalben zugegen, musterte die Truppen der Stadt, so wie die der nahen Umgegend und wußte es dem Anscheine nach zufällig herbeizuführen, daß er in den ersten Tagen mit den Verwandten Lacoste's in Unterredung kam. Er äußerte sich, daß er als Freund von Milroy allerdings auf dessen Seite gewesen wäre und Alles gethan habe, um ihn durch das Gesetz frei zu machen. Da aber nun einmal das Urtheil gefällt gewesen sei, so gereiche es einem civilisirten Volke zur Schande, daß man mit der Gerechtigkeit so ruchlos umspringe.

»Uebrigens,« sagte er, »begreife ich nicht, daß man gar keine Anstalten macht, den Mörder zu verfolgen und seiner habhaft zu werden. Bei Gott, wenn ich ihn suchen wollte, ich würde ihn ausfinden und selbst meinen Kon dagegen verwetten.«

Der Onkel der Madame Lacoste, zu welchem Ralph dies sagte, wurde aufmerksam und antwortete nach einer Weile, da Ralph nicht weiter sprechen wollte:

»Wer das möglich machen könnte und das Ungeheuer der Justiz wieder in die Hände lieferte, der könnte auf eine hohe Belohnung rechnen.«

»Nun, aus einem Scherz ist schon oftmals verdammter Ernst geworden; wenn die Unternehmung der Mühe werth wäre, so könnte man einmal darüber sprechen. Man darf dem Flüchtling nur nicht zu lange Zeit geben, weit zu entkommen.«

»Was nennen Sie der Mühe werth? Wir haben jenes Schurken halber schon Viel angewandt und würden es uns gern noch mehr kosten lassen, ihn seiner gerechten Strafe zu überliefern,« erwiederte der alte Herr mit einem fragenden Blick.

»Für zehntausend Dollar müßte der Kerl baumeln, oder ich verzichte auf den Namen eines Spürers,« sagte Ralph mit entschiedenster Bestimmtheit.

»Das ist ein großer Betrag,« entgegnete der Onkel der Madame Lacoste überrascht.

»Es würde auch ein großes Kunststück sein, den Vogel wieder einzufangen. Außer mir möchte es wohl Niemand unternehmen. Uebrigens steht es ja bei Ihnen, darauf einzugehen, oder nicht; das Geld, welches Sie bereits gespendet haben, ist in letzterem Falle unnöthig ausgegeben,« bemerkte Ralph mit gleichgültigem Tone.

»Wenn man nun die Belohnung auf fünftausend Dollar festsetzte?«

»Nicht einen Cent weniger, als ich gesagt habe,« erwiederte Ralph und fügte noch einen gräßlichen Schwur hinzu.

»Ich will die Sache in Ueberlegung ziehen,« sagte der Alte unschlüssig.

»Doch nicht zu lange, sonst erkaltet die Fährte und aus unserm Handel wird Nichts. Bis zum Abend müßte ich bestimmte Antwort haben,« entgegnete Ralph jetzt mit bedeutsamem Tone.

»Wenn es möglich ist; ich habe mit Einigen deshalb Rücksprache zu nehmen. Wo kann ich Sie finden?«

»Dort in dem Trinkhaus, gegen acht Uhr,« sagte Ralph mit einer leichten Kopfverbeugung und verließ den Herrn.

Auf dem Wege nach einem Gasthaus begegnete er Soublett, der, wie es schien, auf ihn gewartet hatte.

»Ich wünsche fünfhundert Dollar von Euch zu borgen, General, redete Dieser ihn an, indem er Kautaback aus der Tasche hervorzog und ein großes Stück davon abbiß.

»Fünfhundert Dollar?« entgegnete Ralph erstaunt, »auf Euer schönes, oder auf Euer ehrliches Gesicht? Seid Ihr toll geworden? Ich habe Euch ja erst vor wenigen Tagen Eure Zeugengebühren mit hundert Dollar ausgezahlt.«

»Ich habe gespielt und verloren, und muß fünfhundert Dollar haben. Wollt Ihr sie mir nicht auf mein ehrliches Gesicht borgen, so leiht Ihr sie mir wohl auf die Verschwiegenheit meines Mundes. Ich glaube, Ihr habt schon manches Kapital schlechter angelegt,« sagte Soublett mit großer Gleichgültigkeit.

Ralph biß sich auf die Lippe, das Blut schoß ihm nach dem Kopfe und mit einem zornigen Blick sah er den Sprecher an. Soublett aber begegnete diesem mit einem boshaften Lächeln und sagte dann:

»Ich sollte denken, dem General Norwood würde es nicht auf diese Kleinigkeit ankommen, da er weiß, wie unbedingt er sich auf mich verlassen kann.«

»Gut, Ihr sollt sie haben, aber damit ist zwischen uns abgerechnet,« erwiederte Ralph, indem er sich zur Ruhe zwang und fügte dann noch hinzu:

»Komm mit, ich will Euch gleich das Geld geben; spielt aber nicht wieder.«

Soublett begleitete ihn nach seiner Wohnung, empfing die verlangte Summe und sagte beim Weggehen zu Ralph:

»Wenn wieder Etwas zu verdienen ist, so denkt an mich.«

Mit dem einbrechenden Dämmerlicht begab sich Ralph in großer Spannung nach dem bezeichneten Trinkhaus, um dort den Onkel der Madame Lacoste zu erwarten und dessen Entschluß über sein Anerbieten zu vernehmen. Er hatte schon das dritte Glas Grog getrunken und immer noch wollte der Erwartete nicht erscheinen. Ralphs Ungeduld steigerte sich von Minute zu Minute, er trat hinaus an einen Pfeiler der Veranda und schnitzelte daran mit seinem Messer, während er bald in der Straße hinaus, bald in derselben hinunter sah und in jeder nahenden Person den Ersehnten zu erkennen hoffte.

Endlich kam Dieser wirklich mit sehr eiligen Schritten auf das Trinkhaus zu und Ralph, der in dieser Eile die Erfüllung seiner Hoffnung erkannte, ging ihm in der Straße entgegen.

»Nun, haben Sie sich die Sache überlegt?« redete er ihn mit gezwungener Gleichgültigkeit an.

»Der Preis war meinen Freunden zu hoch, denn er würde neben deren Zubuße auch meiner Nichte den Rest ihres Vermögens nehmen und auch dann noch nicht gedeckt sein. Ich habe mich jedoch entschlossen, selbst das Fehlende dazu herzugeben. Liefern Sie den Verbrecher in unsern Besitz, so zahlen wir Ihnen die verlangten zehntausend Dollar,« erwiederte der alte Herr und ballte bei dem Gedanken an Milroy seine Hände in den Rocktaschen.

»Schön, halten Sie das Geld bereit, ich werde mich Morgen zeitig auf den Weg machen. Es bleibt natürlich auf das Strengste verschwiegen, wenn ich Ihnen den Aufenthalt Milroy's verrathe,« sagte Ralph und reichte dem Manne, wie zum Handschlag, seine Rechte hin.

»Darauf dürfen Sie sich unbedingt verlassen,« entgegnete Jener, indem er die gebotene Hand ergriff und schüttelte.

Dann trennten sie sich, der Onkel der Madame Lacoste eilte in der Straße zurück und Ralph begab sich abermals in das Trinkhaus, um auf das gelungene Unternehmen noch ein Glas zu leeren.

Am folgenden Morgen nach dem Frühstück verließ er die Stadt und lenkte sein Pferd dem Lager Tallihadjo's zu, welches er lange vor Sonnenuntergang erreichte.

Milroy hatte ihn schon von Weitem erkannt und war ihm freudig, doch auch besorgt entgegengeeilt, indem er voraussetzte, daß der unerwartete Besuch ihm gelte.

»Doch keine böse Nachricht?« fragte er Ralph, indem er ihm die Hand reichte und neben dessen Pferd dem Lager zuschritt.

»Im Gegentheil, recht gute Kunde bringe ich Ihnen mit,« antwortete Ralph mit fröhlichem Ausdruck. »Denken Sie sich, dieser schändliche Kerl, dieser Soublett hat es mir jetzt gestanden, daß er von Ihren Gegnern erkauft war, um mit seinem Zeugniß zurückzuhalten. Wir wollen nun die Sache nochmals vor Gericht bringen, und dann werden Sie unfehlbar frei gesprochen. Bis dahin müssen Sie sich freilich noch verborgen halten, was hier nicht mehr rathsam sein dürfte, denn erster Tages werden unsere Truppen in dies Gebiet einbrechen und Sie könnten möglicher Weise in deren Hände fallen. In der Nähe müssen Sie aber bleiben, damit ich während der Gerichtsverhandlungen Sie schnell erreichen kann und da giebt es keinen sichereren Ort, als das alte Blockhaus neben meinem abgebrannten Wohngebäude. Es ist abgelegen von der Straße und Niemand kommt in seine Nähe. Des Tages über mögen Sie sich mit Fischen unterhalten, da der Bach von dichtem Wald begrenzt ist und mein Neger Guy, auf den Sie sich unbedingt verlassen dürfen, wird Sie auf's Beste bedienen und Ihnen Alles besorgen, was Sie wünschen.

»Es könnte aber der Zufall doch Jemanden dort hinführen, dem ich bekannt wäre,« entgegnete Milroy ängstlich.

»Wenn Sie im Hause sind, so halten Sie dessen Thüren verschlossen, dann sind Sie von jedem Besuche verschont. Niemand wird sich lange bei einem verlassenen und verschlossenen Blockhaus aufhalten. Sie sind dort so sicher, wie in Abrahams Schooß. Wir reiten, wenn die Dämmerung eingebrochen ist, hinüber, dann kann Sie unterwegs Niemand erkennen und ich werde Ihnen behülflich sein, dort Ihre Einrichtungen zu treffen,« erwiederte Ralph, indem sie das Lager Tallihadjo's, erreichten und Dieser ihm entgegenkam, um ihn willkommen zu heißen.

»Heute gilt mein Besuch nur meinem Freunde hier, Tallihadjo; ich komme, um ihn mit mir zu nehmen. Für Dich habe ich noch keine Neuigkeit, sie wird aber bald folgen,« sagte Ralph mit bedeutungsvollem Blick zu dem Häuptling, stieg ab und übergab sein Pferd einer Indianerin zur Pflege.

Dann legte er sich neben Tallihadjo beim Feuer nieder, unterhielt sich mit ihm und ließ sich mittheilen, was derselbe neuerdings für Vorbereitungen zum Kriege gemacht habe, und als die Sonne unterging, genoß er mit ihm das gastfrei dargebotene einfache Mahl.

Bei dem matten Licht der Mondessichel nahm er, sowie auch Milroy Abschied von dem Häuptling, Beide bestiegen ihre Rosse und eilten dann dem verwüsteten Wohnsitz Ralphs zu.

Der Morgen graute, als sie vor dem alten Blockhaus, der ehemaligen Wohnung des alten Tom Norwood, anlangten, an dessen Thür sie eine geraume Zeit klopfen

mußten, ehe der Neger Guy aus seinem festen Schlaf erwachte und dieselbe öffnete. Der Sclave ward dann auf Milroy's Pferd nach dem nicht sehr entfernt gelegenen Kaufmannsladen geschickt, um verschiedene Bedürfnisse herbeizuschaffen, Ralph führte sein Roß in die Weide und er, so wie der Advocat legten sich dann nieder, um noch einige Stunden zu ruhen.

Die Sonne schien schon heiter durch die kleinen Fenster in das freundliche Zimmer, als sie erwachten. Ralph erkannte im Umherblicken die Zeugen seines kurzen Glückstraumes in den Armen seiner jungen Frau, und sie führten ihm jene Stunden der Wonne vor die Seele, von denen er damals glaubte, daß sie nie enden würden. Es war aber nur ein verworrenes flüchtiges Bild, welches zunächst vor einem finstern Gedanken an Montclard verblich und dann im Hinblick auf Milroy gänzlich verschwand, denn mit Diesem traten die zehntausend Dollar vor seinen Geist, die er durch ihn gewinnen wollte.

»Gut geschlafen?« sagte er zu ihm, indem er sich erhob und die Thür öffnete, damit er die Morgeluft athmen könne, denn es kam ihm hier sehr beengend vor.

»Vortrefflich, die Einrichtung ist hier ja sehr nett, man sieht es dem Hause von Außen gar nicht an; haben Sie es vielleicht früher selbst bewohnt?« erwiederte Milroy, um sich blickend.

»Ja wohl, zu Anfang, als ich mich hier niederließ,« antwortete Ralph kurz.

»Hat denn Ihr Vater nicht diesen Platz angelegt? ich meine ich hätte so gehört.«

»Er hat in diesem Haus gewohnt, ich ließ es später, als ich heirathete und hierherzog, ausbessern. Da kommt Guy zurück mit den Lebensmitteln,« sagte Ralph und ging hinaus zu dem Neger, der abstieg und die verschiedenen eingekauften Gegenstände, welche er in Säcken an dem Sattel hängen hatte, von demselben abnahm und in das Haus trug.

Ein Feuer in dem Kamin ward bald angezündet, Kaffee gekocht, Maisbrod gebacken, einige Stück Speck gebraten und dann dies Frühstück verzehrt, auf welches noch ein Trunk von dem Cognac gesetzt wurde, den Guy mitgebracht hatte.

Dem Pferd Ralphs war unterdessen ein Futter Mais gegeben, der Neger hatte es getränkt und gesattelt, worauf Ralph seinem Schutzbefohlenen wünschte, daß ihm die Zeit nicht zu lang werden möchte, ihm versprach, sein Interesse bei der bevorstehenden erneuten Gerichtsverhandlung bestens zu wahren, einen freundlichen Abschied von ihm nahm und dann hinweg ritt.

In den letzten Strahlen der sinkenden Sonne lenkte er sein müdes Pferd in die Straßen von Tallahassee und übergab es bald darauf dem Stallknecht des Hotels, das er bewohnte. Gern wäre er sogleich nach Lacoste's Haus geeilt, um dem Onkel der Wittwe die Botschaft zu bringen, daß ihm der Fang gelungen sei, er mußte aber die Nacht abwarten, um keinen Verdacht auf sich fallen zu lassen,

In seiner Wohnung angekommen, hatte er sich in einen Armstuhl niedergelassen und gab seinen Gedanken Freiheit, mit dem Kapital, welches er nun bald besitzen würde, vortheilhafte Speculationen zu machen, während Eloise ihr Kind auf ihrem Schooße in den Schlaf wiegte.

Es war schon ziemlich düster im Zimmer geworden, als eine Dame leise hereintrat, in welcher Eloise sogleich Madame Milroy erkannte, ihr entgegen ging und sie auf's Freundlichste begrüßte. Dann wandte sie sich zu Ralph mit den Worten:

»Madame Milroy kommt, mich zu besuchen.«

Ralph war so in Gedanken versunken gewesen, daß er die Fremde nicht bemerkt hatte, der Name Milroy schreckte ihn aber aus seinen Träumen, er fuhr aus dem Stuhle auf, verbeugte sich und wollte das Zimmer verlassen. Die Frau jedoch trat ihm in den Weg und sagte:

»General Norwood, den Freunden meines Mannes habe ich seine Rettung zu danken und Sie sind sein bester Freund. Worte habe ich nicht, Ihnen meine Gefühle auszusprechen, noch weniger steht es in meiner Macht, Ihnen meinen Dank durch die That zu beweisen, in meinem Gebet aber, das ich täglich zum Himmel sende, flehe ich Gott an, Ihr Leben zu beglücken, zu beseligen.«

»Ich bitte, Madame Milroy, ich weiß nichts Näheres über die Befreiung Ihres Mannes, es war eine gesetzwidrige Handlung,« antwortete Ralph verlegen.

»Sie hochherziger Ehrenmann, nein, Sie wissen Nichts von dessen Befreiung, Sie nehmen aber Theil an dem

Glück, welches mir und meinem Kinde dadurch geworden ist, und hierfür lassen Sie mich Ihnen danken,« sagte Madame Milroy, ergriff Ralphs Hand, preßte ihre Lippen darauf und benetzte sie mit ihren Thränen.

»Sie thun mir zu viel, Madame Milroy, ich versichere Sie, bitte, nehmen Sie doch Platz, meine Frau ist sehr erfreut, Sie hier zu sehen, Sie müssen mich entschuldigen – ich habe noch einen Weg,« sagte Ralph mit bewegter Stimme, verbeugte sich nochmals und eilte aus dem Hause.

Der Athem war ihm beklemmt, als ob ihm der Alp auf der Brust läge, er stürzte durch den Garten hinaus in die Straße und es kam ihm vor, als ob das Weib mit ihrem Dank ihm auf dem Rücken säße und sich in eine Furie verwandelt hätte. Sein Weg ging nach dem Trinkhause, wo er ein Wasserglas voll Cognac mit einem Zuge leerte. Es war ein starker Trank und er half augenblicklich. Ralph hustete einige Male, strich sich mit der Hand durch das Haar und belachte dann seine Schwäche.

Die Nacht hatte sich über die Stadt gelegt, als er das Trinkhaus verließ und sich nach der Wohnung Lacoste's begab. An der Thür fragte er einen Neger, ob der Onkel der Wittwe zu Hause sei, und als der Sclave es bejahte, trug er ihm auf, den Herrn heraus auf die Straße zu schicken, wo er denselben erwarten wolle. Wenige Minuten später erschien der Verlangte und eilte mit den Worten auf Ralph zu:

»Sie sind schon wieder zurück – bringen Sie gute Botschaft?«

»Die beste,« antwortete Ralph, »Milroy ist in meinen Händen.«

»Ist es möglich! – und wo ist er?« rief der Alte triumphirend.

»Das werden Sie nach Zahlung des Fanggeldes erfahren,« entgegnete Ralph mit größter Ruhe.

»Wir können doch nicht erst zahlen, als bis wir des Verbrechers gewiß sind.«

»Verlangen Sie von mir mehr Vertrauen, als Sie mir selbst schenken? Bei Händeln, auf die man nicht klagen kann, gibt man keinen Credit. Milroy ist so fest gefangen, wie eine Fliege in dem Netz einer Kreuzspinne,« entgegnete Ralph.

»Bis wann sollen wir seiner habhaft werden?« fragte der Alte eifrig.

»Morgen Nacht. Es bleibt Ihnen darum noch heute und morgen in der Frühe Zeit, die Zahlung zu leisten, denn Sie haben einen langen Weg zu reiten, um zu dem Flüchtling zu gelangen.«

»Kommen Sie in einer Stunde zurück und zu mir in das Haus; ich will mit meinen Freunden reden und hoffe Ihnen das Geld noch heute auszahlen zu können,« antwortete der Onkel der Madame Lacoste und ging mit großer Eile in seine Wohnung, während Ralph sich wieder in das Trinkhaus begab.

Dort fand er es sehr lebhaft, eine große Zahl von Gästen war in dem Zimmer und unter der Veranda versammelt, und Milroy war der Gegenstand, um den sich die laute Unterhaltung drehte.

»Da kommt er selbst, der General, er kann uns am besten Auskunft geben,« rief einer der Anwesenden Ralph entgegen.

»Es wird hier behauptet und bestritten, Milroy hätte Ihnen seine Freiheit zu danken,« sagte ein Anderer.

»Mir? Freilich, wenn ihn meine Wünsche frei gemacht haben, dann hat er alle Ursache dazu. Meiner Meinung nach ist er ungerechter Weise verurtheilt,« antwortete Ralph, indem er vor den Schenktisch trat, und für sich ein Glas mit Branntwein und Wasser füllte. Er leerte es auf einen Zug und sagte dann:

»Uebrigens, obgleich ich ein Freund Milroy's bin, so halte ich doch seine Befreiung für nicht zu rechtfertigen, es war eine Gewaltthat, die in einem civilisirten Staate nicht vorkommen sollte; hätte ich sie verhindern können, so würde ich es sicher gethan haben.

»Wo mag der Kerl hin sein?« bemerkte einer der Umstehenden.

»Das ist leicht begreiflich. Er wird die nahe Küste erreicht und von dort mit einem Fischerboote über die grüne Fluth seinen Weg genommen haben, wo er keine Fährte hinter sich zurückläßt. Jetzt belustigt er sich vielleicht in New-Orleans,« sagte Ralph und sah dann nach seiner Uhr.

Die Zeit schwand ihm sehr langsam, er trank wiederholt, sprach hier in einer Unterredung mit ein und gab dort eine flüchtige Antwort, ohne eigentlich darauf zu

achten, was um ihn vorging; denn seine Gedanken waren bei den zehntausend Dollar, die er hoffte, nun bald zu erhalten.

Endlich hatte der Minutenzeiger auf seiner Uhr den Kreis auf dem Zifferblatt durchlaufen, die Stunde des Harrens war vorüber, Ralph stürzte noch ein Glas Grog hinunter, eilte dann hinaus in die Straße und nach der Wohnung der Wittwe Lacoste. Vor der Thür blieb er einen Augenblick stehen, sah sich um, ob Niemand in der Nähe sei, der ihn beobachten möchte, und schritt dann rasch in das Haus.

Der Onkel der Wittwe trat ihm entgegen und führte ihn in das Empfangszimmer, wo er ihn bat, sich mit ihm auf dem Sopha niederzulassen und dann zu ihm sagte:

»Ich habe die verlangte Summe für Sie bereit, das heißt, wenn Sie die Zahlung theils in meinen eigenen Wechseln auf ein gutes Haus in Charlestown und von hiesigen soliden Leuten indossirt annehmen wollen. Den ganzen Betrag in Banknoten anzuschaffen, war unmöglich.«

»Warum nicht? Wenn es einfache Wechsel sind, in denen nicht bemerkt ist, wofür sie gezahlt werden, so sind sie mir recht,« erwiederte Ralph zuvorkommend.

»So wollen wir unser Geschäft abmachen,« sagte der alte Herr, indem er aufstand und, an den Tisch tretend, eine Brieftasche aus dem Rock hervorzog.

Hieran legte er sechstausend Dollar in Banknoten auf der Tafel nieder und reichte Ralph dann zwei Wechsel,

jeden zum Belauf von zweitausend Dollar, zur Ansicht hin.

Dieser durchlas dieselben, nickte dabei einige Male mit dem Kopfe und sagte, indem er sie zusammenfaltete und in seine Brieftasche lagte:

»Die beiden Papiere sind gut für viertausend Dollar.«

»Und die übrigen sechstausend liegen hier in Banknoten für Sie bereit,« fiel der alte Herr ein und zeigte auf den Tisch.

Ralph sah auch diese durch, steckte sie ein und wandte sich dann zu Jenem mit den Worten:

»Milroy gehört nun Ihnen, Sie haben ihn gekauft und für ihn bezahlt. Er wohnt auf meinem verwüsteten frühern Wohnsitz in dem alten Blockhaus, welches von dem Feuer, das mein Wohngebäude in Asche legte, verschont blieb. Während des Tages hält er sich in dem nahen Walde auf, die Nacht aber bringt er in jenem Hause zu, und es ist ein Leichtes, ihn dort gefangen zu nehmen. Mir selbst werden Sie es wohl erlassen, mich bei der Verhaftung zu betheiligen, indem es Ihnen in keiner Weise einen Vortheil bringen würde. Nehmen Sie den Scheriff und Männer genug mit, um ihn im Nothfall zu überwältigen, doch besser wird es sein, wenn Sie ihn durch List in Ihre Hände zu bekommen suchen. Umstellen Sie spät in der Nacht mit ihren Leuten das Haus, klopfen Sie selbst an dessen Thür und rufen Sie ihm zu, Sie brächten ihm eilige Botschaft von General Norwood. Er wird sogleich öffnen, Ihre Leute dringen ein und bemächtigen sich seiner ohne Mühe und ohne Blutvergießen. Dem Scheriff

ist mein Platz und jenes Blockhaus wohl bekannt, er wird Sie führen, doch nochmals erinnere ich Sie an unsere fest verabredete Uebereinkunft, daß ich von der ganzen Unternehmung Nichts weiß und Sie den Aufenthalt Milroy's auf irgend eine beliebige Weise erfahren haben müssen.«

»Dafür haben Sie mein Wort. Ich werde mich sogleich nach der Wohnung des Scheriffs begeben und ihn von meiner Entdeckung benachrichtigen, damit er sich morgen zeitig die nöthige Hülfe verschaffen kann, um sich des Verbrechers zu bemächtigen,« sagte der Onkel der Wittwe Lacoste mit fieberhafter Lebendigkeit und griff nach seinem Hut und Stock.

»Erlauben Sie, daß ich mich zuerst allein von hier entferne, es möchte Verdacht erregen, wenn man uns zusammen gehen sähe,« bemerkte Ralph, reichte dem Alten zum Abschied die Hand und schritt an die Thür des Hauses, die er leise öffnete und seinen Kopf hinaus steckte, um sich zu überzeugen, daß Niemand sich in der Nähe befände. Dann sprang er rasch in die Straße und verschwand in der Dunkelheit.

Am zweitfolgenden Morgen versetzte die Erscheinung des gefangenen Advocaten Milroy die Stadt in große Aufregung, denn er wurde, mit Ketten belastet, auf einem offenen Wagen gegen zehn Uhr durch die staubigen Straßen nach dem Gerichtsgebäude hingefahren. Der Scheriff saß neben ihm und zwölf bewaffnete Männer begleiteten ihn zu Pferde.

Der größere Theil der Einwohnerschaft Tallahassees hatte sich bald um das Gerichtshaus versammelt, das Urtheil ward dem Gefangenennochmals vorgelesen, dann wurde er hinaus unter eine alte Lebenseiche geführt und bald darauf hing er, eine Leiche, an dem Strick von deren stärkstem Ast herab zwischen Himmel und Erde.

Ralph hatte sich der Schuld an ihn von sechstausend Dollar entledigt und war durch ihn in den wirklichen Besitz von zwanzigtausend Dollar gekommen.

Friede, Glück und große Freude herrschte in dem Hause Frank Arnold's, denn der Präsident Forney war ganz unverhofft dort erschienen, um seinen Kindern den langversprochenen Besuch abzustatten und nun durch eigenes Anschauen seines Enkels den Stolz, Großvater zu sein, inniger zu empfinden.

Ein zweiter Grund hatte seinen Besuch gerade jetzt veranlaßt und seine Reise hierher beschleunigt, nämlich die ernstlichen Anstalten der Regierung, den Feldzug gegen die Florida-Indianer zu beginnen. Eleanor mit ihrem Gatten und ihrem Kind den Gefahren und Zufälligkeiten des Krieges und einem racheschnaubenden, wilden Volke so nahe zu wissen, würde ihm in Baltimore keine ruhige Stunde gelassen haben, darum entschloß er sich schnell, hierher zu eilen und seine Lieben von hier fort nach dem Norden zu führen.

Frank für seine Person wollte Anfangs nicht in den Vorschlag einwilligen, indem er einestheils seine Eltern nicht allein hier zurücklassen wollte, dann aber auch nicht gern während der Erntezeit abwesend sein mochte.

Eleanor erklärte aber auf das Allerbestimmteste, dann werde auch sie hier bleiben, denn die Gefahr, die dem Gatten drohe, müsse ein braves Weib mit ihm theilen. Der Präsident machte nun den beiden Eltern Franks den Vorschlag, gleichfalls mit ihm zu reisen und für beide Besitzungen einen zuverlässigen Aufseher zu bestellen.

Madame Arnold aber erklärte, daß sie gerade während der Unruhen, die ihnen selbst in keiner Weise mit Gefahr drohen könnten, sich nicht der Aufsicht ihres Haus- und Wirthschaftswesens entziehen werde, so gern sie zu jeder andern Zeit eine Reise nach dem Norden machen würde, und der alte Arnold lehnte die Einladung auf das Bestimmteste ab, indem er sagte, es sei seine Schuldigkeit, während solcher unruhigen Zeiten die Heimath nicht zu verlassen, sondern mit Rath und That seinen Nachbarn beizustehen; auch hielten ihn Freundschaftspflichten gegen Tallihadjo hier zurück, die er nicht aus den Augen lassen würde. Er aber, so wie seine Frau, drangen um so stärker in Frank, mit Eleanor und seinem Kinde die Reise zu machen und versicherten, daß in Bezug auf seine Ernte ihm dadurch kein Nachtheil erwachsen solle; im Uebrigen die Gefahr anbelangend, die ihnen selbst hier etwa drohe, so sei er ja zur Genüge davon überzeugt, daß ihnen die Indianer keinerlei Leid zufügen würden.

Frank gab endlich den gemeinsamen Bitten der Seinigen nach und entschloß sich zu der Reise. Mit großer Umsicht traf er alle Vorkehrungen und Bestimmungen in Bezug auf seine Plantage, er wies seine Neger an, wie sie während seiner Abwesenheit Dies und Jenes zu behandeln hätten, und mit Liebe und Anhänglichkeit versprachen dieselben, Alles aufzubieten, um seine Zufriedenheit bei seiner Rückkehr zu erlangen.

Eleanor dagegen ertheilte ihrer treuen Hausnegerin alle möglichen Anordnungen und machte zugleich die nöthigen Reisevorbereitungen für sich, so wie für ihr Kind. Die alten Arnolds gingen ihr und Frank bei Allem zur Hand, um sich selbst zugleich von den Wünschen ihrer Kinder zu unterrichten.

Mit wahrhaft glücklicher Zufriedenheit sah der Präsident dem geschäftigen, liebevollen und einigen Treiben der alten und jungen Arnolds als stummer Beobachter zu und verglich dagegen die gekünstelten, Unwahren und zerrissenen Verhältnisse des Lebens in der großen Welt. Er erkannte, daß wahres Glück nur in dem anspruchslosen, natürlichen Landleben zu finden sei und dankte dem Himmel im Stillen für die große Gnade, womit er seine geliebte Eleanor so überreich gesegnet hatte. Bald war er beobachtend im Haus, bald im Felde, bald im Walde, und wo er den geschäftigen Gliedern dieser beiden Familien begegnete, stieß er auf Heiterkeit und Frohsinn. Bei dem Frühstück und Mittagsessen ging es stets recht eilig

zu, denn die Zeit des Tages war werthvoll und der Präsident fand sich bald wieder sich selbst überlassen, nachdem man ihm tausend Entschuldigungen darüber gesagt hatte, daß man ihm so wenig Gesellschaft leisten könne. Während der Abende aber hatte er seine Lieben um so trauter um sich versammelt und er war dann der Mittelpunkt, auf den alle Aufmerksamkeit, alle Herzlichkeit und alle Scherze einströmten. Die alte Madame Arnold, die sich den Platz neben dem Präsidenten nicht streitig machen ließ, überbot dabei die Andern an Fröhlichkeit, und oft wurde es sehr spät in der Nacht, ehe sie mit ihrem Mann den Heimweg antrat, wobei sie immer das Versprechen hinterließ, sich zeitig am folgenden Morgen wieder einzufinden.

Zu früh für Alle erschien der zur Abreise bestimmte Tag. Bis D..., wo die Reisenden die Post besteigen wollten, gaben die beiden alten Leute ihren Kindern und dem Präsidenten das Geleite, verbrachten mit denselben dort die Nacht und empfahlen sie am folgenden Morgen dem Beistand des Himmels. In tiefster Rührung und unter Thränen schieden sie von einander.

Capitel 36.

Der Hudsonfluß. – Die Pallisaden. – Der Tapansee. – Westpoint. – Albany. – Die deutschen Einwanderer. – Der Trentonfall. – Der Indianerfürst. – Der Rochesterfall. – Der Niagarafall.

Der Frühling hatte sein junges frisches Grün, seine Blumen und Blüthen, so wie die ersten Früchte des Jahres mit reicher Fülle über den Norden Amerikas ausgebreitet und der lichtblaue Himmel wölbte sich wolkenlos und heiter über der Stadt New-York und der Bay, auf deren smaragdgrüner Zirkelfläche tausende von großen und kleinen Segeln im hellen Sonnenscheine blinkten, als der Präsident Forney mit Frank Arnold, Eleanor und deren Kind, welches von ihrer treuen Sclavin getragen wurde, dem prächtigen ungeheuern Dampfboot Nord-Amerika zuschritt, welches an dem Werfte auf dem Hudsonfluß lag und schon zum zweitenmale die Glocke zur Abfahrt hatte ertönen lassen. Ein schwarzer Bediente aus dem Gasthof folgte den Reisenden mit einem Koffer und einigen Nachtsäcken und hielt sich ganz dicht hinter ihnen, denn der Andrang nach dem Schiffe war so groß, daß er, einmal von den Herrschaften getrennt, sie schwerlich wieder vor der Abfahrt hätte erreichen können. Viele tausend Menschen schoben sich aus dem Werfte vor dem schmalen Uebergang auf das Schiff in einer dichten Masse hin und her, theils, um selbst die Fahrt mitzumachen, theils, um Freunden das Geleit bis an Bord zu

geben, theils auch, um deren Gepäck auf das Verdeck des Schiffes zu befördern. Immer noch rollten Wagen mit Passagieren für das Dampfboot im Galopp herbei, und die ganze Liste abgekürzter Negernamen hörte man in dem Gewühle erklingen, denn diese schwarzen Diener wurden allenthalben von den vorwärtsdrängenden Weißen zur Seite gestoßen und, dann von ihren Herren mit den zornigsten Worten wieder herbeigerufen, da ein Jeder besorgte, nicht mehr zeitig auf das Dampfschiff zu gelangen. Die Menge des Gepäcks, welches man auf den Schultern der Neger über der Menschenmasse hin und her wogen sah, war so groß, daß Niemand an die Möglichkeit geglaubt haben würde, dasselbe könne in wenigen Minuten sämmtlich auf das Verdeck des Dampfers geschafft werden, und doch ward dieses vollbracht; denn als nach Verlauf kurzer Frist die Glocke zum drittenmale erschallte und das Schiff sich zu bewegen anfing, sprangen und stürzten hunderte von weißen und schwarzen Männern von demselben weg auf das Werft und hier war weder ein Koffer noch ein Nachtsack mehr zu sehen.

Gegen achthundert Passagiere beiderlei Geschlechts stießen jetzt von der Stadt ab, um eine Spazierfahrt von hundert ein und sechzig Meilen auf dem Hudsonfluß hinauf nach Albany zu machen, wo sie hofften, noch bei hellem Tage einzutreffen. Das Gewühl und die Verwirrung auf dem Dampfboot war außerordentlich. Man hatte sich in so wilder Unordnung auf das Schiff gedrängt, um nicht zurückbleiben zu müssen, daß die meisten der Passagiere jetzt das Eine oder Andere vermißten: Der suchte nach

seinem Gepäck, Jener nach seiner Frau, seinem Kinde, seinem Freunde oder Diener, und laut ertönte die Schelle eines Negers und dessen Worte: »Die welche noch nicht bezahlt haben, wollen jetzt an die Office des Capitains treten, und ihre Schuld berichtigen.«

Vor der Damenkajüte, über deren Eingang mit großen Buchstaben zu lesen war: ›Herren ist es nicht erlaubt einzutreten,‹ hatte sich eine Anzahl von Männern aufgestellt und lauerte, mit langem Halse übereinander und nebeneinander hinsehend, auf den Augenblick, wo sich die Thür einmal öffnen würde, um dann einen Blick in das Heiligthum zu thun und zu erspähen, ob ihre vermißten Lieben sich dort befänden.

Die fein gekleidete kolossale Negerin, welcher die Bedienung in der Damenkajüte oblag, wurde, sobald sie sich in der Thür blicken ließ, mit hundert Fragen bestürmt, es wurden ihr die Toiletten, die Gestalten, die Gesichtszüge der gesuchten Frauenzimmer genannt, doch Keiner bekam die ersehnte Auskunft.

Bei dem Gepäck, welches durch einander auf dem Verdeck aufgethürmt lag, ging es besonders wild und ungestüm her, bis ein Jeder sein Eigenthum herausgefunden und sich in dessen Besitz gebracht hatte. Nach und nach verwogte jedoch der Sturm, die Passagiere wählten sich Ruheplätze, und als das, gegen den gewaltigen Strom mit einer Schnelligkeit von achtzehn Meilen in einer Stunde anschnaubende Dampfboot die Pallisaden erreicht hatte, füllten sich die Verdecke mit Herren und Damen, die ihre

staunenden Blicke auf dies Wunderwerk der Natur hefteten.

Auf eine Strecke von zwanzig Meilen steigen an der westlichen Seite des gewaltigen Hudsons riesenhafte Basaltsäulen, dicht nebeneinander gereiht senkrecht aus der Fluth auf, heben ihre Spitzen von fünfzig bis zu zweihundert Fuß hoch gegen den Himmel empor, und tragen so mit Recht den Namen der Pallisaden.

Unter den vielen Bewunderern, die von dem höchsten Verdeck, oder Sturmdach, sich an diesem wunderbar großartigen Anblick weideten, befand sich auch der Präsident Forney mit Frank Arnold und Eleanor. Ersterer hatte schon oft diesen schönsten Fluß der Welt befahren, seinen Kindern aber war er neu und mit inniger Wonne beobachtete der alte Herr deren in Ueberraschung freudestrahlenden Blicke.

Es war ein solcher Morgen, an dem die Natur frische Lebenskraft durch die ganze Schöpfung strömen läßt, an dem der Mensch fühlt, daß er zum Herrn dieser Erde bestimmt ist, und an welchem sein Herz vor der Allmacht des Schöpfers in Demuth erhebt.

Alles schien zu leben: die Wogen stürzten sich schäumend und zischend an dem Schiffe vorüber und schlugen, ihren Gischt hoch über sich spritzend, an den Riesensäulen der Pallisaden hinauf.

Hunderte von Schiffen zogen, bis in die Spitzen ihrer Masten mit Segeln umwölkt, hin und her auf dem gewaltigen Strome, Schaaren von Vögeln umschwärmten die schwarzen Basaltfelsen und schwebten von Ufer zu Ufer

über die grüne Fluth, und der mit Frühlingsduft gewürzte Wind strich wohlthuend und labend über das dahinbrausende Schiff.

Stumm und in andächtigem Staunen versunken, standen Frank und Eleanor Arm in Arm und ließen ihre Blicke über die wundervollen Naturbilder wandern, die sich fortwährend vor ihnen entfalteten, und nur von Zeit zu Zeit unterbrach der Präsident sie in ihren stillen Betrachtungen, indem er ihre Aufmerksamkeit von einem zum andern Ufer hinlenkte, um ihnen hier oder dort einen neuen malerisch schönen Punkt zu zeigen. Meile auf Meile ließ das dahinjagende Schiff hinter sich zurück und links und rechts flogen die felsigen Gestade an ihm vorüber. Da öffneten sich plötzlich die Ufer des zusammengedrängt zwischen ihnen hinwogenden Stromes, und die unabsehbare Spiegelfläche des Tapansees breitete sich vor den Blicken der Reisenden aus. In Purpurduft gehüllt hoben sich die fernen Gebirge um die durchsichtig grüne Fluth, auf der das Sonnenlicht bebte, hier und dort an ihren Ufern glänzten die Dächer und Thürme eines Städtchens aus dem durchsichtigen Schleier der Ferne hervor und ein heiliger Friede ruhte auf dem See und auf der Landschaft.

Da legte der Präsident seine Hand auf Franks Schulter und zeigte nach der östlichen Küste hin, indem er sagte:

»Dort hauchte der unglückliche brave Major André unter den Händen seiner Britischen Henker sein edeles Leben für unsere Freiheit aus. Selbst von unsern Feinden wurde ihm aber im Tode noch Anerkennung für seine

Hochherzigkeit gezollt: seine Gebeine sind von dort weg über den Ocean nach England geführt und ruhen jetzt in der Westminster Abtey.«

Wehmüthig und schweigend hielten alle Drei ihre Blicke lange Zeit auf den weißen Punkt, das Monument des braven Mannes, geheftet, bis der Präsident abermals die Aufmerksamkeit seiner Kinder in Anspruch nahm und sie weiterhin auf eine dichte schattige Baumgruppe lenkte, aus deren Dunkel ein kleines zierliches Haus friedlich hervorsah.

»Das ist *Sleepy Hollow*, (die Höhle des Schlafes) der Ruhesitz unseres großen gefeierten Schriftstellers Washington Irving,« sagte Forney; »wie deutlich spricht sich diese paradiesische Umgebung in seinen Werken aus!«

Weiter zog das Dampfschiff, wie an seinen Seiten von zwei weißen schäumenden Rossen gezogen, über den spiegelglatten See; Sing Sing, das weltberühmte Staatsgefängniß Amerikas, blieb bald in der Ferne zurück und Westpoint, die große ausgezeichnete Militairschule, wo die Officiere für die amerikanische Armee herangebildet werden, stieg vor den Blicken der Reisenden auf.

Die gebirgigen Ufer drängen sich hier nahe zusammen, zwängen den ungeheuern Strom in ein unnatürlich enges Bett ein und heben ihre felsigen Kuppen fünfzehnhundert Fuß hoch über das dunkelgrüne Wasser empor, dessen Wogen, wie im Zorn über die Gewalt, die ihnen hier angethan wird, sich schäumend durch den engen Paß stürzen und ihr wildes Rauschen weit durch die Berge ertönen lassen.

Auf der westlichen Seite dieser Flußenge stehen auf hohem Berge die herrlichen Gebäude der Militairschule, von dem sternbedeckten Banner Amerikas überweht, und beherrschen den Blick weithin Strom hin auf und hinab. An dem schroffen Abhang über der Fluth hebt sich die marmorne Säule über dem Grabe des edeln Patrioten Kosciusko.

Jetzt nahete sich das Dampfschiff der engen Schlucht, hoch thürmten sich die Wogen vor seiner scharfen Spitze, sie stürzten sich zischend an ihm vorüber und auf und niedersteigend kämpfte es schnaubend gegen dieselben an. Zugleich mit ihm erreichte eine Flotte von elegant gebauten Segelschiffen, über fünfzig an der Zahl, den Engpaß, sie neigten ihre blendend weißen Schwingen in graziöser Bewegung unter dem Druck des hier zusammengepreßten Windes, indem sie gruppenweise bald links, bald rechts bis dicht unter die steilen Felswände lavirten und sich bäumend über die heranrollenden Wellen schwangen.

Nun traten die Ufer wieder weiter zurück, Westpoint gegenüber stieg der kolossale Basaltberg ›das Krähennest‹, mit seinen Sagen und Legenden ein anderer deutscher Brocken, vor den Blicken der Reisenden auf; er hob sein frischgrünes Haupt in die Region der Wolken, und in weiter Ferne, wo der Strom wie ein silbernes Band zwischen den Bergen lag, tauchten aus dem duftig blauen Nebel die Kattskillgebirge hervor.

Frank Arnold sowohl, wie Eleanor, konnten sich kaum überwinden das Verdeck zu verlassen, um der Einladung

zur Mittagstafel zu folgen, welche durch die Schelle eines Negers den Passagieren verkündet wurde und bald nach flüchtig eingenommenem Mahl kehrten sie mit dem Präsidenten auf das Sturmdach zurück und ließen die wunderbar schönen Landschaften im ununterbrochenen Wechsel an sich vorüberziehen.

Hier hoben sich die schroffen Felsen steil aus dem Strome; empor und wie Terrassen thürmten sich die Berge in nackten Kuppen, oder in waldbedeckten Höhen über einander auf, dort breitete sich ein reiches grünes Thal, von einem freundlichen Städtchen oder mit einzelnen friedlichen Ansiedelungen belebt, an dem Ufer aus, und manchmal sah man zwischen enger Gebirgsschlucht über einem schäumenden Sturzbach ein einsames Blockhaus, das an die Frontierzeit dieses Landes erinnerte, in welcher noch das Jagd- und Kriegsgeschrei der Indianer durch diese Berge schallte.

Es war Abend und die Sonne blitzte im Scheiden über den purpurblauen Kuppen der westlichen Gebirge, als das Ziel des Dampfers, die Stadt Albany mit ihren Kuppeln, Spitzen und Thürmen auf dem Berge den Reisenden sichtbar wurde und das prächtige Staatshaus auf der Höhe derselben im röthlichen Abendlichte erglänzte.

Die Ruhe und Ordnung, welche bisher auf dem Schiffe geherrscht hatte, machte jetzt wieder allenthalben einem geschäftigen Gewühl Platz, Familien und Freunde bereiteten sich gruppenweise vor, das Boot zu verlassen, sie erschienen, mit ihrem Gepäck beladen, auf dem Verdeck, oder ließen es durch Diener dorthinschaffen, um selbst

Wache dabei zu stehen, die Arbeiter rollten Ballen, Fässer und Kisten herbei, um sie an das Land zu bringen und der breite Steg ward über die Seite des Schiffes hinausgeschoben, um beim Landen die Verbindung mit dem Werfte sogleich herzustellen. Die achthundert Passagiere, die bis jetzt in den Kajüten, Schlafzimmern und auf den beiden oberen Verdecken vertheilt gewesen waren, drängten sich nun wieder auf das untere Deck, denn ein Jeder wollte unter den Ersten sein, die das Land betraten. Der Platz, welchem das Schiff sich rasch näherte, war mit Menschen, Carrossen, Güterwagen und Schiebkarren angefüllt, und kaum hatte es das Werft erreicht und der Steg war an dasselbe niedergelassen, als die Volksmassen auf einander eindrangen und sich gewaltsam den Weg zu und von dem Dampfboot bahnten. Das Gewühl und die Verwirrung war grenzenlos, die Fuhrleute, die Gasthausbedienten, die Kartenschieber, alle stürzten auf das Verdeck, um den Passagieren ihre Dienste anzubieten und schleppten ohne Weiteres alles Gepäck, welches für einen Augenblick unbewacht war, mit sich fort. Hier schrie ein alter Herr einem Neger nach, der mit seinem Nachtsack davoneilte, dort rief mit krächzender Stimme eine Dame ihrem Gatten zu, von dem sie getrennt war, Kinder, die ihre Eltern verloren, ließen ihr Angstgeschrei ertönen, und unter die Füße gerathene Schooßhündchen klagten ihre Schmerzen; Alles stürmte durcheinander und drängte sich in einem wild verworrenen Knäuel über den schmalen Steg.

Unter den Passagieren, die bereit waren, das Boot zu verlassen, sah man auch eine Familie, die ihrem Aeußern nach fremd in diesem Lande war. Der Mann, ein wohlgenährter Fünfziger mit unbeholfenen schwerfälligen Bewegungen, trug einen altmodischen langen hellblauen Rock von grobem Tuch, dessen Kragen ihm über die Hälfte des Hinterkopfs bis unter den ungewöhnlich hohen schwarzen schmalberandeten Hut reichte und dem langen strohgelben Haar des Eigenthümers nur neben dessen stark gerötheten rauhen Backen einen Ausweg an die Luft gestattete.

Die Frau, eine schwere knochige Gestalt mit sonnverbranntem Gesicht, hatte ein buntes baumwollenes Tuch über den Kopf gebunden und zog bald an der einen, bald an der andern Seite ihrer vielen dicken Röcke, wie Jemand, dem in seinem Anzug zu warm wird. Sie waren eingewanderte deutsche Bauersleute, die erst vor Kurzem in New-York die amerikanische Erde betreten hatten und sich jetzt auf der Reise zu ihren Freunden in das Innere des Landes befanden. Mit ihren vier Kindern, von denen das älteste, ein Mädchen, etwa vierzehn, das jüngste fünf Jahre alt sein mochte, standen sie, bei einem Haufen Gepäck, auf dem hier ein Spinnrad, dort eine alte verwitterte Bettstelle, ein zerbrochener Spiegel, eine Holzsäge und verschiedenes gebrauchtes Handwerkszeug zwischen Kisten, Kasten und Packen mit Bettzeug hervorsah, und blickten bald nach dem Gewühl auf dem Werfte, bald nach dem vordern Theile des Verdecks, wo die Arbeiter des Schiffes beschäftigt waren, noch einen

zweiten Steg auf das Werft hinunter zu lassen. Sobald die starken Eichenbohlen aber das Land erreicht hatten und nebeneinander einen festen Uebergang bildeten, sprangen mehrere der Arbeiter, wie in Folge eines Versprechens, zu der fremden Familie hin, legten rasch Hand an deren Gepäck und hatten es nach wenigen Minuten von dem Schiffe auf das Werft befördert, wofür sie von dem Manne mit dem blauen Rock ein Stück Geld erhielten. Kaum hatte dieser sich auf einem der Kasten niedergelassen, als aus dem Gedränge, welches ihn und seine Familie umwogte, mehrere Männer hervorsprangen, ihnen in gebrochenem Deutsch und mit Zeichen zu verstehen gaben, daß es die höchste Zeit zur Abreise sei, ihnen sagten, es würde Alles richtig besorgt werden, und rasch Hand an das Gepäck legten. Der Strom der Menge drängte sich zwischen die erstaunten Deutschen, die mit offenem Munde da standen und nicht begriffen, wie man bereits von ihrer beabsichtigten Weiterreise unterrichtet sein könnte, der Mann folgte dieser, die Frau der andern Kiste, die Kinder rannten dem verschiedenen Gepäck durch das Gewühl nach und Alle hatten sich bald aus den Augen verloren.

Beide Eltern kehrten schweißtriefend, nachdem sie die Kasten richtig hatten auf verschiedene Güterwagen aufladen sehen, zu dem Rest ihres Gepäcks zurück, worauf ihre Aufmerksamkeit durch die wohlbekannte gellende Stimme ihrer ältesten Tochter angezogen wurde, die sich mit dem Oberkörper aus einem, in Galopp davonjagenden Omnibus heraushing und durch ihr Schreien dem

Kutscher zu verstehen geben wollte, daß hier ein Mißverständniß obwalte, während zugleich ein ähnliches Zetergeschrei von dem Fluß her ertönte und die beiden Deutschen ihren ältesten Sohn auf dem Verdeck eines kleinen Dampfschiffes erblickten, welches das Werft verließ, um Güter und Passagiere weiter den Fluß hinaus zu befördern. Umsonst ließ der Bauer jetzt mit aller Gewalt seiner kolossalen Lunge ein donnerndes ›Halt‹ erschallen, der Wagen mit seiner Tochter und einem Ballen Bettzeug, welcher oben auf dem Verdeck hin und her schaukelte, verschwand in der nächsten Straße und der Dampfer mit dem Sohne des deutschen Landmanns und einer seiner großen Kisten fuhr auf dem Flusse davon.

Die Menge auf dem Werfte zerstreute sich und bald gewahrten die entsetzten Eltern ihre beiden jüngsten Kinder, welche in kurzer Entfernung von ihnen beieinanderstanden und heftig weinten und schluchzten. Die Mutter eilte fliegenden Schrittes zu ihnen hin und führte sie zurück zu der Bettstelle und dem verschiedenen alten Plunder, dem Ueberrest ihrer Habe, der des Stehlens nicht werth war. Hier begannen nun alle vier zu jammern und zu weinen, es sammelten sich viele Leute um sie, die die Ursache ihrer Noth sich vergebens bemühten zu enträthseln, bis endlich auch ein Deutscher hinzutrat und ihnen Trost und Hoffnung dadurch einsprach, daß er ihnen wenigstens ihre Kinder, vielleicht aber auch einen Theil ihres Gepäcks wiederschaffen wolle.

Der Präsident hatte mit seinen Lieben während dieser Zeit in den prächtigen Räumen des ersten Gasthofs

auf der Höhe des Berges ein Unterkommen gefunden, sie wurden mit einem Abendessen bewirthet, wie es nicht besser in New-York zu haben sein konnte und dann setzten sie sich hinaus auf den lustigen Balkon vor ihren Zimmern, welcher die Aussicht auf den Fluß und weithin in die Gebirge bot. Der Abendwind zog frisch und labend über den Balkon, der noch nicht volle Mond zeigte die weite Gebirgslandschaft in unbestimmten verschwimmenden düstern Massen, aus denen nur die höchsten Bergkuppen und hier und dort der Spiegel des Stromes zu erkennen war, und das dumpfe monotone Rauschen der Wogen stand mit dem nächtlichen Bilde in trautem Einklang.

Glücklich und zufrieden verbrachten unsere Reisenden die späten Abendstunden in traulicher Unterhaltung auf diesem, von dem Gewühl der Welt abgesonderten lustigen Ruhesitz, besprachen nochmals die vielen Herrlichkeiten, deren sie sich während des Tages erfreut hatten und gedachten auch in ihrer Unterredung der theuern Eltern Franks, sowie des treuen Tallihadjo's und seines unglücklichen Volkes.

Vor sechs Uhr am folgenden Morgen waren sie schon wieder reisefertig, denn Albany war nicht das Ziel ihres Ausflugs, dem Niagarafall waren sie Willens einen Besuch abzustatten.

Der Riesenbau des Eriecanals, der den Staat von New-York in seiner westlichen Ausdehnung durchzieht und bis zum Eriesee, in welchen er ausmündet, dreihundert und sechzig Meilen mißt, war noch nicht beendet und die

Fahrt auf demselben, wenngleich reizend und durch die prächtigsten Naturschönheiten verherrlicht, ging für unsere Reisenden zu langsam von Statten, weshalb sie sich entschlossen hatten, ihren Weg mit der Post fortzusetzen.

Mit dem Glockenschlag sechs Uhr fuhr die, mit vier edeln Rossen bespannte elegante Postkutsche vor das Gasthaus, Forney und Arnolds stiegen ein, Eleanor nahm ihr Kind auf den Schooß, die Dienerin setzte sich zu dem Kutscher auf den Bock und in sausendem Galopp ging es aus Albany hinaus. In keinem Lande werden die Posten wohl so rasch gefahren, als in Amerika und nirgends sind sie mit so ausgezeichnet schönen und guten Pferden bespannt, als dort. Wo es nur einigermaßen die Oertlichkeit erlaubte, fuhren unsere Reisenden während des ganzen Tages in gestrecktem Trab, oder in Galopp von Station zu Station und erreichten am Abend die schöne reiche Stadt Utika. Hier verbrachten sie den folgenden Tag, nahmen die Stadt in Augenschein und ruheten sich von den Anstrengungen der Reise aus.

Am nächsten Morgen aber schon bestiegen sie einen Miethwagen, der sie nach dem dreizehn Meilen nördlich von Utika gelegenen Städtchen Trenton führte, von wo sie beabsichtigten, die wild romantischen Trenton-Wasserfälle zu besuchen. Einige Stunden Ruhe hatte die Pferde wieder gekräftigt und die Weiterfahrt wurde in frohster Stimmung angetreten. Die Berge thaten hier zwar der bisherigen Eile großen Abbruch, so daß Eleanor oft verzog, zu Fuß zu gehen, in welchen Wunsch ihre beiden Begleiter sehr gern einwilligten und bei welchen

Wanderungen dann oftmals Halt gemacht wurde, um einem schönen Blick durch die wilden Felsenpartien einige Minuten zu spenden, oder eine schöne Baumgruppe oder eine Blume des Waldes zu betrachten.

Der Abend war bereits eingebrochen, als sie das bescheidene, einsam gelegene Gasthaus in der Nähe der Wasserfälle erreichten, dessen Gäste in der Regel nur durch deren Schönheit hierhergelockt werden. Ein einfaches doch gutes Abendbrod wurde aufgetischt und nach eingenommenem Mahl begaben sich unsere Wanderer hinaus in das Freie, um die Frische des Abends zu genießen.

Der Mond verkündete schon durch ein glänzend helles Licht am klaren Himmel sein baldiges Erscheinen und die Dunkelheit gestattete immer noch, auch selbst im Walde einen Pfad zu erkennen, da schlug der Präsident vor, sofort zu dem nicht fernen Wasserfall zu gehen und dort das Aufsteigen des Mondes zu erwarten.

Frank und Eleanor stimmten freudig in den Vorschlag ein, ein Führer war sogleich zur Stelle und die Wanderung wurde angetreten. Der Weg führte sie auf schmalem Steig durch den hohen Wald, in welchem das Vorwärtsschreiten mit der rasch zunehmenden Dunkelheit immer schwieriger wurde; doch Frank folgte dem Führer und lieh Eleanor, wo es nöthig war, die Hand, während der Präsident mit seinem Stock den Pfad vor sich untersuchte.

In dem Augenblick, als sie aus dem Walde traten und die tiefe Felsschlucht erreichten, in welcher der

Bergstrom brausend hinjagte, zeigte sich das erste rothglühende Pünktchen des heraufziehenden Mondes, dessen feurige Scheibe nun bald über dem fernen Gebirgsrande erschien und dessen Licht von Minute zu Minute heller zwischen die zu beiden Seiten der nächtlichen Gäste aufgethürmten Felswände eindrang. Der Führer machte Halt an einer leiterartigen hölzernen Stiege, die tief hinunter in die noch finstere Schlucht zu dem Flusse führte, und bezeichnete dieselbe als den Weg zu dem großen Wasserfall.

Der Präsident äußerte einiges Bedenken, auf derselben hinabzusteigen, doch Eleanor war sogleich entschlossen, es zu unternehmen, Frank mußte vor ihr hergehen und ihr Vater folgte ihr dann nach. Mit jedem Schritt hinab wurde es dunkeler, und als sie endlich das schmale, steinige Ufer des Stromes erreichten, waren sie von tiefer Finsterniß umgeben. Der Führer bezeichnete aber eine eiserne Kette, die längs der Felswand als Handhabe angebracht war, an welcher die Wanderer sich nun vorsichtig hinleiteten und den Biegungen der Schlucht folgten.

Das Rauschen des Stromes wurde jetzt durch ein donnerähnliches Getöse übertönt, welches mit jedem Tritt, den der Führer und seine Schutzbefohlenen vorwärts thaten, lauter und heftiger zu ihnen hindrang, bis sie plötzlich nach einer kurzen Biegung ihres Pfades aus der Schlucht hervortraten und über dem Abgrund standen, in den die Wogen donnernd hinabstürmten. Auf einem vom Mondlicht beschienenen Seitenweg leitete der Führer die Gäste zwischen Felsen und Baumgruppen in die

Tiefe hinab und führte sie zu dem Fuße dieses ersten Falles, von wo in kurzer Entfernung die tobende Fluth abermals in einen Abgrund hinabschäumte.

Jetzt richteten sie ihre erstaunten Blicke auf die, von einer Höhe von sechzig Fuß herabstürzenden, ungeheueren Wassermassen, die sich in unzähligen einzelnen Cascaden brachen, auf vorspringenden Felsstücken auseinander sprühten und, in Schaum verwandelt, das neue Flußbett erreichten.

Hell und klar lag das Mondlicht auf dem fallenden Strome, wie silberne Fluthen sanken die Wassermassen auf die schwarzen Klippen und sprühten von ihnen wie Brillantenschauer in die Tiefe hinab. Zum Himmel aufsteigende, dunkele Felswände umgaben das glänzende Bild, während ihm gegenüber nach dem Monde zu die Schlucht sich öffnete und der Blick weithin über das tiefe Gebirgsthal schweifte, in welches der tobende Fluß in unzähligen Cascaden hinabeilte.

Staunend und bewundernd standen Arnolds und Forney lange Zeit, ehe sie Worte finden konnten, ihre Gefühle auszusprechen, und dann lenkten sie gegenseitig ihre Blicke von einem reizenden Punkt zum andern, ohne entscheiden zu können, welchem der Preis gebühre.

Der Präsident war der Erste, der an die Zeit mahnte und aufforderte, den Rückweg anzutreten, der jetzt bei dem hellen Mondschein viel weniger Hindernisse bot. Begeistert und entzückt langten Alle wohlbehalten wieder in dem Gasthaus an und sanken dort bald darauf mit Sehnsucht nach dem Morgen in süßen Schlaf. Die

Trenton-Wasserfälle werden durch den West-Canadafluß erzeugt, der in seinem dreihundert Meilen langen Laufe durch Gebirge und Wälder eine ununterbrochene Kette der reizendsten großen und kleinen Cascaden beschreibt, die an malerischer wilder Schönheit wohl nicht ihres Gleichen finden.

Den ganzen folgenden Tag blieb Forney mit seinen Kindern von dem Gasthaus fern, denn sie hatten außer dem Führer noch einen Negerbuben mit sich genommen, der Lebensmittel für sie tragen mußte. Auf Meilen weit suchten sie die schönsten Plätze auf, ruhten und kühlten sich in der Nähe der schäumenden Gewässer im Schatten dichter Baumgruppen oder überhängender Felsstücke, und weideten ihre Blicke an den unzähligen schönen Natur-Bildern, die ihnen allenthalben entgegentraten.

Auf dem Heimweg, während das Düster des Abends schon über der Erde bebte, führte sie ihr Weg durch wild umherliegendes Gestein und einzelne Eichengruppen, als plötzlich hinter einem nicht fernen Felsblock die dunkele halbnackte Gestalt eines Indianers hervortrat und derselbe mit seiner langen Büchse, die auf seiner linken Schulterruhte und über deren Kolben er seinen braunen Arm geschlungen hielt, ruhigen, gemessenen Ganges auf sie zuschritt. Beinahe einstimmig riefen alle Drei: »ein Indianer!« und Frank trat, wie zum Schutz, vor Eleanor und ihren Vater, der Wilde aber würdigte sie nicht eines Blickes, sondern ging kaum hörbaren Trittes schweigend und mit

melancholischem Ernst auf seinen Zügen an ihnen vorüber und verschwand bald zwischen dem Gestein hinter ihnen.

Der Führer theilte ihnen mit, daß dieser Mann der letzte Häuptling des noch vor nicht vielen Jahren so mächtigen Volkes der Oneidas sei, einer der fünf Stämme der Iroquois, welche die Mohawks aus diesem Lande verdrängt hatten. Er lebte jetzt in den Gebirgen in einer einsamen Hütte und kam weder mit den Weißen, noch aber mit den noch wenigen Leuten seines Stammes in Berührung, die oft von den Passagieren der Canalboote gesehen wurden, wenn sie auf dem Ufer nebenher liefen und um einen Almosen baten. Ihr stolzer, armer Fürst aber betrachtete sich immer noch als den König und rechtmäßigen Eigenthümer dieses Landes, wenn er auch keine Macht mehr hatte und es kein Gericht gab, vor dem er sein Recht hätte geltend machen können.

»Armer Tallihadjo! Dort geht das Bild Deiner Zukunft,« sagte Eleanor mit wehmüthiger Stimme, indem sie mit der Hand nach der dunkeln Stelle hinzeigte, wo der Indianerhäuptling zwischen dem Geklüfte vor ihrem traurigen Blick verschwunden war.

Wenige Tage später standen unsere Reisenden bei Rochester vor dem Sturze des Genesseeflusses, wo derselbe sich in der Breite von einer halben Meile zuerst siebenundneunzig Fuß und dann wenige Ruthen weiter hundert und sechs Fuß herabstürzt und die tiefe Felsschlucht, die seine tobenden Wasser ausnimmt, mit einem Schaummeer ausfüllt.

Hart über dem Sturzrande hoben sich die prächtigen Fabrikgebäude der Stadt Rochester mit ihren unzähligen Räderwerken empor und das Pochen und Tosen der Eisenhämmer, der Nagelmaschinen, der Mühlen und Baumwollenkratzen mischte sich mit dem Donnerdröhnen der herabschäumenden Fluthen, von denen die Kraft eines jeden Tropfens benutzt war, die Eigenthümer jener Werke zu bereichern. Dabei spielte das Sonnenlicht blitzend und schillernd über die weißen Schaumsäulen und funkelte auf dem fliegenden Wasserstaub.

Alle die prächtigen Naturschönheiten aber, die der Präsident mit seinen Lieben bis jetzt gesehen hatte, waren nur ein kleines unbedeutendes Vorspiel zu einem der größten Wunderwerke der Schöpfung, dem Niagarafall, zu dem sie von hier aus ihren Weg richteten. Nach einem heißen Tage, ermüdet von langer Fahrt, naheten sie sich gegen Abend dem ersehnten Ziele ihrer Reise und vernahmen mit Freude die Mittheilung des Kutschers, daß die bewaldeten Höhen in der Nähe des Niagarafalls aus der Ferne auftauchten.

Die beiden jungen Eheleute sowohl, wie auch der Präsident, legten sich wiederholt aus dem Wagen hervor und blickten mit Verlangen nach den bezeichneten wolkenartigen, blauen Massen, die sich an dem Horizont erhoben und hinter welchen der Abendhimmel mit einem glühenden Roth gefärbt war. Noch lange sechs Meilen lagen zwischen den ungeduldigen Reisenden und dem Gasthaus

an den Ufern des Niagara's, welches sie noch heute erreichen wollten, und die Pferde bedurften mehr und mehr der Aufmunterung, um im Trabe zu bleiben.

Da drang ein anhaltender Ton, wie das Rollen fernen Donners, zu ihren Ohren und der Kutscher bezeichnete denselben als das Rauschen des Wasserfalles.

Mit jeder Meile, die sie zurücklegten, nahm das Brausen zu, bis es endlich wie ein ununterbrochener Donner die Luft erfüllte und der Wagen dem blinkenden Lichte des Gasthauses zurollte, denn die Nacht war eingebrochen und ließ nur die Außenlinien der schwarzen Waldpartien erkennen, die sich in der Nähe des hölzernen Hotels erhoben.

Alle Müdigkeit war von den Reisenden gewichen, Frank sprang aus dem Wagen und nahm seiner Frau das Kind ab, Eleanor hüpfte leichten Fußes zu ihm hinab und auch der Präsident stieg eiliger, als sonst, aus dem Schlage. Nur die Pferde ließen die Köpfe hängen, denn sie hatten heute dreißig Meilen in großer Sonnenhitze zurückgelegt. Jetzt war es im Gasthaus bemerkt, daß Fremde angekommen waren, es kamen Diener mit Lichtern aus demselben hervor, das Gepäck ward hineingetragen und den Gästen wurden Zimmer angewiesen.

Der Präsident hatte sich im Sopha niedergelassen, Eleanor jedoch legte sich in das offene Fenster und lauschte dem erschütternden Donner des Wasserfalls, der die Fensterbank, auf der ihre Arme ruhten, in einem fortwährenden Zittern und Beben erhielt.

»Nicht wahr, Frank, wenn der Mond aufgestiegen ist, gehen wir zu dem Falle?« sagte Eleanor bittend zu ihrem Gatten, der neben ihrem Vater aus einem Stuhl Platz genommen hatte.

»Wenn Du es wünschest, sehr gern, beste Eleanor, fühlst Du Dich denn nicht von der Reise angegriffen?« erwiederte Frank auf's Liebevollste.

»Auch nicht im Mindesten; ich könnte die ganze Nacht hindurch gehen, ohne müde zu werden,« sagte Eleanor mit Lebhaftigkeit.

»Mir möget Ihr es jedoch nicht übel nehmen, wenn ich Euch diesmal nicht begleite, denn ich gestehe es offen, ich bin ermüdet von der Fahrt. In Gedanken werde ich bei Euch sein und das prächtige Schauspiel mit Euch bewundern, das mich schon zu verschiedenen Malen in meinem Leben so hoch entzückt hat,« fiel der Präsident ein, und wenige Minuten nachher ertönte die Glocke, die zum Abendessen rief, durch das Haus.

Die Tafel war von einigen zwanzig Fremden besetzt, welche sich während des Essens gleichfalls verabredeten, den Fall zu besuchen, sobald der Mond aufgegangen sein würde, und Eleanor wandte sich an eine ihr gegenübersitzende Dame und bat um die Erlaubniß, sich mit ihrem Gatten ihrer Gesellschaft anschließen zu dürfen. Mit großer Artigkeit wurde ihr Vorschlag angenommen und die ganze Tischgesellschaft, außer Forney, kam überein, sich beim Erscheinen des Mondes unter der Veranda vor dem Hause zu versammeln.

In das Wohnzimmer zurückgekehrt, nahm Eleanor ihren Platz wieder im Fenster ein und hielt ihren Blick auf den Lichtstreif am östlichen dunkeln Himmel geheftet, bis die glühende Kugel des vollen Mondes über dem schwarzen Horizont heraufzog und einen matten Schein über die Erde warf. Dann griff sie schnell nach Hut und Shawl, Frank bewaffnete sich mit einem starken Stock, sie nahmen Beide einen zärtlichen Abschied von dem Präsidenten, der ihnen Vorsicht während des Hinabsteigens zu dem Flusse empfahl, und eilten hinunter unter die Veranda, wo sich die übrigen Fremden sämmtlich auch bald einfanden.

Zwei und zwei setzte der Zug sich nun in Bewegung und folgte bei dem noch düstern Licht dem Pfad nach der Felswand, die sich über zweihundert Fuß tief zu dem gewaltigen Flusse senkrecht hinabsenkt. Dort gelangten sie zu einem runden Bretterhäuschen, dem Eingang zu der Wendeltreppe, die an dem steilen Abhang hinunterführte, ohne daß sie einen Blick nach den Wasserfällen frei bekommen hätten, denn der dichte Wald zog sich bis zu der Felswand hin.

Vorsichtig und langsam betraten die Wanderer die rundum verschlossene Treppe, auf welche nur von Zeit zu Zeit durch ein kleines Loch in der Bretterwand ein matter Lichtschein fiel. Der Dunkelheit ungeachtet langte endlich die ganze Gesellschaft wohlbehalten an dem Fuß der Treppe in einem Häuschen an, in dem dieselbe ausmündete und aus welchem die Thür in das Freie an das Ufer des Flusses führte.

Eleanor und Frank waren die Letzten, die aus der Dunkelheit des Bretterverschlags hinaustraten.

Welch ein riesenhaftes Bild stand in diesem Angenblick vor ihnen! Ein wogend stürmisches Meer tobte der beinahe meilenbreite Strom zu ihren Füßen vorüber und warf den Gischt seiner dunkeln Wellen haushoch empor.

Ueber den Schaumwolken, aus denen er in kurzer Entfernung hervorbrach, stand eine Fluthenwand zweihundert Fuß hoch in der Form eines Hufeisens und links, nur wenige Ruthen oberhalb der Wendeltreppe, stürzte sich von der Höhe des Felsabhangs ein Arm des Niagara's fünfhundert Schritte breit in sein neues Bett, um sich wieder mit den Wogen zu vereinigen, von denen er an dem Sturze durch eine Insel getrennt wurde. Das Mondlicht traf bis jetzt nur die westliche Hälfte des in einem Halbzirkel ausgeschweiften großen oder ›Hufeisenfalles‹, dessen herabstürzende Wasserschichten wie Atlasmassen perlenweiß und silbergrau erglänzten, während sie hier und dort auf, dem Auge verborgenen, vorstehenden Felsen zerstoben und als einzelne Cascaden von Diamanten in das rollende Schaummeer hinabsprühten. Eine Wolkensäule von Wasserstaub stieg aus der ausgeschweiften Mitte des Falles auf, wirbelte sich gegen den sternbedeckten Himmel empor und spiegelte auf ihren glänzend durchsichtigen, lustigen Massen das Licht des Mondes in drei prächtig farbigen Regenbogen.

Der Arm des Stromes, der ganz in der Nähe der Zuschauer neben der Wendeltreppe von der zweihundert Fuß hohen Felswand herabstürmte, lag noch, sowie die

östliche Hälfte des großen Falles, in tiefem Schatten, seine dunkelgrünen, mit weißem Schaum durchstrahlten Fluthen schossen wie ein stürzendes Meer in das Strombett hinab und begruben in ihrem fliegenden Gischt die wild aufschlagenden Wellen, die von dem großen Fall zu diesem Ufer heranrollten.

Ein dröhnend erschütternder, ununterbrochener Donner erfüllte die Luft und verschlang jeden andern Ton, ja selbst den Krach eines abgefeuerten Geschützes würde hier unten kein menschliches Ohr vernommen haben. Dabei wirbelte ein Sturmwind über die Wogen und trieb den Sprühregen bald nach diesem, bald nach dem jenseitigen Ufer hin.

Eleanor, von der Gewalt des Schauspiels überwältigt und von der Größe der Allmacht, die sich in diesem Riesenwerk der Schöpfung kund that, durchbebt, hatte den Arm ihres Gatten ergriffen und schmiegte sich verzagt an seine Seite.

»Es ist furchtbar schön, Frank,« sagte sie mit aller Kraft ihrer Stimme, indem sie ihre Lippen dicht an sein Ohr hielt, und er preßte das geliebte Weib im Uebermaß seines Entzückens an sein Herz.

Höher und höher stieg der Mond und heller und größer wurde das glänzende Wunderbild, bis das Licht sich über beide Fälle verbreitet hatte und die zweihundert Fuß hohen Wasserwände den ungeheuern Kessel mit den drei Regenbogen wie fallende Schichten von Silber, Perlen und Edelsteinen umgaben.

Die Kälte ihrer, vom fliegenden Wasserstaub durchnäßten Kleidungsstücke mahnte endlich die Bewunderer dieses nächtlichen Schauspiels an den Heimweg, und mit wiederholten Abschiedsblicken auf das Zauberbild kehrten sie zu der Wendeltreppe zurück.

Der Präsident hatte sich noch nicht zur Ruhe begeben, er mußte erst das Entzücken seiner Kinder sehen und mit freudestrahlendem Blick ging er ihnen entgegen, als sie das Zimmer betraten.

Eleanor war ganz außer sich, sie konnte ihren Gefühlen keine Worte geben, küßte in ihrer Freude bald ihren Vater, bald ihren Gatten und weigerte sich, zu sagen, was von dem Gesehenen sie am tiefsten ergriffen habe, indem sie erklärte, daß Alles weit über jeder Beschreibung durch die menschliche Sprache erhaben stände. Mit dem Brausen und Dröhnen des Falles umfing sie bald darauf ein süßer Schlaf und die herabsinkenden silbernen Gewässer mit ihren Brillanten umgaukelten ihre Träume.

Kaum blitzte am andern Morgen das erste goldene Licht der Sonne auf der reichen Perlensaat, die der schwere Thau auf Pflanze und Blüthe gelegt hatte, und es hoben sich die Geyer in weiten Kreisen zu dem blauen Aether auf, um ihr Gefieder in dem Morgenlicht zu trocknen, als Eleanor schon mit ihrem Kind auf dem Arm und von ihrer Dienerin begleitet in der nahen Umgebung des Gasthauses umherwandelte und in ihrer Phantasie Bild auf Bild schuf, wie das Wunderwerk, welches sie bei dem trügerischen Lichte des Mondes geschaut, ihr nun bei hellem Tage erscheinen würde.

Als sie ihre Schritte zu dem Hotel zurücklenkte, kam ihr Vater frisch und heiter mit Frank ihr entgegen und der Präsident gab ihr mit den Worten den Morgenkuß:

»Wie freue ich mich, meine Eleanor, Dich nach der kurzen Ruhe so rege und wohl zu sehen. Auch ich fühle mich recht gekräftigt und werde Euch heute nicht abtrünnig werden. Ich freue mich unendlich darauf, mit Euch einen Genuß zu erneuern, der mir einst an der Seite Deiner guten Mutter hier zu Theil ward.«

Bei dem Frühstück wurde die flüchtige Bekanntschaft von vergangener Nacht mit den andern Gästen des Hauses erneuert und die Art und Weise besprochen, wie man heute die Zeit zum Besuche der schönsten Plätze an den Fällen benutzen wolle. Da aber die andern Fremden schon einige Tage hier gelebt hatten, so nahmen ihre Pläne für den heutigen Tag andere Richtungen, als die des Präsidenten, und so kam es, daß er seine Wanderung mit seinen Lieben und einem Führer allein antrat. Zunächst beschloß er, die große, dicht bewaldete Insel zwischen den beiden Fällen zu besuchen, zu welchem Ende er mit den Seinen sich nach der langen, aus hölzernen Säulen errichteten Brücke begab, die über den Arm des Niagara führte. Dieselbe stand nur einige tausend Schritte oberhalb dem Sturze dieses Stromes, dessen Wogen hier mit rasender Schnelligkeit über ungeheuere Felsstücke hintobten und ihren Schaum hoch über sich spritzten. Die Brücke war bald überschritten, die Insel erreicht und nun leitete der Führer unsere Reisenden auf schmalem, sich windendem Wege durch den üppigen Urwald,

bis sie plötzlich aus seinen tiefen Schatten hervortraten und unmittelbar an dem rechten Ende des großen ›Hufeisenfalls‹ standen, wo derselbe sich in einer Wasserdicke von vierzig Fuß und in der Breite von beinahe einer Meile in den Abgrund hinunterstürzt. Unzählige riesenhafte Felsblöcke hoben sich hier aus der schäumenden Fluth empor, die sich zornig an ihnen bricht und um so wilder dem Sturze zujagt. Doch in einiger Entfernung von dem Abhange, wie sich zu dem Sturze vorbereitend, beruhigt sich das gewaltige Element, schießt mit geglätteter Oberfläche weit über die schwindelnde Tiefe hinaus und sinkt donnernd und krachend in das aufsteigende Gischtgewölk hinab.

Gegen dreitausend Fuß weit zieht der Blick über die wilden Wogen, bis er das jenseitige steile hohe Ufer erreicht; und auf dem Strome hinauf kann das Auge in der Ferne die Grenzen seiner, zu einem Meere ausgedehnten Fläche kaum noch erkennen. Es sind auch nicht die Fluthen eines Stromes, die sich hier in den Abgrund stürzen, es ist der Eriesee selbst, dessen Wogen, durch hohe Ufer gewaltsam zusammengedrängt, hier den zweihundert Fuß hohen Abhang erreichen und brausend über ihn hinjagen, als wälze sich der Ocean von ihm hinab.

Demüthigend und überwältigend ergreift der Anblick dieses furchtbar großartigen Naturbildes den Menschen und ruft ihm seine Unbedeutendheit in Vergleich zu dessen Schöpfer in sein hochstrebendes, anmaßendes Herz zurück.

Der Präsident lenkte die Blicke seiner Kinder nach der rechten Seite auf dem Strom hinab, wo an dem Ende der Insel, auf der sie standen, der Arm des Flusses, den sie auf der Brücke überschritten hatten, von der Felswand schäumt und sich mit den Wogen des großen Falles in dem neuen Flußbett wieder vereinigt. Weithin an diesem Falle vorüber folgten Forney und Arnolds mit den Augen dem pfeilschnellen Laufe des Stromes, bis er in den üppig bewaldeten Bergen, die sich an seinen beiden Seiten erheben, verschwand. Da erblickte Eleanor in der Ferne auf den tobenden Wellen einen kleinen schwarzen Punkt, den der Führer als das Boot bezeichnete, in welchem die Reisenden sich nach dem jenseitigen Ufer übersetzen lassen. Mit Vorsicht naheten sich unsere drei Freunde auch dem äußersten Rande der Insel. Hier konnte man von einer senkrechten Felswand herab das Ufer zwischen den beiden Wasserfällen erblicken, auf dem sich jedoch nur einzelne kolossale Felsstücke und die Spitzen von wenigen Fichten erkennen ließen, die aus dem wogenden Wasserstau hervorsahen. Wohl über eine Stunde hatten sie in höchster Bewunderung ihre Blicke von Fall zu Fall, von Cascade zu Cascade, von Welle zu Welle wandern lassen, ehe sie den Rückweg antraten, um sich nun nach der andern Seite des Niagara übersetzen zu lassen.

In dem Gasthaus angekommen, verfügten sie, daß ihre Effecten ihnen im Laufe des Tages über den Strom nachgesandt würden, und stiegen dann in der Wendeltreppe

zu dem Ufer desselben hinab, wo sie in kurzer Entfernung einen kleinen Nachen, von einem alten sonnverbrannten Manne gerudert, landen sahen.

Mit einigem Bedenken naheten sie sich dem Schiffchen, denn es kam ihnen wie ein frevelhaftes Wagniß vor, sich in einem so leichten Fahrzeug den wilden Wogen anzuvertrauen, die zwischen diesem und dem jenseitigen Ufer vorüberjagten; der alte Fährmann aber erkannte ihre Besorgniß und theilte ihnen lächelnd mit, wie er nun schon seit vielen Jahren täglich diese Fahrt vollbracht habe, ohne daß ihm jemals ein Unfall zugestoßen sei.

Der Präsident nahm zuerst Platz in dem Nachen, ihm folgte Eleanor, und Frank, der der Sclavin sein Kind abgenommen hatte, ließ sich zuletzt nieder. Mit wenigen Ruderschlägen führte der alte Charon das Boot in die Wogen hinaus, zwischen denen es hinabsank, als wollten sie sich über ihm schließen, und auf deren Spitzen es dann emporschoß, als würde es von einer unsichtbaren gewaltigen Hand über dieselben emporgehoben. Trotz des Auf- und Niedersteigens hielten die Reisenden während der Ueberfahrt ihre Blicke auf die beiden Fälle gerichtet, die den Strom bildeten und deren betäubendes Brausen mit ihrem fliegenden Schaum das Boot umgab.

Glücklich und wohlbehalten landeten sie auf canadischem Boden, denn der Niagara trennt hier Canada von den Vereinigten Staaten; der Präsident überraschte den alten Fährmann mit einem goldenen Fünfdollarstück als Belohnung für seine Mühe und erstieg dann mit seinen Gefährten auf einer ähnlichen Wendeltreppe, wie die am

jenseitigen Ufer, die zweihundert Fuß hohe, schroffe Felswand.

Ein schmaler Strich Waldes nahm sie nun in seinen Schatten auf und schützte sie gegen die Sonnengluth beim Erklimmen des Berges, auf dessen kahler Höhe das große zweistöckige, hölzerne Hotel des Herrn Forsight stand.

Hier fanden sie alle Bequemlichkeit und Annehmlichkeit, die sie nach ihrer anstrengenden Wanderung wünschen konnten, und ein köstliches Mittagsessen, so wie alter reiner Madeira und Portwein machten sie in wenigen Stunden wieder zu der neuen Unternehmung tüchtig, die sie auf den Nachmittag festgesetzt hatten.

Es war nämlich unter ihnen beschlossen worden, einen Gang unter den Sturz des großen Falles zu machen, wo zwischen den herabströmenden Wasserschichten und der Felswand, über die sie stürzen, ein leerer Raum bleibt.

Auch der Präsident, der es bei seinen früheren Besuchen nicht hatte wagen wollen, diesen, von der Welt abgeschlossenen Raum zu betreten, erklärte, daß er Frank und Eleanor begleiten würde, und nach Tisch brachen sie auf, um ihr Vorhaben auszuführen.

In der Wendeltreppe stiegen sie wieder an der schroffen grauen Felswand hinab zu der kaum dreißig Schritt breiten Uferbank, die bis zu dem großen Fall hin mit mächtigen Felsstücken bedeckt war, zwischen denen nur ein schmaler Pfad nach dem Wassersturze hinführte.

Nahe an dem Fuße der Wendeltreppe, hart an die hohe Steinwand gelehnt, stand ein kleines hölzernes Gebäude

in Form einer Eremitage, in welchem ein alter Irländer sich während des Tages aufhielt und die Fremden, die sich unter den Fall begeben wollten, mit Mänteln, Kleidern und Kapuzen von Oelleinwand versorgte, um sie gegen den ewigen Regen, der in jenem unterirdischen Gemach fiel, zu schützen. Zugleich hielt er in dem kleinen Hause ein Fremdenbuch, welches auf einem Pulte unter einem hohen Crucifix für jeden Gast zum Einschreiben seines Namens offen lag, und Denen, die wirklich den Gang unter den Sturz ausgeführt hatten, ertheilte er eine mit seinem Siegel versehene Bescheinigung hierüber. Er empfing den Präsidenten und Arnolds mit großer Höflichkeit und erbat sich für sein Fremdenbuch deren Einzeichnung. Dieser Bitte wurde gern Folge geleistet, und sobald Forney ihm mittheilte, daß er und seine Gesellschaft wünschten, unter den Fall zu gehen, holte er aus einem Schranke eine Menge Anzüge hervor und war seinen Gästen behülflich, für sie passende daraus zu wählen. Die Umwandlung war bald vollendet und zwar zu der größten Erheiterung Eleanors, die in lautes Lachen ausbrach, als sie Frank und ihren Vater in den gelbbraunen, langen, bis auf die Füße reichenden Ueberzügen und mit der Kapuze auf dem Kopfe erblickte; noch mehr aber lachte sie dann über sich selbst, als Jene sie vor den Spiegel führten und ihr darin ihr eigenes Bild zeigten.

Sie traten hinaus, wo der Führer ihrer harrte, und begrüßten nochmals den alten Irländer, der ihnen durch Zeichen auf's Freundlichste eine glückliche Rückkehr wünschte.

Sie folgten nun taub und stumm dem Führer bis auf kurze Entfernung von dem Cataract und blieben, von der Gewalt des furchtbar herrlichen Schauspiels gefesselt, stehen. Ein Blick hinauf gegen den blauen Himmel über sich zeigte ihnen, daß sie unter dem Tafelfelsen standen, einer kolossalen, schwarzen Steinplatte, die auf der Höhe der nach vorn überhängenden Felswand gegen vierzig Fuß hervorsprang und jeden Augenblick drohte, in die Tiefe herabzustürzen. Dicht neben diesem ungeheuern Stein brauste der Strom hervor, schoß in weitem Bogen in den Abgrund hinein, der noch tief unter dem Standpunkt unserer Reisenden gähnte, während aus dessen Mitte sich der Schaum in weißen Wolken zum Himmel aufwirbelte und als leichtes Gewölk an ihm dahinzog. Der feste Wasserstrahl, wo er vor Forney und Arnolds hinunterdonnerte, war über fünfzig Fuß dick und seine fallenden hellgrünen Schichten, sowie der Schaum, den er im Sturze von sich warf, glänzten in den goldenen Strahlen der Sonne. Der ganze Halbzirkel des Hufeisenfalles war unmittelbar vor den erstaunten Blicken unserer Freunde ausgebreitet; hier stürzte er seine Ströme weiter hervor, dort trat er wieder in dunkelgrüne Wasserspalten zurück und sprudelte tausend einzelne Cascaden aus, die wie fallende Schneemassen auf der grünen Fluth in den wogenden Gischtwolken des Abgrunds versanken.

Unwillkürlich bemeisterte sich der Reisenden ein augenblickliches Zagen bei dem Gedanken, unter dieses

furchtbare Element vorzudringen, zumal, da kein eigentlicher Eingang zwischen dem Sturze und der vornüberhängenden Felswand zu erkennen war. Doch der Führer winkte mit Zutrauen erweckendem Blick, ihm zu folgen und Frank schritt ihm entschlossen nach, indem er Eleanor an der Hand hinter sich herführte. Auch der Präsident blieb nicht zurück und bald umfing sie ein dichter Regen, der ihnen von dem Sturz her mit einem heftigen Wind entgegenwehte.

Allen wurde der Athem kurz, sie bückten sich tief, um das Wasser von dem Gesicht abzuhalten, doch schritten sie rasch drauf los, bis sie plötzlich von dichten Wasserstrahlen erschreckt wurden, die mit großer Gewalt auf sie niederschlugen.

In diesem Augenblick war ihnen das Athmen beinahe unmöglich, sie sahen nur den vier Fuß breiten, mit schlüpfrigem Steingeröll bedeckten Pfad vor sich, sie blickten neben ihm hinunter in den bodenlosen Abgrund und fühlten, wie ihr Tritt in dem heftiger werdenden Luftzug unsicher und wankend wurde.

Da erinnerten sie sich des Rathes, den ihnen der freundliche Irländer gegeben hatte, sie neigten sich tief, hielten den Mund dicht gegen die Felsen und leiteten sich so an denselben vorwärts. Noch wenige Schritte, im Kampf mit den Elementen, waren zu thun, und dann fühlten sie, daß sie das Schwierigste ihrer Unternehmung überstanden hatten. Sie richteten sich auf, sie öffneten die Augen weit, und wo sind Worte zu finden, um die

Wunderbilder zu beschreiben, die jetzt ihre Blicke bezauberten.

Hoch wölbte sich über ihnen der natürliche Bogen der vornüberhängenden schwarzen, zweihundert Fuß hohen Felswand und bildete den unterirdischen Palast, der durch den vor ihm herabstürzenden Eriesee von der Außenwelt abgeschieden ward.

Wie ein Strom von Smaragden sanken die krystallklaren, durchsichtig grünen Fluthen schichtenweise vor dem hohen Gewölbe herab und blitzten und funkelten in den prächtigsten Farben des Regenbogens, sowie des Diamants in dem blinkenden Sonnenlichte, das sie zu durchdringen suchte, während unzählige Cascaden und feine Wasserstrahlen sich von dem Cataract lösten und wie silberne Sprühfeuer, wie Schauern von Brillanten und wie bitzende Kronleuchter in die ungeheuere Höhle herabrieselten. Jeder Tropfen, wo er hing, wo er fiel, war ein Edelstein, und das glänzend bunte Zauberlicht, welches diesen Najadenpalast mit unnennbarer Glorie durchbebte, war kein irdisches zu nennen.

So wunderbar prächtig und feenhaft der Aufenthalt hier aber auch erschien, so war er doch für menschliche Wesen nicht geschaffen, denn der sausende Luftzug, der durch die Höhle blies, erschwerte auch hier das Athmen sehr. Unsere Reisenden hielten sich fest gegen die Felswand gepreßt und konnten sich lange nicht entschließen, diese Zauberwelt wieder zu verlassen, bis endlich der Präsident das Zeichen zum Aufbruch gab und selbst voran dem Ausgang zuschritt.

Die Wasserströme, die den Zutritt in diese Unterwelt erschwerten, wurden jetzt leichter durcheilt und nach wenigen Minuten athmeten unsere hochentzückten Freunde wieder in freier frischer Luft.

Nochmals lenkten sie ihre Blicke zurück zu dem Eingang in den geheimnißvollen Raum, ließen sie dann abermals vor dem weitausgeschweiften Bogen des ungeheuern Cataracts bis zu seinem jenseitigen Ende hinüberwandern, wo die hochbewaldete frisch grüne Insel sich auf steiler Felswand erhob und an deren anderer Seite der Strom, der sie umgab, in das tiefe Flußbett hinabschäumte. Die Sonne hatte die westliche Hälfte des Himmels erreicht und warf ihre glühenden Strahlen auf die Insel und die beiden Wasserfälle, die diese von einander trennte, und deren fliegender Wasserstaub den Fuß derselben in ein dichtes weißes Gewölk einhüllte. Ein prächtiger vollkommener Regenbogen stieg aus dem Kessel des Hufeisenfalls auf, wölbte sich vor der Insel und vor dem zweiten Fall vorüber und sank mit seinem andern Ende in den Strom hinab, dort wo in diesem Augenblick der kleine Nachen vom Lande stieß und, mit Reisenden beladen, dem diesseitigen Ufer zuschaukelte.

In stummes Staunen versunken, hielten Forney und seine Kinder ihre Blicke auf dies Prachtwerk der Schöpfung geheftet, als der Irländer ihnen nahete und sie freundlichst bewillkommnete.

Er geleitete sie in seine Klause, half ihnen, sich der geborgten Kleider zu entledigen und ertheilte ihnen mit einem feierlichen Ernst die Bescheinigungen darüber, daß

sie unter dem großen Falle gewesen seien. Forney belohnte ihn freigebig für seine Mühe und Aufmerksamkeit und erstieg dann mit den Seinigen die hohe Treppe, um bei Sonnenuntergang von dem Tafelfelsen aus noch einen Blick nach dem endlosen Eriesee zu senden, der hinter der Insel in weiter Ferne mit dem Himmel verschwamm.

Capitel 37.

Rüstung der Seminolen. – Die Schlacht. – Der Sieg. – Mißglückter Ueberfall. – Der Rückzug. – Vertheidigung. – Auf der Insel. – Der Ersehnte. – Vertrauen. – Hoffnung. – Ergebung.

Während täglich mehr Reisende sich nach den unzähligen großartigen Naturschönheiten des Nordens von Amerika wandten, nahmen die kriegerischen Aussichten in Florida von Tag zu Tag einen ernsteren Charakter an. Von Tampabay aus landeten amerikanische Truppen an der Mündung des Ocklockney-Flusses und setzten sich auf dem Weg nach Tallahassee in Marsch, während zugleich die Streitkräfte, die an der nördlichen Grenze Floridas standen, dieselbe überschritten, um sich mit Jenen zu vereinigen. Auch die Compagnien der Freiwilligen, die sich in Georgien formirt hatten, machten sich marschfertig und aus dem westlichen, nur noch von Weißen bewohnten Theile Floridas zogen viele Kampflustige nach Tallahassee, um sich an dem Kriege zu betheiligen.

Tallihadjo hatte immer noch vergebens auf das Zeichen seines Freundes Ralph gewartet, um den Kampf zu beginnen, derselbe hatte sich gar nicht mehr bei ihm blicken lassen und ihm stand kein Mittel zu Gebote, sich Nachricht von ihm zu verschaffen. Keineswegs aber war er unthätig gewesen; er hatte seine Kundschafter an alle

Grenzen des Landes vertheilt und war durch sie von jeder Bewegung der Weißen auf's Vollständigste unterrichtet worden. Die Nachricht, daß die Truppen von Tampabay auf Tallahassee marschirten, war ihm zugekommen und sehr richtig hatte er erkannt, daß ihm diese Bewegung gelte. Zugleich hatte er erfahren, daß die amerikanischen Soldaten vom Norden her in Florida eingedrungen waren und er setzte voraus, daß dieselben mit Jenen zusammentreffen wollten, um ihn gemeinschaftlich anzugreifen. Schon bei der ersten Nachricht von der Landung der Amerikaner am Ocklockney-Fluß hatte er Eilboten in allen Richtungen durch das Land gesandt und alle Häuptlinge aufgerufen, mit ihren Kriegern zu ihm heranzueilen; doch nur einzeln waren sie seinem Rufe gefolgt, namentlich hatten sich aus dem Innern des Landes noch keine Streiter eingefunden. Demohngeachtet war seine Macht auf tausend Mann angewachsen und täglich trafen noch einzelne Krieger bei ihm ein. Ein großer Rath war gehalten worden, in dem man beschlossen hatte, die Vereinigung der Amerikaner zu verhindern und sie einzeln zu gleicher Zeit anzugreifen. Eine der kräftigsten Stützen Tallihadjo's war ihm Kajukee, ein Häuptling der Creek-Indianer, deren Haß gegen die Bleichgesichter womöglich noch blutiger war, als der der Seminolen.

Diesem Häuptling wurde die Führung von der Hälfte der Streiterzahl anvertraut, um damit in Tallahassee einzufallen, während Tallihadjo mit der andern Hälfte die vom Norden heranziehenden Truppen angreifen wollte.

Meist alle Weiber und sämmtliche kampfunfähigen Männer seines Stammes hatte er an die befestigte Insel gebracht, und er selbst stand mit seinen Kriegern in seinem alten Lager.

Es war eine helle Mondscheinnacht, der Kriegszug unter Kajukee hatte bei aufsteigendem Lichte Tallihadjo's Lager verlassen, um sich in die Nähe von Tallahassee zu begeben und in der folgenden Nacht in die Stadt einzufallen. Tallihadjo hatte zur selben Zeit abermals verschiedene Eilboten an die mächtigsten Stämme im Lande abgeschickt, um sie nochmals dringend und eiligst zum Kampfe herbeizurufen. Da traf ein Kundschafter im Lager ein und meldete, daß eine Truppenabtheilung der Feinde kaum vier Meilen von hier entfernt bei Sonnenuntergang Halt gemacht und Feuer angezündet habe. Er gab deren Zahl auf sieben bis achthundert Mann Fußvolk und etwa hundert Reiter an. Diese Nachricht wurde mit stürmischem Jubel begrüßt, und laut und dringend verlangten die Krieger, daß Tallihadjo sie sofort gegen diesen Feind führe. Der Häuptling aber wußte zu gut, daß sich Viele unter ihnen befanden, die ihren Häuptlingen zwar hierher gefolgt waren, die aber weder Vaterlandsliebe noch Seminolenstolz genug besaßen, um mit Entschlossenheit zu siegen oder zu sterben; er wußte, daß Diese die Schatten der Nacht benutzen würden, um sich ungesehen vor dem Kampfe wegzustehlen, während sie bei dem Licht des Tages sich hierdurch der Rache ihrer eigenen Kameraden aussetzen würden. Er bestand darauf, den Morgen

abzuwarten und bei hellem Tageslichte dem Feind zu begegnen, indem er sagte, daß Dieser einen Ueberfall bei Nacht den Seminolen für Feigheit auslegen würde. Sein Vorschlag fand Gehör und der Angriff wurde auf den Anbruch des Tages verschoben.

Bald darauf lagen sämmtliche Krieger mit ihren Waffen neben sich um die Feuer hingestreckt, diese erloschen und kein Laut ward während der Nacht mehr im Lager gehört. Kaum aber graute der Tag, als auch die Feuer wieder brannten, die Indianer ihr Morgenbrod verzehrten und dann ein Jeder sich zum Kampfe rüstete.

Nur wenige Indianerinnen waren im Lager zurückgeblieben und unter ihnen befand sich Onahee und Olviana, welche Letztere trotz aller Vorstellungen des Häuptlings sich geweigert hatte, Tomorho zu verlassen.

Sie schmückten bei dem ersten Erscheinen des Morgens den Schimmel des Häuptlings zum Kampfe und bewaffneten sich dann selbst mit Bogen und Pfeilen, Messer und Streitaxt.

Bald waren sämmtliche fünfhundert Krieger zum Abmarsch gerüstet. Tallihadjo, mit der Schärpe geschmückt, die ihm Eleanor beim Abschied zum Andenken gegeben hatte, bestieg sein Roß, die Streiter sammelten sich um ihre verschiedenen Häuptlinge und der Zug setzte sich mit Tallihadjo an der Spitze in Bewegung. Mit einer Todtenstille wanderte die Schaar auf schmalen Pfaden in eiligem Marsche bergauf bergab durch die dichten Wälder und erreichte nach Verlauf von einer Stunde einen Punkt,

von wo man das Lager der Amerikaner übersehen konnte. Tallihadjo war vom Pferde gestiegen und erklomm die Höhe, während seine Leute hinter derselben zurückbleiben mußten. Mit der Hand seine Augen gegen das aufsteigende Sonnenlicht schützend, spähete er nach dem Feind hinüber, der, um die Lagerfeuer hingestreckt, das Morgenbrod bereitete.

Der Häuptling schätzte die Stärke seines Gegners und fand, daß sein Kundschafter dieselbe richtig angegeben hatte; er sah zu seiner Freude, daß die Pferde der Reiterei in einiger Entfernung von den Soldaten frei in dem Grase gingen und bemerkte, daß das Lager sich ganz in der Nähe einer tiefen Schlucht befand, von der er wußte, daß er auf einem Umwege mit seinen Leuten ungesehen in dieselbe gelangen konnte.

Rasch ging er zu seinen Kriegern zurück, theilte ihnen mit, was er gesehen hatte, und setzte dann an ihrer Spitze den Marsch in einer Seitenrichtung fort. Auf einem weiten Umweg erreichte er wirklich, ohne gesehen zu werden, die Vertiefung, an deren einer Seite auf einer großen Blöße der Feind lagerte, während rundum diese ein unabsehbarer Wald von einzelstehenden Fichten zum Himmel aufstrebte.

Tallihadjo stieg ab, leitete sein Pferd in den tiefen Grund und band es dort fest, da es nicht möglich war, in dem darin umherliegenden Gestein zu reiten.

Es war sein Plan, in der Schlucht dem Feinde möglichst nahe zu kommen und dann aus derselben so plötzlich über ihn herzufallen, daß er nicht die Zeit habe, sich

zur Vertheidigung zu ordnen, seine Absicht war jedoch durch den Allarmschuß eines Vorpostens vereitelt, welchen die Amerikaner an der Schlucht hinter einer Fichte aufgestellt hatten.

Im Augenblick rief die Trommel die Soldaten unter das Gewehr und alle stürzten mit den Waffen in der Hand ihren Sammelplätzen zu, während die Reiterei nach ihren Pferden rannte.

Tallihadjo aber stieß ein wildes gellendes Kriegsgeschrei aus, sprang aus der Vertiefung hervor und führte seine Schaar im Sturmlauf auf den Feind ein. Ein dichter Kugelregen von beiden Seiten kreuzte sich schon auf weite Entfernung, und dann schwieg das Feuer. Der Commandeur des Regiments, Major D. . . , ließ die bestürzten Soldaten schnell ein Quarré formiren, um sich mit dem Bajonett zu vertheidigen, und ihre Reiterei, welche einsah, daß es zu spät war, die Pferde zu besteigen, flüchtete sich in dessen Mitte.

Wie der Sturm durch die Wälder braust, so stürzten die Wilden mit übermenschlichem Geheul der dichten Masse des Feindes entgegen und hatten ihn bis auf kurze Entfernung erreicht, als Major D. . . Feuer commandirte und die wohlgerichtete Gewehrsalve eine furchtbare Zerstörung unter den Stürmenden anrichtete. Sie fuhren auseinander, zogen sich zurück und ließen gegen vierzig schwergetroffene Kameraden auf dem Platze liegen.

Tallihadjo's Donnerstimme jedoch brachte die zurückweichenden Krieger wieder zum Stehen, abermals führte er sie den blitzenden Bajonetten des Feindes entgegen

und wieder wurden sie mit ähnlichem Verlust zurückgeworfen. Die Wuth der Wilden steigerte sich durch den Widerstand und durch die Todesschreie ihrer getroffenen Brüder zur Raserei, noch dreimal warfen sie sich dem feuersprühenden Viereck entgegen und jedesmal mußten sie der Gewalt des Kugelregens weichen.

Da sammelte sie Tallihadjo nochmals um sich, er ließ sie sämmtlich ihre Büchsen wieder laden, ließ sie in einer langen Linie im Halbzirkel sich aufstellen und gab nun das Zeichen zum Angriff, indem er selbst in der Mitte seiner Streiter voranstürzte. Mit der Eile des Sturmwinds hatte die ganze Linie das Quarré bis auf fünfzig Schritt erreicht, wieder prasselte das Gewehrfeuer der Amerikaner den Wilden entgegen, doch diesmal mit weniger Erfolg; die Seminolen hielten einen Augenblick in ihrem Laufe an, ihre Büchsen knallten auf der ganzen Linie und nicht eine ihrer Kugeln fehlte die Brust eines Feindes. Die Reihen der Soldaten wurden durch das Niederstürzen der Verwundeten und Todten gebrochen, doch auch ebenso schnell die Lücken durch eiliges Zusammentreten wieder ausgefüllt und geschlossen, und es wurde abermals Feuer unter die Angreifer gegeben.

In diesem Augenblick sprang Onahee hinter Tallihadjo hervor, stieß einen gellenden Kampfruf aus, stürzte sich mit hochgeschwungener Streitaxt gegen die Bajonette der Feinde und sank, von ihnen durchbohrt, zusammen. Mit Wuthgeheul folgten die Krieger ihres Stammes, mit Tallihadjo an der Spitze, der Indianerin auf dem Fuße, in einer dichten Masse brachen sie in das Quarré

ein, ihre Streitäxte fielen, Tod und Verderben bringend, auf die Soldaten nieder, in wenigen Augenblicken hatten sämmtliche Seminolen deren Reihen getrennt, und Mann gegen Mann begann nun ein Kampf, ein Schlachten und Würgen, wie wenn wilde Raubthiere sich zerfleischten.

Das Siegesgeheul der Seminolen und das Todesgeschrei der Sterbenden hallte durch die nahen und fernen Wälder, und nur drei Amerikaner retteten ihr Leben dadurch, daß sie Pferde erreichten und, auf deren nackten Rücken gelangt, dieselben zur wilden richtungslosen Flucht antrieben.

Der Sieg der Seminolen war vollständig; sie hatten ihn aber mit dem Leben von einigen hundert ihrer Krieger hoch bezahlt. Tallihadjo war durch zwei Bajonettstiche getroffen, Tomorho hatte einen Streifschuß erhalten und beinahe ein Jeder der Krieger war verwundet worden.

Das schauerliche Siegesfest des Scalpirens nahm jetzt seinen Anfang, unter den schrecklichsten Triumphtönen wurde nun den todten, so wie den noch lebenden Amerikanern die Kopfhaut abgerissen, und die Klage und Schmerzensschreie der Letzteren erfüllten die Luft. Tallihadjo stand in der Mitte dieser blutigen Scene und ließ seinen Blick über die Gefallenen wandern, denn außer der treuen Onahee lag mancher seiner bravsten Krieger zwischen denselben vom Tode umarmt.

Da fiel seine Aufmerksamkeit auf einen verwundeten Amerikaner, der in seiner Verzweiflung mit einem Seminolen rang und dessen Messer von seinem Haupte abzuwehren suchte, während Dieser ihm lebendig den Scalp

rauben wollte. Der Häuptling war herzugetreten und erkannte Mac Dower, den Händler, der ihm den gestohlenen Schimmel verkauft hatte.

»Du hast mich betrogen und durch Dich kam mein Sohn Tomorho in Gefahr, einen unehrlichen Tod zu sterben. Ich will barmherzig gegen Dich sein und Dir Deine Schmerzen verkürzen,« sagte Tallihadjo, schwang seine Streitaxt über Mac Dower und spaltete ihm den Schädel.

Das Rache- und Siegeswerk war vollbracht und die Seminolen begannen nun Vorrichtungen zu machen, um ihre Todten zu begraben und ihre verwundeten Brüder von hier fort nach der befestigten Insel zu schaffen.

Nachdem sie Erstere der Erde übergeben hatten, verfertigten sie aus jungen Stämmen und Reisholz Bahren, legten die Verwundeten darauf und setzten sich mit ihnen in einem langen Zug schweigend in Bewegung, während sie die erbeuteten Waffen auf die eingefangenen Pferde der Amerikaner packten und dieselben hinter sich her leiteten.

Tallihadjo hatte den Leichnam der treuen Onahee vor sich auf sein Pferd heben lassen und hielt ihn mit seinem Arm gegen seine Brust gedrückt. Er ritt mit feuchten Augen und blutendem Herzen seinen Kriegern voran und erreichte mit ihnen das Ufer des Sees, als schon das Mondlicht auf dessen Spiegel glänzte. Freude und Leid, gleich groß, zog mit der Siegesnachricht unter den Bewohnern der Insel ein, denn Viele derselben hatten Gatten, Verwandte und Freunde zu beweinen.

Der Tod Onahee's erzeugte allgemeine tiefe Trauer und ihr Verlust für die Sache der Seminolen ward von den Weisen des Stammes als unersetzlich beklagt.

Nur eine kurze Ruhe ward den Siegern hier zu Theil, denn schon am frühen folgenden Morgen sammelte sie Tallihadjo wieder um sich und zog mit ihnen Tallahassee zu, um sich über den Erfolg des Angriffs auf die Stadt Gewißheit zu verschaffen und sich mit seinen Brüdern unter Kajukee zu vereinigen.

Auf halbem Wege kamen ihm diese schon entgegen, und zwar sehr niedergeschlagen, denn die Hälfte ihrer Streiterzahl hatten sie in der Stadt todt und verwundet zurückgelassen. Auch Kajukee war geblieben.

Um Mitternacht waren sie mit Fackeln in die Straßen eingedrungen, hatten den Ort an verschiedenen Punkten in Brand gesteckt und ein schreckliches Blutbad in den außerhalb der Stadt gelegenen Häusern angerichtet, das Militair aber, welches ganz in der Nähe gelagert war, hatte ihnen den Rückweg aus Tallahassee abgeschnitten und auf dem Platz vor dem Gerichtsgebäude von allen Straßen her ein mörderisches Kreuzfeuer auf sie gerichtet. Es war ihnen endlich gelungen, sich durchzuschlagen und die ihnen entgegenstehende Militairabtheilung dabei fast gänzlich aufzureiben; ihr Verlust aber war zu groß für den geringen Schaden, den sie den amerikanischen Truppen zugefügt hatten. Sehr Viele von ihnen waren schwer

verwundet und wurden von ihren Kameraden theils geführt, theils getragen, so daß sich kaum noch zwei hundert Männer unter ihnen befanden, die noch kampffähig waren.

Dieser Verlust traf Tallihadjo sehr schwer, er beschloß, sich nach dem See zurückzuziehen und die Verwundeten auf die Insel zu bringen; ehe er jedoch den Rückmarsch antrat, wählte er unter den rüstigsten Leuten welche aus der Schaar und schickte sie als Eilboten in das Land ab, um den dortigen Stämmen die Nachricht von seinem Sieg zu überbringen und ihnen mitzutheilen, daß die Seminolen an neunhundert Scalpe erbeutet hätten.

Von der Niederlage in Tallahassee aber das Mindeste verlauten zu lassen, untersagte er ihnen auf's Strengste.

Spät in der Nacht erreichten sie den See und fuhren die Verwundeten nach der Insel, während die streitbaren Männer an dem Ufer auf dem Festlande ihr Lager aufschlugen.

Mehrere Tage verstrichen hier, ohne besondere Störung, die Krieger setzten ihre Waffen wieder in vollkommenen Stand, gossen Kugeln und schärften ihre Messer und Aexte, und die Weiber verfertigten neue Pfeile; denn der Seminole führte zum Kampfe nicht allein die Büchse, sondern auch den Bogen mit sich. Die Kundschafter brachten Tallihadjo täglich Nachricht über die Bewegungen der Amerikaner; es lief die Kunde ein, daß mehrere tausend Soldaten vom Norden her in das Land gerückt seien und in der Gegend lagerten, wo Major D… mit seinem Regiment seinen Untergang gefunden habe. Von

Tallahassee her wurde zu gleicher Zeit berichtet, daß die dortigen Truppen die Straße herauf Jenen entgegenrückten.

Tallihadjo's augenblickliche Macht war zu schwach, um die Vereinigung derselben zu verhindern, er hoffte aber von Stunde zu Stunde, Verstärkung zu erhalten und die Stämme aus dem Innern des Landes erscheinen zu sehen.

Hier in diesem Waldversteck, zu dem nur unwegsame Pfade führten, war er jedenfalls sicher vor einem Angriff durch die Weißen, denn außer Ralph war ja Keinem derselben dieser Ort bekannt.

Große Bestürzung erfaßte deshalb den Häuptling und seine kleine Schaar, als eines Mittags ein Kundschafter in's Lager gestürzt kam und verkündete, daß die Weißen in großer Zahl in der Richtung hierher marschirten und in einigen Stunden hier eintreffen müßten.

Tallihadjo sah, daß er verrathen war, sein Herz aber dachte nicht daran, daß Ralph selbst die Feinde hierherführte. Die Frauen, die alten Männer und die Verwundeten konnte er nicht verlassen, denn so gut, wie die Weißen seinen Aufenthalt kannten, wußten sie sicher auch von dem Zufluchtsort Jener. Er beschloß deshalb, den Feind hier zu erwarten und sich im höchsten Nothfall auf die Insel zu flüchten, bis die Verstärkungen aus dem Innern, auf deren Kommen er mit unbezweifelter Gewißheit rechnete, eintreffen würden.

Rasch sammelte er seine Krieger um sich und zog von dem Ufer des Sees in den dichten Wald hinein, dem Feind

entgegen, da er dort unter dem Schutze der Bäume und der Büsche sich in großem Vortheil über denselben befand. Er wählte eine morastige Ebene, durch welche nur *ein* Pfad nach dem See führte, und vertheilte seine Leute zu beiden Seiten desselben in dem hohen, schilfartigen Gras, unter Büschen, hinter starken Stämmen und in den Kronen dichtbelaubter Bäume, von wo aus die Schützen einen freien Blick von Oben herab auf die Angreifer haben würden. Zugleich schickte er einige Kundschafter voraus, damit sie ihm das Herannahen des Feindes verkünden sollten.

Wie die lauernden Panther lagen die Indianer lautlos und unbemerkbar in ihren Verstecken und lauschten jedem leisesten Ton, der in der Richtung von dem erwarteten Gegner herkam. Plötzlich vernahmen sie eilige Tritte und wenige Minuten später erschienen die Kundschafter mit der Nachricht, daß die Bleichgesichter im Anmarsch wären. Ringsum hörte man den klingenden Metallton, den das Spannen der Büchsen hervorbrachte, dann war Alles wieder todtstill. Bald kamen viele Vögel des Waldes, namentlich unzählige der schönen purpurblaugefiederten Häher, mit lautem Krächzen von Baum zu Baum geflogen und verriethen die herannahenden Truppen.

Jetzt wurden diese selbst in der Ferne in einer endlosen Reihe sichtbar, denn der schmale Pfad erlaubte kaum drei Männern neben einander zu gehen. Einige hundert Büchsenschützen marschirten voran und hielten, vor sich hinspähend, ihre Waffen zum Schuß bereit. Vorsichtig kamen sie näher und näher und ihr ganzer Zug befand

sich schon in dem Schußbereich der lauernden Indianer, als plötzlich Tallihadjo hinter einer alten Platane hervor Feuer gab und den Vordersten, einen Officier, zu Boden streckte. Im nächsten Augenblick krachte es hinter allen Bäumen und aus den laubigen Höhen, und jede Kugel der Seminolen hatte ihr Ziel getroffen. Ueber hundert der amerikanischen Schützen wälzten sich in ihrem Blute und ein Triumphgeheul, als käme es aus den Tiefen der Hölle, schallte durch den Wald.

Die Amerikaner erwiederten das Feuer, aber nur Wenige von ihnen hatten einen Indianer zum Ziel, denn diese waren vor ihren Blicken verschwunden.

Da rasselten die Trommeln Sturmmarsch, im Laufschritt kamen die Musketiere auf dem schmalen Pfad herangeeilt, stürmten über die Leichen ihrer Kameraden hinweg und sprangen nun seitwärts in dem sumpfigen Wald den Stellen zu, von woher die Indianer auf sie schossen. Viele mußten den Angriff mit dem Leben bezahlen, doch die Menge der Nachkommenden war so groß, daß die Seminolen nicht Zeit genug hatten, gegen Alle zu laden und zu feuern.

Der Kampf war verzweifelt, die Uebermacht der Amerikaner aber siegte und die gellende Stimme Tallihadjo's rief seine Krieger zum Rückzug.

Wie die Thiere des Waldes setzten Diese über Büsche und umgefallene Baumstämme hin, feuerten im Fliehen noch ihre Kugeln nach dem mit lautem Hurrah folgenden Feind und waren bald vor dessen Blicken verschwunden.

Tallihadjo erreichte mit seinen Leuten den See, sie sprangen in die vielen bereitliegenden Nachen und landeten auf der Insel, ehe die Amerikaner aus dem Wald hervorbrachen. Diese sammelten sich nun an dem Ufer des Sees, welches sich außer Schußweite von der Insel befand, bald erschienen auch über hundert schwer beladene Maulthiere, welche die Lebensmittel für die Truppen trugen, und Tallihadjo erkannte von der Insel aus, daß man einen Rath hielt. Kurze Zeit nachher theilten sich die Amerikaner in vier Colonnen, die sich auf vier Seiten des Sees begaben und dort einzeln Lager bezogen. Einer jeden dieser Abtheilungen folgte eine Zahl Maulthiere, denen man auf der Lagerstelle das Gepäck abnahm, ihnen die Füße zusammenband und sie grasen ließ.

Bald darauf sah Tallihadjo nach allen Richtungen an den Ufern des Sees Feuer aufsteigen und erkannte noch bei dem Lichte des scheidenden Tages, daß die Feinde in Ruhe ihr Abendbrod bereiteten.

Jetzt kam ihm der Aufenthalt auf dieser Insel doch ganz anders vor, als er ihn sich so oft im Belagerungsfall gedacht hatte; die vier Truppenabtheilungen des Feindes waren schon eine jede einzelne seiner Macht bei Weitem überlegen, sie konnten selbst in der dunkelsten Nacht ein Boot auf dem glänzenden Spiegel des Wassers erkennen und konnten schneller am Ufer hin und her eilen, als ein Kahn im Stande war, über den See zu fahren. Wie viel leichter war es mithin, das Landen zu verhindern, als es auszuführen! Die Lebensmittel, die er auf der Insel hatte,

konnten für die vielen Menschen, die sich hier befanden, höchstens zwei Monate ausreichen, und dann mußten sie sich ergeben, oder verhungern.

Der Gedanke, daß er jetzt schon Gefangener sei, war dem Häuptling furchtbar, doch kam es ihm keinen Augenblick in den Sinn, sich zu ergeben, stand ihm ja doch die Gelegenheit offen, im Kampfe zu sterben.

Auch hatte ihn die Hoffnung noch nicht verlassen, es konnten ja in jedem Augenblick die vielen mächtigen Stämme aus dem Innern des Landes eintreffen; während dieselben dann den Feind angriffen, wollte er eine Landung ausführen und er und die Seinigen waren dann frei! So sehr seine Ueberzeugung auch gegen diese Hoffnung stritt, so hielt er doch daran fest und sprach diesen Glauben auf das Bestimmteste vor seinen Leuten aus.

Die Nacht verbrachten die Belagerten in großer Unruhe, denn mehr oder weniger erkannte doch ein Jeder die verzweifelte Lage, in der er sich befand.

Tallihadjo wanderte viele Stunden lang in Gedanken versunken an dem Ufer der Insel und richtete dabei seinen finstern Blick oftmals nach den Feuern des Feindes hinüber. Erst gegen Morgen suchte er sein Nachtlager auf und fiel in einen unruhigen Schlaf, aus dem ihn die Sonne erweckte. Sein erster Gedanke war, daß er gefangen sei, und unwillkürlich legte er die Hand an sein Messer, als ob dieses der Freund wäre, der ihn befreien könne.

Die Sonne stand schon ziemlich hoch, und Tallihadjo saß unweit des Lagerfeuers und schaute in dessen Flamme, als einer der Krieger zu ihm trat und ihm anzeigte,

daß in dem Lager des Feindes ein Fremder zu Pferd angekommen sei, der, wie es schien, eine Person von Wichtigkeit sein müsse. Tallihadjo erhob sich schnell und schritt an das Ufer an einen Platz, von wo ihm ein offener Blick über den See nach den Amerikanern hin frei stand, dort, wo dieselben am Tage vorher aus dem Wald hervorgekommen waren.

Auf den ersten Blick erkannte er seinen Freund Ralph, der immer noch zu Pferd an dem Ufer hielt und sich dem Anschein nach mit einer Anzahl Officieren, die sich um ihn gesammelt hatte, lebhaft unterhielt.

Ein freudiges Gefühl fuhr Tallihadjo durch die Seele, Ralph kam, um ihm zu helfen, darüber hegte er keinen Zweifel; hätte er ihn nur sprechen können, – sollte er nicht auf die Insel kommen? – doch das war ja nicht möglich, er hatte ja kein Boot, – jetzt stieg er vom Pferde – er trat zwischen seinen Gefährten hervor, schritt unmittelbar an das Wasser und winkte mit einem weißen Tuche nach der Insel, indem er laut den Namen Tallihadjo rief.

Kaum hatte die Luft den Schall herüber zu dem Häuptling getragen, als dieser in das Lager zurückrannte und zwei Indianerinnen befahl, in einem Boote hinüber nach dem Festland zu rudern und den großen Mann, der am Strande stand, auf die Insel zu bringen,

Der Befehl ward sofort ausgeführt, schnell strich der Nachen über die klare Fluth, erreichte den bezeichneten Fleck, Ralph stieg zu den Indianerinnen in den Kahn hinein und in noch größerer Eile kehrten diese mit dem Gaste zurück.

Tallihadjo trat Ralph mit einem ernsten, traurigen Blick entgegen und reichte ihm die Hand hin, die dieser mit den Worten ergriff:

»Aber, Tallihadjo, um des großen Geistes Willen, warum bist Du nicht in das Innere des Landes geflohen? Ich habe Dir zwei Boten gesandt und Dir sagen lassen, daß Dein Aufenthalt auf dieser Insel durch einen Indianer an die Bleichgesichter verrathen worden sei.«

»Meine Augen haben keinen Boten von Dir erblickt und zu meinen Ohren ist keins Deiner Worte gedrungen,« antwortete der Häuptling.

»Es waren beide Männer aus dem Stamme Homathlans, die ich zu Dir schickte,« sagte Ralph mit einem Tone, der Glaubwürdigkeit für seine Aussage in Anspruch nahm.

»Homathlan hört lieber das Zischen der giftigsten Schlange bei seinem Lagerfeuer, als den Namen Tallihadjo; Du weißt es, er ist mein Feind und seine Krieger sind ihm ergeben. Du hättest andere Boten wählen sollen,« erwiederte der Häuptling, indem er den Kopf schüttelte.

»Du bist leider gefangen, Tallihadjo, und selbst der große Geist könnte Dich jetzt den Händen der Bleichgesichter nicht entreißen,« fuhr Ralph mit erheuchelter Theilnahme fort.

»Der große Geist ist mächtiger, als die Bleichgesichtet, er hat Sturm und Blitz,« entgegnete Tallihadjo feierlich.

»Ich hörte von dem Marsch der Truppen hierher und folgte ihnen eilig, um sie irre zu leiten und sie einen

falschen Weg zu führen, doch ich kam zu Deinem Unglück zu spät. Was hast Du beschlossen, zu thun?«

»Zu siegen oder zu meinen Vätern zu gehen,« antwortete der Häuptling mit einem glühenden Blick.

»Du bist ja schon besiegt, Tallihadjo, denn Du bist gefangen,« fiel Ralph ein.

»Noch sind meine Hände frei und meine Waffen gut, Tallihadjo wird sich nie gefangen geben,« erwiederte der Häuptling stolz.

»Und was wird aus den Deinen werden, wenn Du zu Deinen Vätern gegangen bist, willst Du sie von den Weißen morden lassen? Stehen Dir nicht die herrlichsten Länder der Welt, die ewig grünen Prairien des Westens noch offen, Tallihadjo? Ziehe mit Deinem Stamme und allen den Kriegern, die hier um Dich versammelt sind, dorthin, ich will die Regierung der Amerikaner dazu bestimmen, Euch Alle auf herrlichen Dampfschiffen nach jenen Ländern bringen zu lassen. Bist Du vorangegangen, so folgen alle andern Stämme unseres Volkes, der Seminolen, bald nach, und die, welche sich weigern, sollen von den Amerikanern dazu gezwungen werden. Auch ich ziehe mit Dir, und bald werden wir wieder eine große, gefürchtete Nation sein. Gehe freiwillig voran, Tarlihadjo, der große Vater der Weißen wird Dein Freund werden.«

Während Ralph diese Worte sprach, hielt der Häuptling seine Augen fest auf ihn gerichtet, und Ersterer bemerkte, wie deren finsterer Blick milder und heiterer ward.

»Der große Geist hat es beschlossen, wir sollen dies Land an die Weißen abtreten und er will uns die viel schönern Länder des Westens dafür geben,« fuhr Ralph noch dringender fort, »wollen wir uns gegen seinen Beschluß auflehnen und hier nach und nach besiegt und elend untergehen? Noch sind Deine Hände frei, Tallihadjo, ziehe als unbesiegter Häuptling aus Florida, um der Deinen und um unseres Volkes willen; Du wirst die Seminolen vom Untergange retten!«

»Das Blut Deiner Mutter hat aus Dir geredet, Ralph!« rief jetzt der Häuptling mit Begeisterung aus und ergriff dessen Hand. »Es giebt nur eine Rettung für unser Volk, sie liegt in jenen westlichen Ländern, nach denen mein Herz sich längst schon gesehnt hat. Ich bin bereit, dorthin zu ziehen, und überlasse es Dir, für uns mit den Weißen zu unterhandeln.«

»Lasse mich sorgen, Tallihadjo,« entgegnete Ralph, sichtbarlich erfreut über den Entschluß des Häuptlings. »Du mußt aber mit Allen, die sich hier befinden, auf der Insel verweilen, bis ich die nöthigen Dampfschiffe zu unserer Beförderung an die Küste Florida's gebracht habe, denn gelangen die Krieger, die nicht zu Deinem Stamme gehören, an das Festland, so flüchten sie sich nach Hause zu ihren Weibern, zwingst Du sie aber, mit Dir vorauszugehen, so folgen ihnen ihre ganzen Stämme freiwillig nach. Du weißt es ja selbst zu gut, daß die Seminolen mit Blindheit geschlagen sind und zu ihrem eigenen Besten gezwungen werden müssen. Die Amerikaner sollen die Ufer des Sees bewachen, damit keiner jener Krieger

entrinne. Alles, was Du von Lebensmitteln bedarfst, soll hierher geschafft werden, und während der Zeit, in welcher Du noch hier wohnst, will ich Dein Vieh und Deine Pferde für Dich an die Weißen verkaufen und Dir dann das Geld dafür einhändigen. Dort an der Grenze unserer neuen Heimath haben die Weißen noch schöneres Vieh und noch edlere Rosse und Du kannst sie für die Hälfte des Geldes, was Du hier bekommst, dort wieder kaufen. Wo hast Du Deine Heerden hingebracht?«

»Ich will Dir einen meiner Neger mitgeben, er soll Dich zu dem Weideplatz führen,« erwiederte Tallihadjo einwilligend.

»Jetzt nicht, wenn ich zurückkehre, ich muß zuerst den Amerikanern Deinen Entschluß melden und die Regierung veranlassen, die nöthigen Dampfschiffe für Euch an die Küste zu senden. Laß während meiner Abwesenheit keinen Deiner Leute an das Festland gehen und bleibe Du selbst auch hier, damit Mißverständnisse vermieden werden. Ich komme bald zu Dir zurück,« sagte Ralph, beredete dann noch viele Dinge in Bezug auf die Auswanderung mit dem Häuptling, erhielt von ihm noch Aufträge verschiedener Art und schied nach einigen Stunden mit der Versicherung, das Interesse der Seminolen nach allen Kräften zu fördern und seine Rückkehr möglichst zu beschleunigen.

Auf dem Festlande angekommen, empfahl er den dort lagernden Truppen, strenge Wache zu halten, daß keiner der Indianer von der Insel entweiche, damit keine Nachricht über die Lage derselben zu ihren Brüdern in

das Innere des Landes dringe. Dann eilte er nach Tallahassee, sandte von dort aus einen Bericht über den Fang des gefährlichsten Häuptlings der Seminolen durch einen Courier nach Washington, und erbat sich Vollmacht und die nöthigen Mittel, um denselben mit seinen Gefährten nach dem Westen schaffen zu können. Zugleich schickte er ein Segelboot nach Tampabay und veranlaßte die Befehlshaber der dort vor Anker liegenden Fahrzeuge der Regierung, nach der Mündung des Ocklockney-Flusses zu kommen, um die Wilden nach New-Orleans zu befördern.

Alles ging nach Wunsch: von Tampabay erhielt Ralph die Nachricht, daß die dort stationirten Truppen gleichfalls einige hundert Seminolen gefangen genommen hätten, und daß dieselben mit den Schiffen nach dem bestimmten Platz segeln sollten. Von Washington wurde ihm ein, seine Verdienste anerkennendes Belobungsschreiben zugesandt und ihm zugleich Vollmacht ertheilt, so wie auch zur Fortschaffung der Indianer die nöthigen Credite auf New-Orleans angewiesen.

Während dieser Zeit hatte Ralph Tallihadjo verschiedene Besuche abgestattet, hatte dessen Vieh und Pferde an die Truppen der Regierung verkauft und dagegen Wechsel zum Betrage von dreitausend Dollar auf Letztere erhalten, die er sofort in Geld umsetzte, dem Häuptling aber sagte, daß er dasselbe erst zu der Zeit erheben könne, wenn sie zusammen in New-Orleans landen würden. Bei seinem letzten Besuch eröffnete er Tallihadjo, daß er sich nun eiligst nach jener Stadt begeben würde, um dort

die nöthigen Dampfer zu dingen, die den Häuptling mit seinen Gefährten auf dem Mississippi und dann auf dem Arkansas bis in die ersehnten wundervollen Prairien führen sollten. Er selbst, sagte er, würde mit ihm ziehen und ganz Seminole werden.

Tallihadjo erblickte in der Auswanderung die einzige Rettung für sein Volk, obgleich er wußte, daß dasselbe sich freiwillig niemals dazu entschließen würde. Sein Plan, alle Stämme der Seminolen in den Krieg zu verwickeln, sich mit ihnen in die für Weiße unzugänglichen Sümpfe Floridas zurückzuziehen und sie in ihrer Verzweiflung dazu zu vermögen, sich mit Gewalt eine Bahn nach dem Westen zu brechen, war gescheitert, und deshalb hieß er den Vorschlag Ralphs willkommen, da er die Hoffnung hegte, auch auf diesem Wege die große Aufgabe zu lösen, die ihm die Liebe für seine Nation zur heiligsten Pflicht machte.

Er sammelte die ältesten Männer seines Stammes und die fremden Häuptlinge um sich, erklärte ihnen ihre Lage, bewies ihnen deutlich, daß ihnen kein anderer Weg, als der der Auswanderung offen stehe, und beschrieb ihnen mit aller Gluth seiner Phantasie die Reize und Vorzüge jener wunderbar schönen Länder. Er nannte Ralph ihren Retter, ohne den sie sämmtlich hier auf der Insel verschmachten, oder bei einem Fluchtversuch unter den Kugeln der Weißen sterben müßten, sagte ihnen, daß derselbe sie von hier aus bis in ihre neue Heimath begleiten und dort bei ihnen für immer wohnen und mit ihnen leben wolle. Dann setzte er ihnen auseinander, daß ihre

ganze Nation bald nachfolgen müsse, da der große Geist es einmal so bestimmt habe und gegen dessen Willen die Seminolen keine Macht hätten.

Diese Mittheilung Tallihadjo's, die nach aufgehobenem Rath dem Volke eröffnet wurde, brachte eine schreckliche Wirkung auf die Indianer hervor. Viele der Krieger machten ihrer Wuth in Schmähungen und Verwünschungen gegen die Weißen Luft und wollten mit den Waffen in der Hand sterben, Andere, die von ihren Familien getrennt waren, brachen in lautes Klagegeschrei aus und nur die Wenigsten ergaben sich geduldig in ihr Unglück. Tallihadjo aber gebrauchte all seine Rednergabe, um die Leute zu beruhigen und ihnen Hoffnung für eine glückliche Zukunft zu geben, und nach und nach fügten sich dieselben in die eiserne Nothwendigkeit ihres Schicksals.

Capitel 38.

Der Jugendfreund. – Das alte Dampfschiff. – Verabredung. – Vorspiegelungen. – Der Marsch. – Die Seeküste. – Das Vaterland. – Letzter Abschied. – New-Orleans. – Das schöne Dampfschiff. – Der Raub. – Der geehrte Mann. – Auf dem Golf. – Verlangen. – Mitternacht.– Der Maschinenmeister. – Die heimliche Flucht. – Die Explosion. – Das Wrack. – Aufklärung. – Schreckliche Ueberzeugung.

Nach einem glühenden Julitage saß Ralph auf der hohen Treppe hinter der kolossalen Säulenreihe vor dem St. Charles Hotel in New-Orleans in eifrigem Gespräch mit einem Mann, den er Capitain Blout nannte.

Derselbe war ein alter Bekannter Ralphs, denn er hatte mit ihm in Columbus die Schulen besucht und später waren sie häufig in jener Stadt bei lustigen Gelagen, beim Spiel und Wettrennen zusammengetroffen. Seit einer Reihe von Jahren jedoch hatten sie sich nicht gesehen und nur ein Zufall führte Ralph auf das alte Dampfschiff, von welchem Blout nicht allein Capitain, sondern auch Eigenthümer war. Ralph suchte einige Dampfer für den Transport der Wilden zu miethen und war nicht wenig erfreut gewesen, in dem Capitain des ›*Star of the West*‹, wie dessen Schiff hieß, seinen alten Cameraden Blout zu erkennen, mit dem er so manches lustige Stückchen ausgeführt hatte.

»Ist denn das Schiff in so schlechtem Zustande. Es sah ja doch gar nicht so übel aus, als ich heute bei Euch an

Bord war,« fragte Ralph, indem er, das Kinn auf seine Hand gesenkt, den Ellbogen auf sein übergeschlagenes Knie stützte und den Capitain anschaute, auf dessen hageres Gesicht der helle Schein der Laternen vor dem Hause fiel.

»Kleider machen Leute, sagt das alte Sprichwort, doch meinen alten vermoderten Kasten, meinen Star, mag ich noch so schön herausputzen, die Passagiere und Güterverschiffer werden täglich scheuer vor ihm; auf den Landungsplätzen am Mississippi verhöhnt man mich bei meinen Besuchen, und man sagte mir schon oft, es sei Zeit das alte Gerippe zu begraben. Wie gesagt, ich habe das Schiff oft neu anstreichen lassen, habe die Cajüten hübsch sauber gehalten, bunte Teppiche gelegt und die Messingbeschläge recht blank geputzt, damit die Agenten der nordischen Assecuranzcompagnie dahier dem Fahrzeug gute Zeugnisse geben und ich darauf hin eine Versicherung erhalten konnte. Wer aber das alte Gerülle kennt, und hört, wie es stromauf ächzt und stöhnt, der wagt keinen Dollar darauf. Hätte ich einmal einen hohen Betrag darauf versichern können, so würde ich es schon längst in die Luft gesprengt haben; denn es bringt mir schlechte Rechnung und wird mich am Ende noch bankerott machen.«

Bei diesen Worten hob der Capitain die Hand in die Höhe und schnappte mit den Fingern.

»In die Luft gesprengt?« fiel Ralph ein, »und Euch dabei. Das wäre doch Schade für Euer Leben.«

»Mit Nichten, Norwood, haltet Ihr mich für so grün? Es würde nicht das erste Boot sein, dem ich eine solche Himmelfahrt bereitet hätte. Tüchtig Feuer unter den Kessel, das Ventil zugedreht und dann im Kahn Lebewohl gesagt. Versteht sich, in der Nacht, wenn Alles schläft. Der wachthabende Maschinenmeister muß nur mit in's Geheimniß gezogen werden, das ist allerdings ein Uebelstand.«

»Nun dazu fände sich wohl ein tüchtiger Kerl. Er muß ja um seiner selbst willen das Maul halten.«

»Ich habe im Augenblick einen solchen Burschen im Dienst; für einige hundert Dollar jagt er das schönste Schiff zur Hölle.«

»Hört, Blout, ich glaube wir könnten ein Geschäft zusammen machen. Ich würde Euch das Geld dazu geben, dem alten Star noch einmal ein neues Kleid anzuziehen, als Agent der Regierung könnte ich es bewirken, daß man auf denselben eine hohe Versicherung annähme, und nachdem Ihr ihn in die Luft gejagt hättet, würde ich Euch noch eine besondere Vergütung erwirken. Ich will nämlich eine Ladung Rothhäute aus Florida darauf verschiffen, die von unsern Truppen gefangen genommen sind. Werden dieselben an der Grenze von Arkansas ausgesetzt, so sengen und morden sie in den Ansiedelungen der Weißen, wo sie können, deshalb ist es für das allgemeine Wohl besser, wenn sie aus der Welt geschafft werden. Nachdem sie aufgeflogen sind, beschwert Ihr Euch in Washington, daß die Indianer in der Nacht revoltirt hätten, daß der Maschinenmeister von seinem Posten vor

ihnen hätte fliehen müssen, und daß in Folge hiervon der Kessel gesprungen wäre. Dann wird Euch die Regierung einen Schadenersatz bewilligen, wenigstens kommt Ihr durch den Spaß zu einem neuen guten Dampfboot. Was meint Ihr dazu?«

»Das Ding läßt sich hören,« erwiederte Blout nachdenkend. »Ihr müßtet aber auch für den Maschinenmeister sorgen, mit vierhundert Dollar würde er, glaube ich, zufrieden sein.«

»Versteht sich von selbst, das Geld will ich zahlen. Ueberlegt Euch die Sache, Blout, ich weise Euch lieber einen Verdienst zu, als einem Andern; denn daß ich Liebhaber genug zu der Unternehmung finden würde, wißt Ihr selbst.«

»Zehn für Einen. Bei Gott, die Hälfte der Capitains, die auf dem Mississippi fahren, würden darauf eingehen. Da ist nicht viel zu überlegen, wir machen die Sache jetzt unter uns ab, und morgen fangen wir an zu arbeiten. In acht Tagen soll der Star aussehen, als ob er so eben seine erste Fahrt antreten wollte.«

Die beiden Freunde saßen noch eine geraume Zeit in Beredung über das beabsichtigte Geschäft, und begaben sich dann in eine nahe Restauration, wo sie sich in die früher zusammen verlebten lustigen Zeiten versetzten.

Außer dem *Star of the West* miethete Ralph noch ein zweites Dampfboot, da jenes die gefangenen Indianer nicht alle fassen konnte; er kaufte die, für die Reise derselben nöthigen Lebensmittel ein und wies den beiden Fahrzeugen einen, von der Stadt entfernt gelegenen Platz

an, wohin er die Wilden auf den Regierungsschiffen bringen und sie dort auf die gemietheten Dampfer überladen wollte, ohne große Aufmerksamkeit dadurch zu erregen.

Ralph wurde als General, als Agent der Regierung und als glücklicher Vermittler zwischen den Amerikanern und den Seminolen von den Bewohnern der Stadt mit großer Auszeichnung behandelt und es schmeichelte seinem Stolz nicht wenig, daß die angesehensten Männer ihm Besuche machten und ihn in ihre Gesellschaften zogen.

Alles war zur Beförderung der Wilden in Bereitschaft und Ralph begab sich nach Florida zurück, um dort die Einschiffung derselben zu bewerkstelligen.

Mit großer Ungeduld hatte Tallihadjo auf Ralphs Rückkehr gewartet und seine Freude war außerordentlich, als er ihn eines Abends an dem Ufer des See's erscheinen sah. Er selbst bestieg den Nachen und holte ihn zu sich auf die Insel.

Ralph theilte ihm nun mit, wie vortrefflich er alles zu der Reise der Seminolen eingerichtet habe, beschrieb ihm, wie bequem und rasch die Fahrt bis zu ihrem Ziel vollbracht werden würde, und nahm an seiner Seite in der Berathung Platz, zu welcher Tallihadjo sämmtliche Männer auf der Insel um sich versammelte.

Hier berichtete der Häuptling nun die Einrichtungen, die Ralph für sie getroffen habe, beschrieb das herrliche bequeme Reisen auf einem Dampfboote und schilderte dann nochmals die reichen Prairien mit den zahllosen Büffeln, wilden Pferden, Hirschen, Antilopen und

Bären, so daß sämmtliche Leute seines Stammes in Jubel ausbrachen. Die Krieger der fremden Stämme freilich stimmten nicht mit ein, doch auch sie fanden Trost in den Worten Tallihadjo's, da er ihnen versicherte, daß Ralph Vorkehrungen getroffen habe, um ihre sämmtlichen Angehörigen bald nachfolgen zu lassen.

Am zweitfolgenden Morgen begann die Ueberfahrt der Indianer von der Insel nach dem Festlande, wo sie bei ihrer Ankunft ihre Büchsen abfeuern und allen Vorrath von Kugeln und Pulver an die Amerikaner abliefern mußten. Ihre Waffen erlaubte man ihnen, zu behalten, da man fürchtete, daß sie sich der Abgabe derselben widersetzen würden. Gegen Mittag war die Landung vollbracht und man rüstete sich zum Abmarsch.

Sämmtliche Habe der unglücklichen Indianer mußten sie selbst tragen. Männer, Weiber und Kinder beluden sich jetzt mit *dem* Theil ihres Eigenthums, welches ihnen das Liebste war. Die Wahl ward ihnen sichtbarlich schwer, man sah sie schön gegerbte Häute, künstlich verfertigte lederne Kleidungsstücke, Fischnetze und viele dergleichen Gegenstände niederwerfen und andere dafür auswählen und die Ladung, die sie zu tragen beschlossen, wurde immer größer. Endlich rief die Trommel zum Abmarsch.

Tallihadjo auf seinem Schimmel, der neben dem Boote schwimmend ihm an das Festland gefolgt war, ritt voran, und schwer bepackt folgten ihm seine Gefährten einzeln hintereinander nach, während zu beiden Seiten ihres langen Zuges die Truppen Mann hinter Mann sie geleiteten.

Mit feuchten Augen nahmen sie stummen Abschied von dem schönen See und mit wehmüthigem Blick sahen sie im Vorüberschreiten die stolzen Bäume des Waldes an, die Zeugen ihres vergangenen Glückes.

Auf der sumpfigen Ebene, wo die Indianer die Weißen zuletzt bekämpft hatten, versuchten es mehrere junge Krieger zu flüchten, und sprangen seitwärts in das Dickicht; sie wurden aber von den Kugeln der Amerikaner erreicht und niedergestreckt. Noch wälzten sie sich in ihrem Blute, während der Zug ohne Aufenthalt an ihnen vorüberschritt und Niemand sich weiter um sie bemühte.

Dies Beispiel benahm allen Uebrigen den Muth, einen Fluchtversuch zu machen, und bei Sonnenuntergang erreichten die Wanderer einen offenen Platz in der Nähe von Tallihadjo's früherem Wohnsitz. Hier verbrachten sie, rund um von den Soldaten bewacht, die Nacht und mit Tagesanbruch setzten sie ihren beschwerlichen Marsch fort.

Tallihadjo's Hoffnung einflößende tröstende Worte hielt sie in ihren Anstrengungen aufrecht, er selbst war abgestiegen und hatte sein Pferd mit Gepäck seiner Brüder beladen, seine vielen Neger mußten den schwerbelasteten Seminolen theilweise die Bürde abnehmen und unermüdlich ging er von Einem zum Andern und schilderte ihnen die Schönheit und den Reichthum des Landes, dem sie zuwanderten.

Erschöpft und ermattet langten sie nach Verlauf einer Woche mit Sonnenuntergang an der Mündung des

Ocklockney-Flusses an, wo zwei Dampfschiffe sich in kurzer Entfernung auf dem spiegelglatten Golf schaukelten. Es waren die Schiffe der Regierung, welche die Indianer nach New-Orleans bringen sollten, und auf denen sich zu gleichem Zweck schon zweihundert Seminolen befanden, die durch die, in Tampabay stationirten Truppen gefangen genommen waren.

Ohne Laut, ohne Klage hatten die unglücklichen Gefährten Tallihadjo's den langen mühseligen Weg in stumpfer Ergebung zurückgelegt und schweigend von den blauen Bergen, von den dunkeln Wäldern, von den klaren Gewässern ihres Vaterlandes Abschied genommen, jetzt aber, da sie den Fuß von ihm heben sollten, um es nimmer wieder zu betreten, da wollten ihnen die Herzen brechen und eine wilde rasende Verzweiflung bemeisterte sich ihrer. Sie warfen sich an dem Strand nieder und küßten die Erde, ihre Hände ringend blickten sie zu dem klaren azurblauen Himmel auf und flehten den großen Geist um Barmherzigkeit an, laut schluchzend und weinend fielen sie sich in die Arme und ihr Jammergeschrei, ihr Wehklagen zog über Land und Meer.

Die Sonne tauchte sich blutroth in die schwarzgrüne Fluth des Golfs, die hellen silbernen Sterne zitterten an dem dunkeln Himmel und die Nacht breitete ihre finstern Schwingen über die Erde aus. Die Klagen der Wilden waren verhallt und nur ein tiefes Schluchzen wurde noch unter ihnen vernommen. Kein Feuer brannte in ihrer Nähe und Speise kam heute Abend nicht über ihre Lippen.

Ueberwältigt von der Anstrengung des Marsches und von den verzweifelten Ausbrüchen ihres Schmerzes erschöpft, sanken sie auf die heimathliche Erde nieder, um zum Letztenmale auf ihr zu ruhen. Der mitleidige Schlaf erbarmte sich ihrer und der neue Tag schreckte sie mit dem Gedanken an den nahen Abschied von ihrem Vaterlande aus ihren verworrenen Träumen.

Die Einschiffung begann. Sechs große Boote naheten sich von den Dampfschiffen auf dem Ufer, sie wurden mit Indianern befrachtet und kehrten dann zu jenen zurück, um ihre Ladung dort abzusetzen.

Im stummen Hinbrüten saßen die Heimathlosen in der glühenden Sonnenhitze auf dem heißen sandigen Ufer und warteten auf den Wink ihrer Tyrannen, in das Boot zu steigen. Tallihadjo war mit seiner Familie und einigen siebzig Negern, die er und Olviana besaß, bis zuletzt zurückgeblieben und es war Nachmittag geworden, als man anfing, diese Sclaven an Bord zu bringen.

Während Ralph sich beim Ein- und Ausladen der Indianer in keiner Weise betheiligt hatte, so empfahl er jetzt doch den Matrosen Vorsicht an und bestand darauf, daß nicht zu viele Neger auf einmal eingeschifft würden. Auch sie waren endlich Alle glücklich auf dem einen Dampfer angelangt und nun kam die Reihe an Tallihadjo's Schimmel, denn dessen Begleitung hatte der Häuptling sich ausdrücklich bei Ralph ausbedungen. Alle Vorrichtungen, um Pferde an Bord zu bringen, befanden sich auf dem Dampfer, dem Schimmel wurden breite Gurten um den Leib geschnallt, er mußte neben dem Boot her

bis an das Schiff schwimmen, dort wurden Taue an die Gurten befestigt und nach wenigen Minuten war er auf das Verdeck hinauf gehoben. Ihm folgte Tallihadjo selbst nebst seiner Familie und Ralph nach, und als die Sonne mit ihrem Scheideblick die hohen Wälder Floridas vergoldete, nahmen auch die Indianer den letzten herzzerreißenden Abschied von dem Lande ihrer Väter. Die Anker waren gelichtet, die Schiffe brausten über die dunkelwerdende Fluth und Florida verschwamm bald in einem Nebelstreif in dem Horizont über der See.

Schreck, Angst und Erstaunen hatte die Wilden befallen, sobald die Dampfschiffe sich in Bewegung setzten, die große Menge, die niemals ein solches gesehen hatte, drängte sich schreiend und heulend zusammen und es bedurfte Tallihadjo's ganzer Beredsamkeit, um sie zu beruhigen und sie zu überzeugen, daß keine Gefahr vorhanden sei.

Ralph that während der Reise sein Möglichstes, um die Indianer mit ihrem Schicksal zu befreunden, er pries ihnen die unendlichen Vorzüge der Länder, die sie in Besitz nehmen sollten, und stellte seinen eigenen freiwilligen Entschluß, mit ihnen zu ziehen und mit ihnen zu leben, als Beweis für seine Worte hin. Tallihadjo hörte ihm dabei mit inniger Freude zu, mit jeder Meile, die sie hinter sich zurückließen, erheiterten sich seine Züge mehr und freier und tiefer hob sich seine Brust; denn er sah schon im Geiste das Ziel seines langjährigen Strebens, das Glück seines Volkes, gegründet. Mit ihm unterhielt sich Ralph sehr eifrig, er stellte es ihm frei, die Leute zu

wählen, die von New-Orleans aus mit ihm auf dem *Star of the West* fahren sollten, denn dieses Schiff bezeichnete er ihm als das größte und beste, weshalb er es auch für ihn zur Reise bestimmt habe. In Bezug auf die Neger bemerkte er ihm, daß dieselben nicht auf den beiden Schiffen mitfahren könnten, welche für die Indianer bestimmt seien, und welche kaum genug Raum für dieselben böten, denn diese dürfte man nicht trennen; er habe aber noch ein kleines, sehr schnelles Dampfboot gemiethet, auf welchem er die Reise machen wolle, damit er sich immer rasch von einem zum andern Schiffe fahren lassen könne, dahin, wo gerade seine Gegenwart nöthig werden würde. Auf diesem kleinen Dampfboot sollten die Neger die Reise machen, so daß sie fortwährend unter seiner Aufsicht ständen. Tallihadjo war diese Einrichtung sehr erwünscht, indem er die Indianer gern so wenig als möglich von einander trennte, um keine Unzufriedenheit oder Besorgniß unter ihnen zu erzeugen. Die heitere Stimmung des Häuptlings nahm mit der Annäherung nach dem Ziele dieser Fahrt zu, er spielte mit seinen kleinen Kindern, liebkos'te seine Frau, redete zu Tomorho und Olviana, deutete diesen an, daß nun bald ihr sehnlicher Wunsch, Mann und Weib zu sein, erfüllt werden würde, und trat oft zu seinem Schimmel, um dessen Haar zu glätten und seine zierlichen Glieder mit den Händen zu reiben.

Am zweiten Morgen nach der Abfahrt von der Küste Florida's zogen die beiden Schiffe an der Stadt New-Orleans vorüber und die Wilden hefteten in höchstem Erstaunen ihre überraschten Blicke auf die Riesengebäude, auf die Kuppeln und Thürme des Ortes. Mit Verwunderung zogen sie an dem Mastenwald der an den meilenlangen Werften liegenden Fahrzeuge vorüber und hielten ihre Augen noch immer auf die Stadt gerichtet, als sie eine Meile oberhalb derselben die beiden, zu ihrer Aufnahme nebeneinander bereit liegenden Dampfer erreichten.

Der *Sstar of the West* glänzte in seinem neuen Anstrich den Augen Tallihadjo's vorzugsweise entgegen und er war sehr erfreut, als Ralph ihm verkündete, daß dieses das Schiff sei, auf welchem er fahren würde. Das andere Dampfboot, die *Mayflower*, war nicht viel kleiner, doch sah es weniger neu aus, als Ersteres.

Der Umzug auf diese beiden Dampfer war bald ausgeführt, die Indianer begaben sich mit ihrem Gepäck über starke Bohlen auf die Verdecke derselben und sammelten sich dort familienweise, oder, wie sie nach den verschiedenen Stämmen zu einander gehörten.

Ralph gab nun Tallihadjo die Zahl der Köpfe an, die auf dem *Star of the West* fahren sollten und bat ihn, mit Berücksichtigung dieser Angabe die Indianer auf die beiden Schiffe nach eigenem Gutdünken zu vertheilen. Zugleich zeigte er ihm an, daß die Neger ihn jetzt nach New-Orleans begleiten sollten, um dort mit ihm sich an Bord des kleinen Dampfschiffes zu begeben, welches er,

wie er ihm bereits gesagt, für seine eigene Ueberfahrt gemiethet habe. Auf diese Weise würden weder auf dem *Star of the West*, noch auf der *Mayflower* Streitigkeiten wegen des Raumes entstehen, denn diese Fahrzeuge waren beide bedeutend kleiner, als die, welche die Auswanderer bis hierher befördert hatten.

Gegen Abend, sagte er, wollte er mit jenem Fahrzeuge an ihrer Seite anlegen und morgen in der Frühe würden sie zusammen die Reise antreten. Während des Tages habe er noch viele Geschäfte in der Stadt zu besorgen, unter andern auch das Geld für Tallihadjo's verkauftes Vieh und Pferde einzuziehen, welches er ihm bei seiner Rückkehr einhändigen würde.

Der Häuptling war guter Dinge und freute sich über das schöne Dampfschiff, welches ihn nach dem ersehnten Ziele tragen sollte; er versprach Ralph die Vertheilung der Indianer auf die Schiffe während dessen Abwesenheit nach Ermessen auszuführen, und befahl den sämmtlichen Negern, dem General Norwood zu folgen. Dieser begab sich nun mit den Sclaven an das Land und schritt eilig der Stadt zu, nicht aber nach einem, an deren Werften seiner harrenden Dampfboote, sondern nach der Esplanadestraße, wo die großen Sclavenhändler wohnten. Dort an dem Eingang eines prächtigen Wohngebäudes zog er die Schelle, die Thür öffnete sich und der Eigenthümer desselben, Herr Woodcock, begrüßte ihn auf's Freundlichste. Derselbe schien schon von den Wünschen Ralphs unterrichtet zu sein und bat ihn, die Neger durch das Haus in den Hof zu führen. Auf den Ruf Woodcocks

erschienen mehrere kräftige Schwarze, denen die mitgebrachten Sclaven in Abtheilungen von fünf Mann mit dem Wink übergeben wurden, dieselben in die großen Hintergebäude abzuführen. Die Sclaven sahen sich betroffen und bestürzt an, Ralph sagte ihnen aber, daß sie den Tag hier zubringen müßten, indem er sie erst gegen Abend auf das Dampfschiff geleiten könne und seinem Freunde Tallihadjo verantwortlich für sie sei. Bald waren sie sämmtlich, und zwar in einzelne Zellen, abgeführt und darin eingeschlossen.

Ralph hatte schon bei seinem ersten Hiersein dem Sclavenhändler mitgetheilt, daß er eine bedeutende Anzahl Neger von einem Seminolenhäuptling kaufen werde, die er selbst auf seiner Plantage so nahe bei der Wildniß, in der sie gelebt hätten, nicht zur Arbeit gebrauchen könne, indem sie ihm sofort weglaufen würden. Deshalb wolle er diese Sclaven hierher bringen und an den Herrn Woodeock verkaufen, der ihn theils mit Geld, theils mit andern Negern dafür bezahlen solle.

Der Sclavenhändler gab nun seinen Dienern den Befehl, die angekommenen Neger einzeln aus ihren Zellen in einen entlegenen Raum zu führen und ihnen dort Ketten anzulegen, so daß dieselben sich dieser Operation nicht widersetzen könnten. Zugleich versprach er Ralph, die Neger, sobald sie gefesselt wären, einzeln zu untersuchen, zu schätzen und ihm dann nach Tisch den höchsten Preis zu nennen, den er für sie anlegen könne.

Ralph ersuchte nun den Herrn Woodcock, die Neger nicht zu niedrig zu taxiren, widrigenfalls er sich genöthigt sehen würde, mit einem andern Sclavenhändler den Handel zu machen, und verließ das Haus, um noch verschiedene Geschäfte zu besorgen. Er besuchte während des Vormittags auch die vornehmste Restaurationen und Trinkhäuser, wurde dort von einigen angesehenen Männern bewillkommnet, deren Bekanntschaft er bei seinem früheren Aufenthalt hier gemacht hatte, und fand sich zum Mittagsessen an der reich besetzten Tafel im St. Charles Hotel ein. Er hatte einige Gäste zu Tisch geladen, spendete den theuersten Madeirawein und Champagner, und beim Kaffee ließ er die feinsten Cigarren herumreichen. Dann verabschiedete er sich auf kurze Zeit von seinen Bekannten, versprach ihnen, den Abend mit ihnen zuzubringen und bestieg einen Fiacre, der ihn hinaus zu den Indianern fahren mußte.

Tallihadjo war verwundert, ihn nicht auf seinem gemietheten Schiffe erscheinen zu sehen, Ralph aber erklärte ihm mit wenigen Worten, daß er erst morgen frühzeitig das Geld für das Vieh und die Pferde erheben könne und daß er den *Star of the West* und die *Mayflower* bald einholen würde, da das Schiff, auf dem er ihnen zu folgen beabsichtige, bedeutend schneller fahre.

Tallihadjo stellte sich mit dieser Erklärung vollkommen zufrieden und sagte, daß er sehnlichst der Abfahrt entgegensehe, um den offenen Prairien näher zu kommen.

Nach langer Unterredung mit dem Häuptling begab sich Ralph zu dem Capitain Blout in die Cajüte und schloß sich dort mit demselben ein.

»Wir sind nun ganz einverstanden, Blout,« sagte er zu diesem. »Mit dem frühsten Morgen fahrt Ihr ab und thut Euer Möglichstes, um während des Tages eine tüchtige Entfernung von hier zurückzulegen. In der nachfolgenden Nacht spät, wenn Alles schläft, fahrt Ihr das Schiff in die Mitte des Stromes, schraubt das Ventil an dem Dampfkessel zu, macht Euch mit dem Maschinenmeister vorsichtig im Boote aus dem Staube, und wenn der alte Kasten aufgeflogen ist, rudert Ihr an das Land, werft das Boot um und taucht Euch Beide in das Wasser, als ob Ihr Euch schwimmend gerettet hättet. Ich habe Tallihadjo und seinen Lieben den Platz über dem Kessel als den angenehmsten bezeichnet, von dort aus wird er die schnellste Reise nach seiner herrlichen neuen Heimath machen.«

»Alles ist vorbereitet und an Feuer unter dem Kessel soll es nicht fehlen. Derselbe ist gewaltig stark, denn er hat bei manchem Wettlauf die Probe bestanden. Ich sage Euch, wenn der auseinanderfliegt, dann wird von dem alten *Star* und seiner Ladung nicht Viel übrig bleiben. Ich verlasse mich aber auf Euch wegen der Entschädigung von Seiten der Regierung,« antwortete Blout.

»Die soll Euch werden, ich stehe Euch dafür,« erwiederte Ralph. »Nun noch Eins: sollten unglücklicherweise einige der Rothhäute lebendig das Land erreichen, denn das Volk hat Katzenleben, so sorgt Ihr dafür, daß sie

gleich auf die *Mayflower* gepackt werden. Die Agenten, die ich für Rechnung der Regierung mitgesandt habe, sind angewiesen, sich durch Nichts aufhalten zu lassen und die Wilden an der äußersten Grenze von Arkansas bei Fort Smith auszusetzen. Von dort aus mögen sie sich ihren Weg nach dem Westen suchen und den daselbst wohnenden Indianern einige ihrer Scalpe abtreten. Wir sind sie los.«

Capitain Blout hatte eine Bouteille mit Cognac, Gläser und eine Kanne Wasser auf den Tisch gestellt, er trank mit Ralph auf glücklichen Erfolg ihres Unternehmens, und dann ging dieser zu Tallihadjo zurück, um sich bei ihm zu verabschieden. Der Häuptling bat ihn beim Weggehen, er möge morgen so zeitig als möglich ihm nachkommen, da, wie er behauptete, sein Herz nicht so frei und froh schlüge, wenn er Ralph nicht sehen könne.

Dieser sagte ihm die Erfüllung seiner Bitte zu, bestieg dann seinen Wagen und fuhr nach New-Orleans zurück, wo er den Kutscher anwies, ihn bei dem Herrn Woodcock aussteigen zu lassen.

Der Sclavenhändler hatte schon einige Zeit auf ihn gewartet und machte ihm gleich die Eröffnung, daß er ihm vierzigtausend Dollar für die sämmtlichen Neger geben wolle, welchen Betrag Ralph in baarem Gelde oder in andern Sclaven empfangen könne.

Ralph meinte, der Preis sei zu gering, er versuchte, den Händler zu höherem Gebot zu stimmen, doch als er fand, daß dieser lieber auf das Geschäft verzichtete, schloß er

mit ihm den Handel ab und ließ sich vorläufig von ihm den Betrag auf eine Bank anweisen.

Ralph war jetzt in dem Besitz eines sehr bedeutenden Kapitals, welches ihn aller Sorgen für seine Zukunft überhob. Während er früher auf kleinere, wenn auch nicht unbedeutende Beträge keinen Werth gelegt und sie leichtsinnig vergeudet hatte, so war die Summe, die er jetzt in Händen hatte, so groß, daß er fest und unwiderruflich beschloß, sie nicht allein zu behalten, sondern mit ihr eine noch viel bedeutendere zu gewinnen, wozu ihm das freigewordene Land der fortgeschafften Indianer die herrlichste Gelegenheit bot.

Heute ging er in kein Spielhaus, er ging nicht zu dem Hahnengefecht, wozu er eingeladen wurde, nur trank er viel und gut mit seinen Bekannten und begab sich gegen seine Gewohnheit früh nach Haus.

Am folgenden Morgen bei Tagesanbruch verließ er zu Fuß das Hotel und wanderte an dem Flusse hin dem Platze zu, wo die Dampfschiffe mit den Indianern lagen, bis er deren Schornsteine erblickte, aus welchen schon Funken hervorsprühten. Hier setzte er sich mit einer brennenden Cigarre unter einem Baume nieder, um selbst Zeuge von der Abfahrt der Wilden zu sein.

Kaum zeigte sich das neue Tageslicht am östlichen Himmel, als die Rauchwolken dichter aus den Schornsteinen der Schiffe aufstiegen, diese sich zu bewegen begannen und bald darauf der *Star of the West* voran und die *Mayflower* ihm nach in der Mitte des Stromes gegen denselben ansteuerten.

»Recht angenehme Reise!« sagte Ralph, indem er lachend aufstand und den davonbrausenden Schiffen noch einen Blick nachschickte; dann wandte er sich zur Stadt zurück, wo ihm bald die Frühstücksglocke in seinem Hotel entgegentönte.

Den Tag verbrachte er an dem reizenden Pontchartrainsee, wohin ihn mehrere angesehene Männer zum Mittagsessen eingeladen hatten, und Abends folgte er der Einladung eines der ersten Banquiers der Stadt und wohnte einer Gesellschaft in dessen Hause bei.

Es war dieses ein ungewöhnlich glückliches Jahr für die Bewohner von New-Orleans; denn bis jetzt hatten sich nur einzelne leichte Fälle vom gelben Fieber gezeigt, weshalb auch sehr viele Familien hier verblieben waren, die sonst stets während des Sommers sich von der Stadt entfernten.

Ralph war heute Abend in der Gesellschaft ein sehr gesuchter Mann, man drängte sich, um seine Bekanntschaft zu machen, er mußte von Florida und namentlich von den Seminolen erzählen, und es war schon Mitternacht, als er immer noch in dem hell erleuchteten, prächtigen Salon saß und die schönen Creolinnen, die in strahlender Toilette sich um ihn gesammelt hatten, über die Indianer unterhielt.

Um diese Zeit schnaubte und stöhnte der *Star of the West* unter der Gewalt seiner Maschine gegen die rasende Strömung des Mississippi-Flusses an, und über ihm sprühten die Funken aus seinen Schornsteinen, wie Cometenschweife, durch die rabenschwarze Nacht. Kaum waren von seinem Verdeck aus zu beiden Seiten die hochbewaldeten Ufer zu erkennen, denn er steuerte in der Mitte des meilenbreiten ungeheuern Stromes, und nur hier und dort bezeichnete ein matter Lichtpunkt ein Farmerhaus, eine Plantage.

Die pfeilschnellen Wogen, die sich unter der Spitze des Dampfers brachen, stürzten sich schäumend gegen dessen Räder, und hoch warfen diese den weißen Gischt über die schwarze Fluth hinter sich.

In weiter Ferne hinter dem *Star of the West* erkannte man auf dem finstern Strome zwei große glühende Punkte, die wie die Augen eines schwarzen Ungeheuers auf dem Wasser schwammen und den *Star of the West* zu verfolgen schienen. Es waren die Oeffnungen in den Oefen der *Mayflower*, welche alle Kraft aufbot, um jenem davonstürmenden Schiffe nachzukommen.

Während des ganzen Tages hatte Tallihadjo seine Falkenaugen angestrengt, um in der Ferne das Schiff zu erspähen, auf dem Ralph ihm versprochen hatte, zu folgen. Es war nicht erschienen. Als die Nacht sich über den Fluß legte und die Feuer der *Mayflower* durch die Dunkelheit zu glühen begannen, war der Häuptling, trotz der Gegenvorstellungen des Capitains Blout mit seiner ganzen

Familie auf das hinterste Ende des obersten Verdecks gegangen, um dort die Nacht zuzubringen, indem er von da aus den Blick auf dem Fluß hinab frei hatte und von Augenblick zu Augenblick hoffte, noch zwei glühende Augen zu sehen, die dem Schiffe Ralphs angehören möchten.

Doch Stunden waren verflossen und Mitternacht war gekommen, ohne daß das ersehnte Fahrzeug erschienen wäre. Tallihadjo allein von allen Indianern war noch bis jetzt wach geblieben und hatte seine Blicke auf die Feuer der *Mayflower* geheftet, doch nun sank auch er zurück auf seine Pantherhaut und ließ die kühle Nachtluft über seine nackte Brust hinziehen. Alles im Bord des *Star of the West* war in tiefen Schlaf gesunken, nur die Arbeiter vor den Oefen, die unaufhörlich Holz in die furchtbare Gluth warfen, waren noch thätig und hörten wiederholt den Ruf des Maschinenmeisters:

»*Fire up!*«

Außer ihnen trachte noch der Lootse, der auf dem obersten Verdeck an dem Steuer stand, bald durch die Dunkelheit nach den fernen Ufern hinsah, bald auf den hell erleuchteten Compaß vor sich blickte und das Schiff in seinem tollen Laufe lenkte, während er von Zeit zu Zeit bedenklich den Kopf schüttelte.

Der Capitain Blout jedoch war auch noch wach und sogar emsig beschäftigt. Er befand sich an dem äußersten Ende des Schiffes und hatte das dort in Flaschenzügen hängende Boot vorsichtig bis auf das Wasser hinabgelassen, so daß es sich in der Furche hinter dem Schiffe

schaukelte. Nachdem er dies vollbracht, hob er den Kopf in die Höhe, als lauschte er nach irgend einem Tone. Alles war still und stumm, außer dem Brausen der Räder und dem Stöhnen der Maschine. Jetzt sprang Blout rasch durch den untern Raum des Schiffes nach der Maschine hin und flüsterte dem Ingenieur zu:

»Ich bin fertig, das Boot ist im Wasser, wie weit seid Ihr?«

»Fertig!« antwortete der Maschinenmeister, rief dann laut nach den Feuerleuten hinaus: »*Fire up!*« und ließ noch einen fürchterlichen Fluch nachfolgen.

Im nächsten Augenblick hörte man die schweren Stücke Kienholz in die Oefen fliegen und der Maschinenmeister faßte Blout beim Arm und flüsterte ihm zu:

»Verdammt, jetzt haben wir nicht viel Zeit zu verlieren, wenn wir die Himmelfahrt nicht mitmachen wollen. Vorwärts – bei Gott – in fünf Minuten holt der Teufel den *Star* mit Mann und Maus.«

»Das Ventil doch richtig zu?« fragte Blout.

»Wenn die Himmelspforte vor Euch so fest geschlossen wird, dann könnt Ihr Euch ein Stockwerk tiefer ein Quartier suchen. Vorwärts, sage ich Euch, ich höre den Kessel sich schon dehnen!«

Mit diesen Worten erfaßte der Ingenieur die Hand des Capitains, riß ihn mit sich fort nach dem Ende des Schiffes, Beide ließen sich an den Stricken in das Boot hinab, Blout durchschnitt die Taue und im nächsten Augenblick schwankte der Nachen mit den beiden Flüchtlingen auf

den hochgethürmten Wellen der Furche, die der davonjagende Dampfer hinter sich zurückließ.

Beide hatten die Ruder ergriffen und lenkten den Kahn dem Lande zu, indem sie ihre stieren Blicke auf das fliehende Dampfboot hefteten.

»Bei Gott, das nenne ich einen Kessel,« sagte der Maschinenmeister.

»Wenn nur das Ventil gut geschlossen ist,« bemerkte Blout, nach dem Schiffe stierend.

»Werdet's gleich sehen,« sagte der Ingenieur, und in demselben Augenblick verwandelte sich die schwarze schwere Masse des Dampfers in einen glühenden Feuerball, der seine Strahlen, seine Leuchtkugeln und Raketen nach allen Richtungen von sich sprühte und in dessen Licht man Hunderte von Menschen, Ballen, Kisten und Fässern und ein weißes Pferd hoch durch die Luft fliegen sah. Ein Donner, als ob der Himmel eingestürzt sei, begleitete die Explosion und die Wogen in deren Nähe wurden mit solcher Gewalt zur Seite geworfen, daß die Fluth sich im Kreis um den Feuerberg haushoch aufthürmte.

Die schwarze Nacht verschlang das glühende Lichtbild im nächsten Augenblick und eine furchtbare Stille legte sich über den Fluß.

»Hallo, Capitain Blout, was meint Ihr nun, war das Ventil wohl fest zu?« rief der Maschinenmeister.

»Es scheint so! Ich kann Euch sagen, wenn uns der Balken getroffen hätte, der hier neben uns in's Wasser

schlug, dann wären wir in unserer eigenen Falle gefangen gewesen. Gute Nacht, *Star* – Du hast mir Sorge genug gemacht,« antwortete der Capitain.

Plötzlich erschallten Stimmen auf dem Strom und an den Ufern, die keinen menschlichen Wesen anzugehören schienen; es war ein Zetergeschrei, ein Wuthgeheul, ein Klagen, ein Wimmern, das durch die Finsterniß klang, als ob es der Unterwelt entströme. Die schrecklichsten Töne aber kamen von der Mitte des Flusses, von dem Wrack des zersprengten Dampfers her, welches, wie eine schwarze Ruine, in der Strömung hinabtrieb und auf dessen Höhe eine Anzahl dunkeler Gestalten gegen den Himmel zu erkennen waren.

Tallihadjo mit den Seinigen stand dort auf dem letzten Ende des Schiffes, welcher Theil unversehrt geblieben, während der vordere bis auf den Wasserspiegel zertrümmert war.

»Nur rasch nach dem Lande, wir müssen jetzt ein kaltes Bad nehmen, damit es aussieht, als hätten wir geschwommen,« sagte Blout, und er, sowie sein Gefährte legten sich mit Gewalt in die Ruder und ließen das Boot über die Fluth schießen. Bald hatten sie das Ufer erreicht, Blout stieß den Kahn mit den Worten in den Strom zurück:

»Kannst auch so fortschwimmen, Niemand wird es Dir ansehen, daß Du zu dem alten *Star* gehört hast,« und erfaßte dann einen Weidenbusch, an dem er sich in das Wasser hinabließ und sich mit dem Kopfe untertauchte. Dasselbe that der Maschinenmeister, und Beide hoben

sich durchnäßt auf das Ufer hinaus, von wo aus sie ihre Augen durch die Dunkelheit auf die Trümmer des vorübertreibenden Dampfers richteten, von denen her die Stimme des Häuptlings immer fürchterlicher und entsetzlicher ertönte.

»Verdamme meine Augen, wenn das nicht der König der Rothhäute ist, der dort seine Löwenstimme hören läßt, der Kerl hatte sich auf das hintere Theil des Sturmdaches gebettet, um sich nach dem erwarteten Boote des Generals umschauen zu können, und gerade der Theil des Schiffes ist verschont geblieben. Jetzt ruft er seinen Brüdern auf der *Mayflower* zu und sie antworten ihm, hört nur das Geheul – als ob es von wilden Bestien ausgestoßen würde.«

Während Capitain Blout diese Worte sagte und auf das zerstörte Dampfschiff zeigte, kam die *Mayflower* den Strom heraufgeschnaubt, wandte sich vor dem Wrack und fuhr an dessen Seite. Der Capitain der Ersteren ließ den zerstörten *Star* mit Tauen an sein Schiff befestigen und ging dann selbst mit dem Agenten der Regierung und mit mehreren seiner Mannschaft an Bord desselben, um die noch lebenden Indianer auf sein Fahrzeug zu holen.

Außer Tallihadjo und seiner Familie, die gänzlich unversehrt geblieben waren, befanden sich noch einige hundert Wilde auf den verschiedenen Verdecken im hintern Theile des Dampfers, von denen nur Einige durch Holzsplittern leicht verwundet waren.

Sie wurden sämmtlich auf die *Mayflower* gebracht, deren Capitain überließ den *Star of the West* seinem Schicksal und steuerte bis in die Gegend, wo die Explosion stattgefunden hatte, um dort den Tag zu erwarten und zu sehen, ob sich vielleicht noch einige der Passagiere durch Schwimmen gerettet hätten.

Der Anker wurde ausgeworfen und das Schiff bäumte sich an seiner Fessel hoch gegen den gewaltigen Strom, der Capitain wollte es aber nicht wagen, sich in das ruhigere Wasser an das Ufer zu begeben, aus Besorgniß, die Wilden möchten sich auf das Land flüchten und nicht leicht wieder an Bord zurückgebracht werden können. Die Angst, die Verzweiflung derselben überstieg alle Grenzen, denn so sehr die Agenten sich auch bemühten, sie zu beruhigen und ihnen einzureden, daß sie auf diesem Schiffe vollkommen sicher wären; so glaubten sie doch, daß sie demselben Schicksal entgegen gingen, welches ihre unglücklichen Brüder betroffen hatte.

Tallihadjo war der Erste, der seiner Lage wieder Herr ward, und der in der Zerstörung des Dampfschiffes ein zufälliges unglückliches Ereigniß erkannte. Seine Pflichten gegen den Ueberrest seiner armen Gefährten erschienen ihm im Augenblick noch größer, als früher, und sie zu einem glücklichen Ziele zu führen,oder mit ihnen unterzugehen, war er jetzt fester entschlossen, als jemals. Mit seiner angeborenen Ruhe ging er von einer Gruppe zur andern, suchte seinen Leidensgenossen Trost und Muth einzusprechen und berief sich dabei immer wieder auf

ihren treuen Freund und Bruder Ralph, der ja entschlossen sei, alle Schicksale mit ihnen zu theilen und der ihnen Rath und Hülfe bringen werde. Er war zu den wenigen Kriegern hingetreten, welche noch von dem Stamme Osmakohees übergeblieben waren und hatte auch sie mit dem baldigen Erscheinen Ralphs trösten wollen, als Einer derselben das Wort nahm und dem Häuptling mittheilte, daß Ralph der weiße Mann gewesen sei, der, um die Neger Hallemico's zu erhalten, Osmakohee gesagt habe, Jener sei der Mörder seines Sohnes. Deshalb habe Osmakohee nach Ralphs Leben getrachtet und dessen Wohnung zerstört, wobei er selbst den Tod gefunden habe.

»Umsonst wartest Du auf den zweifarbigen Mann!« schloß der Indianer seine Rede, »er ist nun in dem Besitz der Neger Hallemico's und auch der Deinigen und Deine Augen werden ihn niemals wiedersehen.«

Wie vom Blitz getroffen stand der Häuptling da und stierte den Sprecher an, seine Hände ballten sich krampfhaft zusammen, seine Lippen bebten und seine Augen glühten in dem Scheine der nahen Laterne.

Nach einigen Minuten des Kampfes mit sich selbst sagte er mit hohler Stimme:

»Warum hat Deine Zunge nicht früher geredet?«

»Weil Osmakohee, unser Häuptling, uns befohlen hatte, zu schweigen. Jetzt aber, da wir in jenem Doppelzüngigen unsern Retter sehen sollen, muß ich Dir sagen, daß er weder unser, noch Dein Freund jemals gewesen ist,« antwortete der Indianer auf das Bestimmteste.

Tallihadjo wandte sich schweigend ab und begab sich auf das oberste Verdeck, an dessen Ende er sich niedersetzte, seine Hände faltete und zu dem dunkeln Himmel aufblickte, als flehe er den großen Geist um Mitleid an. Es waren Thränen in seine Augen getreten, deren er sich vor seinen Brüdern schämte und die jetzt über seine braunen Wangen rollten. Sein Zorn war dem Schmerz gewichen, den der Gedanke an seine betrogene innige Freundschaft in sein Herz goß. Jetzt fiel ihm die Warnung der treuen Onahee ein, der Verrath Ralphs ward ihm mit jedem Augenblick klarer und über dessen Raub an ihm und an Olviana blieb ihm kein Zweifel mehr. Doch das Vergehen war zu ungeheuer, als daß er sich in diesem Augenblick nach Rache an dem Sünder gesehnt hätte, er kannte keine Strafe, die groß genug für denselben gewesen wäre. Das Gefühl, daß *er* es ehrlich mit diesem Bösewicht und mit den Seminolen gemeint hatte, tröstete ihn und er erkannte in dem Schicksal, welches Ralph über ihn und sein Volk gebracht, den Zorn des großen Geistes. Deshalb flehete er diesen um Mitleid an und bat ihn um Beistand, seine Gefährten dem neuen Vaterland zuzuführen.

Am folgenden Morgen begaben sich die Agenten der Regierung in Booten an das Land, um dort nach Indianern zu suchen, die sich durch Schwimmen etwa gerettet haben möchten, und wirklich brachten sie Mehrere mit zurück an Bord der *Mayflower*, dann wurden deren Anker gehoben und die Seminolen setzten ihre Reise nach der westlichen Grenze von Arkansas fort.

Capitel 39.

Eitelkeit. – Das Schreckbild. – Das Geheimniß. – Fassung. – Zweite Unwahrheit. – Das Kind. – Glühende Eifersucht – Mordplan. – Der Todfeind. – Der Beschluß. – Der Alligator. – Der Erwartete. – Die Aussage. – Gesteigerte Rastlosigkeit. – Die treue Sclavin. – Der Friedensschluß. – Die Tochter. – Glückwunsch. – Finstere Betrachtung. – Die Taufe.

Einige Tage darauf erschien in den Zeitungen von New-Orleans der Bericht über den *accident* (Zufall) der sich mit dem *Star of the West*, Capitain Blout, auf dem Mississippi ereignet habe, wobei bemerkt wurde, daß es den Anstrengungen des Capitains der *Mayflower* gelungen sei, die größte Zahl der Indianer zu retten, wenn auch, außer dem Capitain Blout und dem Maschinenmeister, die sich durch Schwimmen das Leben erhalten hätten, sämmtliche Weiße durch die Explosion getödtet worden wären. Zugleich wurde aber dieser Zufall als eine höhere Fügung angedeutet, wodurch manchem Frontiermann in Arkansas der Scalp gerettet worden sei. Auch wurde dem General Norwood darin volle Anerkennung seiner Verdienste für Florida gezollt und der Regierung Glück gewünscht, einen solchen Mann zu ihrem Agenten erwählt zu haben.

Ralph eilte bald wieder nach Florida zurück, mit der Absicht, die werthvollsten Striche des Landes, welches

durch das Wegschaffen der Indianer der Regierung zugefallen war, zu dem festgesetzten geringen Preis an sich zu bringen und darin einen Theil seines Vermögens anzulegen.

In Tallahassee wurde er mit Ehrenbezeugungen empfangen. Man sah in ihm den Mann, der die großen Gefahren, womit die Stadt bedroht gewesen war, von ihr abgewendet hatte, sein listiges Verfahren gegen den mächtigsten Häuptling der wilden Feinde fand die allgemeinste Belobung und ihm zu Ehren ließ man die Miliz paradiren, es wurden öffentliche Reden zu seinem Ruhm gehalten und Festessen und Bankets gegeben, bei denen er die gefeierte Person war.

Bei diesen erschien auch Eloise, die während Ralphs Abwesenheit, ohne ihre Bemühung darum, mit allen den bessern Familien der Stadt bekannt geworden war und sich durch ihr feines, tactvolles und liebliches Benehmen nicht allein allgemeine Liebe, sondern auch die höchste Achtung erworben hatte. Ralphs Eitelkeit und Stolz, welche beiden Eigenschaften sich durch seine Stellung und durch den Besitz eines jetzt bedeutenden Vermögens in ihm in einem hohen Grade herangebildet hatte, wurden durch die Ehre, die man seiner Frau erwies, noch mehr geschmeichelt, und er that Alles, um Eloisen stets in dem vortheilhaftesten Lichte erscheinen zu lassen. Sie war unbestritten die schönste Frau in der Stadt, ihre Bildung und ihr Benehmen gaben ihr gleichfalls den ersten Rang unter den Damen, und ihre Bescheidenheit und Anspruchlosigkeit erhob sie über Alle. Auf den Wunsch

Ralphs war ihre Toilette immer die eleganteste, die geschmackvollste, und mit Verschwendung sorgte er dafür, daß keine Dame der Stadt so reich gekleidet ging, als Eloise. Doch nur um seine Eitelkeit zu befriedigen und seinen Wünschen nachzukommen, erschien sie auf den Promenaden zu Fuß, zu Pferd und zu Wagen und besuchte Gesellschaften, denn ihre Seele nahm keinen wahren Antheil mehr an diesen Freuden, ihr Herz bebte vor ihnen zurück und schloß die Erinnerung an die Vergangenheit krampfhaft in sich ein. Sie versank oft in der heitersten Umgebung tief in Gedanken, die sich auf ihren Zügen als sehr ernste kundthaten, und erschrack sichtbarlich, wenn man sie daraus erweckte.

Ralph war Eloisens Versunkensein in sich selbst oft aufgefallen, wiederholt hatte er sie gefragt, woran sie denke und warum sie nicht fröhlich sei wie andere Frauen? er hatte ihr gesagt, daß ihre öftere Wortkargheit wie Schüchternheit und Befangenheit aussehe und zu seiner Stellung nicht passe, sie müsse in Gegenwart der andern Damen sich freier und entschlossener bewegen und dadurch zeigen, daß sie sich ihres Ranges bewußt wäre.

Eloise that ihr Möglichstes, um auch hierin Ralphs Wunsch zu erfüllen, dennoch blieb ihr Verhalten weit hinter demselben zurück, und sie zahlte jeden Versuch, den sie dazu machte, sobald sie sich allein befand, mit Thränen. Bei allen ihren Unterhaltungen vermied sie, über ihre Vergangenheit zu reden und lenkte das Gespräch in augenscheinlicher Bewegung auf einen andern Gegenstand, sobald dasselbe jene berührte.

Es gab aber *ein* Schreckbild in Tallahassee für sie, welches ihr *die* Zeit ihres Lebens, vor der sie so sehr zurückschreckte, mit furchtbarer Treue vor die Seele brachte, und wo es ihren Blicken erschien, erbebten ihre Nerven und das Blut schien in ihren Adern zu stocken.

Es war Soublett, den sie zwar nur wenige Male in einiger Entfernung gesehen hatte, dessen höhnischer lächelnder Blick ihr aber jedesmal wie ein Dolchstich tief in's Herz gedrungen war und sie mit eisiger Kälte überrieselt hatte.

Eines Abends, nachdem die sengende Sonne in ihrem Purpurbett versunken war und die Bewohner Tallahassee's aus ihren Häusern hervorkamen, sich vor deren Thüren niedersetzten, oder die Spaziergänge in der Nähe der Stadt aufsuchten, um sich in dem kühlen Seewind von der Gluth des Tages zu erholen, forderte Ralph seine Gattin auf, mit ihm eine Promenade zu machen, da heute Abend sicher viele Bekannte in der frischen Luft sich ergehen würden.

Eloise war bald bereit, seinem Wunsch zu genügen, sie hing ihren besten seidenen Shawl leicht um ihre Schultern, ergriff einen prächtigen, kostbaren großen Fächer und schritt an dem Arm ihres Gatten in die Straße hinaus.

Es war ein wundervoller Abend, die Luft von dem Golf her zog kräftig und belebend durch Tallahassee, und wo der General Norwood mit seiner schönen Gattin vor einem Haus vorüberging, erhoben sich dessen Bewohner

von ihren Sitzen, um ihm, namentlich aber ihr, ein Compliment zu machen. Ralph, der früher nie anders gegrüßt hatte, als mit einem leichten Kopfnicken, machte sich jetzt zur Regel, stets seinen Hut abzunehmen, wozu ihm heute Abend besonders vielseitige Gelegenheit geboten wurde. Die auffallenden Höflichkeiten, die ihnen erwiesen wurden, das wußte er recht gut, galten vorzugsweise Eloisen, dennoch thaten sie ihm wohl und er erwiederte sie mit großer Artigkeit.

Sie hatten den Platz vor dem Gerichtsgebäude erreicht, als plötzlich Soublett neben demselben hervorkam und, seiner Richtung nach, in kurzer Entfernung vor Ralph und dessen Gattin vorüberschreiten mußte.

Eloise schreckte zusammen, denn der Blick des ihr so fürchterlichen Menschen hatte den ihrigen getroffen; sie fühlte, wie sie erbebte, es war ihr, als wolle der Athem ihr stocken, sie senkte das Haupt und hing sich fester und schwerer an den Arm ihres Gatten.

Soublett hatte sie jetzt beinahe erreicht, Eloise wußte, daß sein entsetzlicher Blick auf sie geheftet war, und ohne aufzuschauen, sah sie im Geiste ein Lächeln um den Mund ihres Schreckbildes spielen.

»Guten Abend, General, – die Abendluft genießen? – geht nichts über eine helle Mondscheinnacht mit etwas Musik – viel Vergnügen!« sagte Soublett, indem er nur wenige Schritte vor den Beiden vorüberging und seinen Hut lüftete.

Eloise zitterte heftig, die Hand, in der sie den Fächer hielt, sank machtlos an ihrer Seite nieder, sie fühlte, wie

alle Kraft ihrer Glieder schwand, ihre Kniee bebten, sie that noch ein paar Schritte, und sank ohnmächtig zusammen.

Ralph erschrack heftig, er hatte gefühlt, daß seine Gattin sich schwerer an seinen Arm hing, es war ihm aber nicht eingefallen, daß ein augenblickliches Unwohlsein dies veranlaßt habe, er richtete sie auf, sie war aber gänzlich regungslos und er mußte sie auf seinen Armen nach dem nächsten Hause tragen.

Die Frau des Eigenthümers dieser Wohnung nahm sich der Ohnmächtigen mit aller Herzlichkeit und Sorgfalt an und bald darauf kam Eloise wieder zu sich. Mit einem Thränenstrom kehrte sie in das Leben zurück, konnte aber Ralph die Frage nicht beantworten, was die Ursache dieses Unwohlseins gewesen sei.

Sie blieb bei der hülfreichen Frau, bis die Dunkelheit eingetreten war und leitete sich dann an dem Arm ihres Gatten nach ihrer Wohnung zurück.

Ralph verließ Eloisen dort, um sich nach dem Trinkhaus zu begeben, wo er gewohnt war, Abends viel Gesellschaft zu treffen und wo die Neuigkeiten des Tages besprochen wurden.

Er nahete sich dem Platz vor dem Gerichtsgebäude, als Soublett ihm entgegen kam und ihn begrüßte.

Ralph war diesem Mann in letzterer Zeit ausgewichen, ja er hatte ihn augenscheinlich vermieden, wo er konnte, und wenn der Zufall ihn mit demselben zusammenfuhrte, so hatte er ihn kalt und kurz behandelt, und ihn fühlen lassen, daß seine Gesellschaft ihm nicht angenehm

sei. Auf Soublett schien diese Behandlung nicht in der gewünschten Weise zu wirken, denn er versäumte keine Gelegenheit, seine frühere Vertraulichkeit mit Ralph geltend zu machen, wenn er auch gerade nicht zudringlich wurde.

»Wie geht es, General? wo wollt Ihr hin?« redete Soublett diesen an.

»Ich habe noch einen Gang zu thun,« antwortete Ralph und wollte an ihm vorüberschreiten, doch Jener trat ihm in den Weg und sagte:

»Was fehlt denn Euerer Frau? sie wurde ja ohnmächtig.«

»Nun, was weiß ich – sie fühlte sich nicht wohl,« erwiederte Ralph, und machte abermals einen Versuch, Soublett zu verlassen.

»Die Ursache davon zu wissen, dürfte Euch viel Geld werth sein. Was gebt Ihr mir, wenn ich sie Euch verrathe?« sagte Soublett jetzt und trat einen Schritt zurück.

»Wie so – was meint Ihr damit?« entgegnete Ralph rasch.

»Ich meine die Ursache, weshalb Euere Frau ohnmächtig wurde. Ich kenne sie und will sie Euch mittheilen, wenn Ihr mir das Geheimniß abkaufen wollt.«

»Geheimniß? Verdammt, vergeßt nicht, daß Ihr von meiner Frau sprecht,« rief Ralph jetzt heftig, doch war ihm das Wort Geheimniß eiskalt durch die Glieder gelaufen.

»Was wißt Ihr mir zu sagen? Heraus damit, ich will es wissen,« fuhr er mit gesteigerter Aufregung fort.

»Für zweihundert Dollar könnt Ihr es erfahren; ich habe gerade Geld nöthig,« entgegnete Soublett mit kalter Ruhe.

»Geht zum Satan und laßt mich künftig ungeschoren, Ihr wißt, unsere Rechnung ist geschlossen,« sagte Ralph, sich von Soublett abwendend, da er dessen Absicht, Geld von ihm zu erpressen, nun zu erkennen glaubte. Er hatte sich schon einige Schritte von ihm entfernt, als dieser ihm nachrief:

»Euere Rechnung mit mir ist abgemacht, doch Euere Rechnung mit einem gewissen Herrn Montclard hängt noch in der Schwebe.«

»Himmel und Hölle, Kerl, ich durchhaue Dir den Schädel!« schrie Ralph, indem er ein schweres Messer unter dem Rock hervorzog und auf Soublett eindrang.

»Hallo, Freund, nicht näher, oder, bei Gott!« erwiederte Soublett, indem er Ralph eine Pistole entgegen hielt und einen Schritt zurückthat. »Wie zum Teufel könnt Ihr mir darüber zürnen? Wenn Ihr das Geheimniß nicht wissen wollt, so sucht den Gedanken daran zu vergessen, fangt aber mit mir keinen Streit an, Ihr wißt, ich bin Euch immer ein guter Freund gewesen.«

Ralph war das Blut nach dem Kopf gestiegen, seine Pulse schlugen im Sturm und sein Herz schien sich zusammen zu ziehen.

»Soublett, beim Himmel, macht mich nicht rasend, heraus, was wißt Ihr?« rief Ralph, indem er sein Messer wieder unter dem Rock verbarg.

»Zweihundert Dollar zahlt Ihr mit, und dann sollt Ihr Alles erfahren. Ihr könnt einem armen Freunde doch auch manchmal Etwas zukommen lassen. Zehntausend Dollar von dem Galgen weg und zehntausend an den Galgen, macht zwanzigtausend Dollar, da könnt Ihr schon ein paar Hundert springen lassen,« entgegnete Soublett mit großer Kaltblütigkeit.

Ralph biß die Zähne aufeinander und verschluckte einen Fluch, der ihm auf der Zunge lag, doch die Ruhe Soublett's gab auch ihm die Fassung wieder und er sagte:

»Zum Teufel – ja – was liegt mir an ein paar hundert Dollar! Morgen früh sollt Ihr sie haben.«

»Gut, also bis Morgen, schlaft wohl,« antwortete Soublett.

»Bin ich Euch nicht für zweihundert Dollar gut?«

»Es ist Grundsatz bei mir, Niemandem zu borgen. Geht hin und holt das Geld, ich erwarte Euch hier,« sagte Soublett mit unveränderter Ruhe, worauf Ralph einige heftige unverständliche Worte vor sich hinsagte und eilig nach seinem Hause zurückschritt.

»Du bist ein großer Mann geworden, Herr General,« sagte Soublett, indem er Ralph mit boshaftem Lächeln nachblickte. »Du denkst, mich nicht mehr nöthig zu haben; so schnell schüttelt man aber einen Blutegel nicht ab, wenn er sich einmal festgebissen hat. Dein Hochmuth soll mir noch schöne Rechnung tragen, oder ich zeige der Welt die kolossalen Hörner, die Du auf dem Kopfe trägst.«

Die Hände in seine Rocktaschen versenkt, schritt Soublett nun auf dem Platze auf und nieder, bis er nach

einiger Zeit Ralph wieder erscheinen sah und ihm entgegen ging.

»Hier ist das Geld, nun das Geheimniß!« sagte Ralph, indem er Soublett ein Packet Banknoten einhändigte.

»Gewöhnlich sucht man für hohe Beträge sich an genehme Dinge zu erkaufen, das ist aber diesmal mit Euch nicht der Fall, General, die Waare, die Ihr für Euer Geld ekhartet, wird Euch nicht viel Vergnügen machen,« sagte Soublett, indem er die Banknoten in die Tasche steckte, alsbald aber auch seine Hand an dem Griff seiner Pistole ruhen ließ.

»Einerlei, nur heraus damit, was es auch sei. Sagt aber die Wahrheit,« entgegnete Ralph mit bebender Stimme.

»Euer Weib hat Euch betrogen,« sagte Soublett zurücktretend und hielt seine stechenden Augen auf Ralph geheftet.

»Du lügst, Schurke!« raunte Dieser ihn an und trat auf Soublett zu.

»Seid ruhig, Norwood, die Häuser haben Ohren, zwingt mich nicht, die Ursache Eueres Aergers laut auszusprechen, es möchte dem General an seiner Ehre schaden. Ihr wißt, ich bin verschwiegen, wie das Grab, und bin Euer Freund, deshalb brecht nicht mit mir. Ich halte es für meine Pflicht, Euch mit dem bestandenen Verhältniß Euerer Frau zu jenem Montclard bekannt zu machen, damit es keine Fehler in Euern Haushaltsrechnungen geben möge. Hört mich ruhig an, ich sage Euch die Wahrheit. Erinnert Ihr Euch, daß ich heute Abend im Vorübergehen Euch zurief: es geht nichts über eine helle

Mondscheinnacht mit etwas Musik, und daß nach diesen Worten Euere Frau ohnmächtig wurde? Es war eine helle Mondscheinnacht, als mich der Ton eines Saiteninstrumeuts von der Straße nach Euerm damaligen Hause lockte und ich ungesehen und ungehört in den dichten Granatbusch gelangte, der nahe vor der Veranda stand. In dem Schatten derselben saß der Musikant, und ließ so klagend süße, schwärmerisch melancholische Melodien auf seinem Instrument ertönen, daß Euere Frau in ihrer Begeisterung den schönen Schöpfer derselben mit ihren zarten Armen umschlungen hielt und ihm ihren Dank dafür mit ihren Lippen auf seinem Munde abtrug. Das war ein Schnäbeln und ein Flüstern, als ob ein Paar Turteltäubchen im dunkeln Schatten einer Cypresse in Liebesweh und Lust schwelgten und der Mond und die Sterne wurden zu Zeugen der Liebe aufgerufen. Es hieß damals, Ihr wäret von den Indianern scalpirt, ich hatte aber das zarte Verhältniß der beiden Liebenden schon lange vorher bemerkt, darum brachte mich der Herr Montclard auch aus meinem Dienst.«

Ralph stand während dieser Rede Soublett's mit zusammengepreßten Lippen vor ihm und hielt mit seinen geschlossenen Fäusten die Seiten seines Rockes gefaßt, als hielt er sich selbst von dem Sprecher zurück. Seine Glieder zitterten, sein Mund bebte vor Wuth und das Haar auf seinem Kopfe schien ihm sich zu sträuben.

»Hattet *Ihr* nicht die Anzeige von meinem Tode in die Zeitung einrücken lassen?« fragte Ralph mit zitternder Stimme und that sich Gewalt an, ruhig zu erscheinen.

»Die Nachricht wurde mir hier von einem Reisenden, der von Tampabay kam, als verbürgt mitgetheilt, und Euern vielen Freunden zu Liebe ließ ich sie veröffentlichen,« erwiederte Soublett mit vollkommenster Ruhe.

»Warum untersagtet Ihr dem Redakteur der Zeitung, Euern Namen dabei zu nennen?« stotterte Ralph mit gesteigerter Wuth.

»Weil der Artikel dadurch an Glaubwürdigkeit verloren haben könnte. Ihr wißt, wir standen damals in dem Geruch der Spaßvögel,« sagte Soublett lachend, hielt aber seine scharfen Blicke auf jede, die leiseste Bewegung Ralphs geheftet.

Dieser wankte jetzt, sichtbarlich zu einem Entschluß gekommen, einige Schritte zurück und holte tief Athem. Während einiger Augenblicke schien er einen schweren Kampf mit sich selbst zu bestehen, er blickte vor sich nieder und stand regungslos, wie eine Bildsäule. Dann holte er abermals tief Athem und sagte;

»Weiß außer Euch noch Jemand ein Wort über das, was Ihr mir gesagt habt?«

»Kein menschliches Wesen, außer Euerer Frau. Ich bin Euer Freund, Norwood,« antwortete Soublett.

»So denkt niemals wieder daran, denn, bei dem Himmel über uns, verriethet Ihr auch nur durch eine Miene, daß Ihr daran dächtet, so müßte Einer von uns Beiden sterben. Gute Nacht, Soublett,« sagte Ralph und schritt über den Platz dahin.

Eloise hatte, mit ihrem Sohne auf dem Schooße, vor der Thür ihrer Wohnung gesessen, als Ralph bei ihr vorüber in das Haus geeilt war, um das Geld zu holen. Das Ungestüm und der laute Tritt, womit er ein- und ausgegangen war, hatte Eloisen Unheil verkündet, denn sie kannte die Ausbrüche seiner Leidenschaften zu gut, als daß es mehr bedurft hätte, sie in seiner Seele lesen zu lassen.

Das Zusammentreffen mit Soublett, dessen schreckliche geheimnißvollen Worte, das Ohnmächtigwerden, Ralphs spätere heftige Aufregung stellte Eloise in ihrer Angst zusammen und kam zu der Besorgniß, daß ihr Mann eine Unterredung über sie mit Soublett gehabt haben möchte. Sie fuhr bei diesem Gedanken bebend zusammen und sah schon im Geiste Ralph in seiner Wuth vor sich; doch derselbe erschien nicht. Eloise war in ihr Zimmer gegangen, behielt aber, anstatt ihr Kind zu Bett zu bringen, dasselbe auf ihrem Schooß, mit einem Gefühl, als könne es ihr Schutz gewähren.

Mit banger Erwartung lauschte sie auf jeden Ton außerhalb des Hauses, doch die Uhr über dem Kamin hatte schon eilf geschlagen und Ralph war noch nicht zurückgekehrt. Diese Zögerung gab Eloisen Zeit, sich zu sammeln und zu beschließen, was sie thun wolle, für den Fall, daß ihre Befürchtungen gegründet sein sollten. Schon Einmal hatte sie eine Unwahrheit gerettet und sie war entschlossen, ihre Schuld abzuleugnen, und wenn es ihr das Leben kosten sollte.

Jetzt hörte sie den Tritt Ralphs, wie er sich dem Hause nahete, und gleich darauf schritt er in das Zimmer.

Kaum war es Eloisen möglich, ihm entgegenzublicken, doch sie gewann es über sich und hob ihre Augen zu ihm auf.

Ein Bild des Entsetzens stand vor ihr. Bleich und verstört, mit unheimlich glänzendem Blick, sah Ralph sie schweigend an, als suche er auf seine wortlose Frage eine Antwort in ihrem Auge.

»Nun?« sagte Eloise nach einer kurzen Pause.

»Was wollte Soublett mit den Worten sagen: ›eine helle Mondscheinnacht und etwas Musik‹, worauf Du ohnmächtig wurdest?« fragte Ralph mit hohler Stimme und sah Eloisen unverwandt in die Augen.

»Ich habe geglaubt, daß deren Sinn Dir bekannt wäre, mir ist er es nicht,« erwiederte Eloise, seinen Blick fest erwiedernd.

»Ich will Deinem Gedächtniß zu Hülfe kommen; vielleicht erinnerst Du Dich einer Musik bei Mondschein unter der Veranda meines Hauses,« sagte Ralph zwar in heftiger Bewegung, suchte jedoch seine Ruhe zu behalten.

Das Wort Veranda traf wie ein Blitzstrahl Eloisens Ohr und unwillkürlich preßte sie ihr Kind fester gegen ihre Brust.

»Allerdings erinnere ich mich, es gehört zu haben, wenn Herr Montclard dort spielte, doch konnte ich nicht denken, daß jener Niederträchtige, der schon früher unsern Frieden störte, auf diese Musik hindeutete, die

er wahrscheinlich oftmals vernommen hat,« entgegnete Eloise, ohne dem Blick Ralphs auszuweichen.

»Gestehe es, Weib!« schrie dieser plötzlich mit entfesselter Wuth und ergriff die Frau gewaltig bei der Schulter.

»Ehrloser!« rief Eloise jetzt, indem sie aufsprang, an ihr Secretair trat und aus einer der Schiebladen ein Papier hervornahm, welches sie ihm mit den Worten hinhielt:

»Sieh hier, elender Dieb, kennst Du dies Papier?«

Ralph fuhr erschrocken zurück, denn auf den ersten Blick erkannte er den Umschlag, in welchem Eloise ihren Schmuck verwahrt gehalten hatte; die Last seines eigenen Verbrechens erdrückte die Anklage gegen seine Frau, an deren Schuld er immer noch gezweifelt hatte. Der Haß Soublett's gegen Eloisen war ihm ja bekannt, dessen Gewissenlosigkeit im Wählen der Mittel, um sich Geld zu verschaffen, war ihm nichts Neues, und daß Soublett die Todesanzeige selbst erfunden hatte, davon war er überzeugt.

»Herr Norwood,« unterbrach Eloise zuerst die eingetretene lange Pause mit entschlossener Haltung, haben Sie die Güte und verlassen Sie mich jetzt ohne Zögern, wenn Sie nicht wünschen, daß ich sofort anderswo ein Unterkommen suchen soll. Morgen werde ich das Gesetz anrufen, mich von einem Mann zu befreien, der sich so sehr herabwürdigt, daß er eine wehrlose Frau mißhandelt.«

»Es ist ein Mißverständniß, Eloise, der Schurke, der Soublett, haßt Dich noch von früher, und wollte Geld von

mir erpressen; er hat mich belogen,« antwortete Ralph in seiner Verlegenheit.

»Und einem solchen gemeinen Bösewicht konnten Sie mich opfern und scheuten sich nicht, sich an Ihrer Gattin zu vergreifen! Nochmals, ich ersuche Sie, mich sofort zu verlassen, oder ich entferne mich selbst von hier,« sagte Eloise mit größter Bestimmtheit, denn sie erblickte in ihrer Trennung von Ralph auch eine Erleichterung für ihr eigenes Gewissen.

»Treibe es nicht auf das Aeußerste, Eloise, denke an unsere Stellung, was würde die Welt sagen?« fiel Ralph beschwichtigend ein, doch Eloise blieb bei ihrem Entschluß, und da Ralph sich nicht entfernen wollte, so legte sie ihr Kind auf das Sopha, nahm dann aus ihrem Secretair mehrere Gegenstände hervor und steckte sie in die Tasche ihres Kleides.

In diesem Augenblick ergriff Ralph den Knaben, hob ihn auf seinen Arm und sagte, indem er die Thür erreichte:

»Das Kind gehört mir!«

»Halt, Ralph, tödte mich, nimm mir aber mein Kind nicht!« schrie jetzt Eloise, stürzte ihrem Gatten nach, hielt ihn mit Angst und Verzweiflung zurück und schlang ihren Arm um das weinende Kind, das seine Händchen nach der Mutter ausstreckte.

»Wie Du willst, Eloise, dann laß uns aber das Geschehene vergessen,« erwiederte Ralph mit mildem Tone und gab ihr den Knaben zurück. Eloise drückte Tom an ihr

Herz, sie brach in heftiges Weinen und Schluchzen aus und ihre Thränen fielen auf den kleinen Liebling nieder.

Abermals hatte Noth und Verzweiflung Eloisen durch eine Unwahrheit über Ralph siegen lassen und dieser hatte wieder einen Theil seiner despotischen Herrschaft über sie eingebüßt. Er hatte sich mit ihrer Aussage für den Augenblick zufriedengestellt, der Gifttropfen des Verdachtes aber, den Soublett in sein Herz gegossen hatte, war in demselben zurückgeblieben und ließ ihm, wo er ging, wo er stand, ja selbst in seinen Träumen keine Ruhe. Die vielen Schlechtigkeiten und Gräuelthaten, die er vollbracht, hatten ihm niemals einen Augenblick verbittert, sein Gewissen hatte sich noch nie ernstlich in ihm geregt, die Eifersucht aber, die in ihm erzeugt war, nagte in seinem bösen Herzen und ließ ihm keinen ungetrübten Augenblick mehr zu Theil werden.

Neben Soublett's Aussage drängte sich ihm auch wieder das blutige Tuch, welches er in Montclard's starrer Hand, auf dessen Herzen gefunden hatte, vor die Seele, und als Beweis, daß Beides nur Zufall und Eloise dabei unschuldig sei, besaß er Nichts, als deren eigenes Läugnen.

Der Ingrimm, der in seiner Brust kochte, steigerte sich von Tag zu Tag und richtete sich mehr und mehr gegen Soublett. Hatte derselbe ihm eine Lüge gesagt, so konnte sein Blut kaum solches Verbrechen sühnen, hatte er die Wahrheit berichtet, so war er Ralph als Zeuge seiner Schande womöglich noch verhaßter, und der Gedanke,

daß Soublett jemals im Leben ein Wort darüber laut werden lassen könnte, brachte Ralph fast zur Raserei. Dabei sah er ihn beinahe täglich und immer mit demselben Lächeln um seine feinen Lippen, in welchem Ralph Spott und Hohn gegen sich erblickte. Sein Haß gegen Soublett beherrschte ihn so sehr, daß er keinen Gedanken mehr hatte, in dem derselbe sich nicht geltend gemacht hätte, und er beschloß, diesen Störer seiner Ruhe, diesen Todfeind Soublett, zu tödten. Wie, wo und wann? das waren die Fragen, über die Ralph, wo er auch weilte, jetzt brütete; tausend Pläne durchkreuzten seine Gedanken und unermüdlich, spät und früh, überwachte er die Schritte jenes Mannes.

Es mußte geschehen, ohne daß auf Ralph ein Verdacht fiel und ohne daß Soublett vorher seine Absicht ahnete, denn er kannte dessen Entschlossenheit und Furchtlosigkeit zu gut, als daß er dann noch mit Sicherheit auf die Ausführung seiner Absicht hätte hoffen dürfen.

Nach Verlauf von einigen Wochen hatte Ralph bemerkt, daß Soublett von Zeit zu Zeit einen Farmer besuchte, der mehrere Meilen von der Stadt wohnte und zu dem der Weg an einem Nebenarm des Ocklockney-Flusses vorüberführte. Dieser Weg wurde wenig benutzt und namentlich Abends fast nur von Leuten, die auf jene Farm gehörten.

Soublett erwartete dort in der Regel den Sonnenuntergang, um in der Kühlung nach Hause zu wandern. Eines Morgens, gleich nach dem Frühstück, hatte Ralph

sich nach dem Trinkhaus gegenüber dem Gerichtsgebäude begeben, um einen Frühtrunk zu sich zu nehmen, und begrüßte einen Bekannten vor dem Eingang, als er jenen Farmer gewahrte, der zu Pferd mit einem bepackten Maulthier an der Hand über den Platz ritt und an dessen anderer Seite vor einem Kaufladen abstieg.

Ralph trat schnell in das Trinkhaus, leerte ein Glas mit Branntwein und Wasser, zündete eine Cigarre an und setzte sich dann vor die Thür auf die Bank, von wo er jenen Kaufladen überwachen konnte.

Der Farmer hatte dem Maulthier das Gepäck abgenommen und solches in das Haus getragen, wahrscheinlich, um mit dem Kaufmann einen Handel abzuschließen, während seine beiden Thiere vor dem Hause in der Sonne verweilten.

Bald darauf sah Ralph seinen Feind Soublett, der über den Platz schritt, plötzlich seinen Blick nach jenen beiden Thieren richtete, dieselben erkannte und nun nach dem Kaufladen ging.

Wohl eine halbe Stunde verstrich, ehe der Farmer oder Soublett sich wieder blicken ließ, dann traten sie mit dem Kaufmann aus dem Laden hervor, der Farmer legte mehrere leere Säcke über den hölzernen Packsattel, den das Maulthier trug, half dem Soublett dasselbe besteigen, schwang sich auf seinen Fuchs und dann ritten Beide mit einem Gruß nach dem Kaufmann zur Stadt hinaus auf dem Wege, der zu der Wohnung des Farmers führte.

Ralph hatte bis jetzt anscheinend ruhig da gesessen; wer aber den blitzenden Glanz seiner Augen gesehen hätte, als Soublett das Maulthier bestieg, würde erkannt haben, daß ihn eine sehr große Aufregung befallen hatte. Er stand auf, grüßte die Leute, die in seiner Nähe saßen und schritt, die Hände in den Taschen, über den Platz seiner Wohnung zu.

»Nun bist Du mein, Hund!« sagte er halblaut vor sich hin und ging an mehreren genauen Bekannten vorüber, ohne sie zu bemerken.

»Nun, General, woran denken Sie? Guten Morgen!« rief ihm Einer derselben zu.

»General Norwood, so in Gedanken? Ei, ei, ich glaube gar, Ihr wollt mich nicht kennen,« rief ein Zweiter mit einem freundlichen Gruß; doch Ralph hatte keine Antwort für sie, er zog seinen Hut ungewöhnlich tief ab und verdoppelte seine Schritte. Er mußte allein sein; der Geist, der über Mord aus Haß brütet, paßt nicht in das gesellige Leben, deshalb ging Ralph auch nicht nach Hause, sondern zur Stadt hinaus, wo dieselbe an den Wald grenzte, und schritt ohne Ziel, ohne bestimmte Richtung in dessen Dunkel hinein.

Er sann nach und überlegte, auf welchem Platz er Soublett erwarten wollte, denn der geeigneten Orte zur Ausführung seines Vorhabens gab es mehrere auf dem Wege von der Farm bis nach Tallahassee.

Da fiel ihm ein, daß der Pfad an einer Stelle sich dem Fluß sehr nähere, wo dessen Ufer mit hohen Bäumen und immergrünen Büschen bedeckt war; das mußte der Platz

sein, wo Soublett sterben sollte, einen bessern gab es zu solcher That nicht. Dort konnte Ralph sich unmittelbar neben dem Pfad verborgen halten, und das ganz nahe Wasser war sehr tief. Der Entschluß war gefaßt, mit Ungeduld blickte Ralph auf die Uhr, denn bis zum Abend war es noch eine lange Zeit und nach dem gewählten Versteck hatte er kaum eine halbe Stunde von seiner Wohnung aus zu gehen.

Es war beinahe Mittag, als er nach Hause zurückkehrte, wo ihn dann bald die Tischglocke in den Speisesaal des Hotels rief, während Eva die Tafel für ihre Herrin in deren Zimmer deckte.

Ralph ließ sich eine Flasche von dem schwersten Madeira geben und leerte sie während der Mahlzeit; demohngeachtet blieb er wortkarg und gab seinen Tischnachbarn nur kurze Antworten auf ihre Fragen.

Nach Tisch begab er sich in seine im Garten gelegene Wohnung, hing seinen Jagdranzen und eine schwere, mit starkem Schrot geladene Doppelflinte über die Schulter, sagte Eloisen, er wolle auf die Jagd gehen, und verließ die Stadt auf der entgegengesetzten Seite von der, an welcher der Weg von der Farm her ausmündete. In einem weiten Bogen durch den Wald und zwischen Feldern hin umging er Tallahassee und gelangte so auf den Fußpfad, der ihn zu dem erwählten Versteck führte. Die Sonne stand noch hoch, als er von dem Pfad in die immergrünen Büsche trat, die unter hohen dichten Lebenseichen und Magnolien in ewigem Schatten lagen. Er bahnte sich einen Weg zu dem steilen hohen Ufer des Wassers und

blickte eine Zeitlang in Gedanken versunken in die dunkelgrüne Fluth hinab, die hier, wo der Fluß eine kleine Bucht bildete, sich wenig und nur wie in einem Kreis bewegte. Da erhob sich langsam Etwas, wie ein Stück von einem Baumstämme aus der Oberfläche des Wassers hervor und blieb regungslos auf derselben liegen. Es war ein alter Alligator von riesenhafter Größe.

Ralph blickte einigemale nach dem scheußlichen Thier hinab und schlich sich dann leise zurück bis an den Pfad. Hinter dichten Büschen setzte er sich an dem Stamm einer Eiche nieder, von wo aus er durch einige schmale Oeffnungen den Fußsteig bis zu einer bedeutenden Entfernung hin übersehen konnte.

Die Sonne neigte sich, die leichten Wölkchen, die über dem westlichen Horizont schwebten, vergoldeten sich nach und nach und glühten bald in hellen, feurigen Farben über dem sinkenden Gestirn. Der Wald wurde düster, das Abendlied der Vögel verhallte und der Ruf der Eulen verkündete die nahende Nacht.

Ralphs Herz klopfte so laut, daß er dessen Schläge selbst hörte, sein scharfer Blick war auf das fernste sichtbare Ende des Pfades geheftet und die Doppelflinte hielt er mit beiden Händen.

Schon verschwammen die Außenlinien der einzelnen Laubmassen indem rasch zunehmenden Dunkel, als er in der Ferne auf dem Fußpfade einen dunkeln Punkt gewahrte, der unter hohen Bäumen hervorkam und sich rasch näherte. Ralph strengte seinen Blick an, um die nahende Gestalt zu erkennen; es war ein Mann, es mußte

Soublett sein, die stürmischen Schläge seiner Pulse verriethen es ihm; er war es, der Verhaßte, der Todfeind, jetzt war kein Zweifel mehr darüber. Ralph spannte das Gewehr, sprang bis unter den äußersten Busch an den Pfad, warf sich auf ein Knie nieder und hielt die Flinte zum Gebrauch bereit.

Soublett kam eiligen Schrittes näher, unter seinem linken Arm trug er eine große Wassermelone und aus dem Brusttheil seines offenstehenden Rockes blinkte der Metallbeschlag einer Pistole hervor. Nur noch dreißig Schritt lagen zwischen ihm und Ralph, als dieser das Gewehr an die Schulter hob und es auf den Feind richtete. Der Busch, unter welchem Ralph kniete, bewegte sich, Soublett's scharfes Auge hatte es bemerkt, er stutzte, doch in demselben Augenblick blitzte und krachte es unter dem dunkeln Laube hervor und Soublett stürzte, einen Fluch ausstoßend, zusammen.

»Du hast mich belogen, Schurke!« rief Ralph, indem er zu dem Gefallenen hinsprang und ihn bei dem machtlosen Arm in das Dickicht hineinzog.

»Die Wahrheit – habe ich – gesagt – bei Gott, – der mir – helfen mag!« stöhnte Soublett mit der letzten Kraft seiner Stimme hervor, während Ralph ihn durch die Büsche nach der kleinen Bucht des Flusses schleifte und ihn von dem steilen Ufer in die dunkele Fluth stürzte.

Ralph blieb stehen und blickte auf die Ringe, die sich auf der Oberfläche des Wassers gebildet hatten, sich immer mehr erweiterten und bald den ruhigen Spiegel wieder zurückließen. Plötzlich aber bewegte sich die Fluth

von unten heraus und der Schwanz eines mächtigen Alligatoren schlug aus ihr hervor.

Abermals folgten Ralphs Blicke den Wasserringen, wieder sah er das bewegte Element sich glätten, als berge es Ruhe und Friede in seiner Tiefe, und dann schritt er zurück nach dem staubigen Platz, wo Soublett gefallen war. Auf der hellen Farbe des Pfades zeigten sich die Blutspuren wie schwarze Flecke, Ralph trat sie aus, warf mit dem Fuße Staub darüber, richtete das Gras wieder auf, durch welches er den Gemordeten geschleift hatte, und schleuderte die Wassermelone, die in dem Wege lag, weit in das Dickicht hinein. Dann ergriff er rasch sein Gewehr und sprang in den Wald, ohne zu wissen, welcher Richtung er folgte.

Eine geraume Zeit war er umhergeirrt und die Dunkelheit der Nacht hatte sich um ihn ausgebreitet, als er die Hauptstraße erreichte und nun überlegte, auf welchem Wege er am sichersten zur Stadt zurückgelangen könne, ohne gesehen zu werden. Er wählte einen Fußsteig, der ihn nach der andern Seite von Tallahassee führte, auf welcher auch seine Wohnung lag, und als er sich derselben näherte, ertönte die Glocke der Kirche, welche die Mitglieder derselben zum Gottesdienst rief.

Auf Ralph machten die feierlichen Klänge keinen Eindruck, ja er hörte sie kaum, seine Gedanken waren bei seiner frühern Wohnung und im Geiste sah er Montclard, von Eloisen umschlungen, unter der schattigen Verenda

sitzen und die Zither spielen. Er hatte Soublett getödtet, um mit dessen Leben zugleich die Erinnerung an seine Aussage auszulöschen, lebendiger und glühender aber stand dieselbe nun vor seiner Seele, denn der Gemordete hatte sterbend noch Gott zum Zeugen aufgerufen, daß er die Wahrheit geredet habe.

Der Verdacht gegen Eloisen war in Ralph wieder mit aller Gluth erwacht; den einzigen Zeugen gegen sie hatte er aber selbst aus dem Wege geräumt, und fast hätte er aus diesem Grunde seine entsetzliche That bereuen mögen, wäre ihm der Gedanke nicht zugleich zu tröstend gewesen, daß dieser Zeuge auf ewig verstummt sei. Gegen seine Gattin Etwas zu unternehmen, um sie zum Eingeständniß zu zwingen, war unmöglich, da er wußte, daß sie ihn sofort verlassen und daß das Gesetz sie gegen ihn in Schutz nehmen würde.

Noch gab es *ein* Wesen, welches möglicher Weise um das Geheimniß Eloisens wußte; es war Eva, deren treue Sclavin. Ralph würde sie zu Tode gepeitscht haben, um sie zum Geständniß zu bringen, theils aber wußte er zu gut, daß Eva eher ihr Leben opfern, als ihre Herrin verrathen würde, anderntheils aber traf ein Angriff auf die Dienerin zugleich Eloisen, deren Eigenthum dieselbe war. Noch *ein* Hoffnungsstrahl blieb Ralph, um die Negerin zum Zeugen gegen seine Frau zu gewinnen: die Macht des Geldes, und er war entschlossen, einen Versuch damit zu machen, und wenn es ihm sein halbes Vermögen kosten sollte.

Eloise ging jetzt wenig aus, und wenn sie einmal Abends eine Freundin in der Nachbarschaft besuchte, mußte Eva sie mit dem Knaben begleiten, den sie nicht einen Augenblick aus ihrer Nähe ließ. Darum mangelte es Ralph an Gelegenheit, die Sclavin allein zu sprechen und er wollte warten bis seine Gattin dieselbe nach einer kleinen Farm ganz in der Nähe von Tallahassee senden würde, um Apfelsinen und Bananen für sie zu kaufen, die dort ganz besonders schmackhaft zu haben waren. Auf diesem Wege konnte er Eva dann begegnen und versuchen, ob und in wie weit deren Herz für Gold zugänglich sei.

Unter diesen und vielen andern Betrachtungen, zu welchen die, durch Soublett in ihm auf's Neue erzeugten Zweifel ihn veranlaßten, erreichte Ralph seine Wohnung, entledigte sich dort seines Jagdgeräths und begab sich dann nach dem Trinkhaus, um zu versuchen, ob er durch starke Getränke und durch die Scherze und Unterhaltungen seiner Bekannten den bösen Geist verscheuchen könne, der ihm keinen Augenblick Ruhe gönnte.

Von schwerem Wein erhitzt, kehrte er erst spät in der Nacht nach Hause zurück, doch der Schlaf überfiel ihn mit Schreckensträumen erst beim Erscheinen des Tages, nachdem er sich stundenlang wachend auf seinem Lager hin und hergeworfen hatte.

Der Zufall wollte, daß schon am folgenden Morgen beim Frühstück Eloise ihrer Sclavin den Auftrag ertheilte, nach jener Farm zu gehen und Obst für sie zu holen, indem es sie nach einer recht süßen Apfelsine gelüste.

Ralph vernahm diesen Befehl mit Freuden und folgte der Negerin langsam nach. Diese eilte mit dem Körbchen am Arm raschen Schrittes der Farm zu, pflückte dort mit Erlaubniß des Eigenthümers die reifsten Früchte für ihre Herrin und wollte diesem das Geld dafür einhändigen; doch derselbe weigerte sich eine Zahlung für die Kleinigkeit anzunehmen und bat die Negerin, der Madame Norwood mit seiner Empfehlung auch seine Bitte zu überbringen, sie möge nur recht oft Früchte bei ihm holen lassen und überzeugt sein, daß sie ihm sowohl, wie den Seinigen eine große Freude dadurch bereite.

Eva drang in den Farmer, das Geld anzunehmen, da ihr die Herrin ausdrücklich aufgetragen habe, das Obst zu bezahlen; doch umsonst, er wollte sich nicht dazu verstehen. Die Sclavin dankte nun in Eloisens Namen dem artigen Manne und trat ungesäumt den Heimweg wieder an, auf welchem sie kaum einige tausend Schritte gegangen war, als plötzlich Ralph seitwärts hinter einem Baume hervorschritt und mit freundlichem Tone zu der Dienerin sagte:

»Sieh da, Eva, hast Du Früchte geholt?«

»Ja, Herr, und sie sind recht reif und schön,« erwiederte die Sclavin, indem sie den Schreck zu verbergen suchte, den das unerwartete Erscheinen Ralphs in ihr hervorgebracht hatte.

»Höre, Eva, ich habe einige Worte mit Dir im Vertrauen zu reden, wozu mir zu Hause die Gelegenheit fehlt; deshalb kam ich hierher. Tritt mit mir in die Büsche, ich wünsche nicht, daß man uns zusammen stehen sieht,«

fuhr Ralph fort, winkte der Negerin zu, ihm zu folgen, und schritt durch das dichte Myrthengesträuch, welches zu beiden Seiten des Fußsteigs stand.

Eva erbebte vor der Aufforderung Ralphs, die Negerin hatte aber in diesem Lande keinen eigenen Willen, darum folgte die Sclavin, wenn auch mit Bangen und Zagen, bis Ralph auf einer kleinen Blöße im Walde stehen blieb und sich dann auf einen umgefallenen Baumstamm niedersetzte.

»Möchtest Du wohl frei sein, Eva?« begann er und blickte die Sclavin so freundlich dabei an, wie sie sich kaum erinnerte, ihn jemals gesehen zu haben.

»Frei, Herr? Ach nein, warum sollte ich das wünschen, und wenn ich noch so frei wäre, so würde ich meine gute Herrin ja doch niemals verlassen,« erwiederte die Sclavin, indem sie den Herrn überrascht anschaute.

Ein finsterer Ausdruck zog bei den Worten Evas über Ralphs Stirn, doch im nächsten Augenblick heiterte sich dieselbe wieder auf und er sagte:

»Wenn Du aber frei sein und eigenes baares Vermögen genug erhalten könntest, um ganz zu leben, wie Du Lust hättest, dann würdest Du es doch nicht vorziehen, Sclavin zu bleiben?« sagte Ralph, indem seine Augen den Eindruck bevbachteten, den seine Worte auf die Negerin machten.

»Und wenn ich frei wäre und alles Gold der Welt besäße, so würde ich doch meiner Herrin dienen; ich kenne kein größeres Glück,« antwortete Eva mit einem freudigen Blick.

Ralphs Brauen zogen sich zusammen und er sah einen Augenblick sinnend vor sich nieder, dann sagte er:

»Eva, Du weißt nicht, was Du redest, denke Dir, daß ich Dir zehntausend Dollar baares Geld für ein Geheimniß geben würde, welches Du besitzest.«

»Ein Geheimniß, Herr?« erwiederte die Sclavin mit sichtbarer Verlegenheit, doch kam ihr ihre schwarze Hautfarbe zu Hülfe, sonst würde sie sehr bleich erschienen sein.

»Ein Geheimniß, ja!« fuhr Ralph mit heftig werdender Stimme fort, »ein Geheimniß, welches Deine Herrin betrifft.«

»Ach Herr, ich weiß von keinem Geheimniß meiner Herrin, was brauchte sie wohl geheim zu halten?« antwortete Eva mit Festigkeit, denn jetzt ward es ihr klar, was Ralph von ihr zu erfahren wünschte und das Glück ihrer geliebten guten Herrin stand auf dem Spiele.

»Du läugnest, infame Hündin – Du weißt recht gut, was sich zugetragen hat, während ich in Tampabay war, sagte Ralph jetzt mit unterdrückter wüthender Stimme.

»Ich weiß Alles, was sich in der Zeit begeben hat, nur von einem Geheimniß weiß ich Nichts,« entgegnete Eva, entschlossen, Alles für ihre Herrin zu wagen, und blickte dem zornigen Manne frei und offen in die Augen.

»Willst Du gestehen?« rief Dieser nun mit entfesselter Wuth, warf die Negerin mit einem Griff um deren Hals zu Boden und setzte seinen Fuß auf ihre Seite. »Gestehe, oder ich zertrete Dich, schwarzer Teufel!«

Die Sclavin klammerte ihre Hände bittend um das Knie des Wütherichs und flehete:

»Erbarmen, Herr, ich weiß von keinem Geheimniß; willst Du die Sclavin Deiner Gattin tödten, so magst Du es thun, sie wird nie eine Unwahrheit über ihre Herrin sagen.«

Ralph stieß einen Fluch aus, der deutlich die Vereitelung seiner Hoffnung aussprach, er trat von der Negerin zurück, winkte ihr aufzustehen und sagte:

»Geh nach Hause; bemerke ich aber jemals, daß Du ein Wort über unser Zusammentreffen hier verlauten lässest, so bist Du ein Kind des Todes.«

Mit diesen Worten verschwand Ralph in den Büschen, Eva suchte das aus ihrem Körbchen gefallene Obst zusammen, legte es vom Staub gereinigt wieder hinein und eilte, noch einen Angstblick nach der Gegend werfend, wo sie Ralph zuletzt gesehen hatte, nach dem Fußsteig zurück. Im raschen Davonschreiten trocknete sie ihre Thränen, wischte die Erde von ihrer Kleidung und blickte sich wiederholt um, als fürchte sie, der entsetzliche Mann würde sie nochmals zur Rede stellen.

Sie brachte Eloisen das Obst so wie die Grüße des Farmers, von ihrem Zusammentreffen mit Ralph aber sagte sie Nichts.

Wenige Tage nachher machte der Freund Soublett's, bei dem er gewesen war, als Ralph ihn tödtete, die Anzeige bei Gericht, daß Jener ermordet wäre, brachte zum Beweis die Wassermelone, in welche mehrere Schrote eingedrungen waren, und Soublett's Pistole, welche der

Farmer in dem Gras auf der Uferbank gefunden hatte, von wo die blutige Spur in das Wasser hinabzeigte. Der Platz, wo die That vollbracht worden war, wurde in Augenschein genommen, dabei mußte aber die Sache beruhen, denn es war noch gegen Niemanden ein Verdacht, den Mord begangen zu haben, rege geworden.

———

Die Truppen der Amerikaner hatten nach und nach wieder gegen fünfhundert Seminolen gefangen genommen, theils kleine Stämme, theils einzelne Familien, einzelne Männer oder Weiber, und hatten sie sämmtlich nach Tampabay geschafft, von wo aus sie mit einem Schiffe der Regierung nach New-Orleans und von da weiter nach der westlichen Grenze von Arkansas geschickt werden sollten, obgleich der Monat October bereits erschienen war und in jener Gegend häufig schon gegen das Ende des Jahres hoher Schnee fällt.

Halbnackt und unter einer glühenden Sonne geboten, mußten diese Unglücklichen, ihrer Heimath Beraubten die Reise nach jenen, im Winter rauhen Ländern antreten und Ralph eilte ihnen voraus nach New-Orleans, um sie von dort zu verschiffen.

Er miethete für Rechnung der Regierung ein Schiff zu einem sehr hohen Preise, traf aber zugleich mit dem Eigenthümer desselben die Uebereinkunft, daß ihm dagegen als Privatvergütung für sich selbst einige tausend Dollar ausgezahlt würden.

Mitte October, als in der zukünftigen Heimath der Indianer die Wälder sich schon gelb färbten und vor den heftigen Winden, die von den Felsengebirgen her über das Land zogen, ihr Laub begann auf die Erde herab zu rieseln, verließ bei einer beklemmenden Hitze das mit den gefangenen Seminolen beladene Dampfboot New-Orleans, während Ralph auf dem hohen Ufer stand und die Banknoten nachzählte, die ihm der Capitain so eben als Vergütung ausgezahlt hatte.

Das Gebiet der Indianer in Florida war durch diesen Feldzug wieder um ein Bedeutendes verkleinert worden, die Amerikaner hatten sofort in den eroberten Landstrichen Ansiedelungen gegründet und diese Pioniere riefen laut nach einem Friedensschluß mit den Seminolen, damit sie sich auf dem in Besitz genommenen Regierungsland halten könnten.

In Washington war man vorläufig mit den Resultaten des Krieges zufrieden; die Indianer hatten sich von allen Küsten in das Innere zurückgezogen und das Gouvernement wollte seinen Unterthanen Zeit gewähren, in diesen von den Wilden geräumten Ländern festen Fuß zu fassen; deshalb ertheilte es Ralph den Befehl, Friedensunterhandlungen mit den Seminolen anzuknüpfen.

Gleich nach seiner Rückkehr von New-Orleans begab sich Dieser zu den, an der neuen Grenze wohnenden Stämmen, auf die nun die Belästigungen durch die weißen Nachbarn übertragen waren, und wurde von ihnen als Friedensbote mit großer Freude bewillkommnet. Sie waren glücklich, als Ralph ihnen versprach, daß sie von

ihrem Lande nichts verlieren sollten und daß die Amerikaner sie in keiner Weise mehr beunruhigen würden, wenn sie selbst keine Veranlassung dazu geben wollten. Von hier besuchte er die Häuptlinge im Innern Floridas, die durch den Krieg nicht im Mindesten behelligt worden waren und die Ralph auf das Freundlichste empfingen, weil er sie von dem nach der Oberherrschaft strebenden Tallihadjo befreit hatte. Wo er hinkam nahmen ihn die Wilden gastfrei auf und erklärten sich gern bereit, diesmal einen Frieden mit den Amerikanern für die Ewigkeit abzuschließen. Ralph versicherte sie, daß es der innigste Wunsch der Regierung sei, um den Streitigkeiten ein Ende zu machen, die, so lange Tallihadjo im Lande gelebt hätte, nicht aufgehört haben würden. Derselbe, sagte er, wäre die alleinige Ursache von dem Kriege gewesen und Ralph selbst, als guter Seminole, habe ihn dazu angefeuert, um seine rothen Brüder von diesem eigennützigen Manne zu befreien, der sie sämmtlich in's Elend gebracht haben würde.

Alle Vorbereitungen zu einem feierlichen Friedensschluß wurden gemacht, der Tag dazu ward bestimmt und Ende Dezember trafen sämmtliche Häuptlinge der Seminolen, von ihren ältesten Kriegern begleitet, mit den Abgeordneten der Regierung der Vereinigten Staaten am Ahapopkosee zusammen, wo die Friedens- und Freundschaftsverträge für ewige Zeiten von beiden Parteien unterzeichnet wurden.

In der Sylvesternacht, mit dem Ablauf der letzten Stunde des Jahres, schenkte der Himmel Eloisen eine Tochter. Es war eine wilde stürmische Nacht, der Regen schlug prasselnd gegen die Fenster von Eloisens Gemach, der Wind schüttelte die Bäume, die das Haus umstanden und beugte deren Aeste bis auf dessen Dach nieder. Durch das Brausen und Pfeifen des Sturmes wurde mitunter ein matter ferner Ton jubelnder Stimmen von dem Gasthaus her hörbar und von Zeit zu Zeit schallte der dumpfe Knall eines Feuergewehrs dazwischen, womit man das neue Jahr begrüßte. Eloise war sehr schwach, sie war in sanften Schlummer gesunken und vor ihrem Lager saß die sorgsame treue Eva und hielt das neugeborene Kind auf ihrem Schooße.

Das glühende Stück von einem Baumstamme, welches in dem Kamin verkohlte, gab dem Zimmer nur wenig Helligkeit, und der Schein des kleinen Nachtlichts, welches seitwärts auf dem Tische stand, wurde durch einen Lichtschirm von dem Ruhelager Eloisens abgehalten. Nur der monotone Pendelschlag der Uhr über dem Kamin, das leise Knarren des Schaukelstuhls, in dem Eva sich langsam wiegte und das geheimnißvolle Zirpen eines Heimchens unterbrach die feierliche Stille innerhalb des Gemaches.

Eva hielt ihre großen Augen unverwandt auf das kleine liebliche Gesichtchen des Kindes geheftet und in ihrem sinnenden Blick konnte man lesen, daß Erinnerungen und Vergleiche ihre Gedanken sehr lebhaft beschäftigten. Nur wenn ihre Herrin sich bewegte, richtete sich ihre

Aufmerksamkeit schnell nach derselben hin und sorgsam hob sie sich dann mit dem kleinen Mädchen im Arm leise aus dem Stuhle empor, um zu sehen, ob Eloise erwacht sei und ob sie Etwas wünsche. Diese aber war von erquickendem süßem Schlaf umarmt und erwachte während der Nacht nur wenige Male.

Wenn sich dann ihre langen schwarzen Wimpern theilten, ruhte ihr Blick einige Secunden mit unbeschreiblicher Seligkeit auf dem Kinde, das ihr Eva hinhielt, bald aber schlossen sich ihre müden Augen wieder und das süße Lächeln, welches um ihren Mund spielte, zeigte, wie wonnig sie abermals der Schlummer umfing.

Der Neujahrsmorgen brach an, der Sturm war verweht, der Himmel klar und das heitere Tageslicht stahl sich in Eloisens Gemach, als dieselbe erquickt und gestärkt erwachte und von ihrem Lager seitwärts auf ihr Kind blickte, welches auf dem Schooß der treuen Sclavin ruhte. Eva war gegen die hohe Lehne des Stuhls zurückgesunken, ihr Kopf hatte sich nach ihrer Schulter niedergebeugt, und von Müdigkeit überwältigt, war sie eingeschlummert. Es war der erste Schlaf, der der treuen Seele seit zwei Tagen und zwei Nächten zu Theil wurde, doch kaum rauschte die seidene Decke ihrer Herrin, als sie den Kopf schnell nach derselben umwandte, das Kind auf den Arm hob und sich nach Eloisen hin mit den Worten aufrichtete.

»Wünschest Du Etwas, gute Herrin?«

»Nein Eva, es thut mir leid, daß ich Dich in Deiner Ruhe störte. Du Gute – Du hast so treulich, so unermüdlich

für mich gesorgt. Jetzt gieb mir mein Kind und mach Dir Dein Lager vor mein Bett; Du mußt nothwendig schlafen,« sagte Eloise mit innig dankbarem Ausdruck und lüftete die Decke, um die Tochter bei sich zu empfangen.

»Ich bin nicht müde, Herrin. Ich schlafe in dem Stuhle ebensogut, wie in einem Bett,« erwiedert Eva, als das Kind die großen dunkeln Augen aufschlug, Beide, Mutter und Sclavin, sichtbarlich überrascht in dieselben schauten und sich dann mit Blicken begegneten, die deutlich verriethen, daß sie ein und denselben Gedanken gehabt hatten.

Niemals hat wohl ein lieblicheres, ein reizenderes Kind seiner Mutter gelächelt, sein kleines Köpfchen war mit glänzend schwarzen seidenreichen Löckchen bedeckt, die feinen schwarzen Striche, welche die Brauen andeuteten, waren in ihrer Mitte fast vereinigt, und das Näschen wölbte sich in zierlichem Bogen zart und graziös geschnitten. Die weiße durchsichtige Haut, das schwarze Haar und die granatrothen frischen Lippen des schönen Kindes hoben gegenseitig ihre makellose Farbe, und der helle Glanz seiner lebendigen verständigen Augen weckten in Eloise sowohl, als auch in der Sclavin eine Erinnerung, der weder die Eine, noch die Andere Worte gab. Dennoch hatten sie sich verstanden, wie die Thräne bekundete, die in Beider Augen erschien, und das schmerzlich süße Lächeln verrieth, welches Beider Züge überflog.

Eloise öffnete schweigend ihre Arme, schweigend reichte die Sclavin ihr das Kind, die Mutter drückte es

an ihr Herz und verbarg ihre Thränen an dem blendend weißen Nacken des kleinen Engels.

Ralph befand sich immer noch in der Nähe der Indianer. Er hatte den Feldmesser der County von Tallahassee her zu sich hinaus kommen lassen und dieser mußte die Grenzen der von ihm für sich selbst ausgewählten Landstriche an Bäumen bezeichnen, damit er sie auf Ralphs Namen in die Landkarten des Staates eintragen konnte.

Ralph hatte für diese bedeutenden Stücke Landes nur einen sehr geringen Preis der Regierung zu zahlen und mußte daran voraussichtlich nach wenigen Jahren ein ungeheueres Capital gewinnen.

Ihm war die erste Gelegenheit geboten, sich das beste Land auszuwählen, da er die Gegend schon kannte und die Weißen sich noch nicht in kleiner Zahl in die Nähe der Indianer wagten, um auf Landschau auszugehen.

Dies Geschäft nahm jetzt Ralphs ganze Thätigkeit in Anspruch und es schien, als ob es ihm gelungen wäre, in der Sucht, großes Vermögen zu erwerben, alle übrigen Gedanken zu ersticken.

Erst Anfangs Februar kehrte er gegen Abend nach Tallahassee zurück, hielt im Vorüberreiten vor dem Trinkhaus in der Nähe des Platzes an, um mehrere Bekannte zu begrüßen, und einen Labetrunk zu nehmen, ehe er nach seiner Wohnung ritt.

Hier wurde ihm von verschiedenen Bekannten zu der neugeborenen Tochter Glück gewünscht, womit ihn während seiner Abwesenheit seine Frau beschenkt habe, und einer der Gratulanten sagte:

»Die Frauen Tallahassee's können nicht Wunder genug von dem Mädchen berichten, sie wollen seines Gleichen an Lieblichkeit nie früher gesehen haben. Am Ende ist Euch eine Fee zur Tochter beschert, denn sie wurde mit dem Glockenschlag Zwölf in der Sylvesternacht geboren und von solchen Kindern sagt man ja, daß sie der Geisterwelt näher ständen, als andere Menschen. Ich fürchte, wenn sie einmal sechszehn Jahre alt ist, wird sie Euch Viel zu schaffen machen.«

»Wann ist sie geboren?« fragte Ralph rasch.

»In der letzten Minute des alten Jahres, wie mir gesagt wurde, und wahr muß es sein, denn man hat sich allenthalben darüber unterhalten,« antwortete der Andere.

»Auf Sylvester?« sagte Ralph halblaut und sinnend vor sich hin, und seine Brauen zogen sich finster zusammen.

»Ich muß mich doch nach Haus begeben. Guten Abend,« sagte er nach einigen Augenblicken zu seinen Freunden, lenkte sein Pferd von dem Trinkhaus ab und ritt, augenscheinlich wenig Aufmerksamkeit demselben schenkend, in langsamem Schritt in der staubigen Straße weiter, ohne daß er die Grüße bemerkte, oder erwiederte, die ihm beim Vorüberreiten von den Häusern her zugewinkt wurden.

Er hatte vor dem Gasthaus sein Pferd abgegeben und nahete sich seiner Wohnung, als Eloise, die mit ihrer Tochter auf dem Schooße vor dem Kaminfeuer saß, seinen Tritt erkannte und unwillkürlich zusammenschreckte.

Sie hatte sich eben an den schönen Augen der Kleinen ergötzt, nun aber drückte sie schnell deren Gesichtchen gegen ihren Busen und wandte sich dann nach Ralph um, der in diesem Augenblick in das Zimmer trat.

Derselbe grüßte Eloisen mit einem kalten ›Guten Abend‹, welchen Gruß diese mit nicht viel mehr Wärme erwiederte, und dann sagte er, indem er dicht vor sie trat:

»Nun, laß denn doch einmal das Kind sehen, welches noch im alten Jahre geboren ist.«

Mit einer entschlossenen Bewegung, als hätte sie in diesem Augenblick eine Lebensfrage für den kleinen Liebling zu wahren, hob sie den Säugling auf ihren Arm und richtete dessen weit geöffnete Augen nach Ralph hin.

Dieser heftete seinen unheimlichen, stieren Blick auf das Kind, dessen liebliche Erscheinung seine finsteren Züge nicht aufzuheitern vermochte; im Gegentheil, seine Stirn furchte sich noch mehr und um seinen Mund zuckte es, wie ein nahender Sturm.

Eloise aber sah ihn fest an, indem sie die Tochter wieder in ihre Arme schloß, bis Ralph bleich und mit bebenden Lippen, doch ohne ein Wort zu reden, sich von ihr abwandte und das Zimmer verließ.

Wenige Tage darauf fanden sich in dem sauber decorirten Zimmer Eloisens ein Geistlicher und mehrere hoch angesehene Leute der Stadt ein, denn das Kind sollte getauft werden.

Ralph zwang sich, in Gegenwart der Fremden heiter zu erscheinen, vermied aber augenscheinlich, mit seinem Blick dem Kinde zu begegnen.

Der heilige Akt ward vollzogen und Berenice war der Name, den man der Tochter gab.

Capitel 40.

Große Veränderung. – Der widerspenstige Sohn. – Seltene Schönheit. – Zwiespalt. – Weiblicher Zauber. – Der Ball auf dem Lande. – Der Unfall. – Krankheit. – Im Salon. – Der Blutsturz. – Verzweiflung. – Aerztlicher Rath. – Besserung.

Sechszehn Jahre später ward der Krieg gegen die Seminolen in Florida beendet und die letzten gewaltsamen Uebersiedelungen dieser Indianer nach dem Westen von Arkansas wurden ausgeführt. Nur wenige Hundert derselben, unter dem Häuptling oder König Billy Bowleys, blieben noch in den undurchdringlichen Sumpfgegenden ihres Vaterlandes zurück, ohne weiter verfolgt zu werden, weil man sie in keiner Weise mehr als gefährlich erachtete und die Gegend, die sie bewohnten, den Weißen nicht zusagte.

Obgleich von den Amerikanern überwältigt, verließen die letzten gefangenen Seminolen ihr Vaterland mit ungebeugtem Stolz und mit tiefer Geringschätzung gegen ihre weißen Unterdrücker.

Außer Billy Bowleys verblieb auch der hundertjährige, früher so mächtige Häuptling Samuel Jones mit wenigen alten Kriegern und seinen Weibern in Florida wohnen, indem er erklärte, er würde sich tödten, wenn man ihn gewaltsam von hier entfernen wollte.

Florida hatte nach Verlauf dieser sechszehn Jahre ein ganz anderes Ansehn gewonnen, es war mit Städten, mit

reichen Plantagen, mit kleinen, herrlichen Farmen bedeckt; vortreffliche Wege durchschnitten das Land in allen Richtungen und die Flüsse und Seen wurden von Segelschiffen und Dampfern belebt. Handel und Gewerbe blühten, die Erzeugnisse des reichen Bodens verschiffte man von Meer zu Meer und die gesellschaftlichen Verhältnisse in Florida standen nicht mehr gegen die der älteren Staaten zurück.

So war es auch mit dem südlichen Theile von Georgien, die Bevölkerung dort hatte außerordentlich zugenommen und Wohlhabenheit, ja großer Reichthum hatte sich eingefunden.

Die stille Behausung unserer lieben Freunde, der beiden alten Arnolds, welche in Segen häuslichen Glücks, im Vollgenuß all der vielen Freuden, die ihnen durch die Familie ihres Sohnes, so wie durch treue Freunde geboten wurden, ihre Tage verlebt hatten, war verschwunden, und in der Nähe, wo sie gestanden hatte, verkündete ein mit eisernem Geländer umgebener Denkstein, daß unter demselben das biedere Ehepaar ruhe, dem einst dieses Land gehörte.

An der Stelle der bescheidenen Blockhäuser, in welchen Frank Arnold so glückliche Jahre verlebt hatte, stand jetzt ein großes, prächtiges Gebäude, der Wohnsitz des gegenwärtigen Eigenthümers der umfangreichen Plantage, die sich um dasselbe ausbreitete. Frank Arnold hatte vor sechs Jahren seine beiden geliebten Eltern im Verlaufe von nur einer Woche verloren, die alte Frau war vorangegangen und ihr Mann konnte, wie es geschienen,

nicht ohne sie leben, denn nur wenige Tage später war er ohne vorausgegangenes Kranksein eingeschlummert, um nicht wieder zu erwachen. In dem darauf folgenden Jahre war auch der Präsident Forney vom Tode abgerufen worden. Eleanor, die mit ihrem treuen Gatten ihn tief betrauerte, hatte von ihm, außer einem bedeutenden Kapitalvermögen, auch noch eine große Anzahl Sclaven geerbt, so daß der Grund und Boden Franks nicht hinreichend war, diesen Negern und denen, die er von sich und aus der Hinterlassenschaft seines Vaters schon besaß, genugsam Beschäftigung darauf zu geben. Zu derselben Zeit hatten die vortrefflichen Länder im fernen Westen viel Aufmerksamkeit auf sich gezogen und die Auswanderungen dorthin aus den östlichen Staaten gehörten nicht mehr zu den Seltenheiten.

Frank Arnold war damals bereits durch seine geliebte Eleanor mit neun Kindern beschenkt worden. Es war immer ein Lieblingsgedanke von ihm gewesen, seine Söhne sämmtlich zu Landleuten heranzubilden; doch um dereinst einem Jeden von ihnen eine eigene Farm gründen zu können, dazu reichte sein eigener, wenn auch bedeutender Länderbesitz nicht aus. Der Erwerb fremden Landes in dortiger Gegend war aber äußerst schwierig und kostspielig, wenn nicht unmöglich geworden. Ueberdies konnte Frank, wie auch seine Gattin, den Verlust der ihnen im Leben so theuer und werth gewesenen beiden Alten nicht ganz verschmerzen und Alles, was sie hier umgab, erinnerte sie täglich, ja stündlich an die ihnen jetzt fehlenden Gründer ihres beiderseitigen hohen

Glücks, dem nur Jene mangelten, um es so vollkommen erscheinen zu lassen, wie sie es früher genossen hatten.

Frank entschloß sich deshalb mit der vollsten Zustimmung Eleanors, nach dem Westen auszuwandern. Ein Jahr nach des Präsidenten Tode verkaufte Frank zu sehr hohen Preisen alles Eigenthum, bis auf einige dreißig Stück sehr edeles Rindvieh, einige zwanzig Pferde und Maulthiere, und trat mit diesem Viehbestand, seinen Sclaven und seiner sämmtlichen Familie die weite Wanderung an.

Ralph dagegen lebte noch in Florida, und zwar auf dem ehemaligen Gebiet, sogar auf dem Lande Tallihadjo's, wo sein Aufenthalt als die Besitzung des ungeheuer reichen Generals Norwood weit und breit bekannt war.

Eloisen mußte man immer noch eine sehr schöne Frau nennen. Freilich waren Leid und Gram, deren sie so viel getragen, nicht spurlos an ihr vorübergegangen, sie hatten ihren Wangen die Fülle und den leichten Anhauch von Röthe genommen, hatten ihre Lippen gebleicht und ihrem Auge einen tief melancholischen Ausdruck gegeben; doch standen diese äußern Veränderungen mit ihrer Seelenstimmung in Einklang und erhöhten noch den angenehmen Eindruck, den ihre liebliche Erscheinung machte.

Tom und Berenice waren ihre einzigen Kinder geblieben; ersterer sah seinem Vater sehr ähnlich, war groß und schlank, doch nicht so kräftig aufgewachsen, hatte,

wie Jener, schwarzes, borstiges Haar, einen verhältnißmäßig kleinen Kopf und kleine graue Augen, mit denen er sich angewöhnt hatte, häufig zu blinzen.

Ralph hatte ihn nach und nach, so wie er heranwachs, von Eloisen entfernt und ihn in seiner eigenen Nähe gehalten, während Berenice der Mutter diesen Verlust ersetzte und ihr nicht von der Seite wich.

Tom war hochmüthig, anmaßend und habgierig im höchsten Grade, welche Eigenschaften ihm im Hinblick auf das große Vermögen seines Vaters und durch dessen Beispiel zu Theil geworden waren. Er war schlau, voller Ränke und Unwahrheiten und jedes weichere Gefühl ging ihm ab, selbst die Thräne war seinem Auge fremd, und oft hatte er als Knabe harte Züchtigungen von seinem Vater hingenommen, ohne eine Thräne zu vergießen, ja er hatte oft unter der Peitsche Ralphs gelacht.

Diesem machte der unbeugsame Wille des Jungen stets große Freude, und häufig hatte er in dessen Gegenwart sich darüber gegen seine Bekannten mit Stolz ausgesprochen. Ralph glaubte frühzeitig in seinem Sohne alle Anlagen zu einem Rechtsgelehrten zu erblicken und hatte ihn zu seiner Ausbildung einem berühmten Advocaten übergeben. Tom aber hatte kaum ein Jahr bei ihm ausgehalten, als er seinem Vater erklärte, das Studium sage ihm nicht zu und er wolle lieber Pflanzer werden. Ralph machte ihm Vorstellungen dagegen und wollte ihn zwingen, zu dem Advocaten zurückzukehren, Tom aber lachte dazu und blieb bei seinem Beschluß.

Vor einem Jahr hatte Ralph seinem Sohne eine Frau ausgesucht und zwar die einzige Tochter eines damals hochangesehenen Kaufmanns in Tallahassee, Namens Hind, welcher für einen Millionair galt.

Tom und Arabella Hind wurden vermählt und ein halbes Jahr später hatte der alte Hind fallirt und war zum armen Manne geworden. Toms Vorwürfe gegen seinen Vater blieben nicht aus, da er das Mädchen nur des Geldes halber genommen hatte, und die arme Arabella mußte den Unmuth Beider häufig ertragen. Gern hätte sie bei Eloisen und bei Berenice Trost gesucht; obgleich sie aber Alle unter einem Dache wohnten, so hielt sie Tom sowohl wie auch Ralph von Jenen so viel als möglich fern und suchten eine jede Vertraulichkeit mit ihnen zu verhindern.

Berenice war etwas über sechszehn Jahre alt. Die Natur schien bei dem Erschaffen derselben beabsichtigt zu haben, allen Adel, allen Zauber, alle Lieblichkeit und Anmuth des Weibes in ihr zu vereinigen und der Welt ein Bild der vollendetsten Schönheit zu schenken.

Sie war groß, schlank und biegsam, von wunderbar edelgeformter reizender Fülle; kein Meister des alten Griechenlands hat jemals eine Gestalt von schönerem Ebenmaß geschaffen, und der cararische Marmor, aus dem Jene ihre unsterblichen Kunstwerke bildeten, würde gegen Berenicens blendend durchsichtige Alabasterhaut in Schatten gestellt worden sein. Hoch wölbte sich ihre freie Stirn unter dem üppigen glänzend schwarzen Lockenschmuck, der ihr schönes Haupt umwogte und

dessen ungewöhnlich reiche Fülle an ihre berühmte Namensschwester erinnerte. Schwarz, und in reinem Bogen scharf geschnitten, vereinigten sich ihre vollen Brauen über ihrer leicht gebogenen, fein und zart geformten Nase, die ihrem edelen Profil erhöhte Bedeutung gab.

Vergebens aber würde man nach einem vergleichenden Bilde für ihre großen, tief braunen, von langen Wimpern überschatteten Augen suchen, deren Glanz den der Sterne an einem Tropenhimmel beschämen konnte.

Ihr seelenvoller Blick ließ wie in einem klaren Spiegel den tiefen Geist, das reiche Gemüth, die edeln Gefühle erkennen, die Berenicens Brust erfüllten, ein jeder Gedanke der ihre Seele bewegte, zwar in ihnen zu lesen, und dem Zauber, der Gewalt ihres Blickes vermochte Niemand zu widerstehen.

Ihre frischen vollen Lippen mußte die Granatblüthe um ihr Roth beneiden, und wenn sie sich zum süßen, holdseligen Lächeln öffneten, wetteiferten die zwischen ihnen sichtbar werdenden, wundervoll gebildeten Zähne mit dem blendend weißen Schnee der Hochgebirge. Der leichte Schatten unter Berenicens Augen würde bei der ungewöhnlichen Weiße ihrer Haut den Eindruck von Blässe hervorgebracht haben, wenn nicht ein Hauch vom reinsten Karmin ihre zarten Wangen gefärbt hätte. Ein makelloses, edles Oval, blickte ihr Antlitz aus der glänzenden natürlichen Lockenfülle hervor, die zu seinen beiden Seiten über ihren schlanken Nacken bis auf den vollen Busen herabfiel, während die Wucht ihrer schweren Flechten tief an ihrem Hinterkopf aufgerollt befestigt

hing. Ihr Arm war voll und rund, ihre zarte kleine Hand trug hinter jedem Finger ein Grübchen und ihr zierlicher Fuß war schon in seiner Form allein eine vollkommene Schönheit.

Berenice konnte sich nicht anders bewegen, als mit Hoheit und Grazie, und dennoch trug ihre Erscheinung das Gepräge größter Bescheidenheit und Anspruchlosigkeit.

Drei Jahre hatte sie in den Erziehungsanstalten ersten Ranges in Alabama zugebracht und dort ihre seltenen geistigen Anlagen ausgebildet, welche vorher unter der Leitung ihrer sorgsamen Mutter durch die besten Privatlehrer zu Hause entwickelt worden waren; sie war vieler lebender Sprachen vollkommen mächtig, zeichnete mit Talent und jeder Strich von ihrer Hand verrieth ihre Meisterschaft; Musik aber schien mit ihrem Leben eng verbunden zu sein, und mit Leidenschaft hatte sie sich deren Studium hingegeben. Sie spielte Harfe und Clavier, Beides mit Vollendung, ihre bezaubernde, metallreiche Stimme hatte sie zum Gesang im hohen Grade ausgebildet, und die vielen reizenden Lieder die sie selbst componirt hatte, zeugten von dem tiefen musikalischen Gefühl, welches ihr bei ihrer Erschaffung zu Theil geworden war.

Während ihrer Aufenthalts in Alabama hatte sie mit den ersten Familien des Staates Umgang gepflogen und sich unter ihnen eine große Zahl von Freundinnen erworben, mit denen sie einen fleißigen Briefwechsel unterhielt.

Eloise hatte sich mit schwerem Herzen dem Entschluß gefügt, ihre Tochter während dieser Jahre aus ihrer Nähe zu lassen, für des Kindes Wohl hatte sie jedoch gern dieses Opfer gebracht und war nun seit einem halben Jahre durch die Rückkehr Berenicens beglückt, deren Ausbildung vollendet genannt werden durfte.

In Ralphs Hause waren zwei Parteien erstanden, die sich daheim von einander abgeschlossen hielten, wenn sie auch vor der Welt vereinigt und in freundlichem Vernehmen erschienen. Ralph selbst mit seinem Sohne Tom und dessen Frau Arabella standen auf der einen, und Eloise mit ihrer Tochter und der treuen Sclavin Eva auf der andern Seite.

Es war unter ihnen nicht erörtert worden, warum man sich mied, man kam zum Mittagstisch und Abends in dem Salon zusammen, man unterhielt sich, freilich nur, um Etwas zu reden, und wahrte die Formen der Höflichkeit, doch fühlte ein Jedes der beiden Parteien die Kluft, die zwischen ihnen lag.

Die Ursachen dieser Abneigung waren sehr verschieden. Die von Ralph und Eloisen ist uns bereits zur Genüge bekannt, in Tom war sie eine andere. Er war durch Ralph von früher Jugend an gegen seine Mutter eingenommen worden und die wärmere Liebe derselben, die sie gegen Berenicen an den Tag legte, hatte die eingesogenen Vorurtheile gegen sie bei ihrem Sohne noch gesteigert. In seiner Schwester erblickte er aber die Erbin der Hälfte von seines Vaters so beträchtlichem Vermögen,

welche, wie er sich dachte, nicht sie, sondern ein Fremder, ihr künftiger Gatte, erhalten würde. Arabella, seine Frau, hatte selbst keine Abneigung gegen Toms Mutter, noch gegen dessen Schwester, und es fügte sich so gegen ihren eigentlichen Willen, daß sie nicht freundschaftlicher mit ihnen lebte.

Eva kannte nur ein Gefühl, in dem alle andern verschwanden: das der Liebe zu ihrer Herrin und jetzt auch zu deren Tochter, denn Beide waren ja nur Eins in ihrem Herzen.

Mit Recht befürchtete Ralph bei dem innig freundschaftlichen Bunde, welcher sich zwischen Eloisen und ihrer Tochter gebildet hatte, daß Letztere über manche früheren Verhältnisse Aufklärung erhalten würde, und mit derselben Besorgniß blickte er auf Eva, da diese die Vertraute von Berenicen war und mehr von ihm und der früheren Zeit wußte, als ihm lieb sein konnte.

Sein Gefühl gegen Berenice war wunderbar gemischt. Mit sein Inneres zerreißendem Mißtrauen blickte er auf ihr Profil und auf die über ihrer schönen Nase dicht vereinigten starken Brauen; Haß und Zerknirschung bemeisterte sich seiner in solchen Augenblicken oft so sehr, daß er Berenice hätte tödten mögen. Gleich darauf aber hingen seine Augen wieder mit einer so leidenschaftlichen Zuneigung an der schönen lieblichen Jungfrau, daß er Alles darum hingegeben haben würde, wenn sie dieselbe Zärtlichkeit auf ihn verwandt hätte, womit sie ihre Mutter behandelte.

Dann glaubte er wieder in Berenicens Blick eine Scheu gegen sich, sogar einen Zweifel in ihm zu erkennen, der sein Innerstes wie Dolchstiche durchzuckte. Demungeachtet war sein Stolz ungemessen darüber, daß seine Tochter die gefeierte Schönheit Floridas, ja der ganzen südlichen Staaten Amerikas war, denn der Ruf von Berenicens geistigen und körperlichen Vollkommenheiten war weit und breit durch das Land gedrungen. Er versäumte selten eine Gelegenheit, öffentlich mit ihr zu erscheinen und hatte, um sie oft dazu zu veranlassen, für einen enormen Preis ein edeles Reitpferd, eine Isabelle, für sie gekauft.

Sein Haus war jeden Abend Freunden und Fremden geöffnet und selten verstrich ein Abend, ohne daß dessen Salon sich mit Gästen gefüllt hätte. Berenice war dann die Sonne, um die man sich bewegte und deren Strahlen man so nahe als möglich zu kommen suchte. Ein Jeder wollte in ihre Augen blicken, einige Worte von ihr erhaschen, ihr etwas Verbindliches sagen, oder auch nur von ferne sich an ihrem Anblick weiden. Sie war freundlich und aufmerksam gegen Jedermann, ohne irgend einen Vorzug oder eine Auszeichnung bemerkbar werden zu lassen. Wenn man sie darum bat, spielte sie und sang mit Freuden und riß dann alle, die alten, so wie die jungen Herzen mit sich fort.

Neben dem Ruf von Berenicens Persönlichkeit hatte sich aber auch der, daß sie eine reiche Erbin sei, verbreitet, und die Zahl der jungen Männer, die um ihre Gunst warben, wuchs von Tag zu Tag.

Mit einer Art von Eifersucht, wie wenn man ihm den Besitz eines kostbaren Kleinods streitig mache, bemerkte Ralph die Bemühungen der Freier, und daß Berenice sie sämmtlich mit vollkommen gleicher Artigkeit fern von sich hielt, erregte in ihm ein triumphirendes Gefühl.

So zahlreich Ralphs Haus aber auch besucht wurde, so vermißte er doch gerade die angesehensten, die geachtetsten Familien der Umgegend unter seinen Gästen, und zwar um so empfindlicher, da diese Leute Alles aufboten, Berenice und ihre Mutter bei sich zu sehen, keine Gelegenheit versäumten, auswärts mit denselben zusammenzutreffen und sie mit Herzlichkeit und Freundlichkeit zu überhäufen. Mit Ralph aber wollten sie nicht verkehren.

Trotz seines großen Vermögens war er allgemein verachtet und Jedermann begegnete ihm mit einer gewissen Scheu.

Sein Raub an den unglücklichen Indianern war allgemein bekannt, den Mord an Lacoste legte man ihm zur Last, sein dreifacher Verdienst an Milroy war ruchbar geworden und über Soublett's Tod raunte man sich Allerlei in Verbindung mit Ralphs Namen in die Ohren. Tausend große und kleine Verbrechen lasteten auf ihm, ohne daß er jemals wegen eines derselben vor Gericht gestellt worden wäre. Demohngeachtet verschaffte ihm sein ungeheueres Vermögen sehr bedeutenden Einfluß unter dem Volke, den Viele der Besucher seines Hauses zu berücksichtigen hatten, und dann gab es auch eine große Zahl Derer, die ihn fürchteten und es vorzogen, mit ihm auf gutem Fuß zu bleiben.

Ralph wußte dies Alles recht gut, und deshalb war ihm Berenicens Zauber, mit dem sie Freund und Feind, Alt und Jung in sein Haus zog, so sehr willkommen.

Er hatte in diesem Winter häufig glänzende Gesellschaften und Bälle in seinem Haus gegeben, wozu die Gäste von weit und breit, selbst von Tallahassee, hergekommen waren, und viele seiner reichen Nachbarn hatten Berenice und ihrer Mutter zu Liebe ähnliche Festlichkeiten veranstaltet.

Eine prächtige, dicht verschlossene Kutsche, von einigen Reitknechten begleitet, trug bei solchen Gelegenheiten die beiden Familien Norwood zusammen nach dem Ort, wohin sie eingeladen waren und führte sie oftmals erst mit dem Grauen des Tages wieder in ihre eigene Behausung zurück. Warme Tücher, Mäntel und Decken schützten die Damen dabei gegen Erkältung, und gewöhnlich wurde die Zeit während der Nachhausefahrt schlafend, wenigstens schweigend hingebracht.

An einen der letzten Tage im Februar war auch wieder bei Norwood's eine Einladung zu einem Ball eingetroffen und zwar von einer der geachtetsten Familien Floridas, der des hohen Richters Trescott. Es war das Erstemal, daß dieser Mann sich entschloß, Ralph eine Einladung in seine Familie zuzusenden, obgleich Dieser sich alle erdenkliche Mühe gegeben hatte, ihn dazu zu veranlassen.

Ralph hatte während dieses Winters nicht eine große Gesellschaft gegeben, ohne Treseott und dessen Familie

dazu zu bitten, ohngeachtet dieselben sich stets entschuldigt und niemals einen Dankbesuch bei ihm gemacht hatten. Abgesehen davon, daß Ralph nach dem Umgang mit Trescott strebte, weil derselbe in der allgemeinen Achtung so hoch stand, so sah er darum noch ein ganz besonderes Interesse in der Befreundung mit diesem Manne, weil er hoher Richter war und bei unzähligen Processen, in die Ralph fortwährend verwickelt war, nach seiner Ansicht ihm von großem Nutzen oder Nachtheil sein konnte.

Die Einladung war mehrere Tage vor dem zum Balle bestimmten abgegeben worden und Ralph hatte sehr erfreut die feste Zusicherung gegeben, daß er und die Seinigen derselben mit Vergnügen folgen würden.

Trescott's Wohnsitz lag vier Meilen von Norwood's Haus entfernt und der Weg war zum großen Theil noch neu und roh, so daß er selbst bei ganz trockenem Wetter kaum mit einer Kutsche befahren werden konnte. Heftige Regengüsse hatten denselben aber in den letzten Tagen grundlos gemacht und mehrere kleine Gewässer, durch die er führte, so sehr angeschwellt, daß keine Möglichkeit vorhanden war, denselben im Wagen zu passiren. Der Tag des Festes war ein stürmischer, kalter Regentag und Eloise, sowie Berenice erklärten, daß sie auf den Ball verzichten müßten, wenn sie sich nicht in der Kutsche zu Trescott's Wohnung begeben könnten. Ralph erwiederte, daß man den Weg bequem in einer guten halben Stunde zu Pferde zurück lege, daß ja den meisten Gästen kein anderes Mittel zu Gebote stehe, und daß Trescotts sicher

ein Zimmer bereit halten würden, wo die Damen ihre Toilette machen könnten. Eloise brachte Einwendungen vor, wies namentlich auf den Heimweg hin, der Berenicen Nachtheil für ihre Gesundheit bringen könne, doch Ralph wollte von keinen Entschuldigungen etwas wissen und bestand unwiderruflich darauf, daß man zum Balle reiten solle.

Diesem seinem so festen Beschluß wagte Niemand sich zu widersetzen, die Balltoilette wurde sorgfältig eingepackt, damit sie Eva mit sich auf ihr Pferd nehme und warme Kleider wurden für den Ritt hervorgesucht.

Der Tag neigte sich, als die Pferde vor dem Hause erschienen und sämmtliche Mitglieder der Norwood'schen Familie dieselben bestiegen. Der Sattel Evas ward mit großen Schachteln behangen, ihr selbst ein wohlverwahrtes Packet in die Arme gegeben und nun setzte sich der Zug, von zwei Reitknechten gefolgt, in Bewegung. Letztere trugen große Bündel mit Kienholzspänen, welche auf dem Rückweg als Fackeln dienen sollten.

Der Wind war stärker und kälter geworden und trieb den feinen Regen seitwärts hinter den Reisenden her, die sich dicht in ihre Mantel und Kapuzen hüllten und ihre Pferde antrieben, den Ritt so schnell als möglich zu beenden. Nachdem sie den halben Weg zurückgelegt, hatten sie ein Wasser zu durchreiten, welches sehr angeschwollen war und den Rossen, denen es bis unter den Leib reichte, den Durchgang beschwerlich machte. Doch ohne Unfall erklommen diese mit ihren Bürden das jenseitige

Ufer und Norwoods langten bald nachher wohlbehalten, wenn auch sehr durchkältet, bei Trescotts an.

Im Allgemeinen kannte man auf dem Lande keine andere Art zu reisen, als die zu Pferd, weshalb auch heute sämmtliche Ballgäste in dieser Weise erschienen. Die nöthige Bequemlichkeit zum Ordnen der Toilette wurde den Damen in verschiedenen Zimmern geboten und Madame Trescott nebst ihren Töchtern thaten Alles, Berenicen und ihrer Mutter dabei behülflich zu sein, um denselben ihren Dank für deren Kommen bei so stürmischem Wetter zu erkennen zu geben.

Bald füllte sich der Tanzsaal, die Violine eines Negers erklang und die Tänzer und Tänzerinnen hörten in ihrer Heiterkeit nicht mehr den heftigen Wind, der durch die geschlossenen Jalousien der Fenster pfiff. Es wurde bald so warm in den Zimmern, daß man die Kaminfeuer auslöschen und die Thüren öffnen mußte, denn manche der Tänzerinnen sah man die brennende Wange gegen die kalte Scheibe eines Fensters lehnen, um sich zu kühlen.

Berenice war der Brennpunkt, um den sich Alles bewegte. Die Abneigung, mit der sie hierher geritten war, hatte sie kein Vergnügen erwarten lassen, weshalb ihre Heiterkeit sich um so höher steigerte, als sie viele liebe Freundinnen um sich versammelt fand, und Jedermann seine Freude darüber äußerte, daß sie sich durch das Wetter nicht hatte abhalten lassen, den Ball mit ihrer Gegenwart zu krönen. Obgleich ihre Toilette auch

in Folge der Nothwendigkeit sehr einfach war, so überstrahlte sie doch alle ihre vielen hier versammelten schönen Schwestern und mit einer wahren Seligkeit hing der Blick Eloisens an dem zauberisch schönen Kinde, auf dessen Wangen ein glühendes Incarnat die reichste Fülle von Gesundheit und Lebenskraft verkündete.

Die besondere Aufmerksamkeit und Verehrung, die Berenicen von allen Seiten gezollt wurde, hatte sie so freudig aufgeregt, daß der sinnende Ernst und die Ruhe, die sie gewöhnlich umgab, von ihren schönen Zügen ganz verscheucht wurde. Freudestrahlend glänzten ihre großen Augen wie schwarze Diamanten und die Lichter des Saales schienen vor ihrem Feuer zu verbleichen.

Ralph sah mit Entzücken, wie Alt und Jung sich zu Berenicen drängte, um ein Wort, einen Blick von ihr zu erlangen, und seinem Ehrgeiz ward nicht wenig geschmeichelt, als er die lange Unterredung beobachtete, die der Richter Trescott selbst, wie es schien in höchster Begeisterung, mit ihr pflog.

Kaum hatte dieser allgemein hochgeehrte Mann Berenice verlassen, so trat Ralph zu ihm hin, um dessen Stimmung für sich selbst zu benutzen, und womöglich einen Theil der Sympathie Trescott's für seine Tochter auf sich übertragen zu lassen.

Es herrschte eine so allgemein glückliche Stimmung, daß Niemand an die Zeit dachte und es war längst Mitternacht vorüber, ehe sich Stimmen zum Aufbruch erhoben.

In den warmen Garderobezimmern wurden nun schnell die Ballkleider gegen solidere Anzüge vertauscht, die Pferde wurden bestiegen, die Fackeln angezündet, und unter tausend Begrüßungen und Wünschen für eine glückliche Heimkehr zogen die Gäste nach allen Richtungen hin von dannen.

Norwoods ritten allein, denn außer ihnen hatte Niemand diesen Weg einzuschlagen. Ein Neger begab sich mit einer hellleuchtenden Fackel vor den Zug und der andere folgte demselben mit einem gleichen Lichte.

Der Wind bließ den Heimziehenden sehr heftig und schneidend kalt entgegen, so daß es namentlich Berenice, die bis zuletzt getanzt hatte, eisig kalt überlief, Eva nahm die wollene Decke, die über ihren Sattel lag, hing dieselbe ihrer jungen Herrin über die Schultern und befestigte sie mit einer großen Stecknadel vor deren Brust. Demohngeachtet aber fror Berenice und bat wiederholt, schärfer zu reiten, was nicht geschehen konnte, indem sonst die Fackeln erloschen wären, deren Flamme der Wind jeden Augenblick von dem Holz wegzublasen drohte.

Die Hälfte des Weges war zurückgelegt und der Führer hielt auf der Uferbank des ungestüm brausenden Wassers an. Ralph und Tom hatten ihn erreicht und Ersterer befahl ihm, voraus durch den Bach zu reiten.

Auf dem jenseitigen Ufer angelangt blieb er halten, um den Nachfolgenden zu leuchten. Tom ritt nun seiner Frau voran und ihnen folgte Ralph, um Eloisen und ihrer Tochter den Weg zu zeigen.

Berenicens Pferd war das kleinste von allen, und als es die Mitte des Stromes erreichte, faßte derselbe es plötzlich bis über die Hälfte des Sattels, wodurch der Fuß der Reiterin in das Wasser sank. Mit einem Schrei zuckte Berenice denselben in die Höhe, bekam das Uebergewicht nach hinten und stürzte in die Fluth.

Die große wollene Decke, in welche sie gehüllt war, verhinderte sie, sich gleich zu erheben und der Strom nahm sie mit sich fort.

Schreck und Entsetzen ergriff die Andern so sehr, daß sie in dem ersten Augenblick wie erstarrt waren, nur Eva, die hinter ihrer jungen Herrin ritt, flog von ihrem Pferde fast ehe jene in dem Wasser versank und ward mit ihr von dem Strome fortgerissen. Die Sclavin aber ergriff die wollene Decke mit der einen Hand und streckte die andere nach dem Ufer aus, bis sie einen Busch faßte und sich und zugleich ihre junge Gebieterin an das Land zog. In dieser Zeit war Ralph durch das Wasser gesprungen, kam Eva zu Hülfe und Berenice ward halb ohnmächtig auf das Trockene gebracht.

Weinend und jammernd schloß Eloise die Tochter in ihre Arme, bis dieselbe selbst ihr Wehklagen hörte und sich ermannte, um ihrer Mutter Leid zu verscheuchen. Berenice scherzte und versuchte zu lachen, obschon ihr war, als ob der Tod sie berührt habe.

»Es ist gar Nichts, liebe, gute Mutter, ein kaltes Bad wird Deinem starken Mädchen ja nichts schaden,« sagte sie mit Anstrengung und bebenden Lippen und bat

dann, sie auf ihr Pferd zu heben, um schnellmöglichst nach Hause zu kommen.

Von hier aus begann der bessere Theil des Weges und kaum hatte Berenice den Sitz in ihrem Sattel gewonnen, als sie davon jagte und Eva gleichfalls bei dem Fackelträger vorüber ihr nachsprengte. Nur wenige hundert Schritt aber hatten sie zurückgelegt, als Ralph sie einholt und Berenice beschwur, langsam zu reiten, ehe ihr noch ein zweites Unglück zustieße. Diese aber gab ihm keine Antwort, preßte ihre durchnäßte eiskalte Kleidung fester um ihren zitternden Körper und hielt sich mit einer Hand an dem Knopf des Sattels, während sie mit der andern an den Zügeln zuckte, um das Pferd schneller gegen den Sturm anzutreiben.

Das Gewölk hatte sich gebrochen, auch war es heller geworden, so daß man den Weg erkennen konnte, dennoch verdankte es Berenice nur der Güte ihres Pferdes, daß sie glücklich ihre Wohnung erreichte; denn von Führung des Thieres war bei ihr keine Rede, sie bedurfte aller ihrer Kräfte, um sich nur in dem Sattel zu erhalten.

Ralph hob sie von ihrem Roß, dann aber schlang sie ihren Arm um Eva und ließ sich durch diese in ihr Zimmer führen. Schnell wurden ihre Kleider gewechselt, die Sclavin brachte sie zu Bett, und dann erschien ihre verzweifelnde Mutter, um sie zu pflegen und an ihrem Lager zu weinen.

Ralph betrat niemals die Gemächer Eloisens, noch die ihrer Tochter und machte auch heute keine Ausnahme

hiervon; er schickte aber von Zeit zu Zeit eine Sclavin dorthin ab, um zu hören, wie Berenice sich befände.

Diese war bald in Schlaf gesunken, während ihre Mutter an der einen Seite ihres, in der Mitte der Stube stehenden Bettes auf einem Stuhl saß, Eva aber auf der andern Seite stand und Beide ihre besorgten Blicke auf das jetzt mit brennendem Purpur überzogene schöne Gesicht der Schlummernden hefteten. So wachten sie über jeden Athemzug, über jede, auch die leiseste Bewegung derselben, bis der Tag durch die Fenster drang und die Ruhe, deren Berenice noch immer ungestört genoß, die bangen Sorgen der beiden Wachenden mehr und mehr beseitigte.

Eloise legte sich nun, von Müdigkeit überwältigt, auf das Sopha nieder, um eine Stunde zu ruhen, während Eva für diese Zeit es übernahm allein zu wachen. Erst kurz vor Mittag schlug Berenice die Augen wieder auf und fühlte sich durch den langen festen Schlaf sehr erquickt, so daß ihre Mutter, als sie deren heiterem Blick begegnete, unter Freudenthränen zu ihr auf das Lager sank und sie an ihr Herz drückte.

Berenice erhob sich nun, machte Morgentoilette und als Eva die Locken ihrer jungen Herrin in Flechten einzwängte, kam ihre Mutter mit einer prächtigen rothen Rose in der Hand in das Zimmer, fügte dieselbe in das glänzende Haar ihrer Tochter und küßte diese in ihrer Freude auf Stirn und Mund.

Der Unfall von vergangener Nacht schien keine bösen Folgen haben zu wollen, denn Berenice befand sich

vollkommen wohl und heiter, ihrer Mutter zu Gefallen verließ sie aber heute das Zimmer nicht, obgleich der Himmel sich aufgeklärt hatte und die Sonne warm und freundlich schien.

Am darauf folgenden Tag jedoch war sie sehr heiser, hatte Kopfweh und fühlte sich matt und müde. Sie hatte keine Lust, etwas zu essen, und als der Abend kam klagte sie über große Hitze und Brennen in den Händen. In der Nacht überfiel sie heftiges Fieber, am folgenden Morgen frühzeitig wurde ein Arzt herbei geholt, dessen Bemühungen es aber nicht gelang, dasselbe zu beschwichtigen, noch weniger den Schmerz zu lindern, der sich in Berenicens Brust beim Athmen eingestellt hatte.

Eloise war trostlos und Eva theilte ihren Schmerz. Beide verließen weder Tag noch Nacht das Krankenbett und eine Woche war bereits verstrichen, ehe das Fieber seine Macht verlor, wenigstens blieb es nun nicht mehr so gleichmäßig heftig und anhaltend. Es verstärkte sich nur gegen Abend und verließ die Kranke während des Morgens gänzlich.

Mit inbrünstigem Dankgebet zu Gott sah Eloise die Besserung ihrer Tochter fortschreiten, bald schien die Krankheit ganz gehoben, und Berenice konnte das Bett wieder verlassen, obgleich sie sich noch sehr schwach fühlte und der Schmerz in ihrer Brust noch nicht verschwunden war. Der Arzt erblickte darin jedoch gar keine Gefahr und sah in dem Husten, der sich bei der Reconvalescentin eingestellt hatte, kein böses Zeichen.

Eloise lieh diesen tröstenden Worten nur zu gern ihr Ohr und gab sich der Hoffnung hin, ihr so innig geliebtes Kind, ihre Freundin, bald wieder in ihrer früheren Gesundheitsfülle zu sehen.

Die Nachricht von dem Unfall, der Berenicen begegnet war, so wie von der darauf folgenden Krankheit verbreitete sich durch das Land und die vielen Erkundignngen, die von allen Seiten her über ihr Befinden eingezogen wurden, bezeugten den großen Antheil, den man an ihr nahm. Wiederholt hatten ihre Bekanntinnen. ja auch ihre näheren Freundinnen, wenn sie selbst gekommen waren, um zu hören, wie es ihr gehe, sich wieder entfernen müssen, ohne Berenice gesehen zu haben, denn Eloise war zu sehr besorgt, die Aufregung, die ein Besuch bei Jener erzeugen mögte, könne nachtheilig auf sie wirken. Jetzt aber ließ sie die Freundinnen zu ihrer Tochter ein und selten verstrich eine Stunde des Tages, wo diese sich allein befunden hätte.

Insbesondere theilnehmend zeigte sich die Familie Trescott, die, wenn auch ohne ihre Schuld, die Veranlassung zu dem Unfall gegeben hatte und auch der Richter selbst versäumte es nicht, Berenicen seinen Besuch abzustatten.

Bis jetzt war diese noch nicht wieder in dem Salon erschienen, weshalb die vielen Gäste, welche sonst regelmäßig Ralphs Haus Abends besucht hatten, sich nicht mehr einfanden und diesem die Gelegenheit dadurch entging, den Einen oder Andern derselben bei sich im Hause zu sprechen, woran ihm zuweilen sehr gelegen

war. Er hatte schon wiederholt bei Tisch den Wunsch geäußert, Berenice möge Abends wieder in den Saal kommen, denn sie sei ja vollkommen hergestellt und ihr Aufenthalt dort könne ihr in keiner Weise Nachtheil bringen; ob sie mit ihren Freundinnen in ihrem eigenen Zimmer sich unterhalte, oder ob dies in jenem geschehe, wäre wohl einerlei. Eloise hatte es aber immer noch durch mancherlei Entschuldigungen zu verhindern und aufzuschieben gewußt, bis endlich Ralph auf Berenicens Erscheinen bestand, und verkündete, daß an diesem Abend sich viele Gäste einstellen würden, die ihr zu ihrer Wiedergenesung Glück wünschen wollten.

Sein Wille mußte befolgt werden, und Berenice erschien Abends, wie früher, in reichem Gewand und geschmückt in der zahlreichen Gesellschaft, die sich in dem Saal eingefunden hatte.

Das schöne Roth war aber von ihren Wangen gewichen und auf ihrer ganzen, zauberisch reizenden Erscheinung lag ein leidender Ausdruck.

Die herzliche, aufrichtige Theilnahme und Freude, womit man sie empfing, ließ sie jedoch bald das unbestimmte Gefühl von Unwohlsein vergessen und weckte wieder ihre frühere Heiterkeit; ihre Unterhaltung wurde immer lebendiger, sie scherzte hier, lächelte dort und gab endlich den vielen Bitten der Gäste und Ralphs nach, zu singen, obgleich Eloise Einwendungen dagegen machte.

Ralph selbst hob den Ueberzug von der reichen, prächtig vergoldeten Harfe und trug sie vor den sammetnen Sessel, auf dem Berenice saß.

Wie eine Erscheinung aus einer schönern Welt, hielt diese die Harfe einige Augenblicke in ihrem blendend weißen Arm und neigte sinnend ihr schwarzumlocktes Haupt, dann ließ sie ihre Alabasterfinger leicht über die Saiten gleiten, als frage sie dieselben um Rath, was sie singen solle, und leise, schwermüthige Accorde waren deren Antwort. Sie wogten stärker, sie wurden voller und mächtiger, sie verbanden sich zu einer süßen, melodischen Weise, und jetzt erklang Berenicens wunderbar reine Stimme im Gesang. Die Saiten rauschten gewaltiger und stürmischer, feuriger und leidenschaftlicher ertönte das Lied, die Augen der schönen Sängerin strahlten wie Gluth erster Liebe, die sie befang, ein tiefer Sturmaccord schallte plötzlich durch den Saal, mit lautem, gellendem Pfiff sprang eine Saite und Berenice sank kraftlos vornüber gegen das Instrument.

Entsetzt, und wie von der Hand des Todes berührt, stürzte ihre Mutter ihr zu Hülfe, richtete sie in ihren Armen auf und Berenicens bleiches Antlitz sank zurück gegen Eloisens Brust.

Helles purpurrothes Blut färbte jetzt der Sängerin schönen Mund und die reichen Falten des weißen Atlasgewandes, welches ihre edele Gestalt umgab, ihre Augen waren halb geschlossen und ihre Arme hingen machtlos neben ihr herab. Es war ein Blutgefäß in Berenicens Brust gesprungen.

Die Verzweiflung ihrer Mutter war herzzerreißend, bebend und zitternd hielt dieselbe ihre Tochter in ihren Armen und küßte das warme Blut von deren bleichen Lippen, als Ralph ihr behülflich sein wollte, Berenice nach ihrem Zimmer zu tragen; doch Eloise wies ihn schaudernd und mit einem furchtbaren Blick von derselben zurück, da sie in ihm den Mörder ihres Kindes vor sich sah. Eva war herbeigeeilt, hob ihre junge Herrin auf ihre kräftigen schwarzen Arme und trug sie, von der weinenden Mutter begleitet, nach ihrem Gemach.

Ralph war sehr ergriffen; nie in seinem Leben hatte ihm ein drohender Verlust so groß geschienen, als der augenblickliche; er rief Tom an und bat ihn, zu dem Arzt zu jagen, doch derselbe lehnte es ab, weil die Nacht zu dunkel sei. Ralph stürzte aus dem Hause, schrie den Negern zu, ihm sein Pferd zu bringen und nach wenigen Minuten saß er selbst auf dessen Rücken und stob auf der Straße dahin, daß die Funken unter den Hufen des flüchtigen Rosses sprühten.

Die Verwirrung in Ralphs Haus war groß; die Gäste suchten in ihrer Bestürzung nach ihren Mänteln und Hüten, begaben sich zu ihren, unweit des Hauses angebundenen Pferden und ritten von dannen; nur die Familie Trescott blieb zurück, um vor ihrem Abschied Gewißheit über Berenicens Schicksal zu erlangen.

Diese lag regungslos, ohne Lebenszeichen, auf ihrem Lager; Eloise hatte sich schluchzend und weinend zu ihr

niedergeworfen und preßte ihre Lippen bald auf die kalte Stirn, bald auf die schneeige Hand der Tochter, während Eva neben dem Bett stand und ihre Thränen in ihren Händen verbarg.

Das Leben siegte in dem Kampfe mit dem Tode und Berenice athmete wieder. Ein Hoffnungsstrahl erhellte die finstere Nacht, die Eloisens Seele umgab, mit Bangen und Zagen hingen ihre Blicke an der schwachen Bewegung, mit der sich die Brust der theuern Todtgeglaubten wieder hob, und zitternd hielt sie deren Arm in ihren Händen, um den sich wieder belebenden Pulsschlag zu überwachen.

So war eine Stunde verstrichen, als plötzlich die Hufschläge eines heranjagenden Pferdes vor dem Hause erschallten und wenige Augenblicke später der Arzt in das Zimmer trat. Ralph hatte denselben in dessen Wohnung angetroffen, ihn sofort seinen eigenen Renner besteigen lassen, um hierher zu eilen, und wollte auf des Doctors Pony nachkommen.

Der Arzt war augenscheinlich sehr beunruhigt, als er Berenice erblickte und ihren kaum fühlbaren Puls untersuchte. Aus der mitgebrachten Satteltasche reichte er ihr Medizin, er befeuchtete ihre Stirn und ihre Schläfe mit belebenden Essenzen, ließ ihr verschiedene kalte Umschläge machen und ihre Füße erwärmen. Nur sehr langsam kehrte die Lebenskraft in Berenice wieder und erst gegen Morgen begegnete ihr matter Blick ihrer theuern geängstigten Mutter.

Der Arzt untersagte der Kranken zu reden oder sich zu bewegen, und kaum hatte dieselbe Kraft genug, ihre Hand zu erheben und sie Eloisen hinzureichen, die sie mit Küssen und Thränen bedeckte.

Ralph war in der Nacht zurückgekehrt und sandte von Viertelstunde zu Viertelstunde eine Dienerin in das Krankenzimmer, um zu hören, ob Berenice sich erhole, und als der Arzt zu der Frühstückszeit in den Speisesaal trat, bestürmte er ihn mit Fragen über den Zustand der Leidenden.

Der Doctor erklärte denselben für sehr bedenklich und rieth, wenn Berenice sich wieder erholen sollte, sie sobald als möglich nach den westlichen Prairien zu bringen, da die hier mit verwesten vegetabilischen Stoffen geschwängerte Luft ihrer Krankheit Nahrung geben und ihrem Leben sicher ein frühes Ende bereiten werde.

Der Rath des Arztes blitzte wie ein Sonnenstrahl durch Ralphs Seele. Die Verachtung, die, wie er wohl fühlte, hier auf ihm lastete, hatte er bis jetzt nur durch sein großes Vermögen und durch die Zaubergewalt Berenicens bekämpft. Diese letztere mächtige Waffe war er auf dem Punkte zu verlieren, und ohne sie, das wußte er nur zu gut, würde die bessere Klasse seiner Mitbürger sich wieder von ihm abwenden.

Dort in den reichen Ländern des Westens war sein vergangenes Leben unbekannt, sein Geld mußte ihn dort, wo im Allgemeinen noch wenig Reichthum vorhanden war, zum bedeutend hervorragenden Manne machen, dort war auch Hoffnung vorhanden, sich Berenicen zu

erhalten, die sein Ansehen noch erhöhen würde, und außerdem konnte er dort mit seinem Vermögen ungemessene Schätze erwerben. Er beschloß, auszuwandern.

Berenice erholte sich nach und nach wieder soweit, daß sie bei gutem Wetter das Haus verlassen konnte. Abends, wenn die Sonne ihre Gewalt verlor, bestieg sie auch wieder ihr schönes, sanftgehendes Pferd und besuchte in Begleitung ihrer Mutter und der treuen Eva ihre Freundinnen in der Nachbarschaft, oder diese verbrachten die Abende bei ihr, wo sie dann zusammen wandelnd die Schatten des herrlichen Gartens und nahen Waldes aufsuchten. Die Harfe und das Piano ertönten nicht mehr, deren Klang griff erschütternd in das Nervenleben der Kranken ein und stimmte sie traurig und schläfrig.

Der Verlust voller Gesundheit drückte schwer auf den früher so lebenskräftigen Geist Berenicens, traurig und niedergeschlagen erblickte sie ihre bleichen, eingefallenen Wangen im Spiegel, und ihre Zukunft, die ihr früher immer als eine unabsehbare Kette von Freude und Glück erschienen war, kam ihr jetzt abgemessen und ernst vor. Unwillkürlich richteten sich ihre stillen Vorwürfe gegen Ralph, dessen Eigenliebe und Eigennutz die Ursache zu ihrem unersetzlichen Verlust, dem Untergang ihres ganzen Lebensglücks, gewesen war, und die vertraulichen Mittheilungen über vergangene Zeiten, die Eva ihr in gleichem Gefühl der Abneigung gegen Jenen machte, entfernten sie täglich mehr von demselben. Ralph veranlaßte den Arzt, seiner Gattin die Ansicht mitzutheilen, daß nur eine Uebersiedelung nach dem Westen Rettung

für Berenice bringen könne, während er im Stillen schon alle Vorbereitungen dazu machte.

Eloise drang nun bald selbst auf baldigste Auswanderung, da sie jetzt in jedem Athemzug ihres geliebten Kindes Gefahr für dessen Leben befürchtete.

Die Einwanderung in das nun von den Wilden gesäuberte, schöne Florida nahm von Tag zu Tag zu und Ralph wurde vielfache Gelegenheit geboten, seine herrlichen Besitzungen hier unter sehr günstigen Bedingungen zu veräußern. Während nun Anstalten zur Auswanderung gemacht wurden, ließ Eloise die bedeutendsten Aerzte aus Florida, Alabama und Georgien zu ihrer Tochter kommen, doch umsonst, Berenicens Gesundheitszustand blieb derselbe.

Capitel 41.

Veränderter Wohnort. – Die glückliche Familie. – Der Hausfreund. – Die Leibeigene. – Der verwüstete Urwald. – Die Anhöhe. – Ueberraschende Erscheinung. – Die beglückende Bekanntschaft. – Die Künstlerin. – Der Pedlar. – Die Blume. – Der alte Gefährte.

In dem fernen Südwesten Amerika's an einem kleinen Nebenfluß eines jener gewaltigen Ströme, die ihre Gewässer in den Golf von Mexiko ergießen, stand auf einer beträchtlichen Anhöhe ein großes, zweistöckiges Gebäude, welches, obgleich nur aus Holz ausgeführt, dem Geschmack seines Erbauers Ehre machte. Die hohen Wände desselben waren aus übereinanderliegenden, sauber geglätteten Dielen errichtet und mit einem unbestimmten, in's Gelbliche spielenden Oelfarbeanstrich versehen worden, auf welchem sich die frisch grünen Jalousien an den Fenstern recht freundlich und lebhaft hervorhoben. Vor der vordern Seite des Hauses zogen sich zwei übereinander gebaute, zwölf Fuß breite, mit zierlichem Geländer versehene Verandas hin, die, während die Sonne hoch stand, deren Strahlen von dem Gebäude abhielten, da dasselbe mit dieser Seite nach Süden zeigte. An den Pfeilern der Veranda waren Rankenrosen bis unter deren Dach hinauf geklettert und ließen in reichen Traubendolden ihre zarten Blüthen herabhangen. Riesenhafte immergrüne Eichen überschatteten das Haus und vor demselben lag ein Blumengarten ausgebreitet, der durch

seine saubern Anlagen bekundete, daß er seine sorgsame Pflege hauptsächlich durch eine weibliche Hand erhielt. An dem Fuße der Anhöhe, aus welcher die Wohnung stand, senkte sich ein steiles Ufer in den nicht bedeutenden, aber gewaltig strömenden Fluß hinab, dessen schäumende Wogen sich hier brausend gegen ein großes Mühlrad warfen und dasselbe rasch um seine Axe trieben. Diese setzte eine Schneidemühle in Bewegung, deren ungeheuere Zirkelsäge die ihr durch die Maschine zugeschobenen kolossalen Baumstämme mit einer unglaublichen Schnelligkeit zu Brettern zerschnitt, und zugleich trieb das Rad eine Maismühle mit großer Geschwindigkeit. Viele wohlgekleidete Neger von frischem, gesundem Aussehen und heiterer Miene besorgten die Arbeiten bei diesen beiden Mühlwerken, während ein schöner, kräftiger, blondgelockter Jüngling von sechszehn Jahren die Aufsicht führte und den Sclaven, die ihn ihren jungen Herrn nannten, die nöthigen Anweisungen bei ihren Anstrengungen gab. Von der Anhöhe aus schweifte der Blick nach Norden über den Urwald, der sich jenseits des Flusses erhob, diesem folgend, wanderte das Auge nach Westen über ein weites Prairiethal, welches, wie ein von Menschenhand angelegter Park mit einzelnen Waldstrichen und dunkeln Baumgruppen geschmückt, sich bis zu den felsigen Ufern des gewaltigen Stromes hinzog, in welchen der brausende Fluß sich ergoß. Weiter hin in dem duftigen Purpur der Ferne stiegen mächtige Gebirgszüge auf, deren eisgekrönte Häupter unter dem durchsichtig blauen Aether in der Sonne erglänzten, während nach

Süden eine offene Grasflur meilenweit ausgedehnt lag und ihre prächtige Blumenflor in den buntesten Farben zur Schau trug.

Unter der Veranda des Hauses saß eine Frau von hoher, edeler Gestalt, auf deren Zügen man noch immer die seltene Schönheit, die sie einst geschmückt hatte, erkennen konnte. Sie war Eleanor Arnold. Ihre goldigen Locken fielen noch eben so reich und glänzend neben ihren Wangen herab, wie vor so vielen Jahren, doch ihr edeles Antlitz hatte an Fülle verloren und die Rosen ihrer Wangen war verblichen. Ihre schönen dunkeln Augen dagegen hatten sich nicht verändert, sie waren in diesem Augenblick auf ein liebliches dreijähriges Mädchen gerichtet, welches Eleanor zu sich rief, um ihm einen Leinenhut aufzusetzen, damit die Sonne seinen blendend weißen Nacken nicht bräunen sollte. Helen, diese Kleine, war ihr jüngstes Kind und ihr Liebling, ohne daß jedoch dessen eilf Geschwister sich über die mindeste Zurücksetzung von Seiten der Mutter hätten beklagen können.

»Geh nicht zu weit, Helen, und nicht nach dem Wasser hin. Bald wird der Vater kommen und Du weißt wohl, er fragt gleich nach Dir,« sagte Eleanor, als die Kleine auf der Treppe von der Veranda hinab in den Garten sprang.

»Du süßer, lieber Engel, der gütige Gott erhalte Dich mir!« setzte die Mutter halblaut hinzu, indem sie dem davoneilenden Kinde mit einem Ausdruck höchsten Glückes nachblickte. Dann ergriff sie den groben Baumwollenstoff wieder, an dem sie genäht hatte und sah nur von Zeit zu Zeit nach der kleinen Helen hin, die unter den

prächtigen Blumen des Gartens umhersprang und einige von denselben zu einem Strauß auswählte.

Nach einer Weile kam ein Reiter durch die Prairie nach dem Hügel hin herangetrabt und lenkte sein Pferd seitwärts um den Garten den Negerwohnungen zu, nicht aber, ohne im Vorüberreiten mit der Hand wiederholt nach Eleanor hinzuwinken und dagegen ihren freudigen Willkommen durch Wehen mit einem Tuche zu erhalten, denn der Reiter war Frank Arnold, der seinen Stuten und Füllen eine Meile von seinem Hause in der Prairie einen Besuch abgestattet hatte.

Eleanor war aufgesprungen und eilte Frank entgegen, während die kleine Helen durch den Garten hinter ihr hergesaust kam, um ihren Vater mit der Mutter zugleich zu begrüßen. Frank schloß seine Gattin mit jugendlicher Liebe in seine Arme und neigte sich dann zu Helen nieder, die ihre Aermchen nach ihm ausstreckte und ihm die für ihn gesammelten Blumen entgegenhielt. Er hob das Kind auf seinen Arm, küßte es mit Zärtlichkeit und ging mit ihm, von Eleanor umfaßt, nach dem Hause, wo sie sich an dem westlichen Ende der Veranda niedersetzten.

Frank war das Bild eines schönen Mannes in seiner vollsten Lebenskraft. Er war ziemlich stark geworden, ohne schwerfällig zu sein, wenn auch in allen seinen Bewegungen eine eiserne Festigkeit lag.

»Es ist doch schöner hier, als in den Fichtenwäldern Florida's,« sagte er, indem er Helen auf seinem Knie wiegte und, mit dem Arm auf dem Geländer der Gallerie ruhend, über die, schon mit den Farben des Herbstes geschmückten Wald- und Baumgruppen nach den fernen Gebirgen hinüberschaute, denen sich die Sonne näherte und deren eisige Höhen sich zu vergolden begannen.

»Und unser Glück wächst mit unsern Kindern von Tag zu Tag. Der Himmel hat uns reich gesegnet, Frank, und hat uns vor Tausenden bevorzugt,« entgegnete Eleanor, indem sie ihre Hand in die ihres Gatten legte und dieser sie an seine Lippen drückte.

»Wohl hat er dies gethan und thut es noch in jeder Secunde. Wie hat er uns während des letzten Sommers gnadenreich behütet, als das böse Fieber unter unsern Nachbarn so furchtbare Verheerungen anrichtete. Wir haben doch kein Leben, weder in unserer Familie, noch unter unsern Negern verloren, obgleich wir fast sämmtlich erkrankten.«

»Du weißt, Frank, wem wir dies nächst Gott zu danken haben. Hätte Farland sich unserer nicht mit so großer Liebe und Aufopferung angenommen und wären wir den andern Aerzten in die Hände gefallen, so würden wir auch Thränen genug zu weinen gehabt haben,« erwiederte Eleanor.

»Gottlob, daß es uns gelang, ihn nach seiner eigenen Vorschrift richtig zu behandeln, als er selbst von dem Fieber ergriffen ward, wir haben ihm wenigstens einen

kleinen Theil von unserer sehr großen Schuld zurückgezahlt,« sagte Frank und setzte, indem er seinen Kopf nach der Prairie umwandte, freudig hinzu:

»Sieh, dort kommt er selbst. Wo sind denn aber unsere Kinder alle?«

»Die großen Jungen sind noch an der Arbeit und die kleinen spielen vor der Küche, sie hatten einen Deiner Hunde in einen Wagen gespannt und fuhren damit in dem Hofe herum. Amelia ist zu Randels geritten, sie hatte diese Freundinnen lange nicht besucht, Charles ist noch bei der Mühle, und Edward, so wie die Andern, sind mit den Negern im Felde und sammeln trockene Bohnen,« antwortete Eleanor.

»Ist James nicht hier gewesen?« fragte Frank.

»Noch nicht, er baut ja an seinem Hause und wird so früh nicht kommen,« erwiederte Eleanor.

»Der Junge macht mir Freude. Er hat etwas Tüchtiges gelernt, arbeitet trotz seines besten Negers, und welch braver, ehrlicher Kerl ist er!«

»Dein Ebenbild, Frank!« entgegnete Eleanor mit zärtlichem Blick, indem sie aufstand und ihn küßte.

Auch er erhob sich jetzt und schritt, mit Helen an der Hand, dem Freunde und Nachbarn Farland entgegen, der Seinen Schimmelhengst einem Neger übergeben hatte und mit einem sehr großen Hunde hinter sich durch den Garten herankam.

Farland, ein Deutscher von Geburt, war der erste Ansiedler in dieser Gegend gewesen, zu jener Zeit als dieselbe sich noch weit und breit in dem Besitz der Indianer

befand. Er war Arzt, hatte aber seine wissenschaftlichen medizinischen Kenntnisse seit seinem hiesigen Aufenthalt nie anders benutzt, als um unentgeltlich seinen, sich täglich mit jedem Jahr beträchtlicher mehrenden weißen Nachbarn und auch den ihm befreundeten Indianern beizustehen, wenn sie seiner Hülfe bedurften. Er war ein Mann im kräftigsten Alter, von ungewöhnlicher geistiger und körperlicher Ausdauer, der mit vielen schweren Schicksalen gekämpft, herbe Leiden getragen und sich dennoch Antheil an den Freuden des Lebens und Theilnahme für das Wohl und Wehe seiner Mitmenschen erhalten hatte.

»Herzlich willkommen, Farland, wir haben Sie lange nicht bei uns gesehen,« sagte Frank zu Jenem, indem er ihm die Hand schüttelte und dann mit ihm nach dem Hause ging, von woher Eleanor auf sie zuschritt. Auch sie begrüßte Farland mit einer Herzlichkeit und Vertraulichkeit, die deutlich verrieth, wie nahe der Freund ihrem Herzen stand.

»Sie kommen so selten zu uns, wenn wir Ihrer Hülfe nicht bedürfen,« sagte Eleanor mit einem freundlichen Blick des Vorwurfs zu Farland.

»Doch komme ich, wenn ich Hülfe bei Ihnen suchen will. Sie wissen, daß Sie mir vor nicht langer Zeit durch Ihre Pflege das Leben gerettet haben. Damals sind Sie wochenlang nicht von meinem Hause weggekommen,« erwiederte Farland.

»Nachdem Sie unsere Kinder und Neger, die von der Krankheit befallen waren, dem Tode entrissen hatten.

Wie viele hundert Menschen starben in der Umgegend unter den Händen anderer Aerzte!« fiel Eleanor lebhaft ein, während sie die Veranda erreichten und sich dort nun in vertraulicher Unterhaltung niederließen.

Kaum hatten sie Platz genommen, als Amelia, die älteste, siebzehnjährige Tochter Arnold's, vor der Einzäunung des Gartens vorübergeritten kam, ihr Pferd an die Sclaven abgab und dann nach der Veranda eilte, wo sie von Allen freudig empfangen wurde.

Sie war eine schöne, kräftige Jungfrau mit dunkelbraunem Haar, tief schwarzen Augen, prächtigen Zähnen und frischem Roth auf Lippen und Wangen, welche letzteren mit tiefen Grübchen geziert waren. Die Zartheit und Weiße ihrer Haut hatte sie von ihrer Mutter geerbt, während ihre Gestalt mehr an die Kraft ihres Vaters erinnerte.

Gleich nach der Ankunft Amelias kam ihr älterer Bruder James, ein bildschöner Bursche von athletischem Körperbau, herangesprengt und trat nach wenigen Minuten gleichfalls unter die Veranda. Glänzend schwarze Locken umwogten sein Haupt und in seinen hellblauen Augen, die unter schwarzen Wimpern offen und unbesorgt hervorblickten, konnte man lesen, daß ihr Besitzer sich Nichts bewußt war, worüber er sie hätte niederschlagen müssen, und daß es Nichts für ihn gab, vor dem er zurückschrecken würde. Er kam von seiner eigenen Farm, die ihm Frank ganz in der Nähe angelegt hatte und wo er jetzt beschäftigt war, sich ein schönes Blockhaus zu erbauen.

»Nun, James, zeige mir einmal Deine Hände, haben sie wieder geblutet? Du sollst Dich nicht so abarbeiten, Du wirst noch krank,« sagte Eleanor, indem sie mit einem wonnigen Blick auf den schönen jungen Mann schaute.

»Du hast mir ja immer gesagt, Mutter, vom Arbeiten würde man groß, ich möchte noch ein wenig wachsen, und wenn ich krank werde, dann macht mich unser Freund Farland auch wieder gesund,« antwortete James und schüttelte diesem tüchtig die Hand.

»Bald ist Dein ganzes Regiment zusammen, dort kommen die Jungen,« sagte Frank zu Eleanor, indem er nach dem Ende der Veranda zeigte, von wo Charles, der die Mühle beaufsichtigt hatte, und hinter ihm seine fünf jüngeren Brüder, die in dem Bohnenfeld thätig gewesen waren, heranschritten.

»Charles – Edward!« rief es jetzt von der andern Seite des Hauses von dem Hofe her und gleich darauf sprangen die drei jüngsten Knaben auch noch herbei, so daß nun sämmtliche Kinder, zehn Söhne und zwei Töchter, um die glücklichen Eltern versammelt waren. Es war ein wirklich wohlthuend ergreifender Anblick, diese zwölf schönen, in frischer Gesundheit blühenden Kinder sich um die zarte Gestalt ihrer Mutter drängen und sie mit Liebkosungen bestürmen zu sehen, während diese ihre Mutterliebe Allen in gleichem Maße und mit gleicher Zärtlichkeit zu erkennen gab.

»Charles, es ist gerade noch Zeit, vor dem Abendessen einen Bienenstock zu berauben, geh und hole uns

frischen Honig, Herr Farland ist ein großer Freund davon. Suche aber einen jungen Stock aus,« sagte Frank zu diesem seinem Sohne, worauf derselbe fortsprang und seine sämmtlichen jüngeren Brüder ihm nacheilten.

Amelia und James hatten sich zu den Eltern und dem Freunde gesetzt und Eleanor hielt die kleine Helen auf ihrem Schooße im Arm.

»Nun weiß ich auch, für wen der Kaufmann Pinkney in C... so viel Holz von mir gekauft hat,« sagte Frank im Laufe der Unterhaltung. »Es war für Ralph Norwood bestimmt, der sich ein prächtiges Haus auf dieser Seite des Stromes baut, während er die Plantage jenseits desselben anlegt. Dadurch, daß er die verschiedenen Handwerker unter seinen eignen Negern besitzt, wird ihm das Bauen leicht.«

»Er muß ein außerordentlich reicher Mann sein und thut sich, wie ich höre, Viel darauf zu gute,« bemerkte Farland. »Ich traf ihn vor einigen Tagen in C... in dem Gasthaus bei Tisch, wo er auch einen sehr hohen, anmaßenden Ton anstimmte. Er wird aber bald genug ausfinden, daß hier, wo im Allgemeinen noch nicht viele vermögende Leute wohnen, man weniger auf Reichthum giebt, als in den alten Staaten.«

»Zumal, wenn es bekannt wird, daß an jedem seiner vielen Dollar eine Thräne hängt,« sagte Frank.

»Laß ihn, Frank,« fiel Eleanor ein, »wenn ihm auch sein Gold Glück bringen sollte, wir wollen ihn sicher nicht darum beneiden.«

»Nein, wahrlich nicht, Eleanor, im Gegentheil, ich gönne es ihm um seiner herrlichen Frau willen,« antwortete Frank und fügte zu Farland gewandt hinzu:

»Haben Sie Norwood's Tochter schon gesehen? sie soll ein ganz ungewöhnliches, ein ausgezeichnetes Mädchen geworden sein. Wir haben sie nur als kleines Kind gekannt.«

»Noch nicht,« erwiederte Farland, »doch auch ich habe schon viel von ihr gehört, sie ist ja der Gegenstand der Unterhaltung, wo man auch hinkommt. Wie man sagt, so ist sie leidend.«

»Man wird Sie bald genug um Ihren Rath bitten, denn der Name, den Sie sich auch als Arzt in diesem Lande erworben haben, kann Norwood nicht unbekannt bleiben,« sagte Eleanor.

»Du irrst Dich in Norwood, Beste, er wird auch erfahren, wie Farland mit uns steht, und lieber sieht er seine Tochter sterben, ehe er *unsern* Freund um Hülfe anruft. Uebrigens soll es sich mit der Gesundheit Berenicens sehr gebessert haben, das Klima scheint ihr wohlzuthun,« entgegnete Frank.

»Gott mag es geben, daß sie sich erholt. Auf ihrer Durchreise durch New-Orleans hat aber der erste dortige Arzt, der Professor Stone, erklärt, daß es für das arme Mädchen keine Hoffnung gäbe. Norwood hat es selbst an verschiedenen Orten erzählt,« sagte Eleanor.

»Ich kam vor einigen Tagen an seinem Platz vorüber geritten,« nahm James das Wort, »er hat das Wäldchen

auf der Anhöhe zu einem Park aushauen lassen. Ihr erinnert Euch, es stehen dort die prächtigsten Magnolien, Cypressen und immergrüne Eichen, so daß das Haus, welches in der Mitte des Parkes in unglaublicher Schnelligkeit erstanden ist, auch im Winter im Grünen stehen wird. An arbeitenden Händen fehlt es Norwood nicht, er hat über zweihundert Sclaven.«

»Wie er aber dazu kommt, die Plantage an der andern Seite des Flusses anzulegen, ist mir unbegreiflich, denn wenn er sie selbst beaufsichtigen will, so wird er oft lange Zeit von seiner Familie getrennt werden. Der Strom überschwemmt den ebenen Wald, der sich von seinem Ufer bis zu der drei Meilen weit entfernten Plantage hinzieht und dann kann man ihn oftmals wochenlang nicht durchreiten,« bemerkte Farland.

»Mit seiner Frau und Tochter lebt er in bösen Verhältnissen und nur vor der Welt erscheinen sie einig. Darum wird ihm diese Trennung wohl erwünscht sein,« sagte Frank.

Die Sonne war versunken, die Spitzen der Gebirge im Westen glühten wie durchsichtige Rubinen und die Landschaft hatte sich in das duftige Purpurblau des Abends gehüllt; die Heerden Arnold's näherten sich der Plantage unter dem traulichen hellen Geläute der Metallglocken, welche die Kühe und Stuten um den Nacken trugen und die Neger beschlossen ihr Tagewerk, um sich zu ruhen, zu pflegen und sich mit den Ihrigen des sorgenlosen guten Lebens zu erfreuen, welches ihre Herrschaft ihnen in so reichem Maße bereitete.

Eleanor und Amelia hatten sich in das Haus begeben, um die Vorbereitungen zu dem Abendessen zu machen und Erstere kam bald unter die Veranda zurück und zeigte an, daß dasselbe bereit stehe.

Frank nahm Farlands Hand und führte ihn in das Speisezimmer, wo dieser zwischen Eleanor und Amelia an der langen Tafel Platz nahm, zu ihren Seiten Frank und James sich niederließen und die andern Kinder sich nach ihrem Alter anreihten. Mehrere Negerinnen besorgten die Aufwartung und hinter der kleinen Helen stand deren Dienerin, ein Mulattenmädchen von zwölf Jahren, die der Kleinen bei ihrer Geburt als Eigenthum gegeben war, und wartete ihrer jungen Herrin auf. Vor Farland stand eine große Schüssel mit blendendweißen Wachszellen, die mit wasserhellem Honig angefüllt waren. Frank sprach ein kurzes Gebet und dann erfreuten sich Alle unter Heiterkeit und Scherzen des einfachen reichlichen guten Mahles. Zum Nachtisch ward der Honigberg, der vor Farland stand, herumgereicht, ganz verzehrt, und als die letzten Scheiben unter die Kinder vertheilt wurden, sagte Eleanor lächelnd zu ihrem Nachbar:

»Meine Knaben schämen sich weder ihres Appetits noch der Arbeit und sie gedeihen Gottlob dabei. Nun laßt uns aber in die Wohnstube gehen, Amelia soll uns auf dem Piano einen hübschen Tanz spielen.«

Alle erhoben sich, reihten sich in jenem Zimmer um das flackernde Kaminfeuer, die Männer zündeten ihre Pfeifen an und die schöne Amelia erfreute sie mit Spiel und Gesang.

Der Mond stand schon hoch am Himmel, als Farland von seinen Freunden Abschied nahm, seinen Hund, Guard, der auf seinen Wink unter der Veranda liegen geblieben war, zu sich rief und sein Pferd bestieg, welches für ihn vor den Eingang in den Garten geführt wurde. Die sämmtliche Familie Arnold gab ihm bis hierher das Geleit und bald verschwand er in den dunkeln Schatten der nächsten Baumgruppen vor ihren Blicken.

Farland schlug den kürzesten Pfad durch die offene Prairie nach seinem Wohnsitz ein, welcher von der Niederlassung Arnolds drei Meilen entfernt lag. An sonnigen heißen Tagen, wenn er zu diesen Freunden ritt, näherte er sich mehr dem Strome, weil dort ein Weg durch den hohen Wald führte, wo er den Strahlen der Sonne weniger ausgesetzt war.

In kaum einer halben Stunde hatte er den kleinen Fluß erreicht, an dessen anderer Seite er wohnte, hielt in dessen schäumenden, im Mondlicht blitzenden Wellen seinen Hengst an, um ihn zu tränken und gelangte wenige Minuten später zu der zierlichen Einzäunung, die sein, von dichten hohen Bäumen überschattetes einsam gelegenes Haus umgab. Ein schlanker Negerbursch harrte seiner dort, öffnete den Eingang und nahm ihm das Pferd ab, nachdem sein Herr dasselbe durch einige Handschläge auf dessen breiten steinfesten Hals geliebkost hatte. Als Farlands Tritt unter der Veranda des Hauses ertönte, öffnete sich die Thür desselben und eine hohe schlanke Mädchengestalt trat mit einem Armleuchter in der Hand aus dem Zimmer hervor.

»Willkommen, Herr!« sagte sie, indem sie zur Seite schritt, um ihn in das hellerleuchtete Gemach zuerst eintreten zu lassen.

»Guten Abend, Neone. Du hast vergebens mit dem Abendessen auf mich gewartet, ich war bei Arnolds drüben,« sagte Farland, indem er dem Mädchen die Hand reichte und in die Stube voranging.

Neone war Quadrone und eine von Farlands Sclavinnen. Nur der gelbliche Ton ihrer Hautfarbe verrieth, daß ihre Vorfahren schwarz gewesen waren und deutete den Grund an, warum sie zu den verkäuflichen Artikeln dieses Landes gehöre. Aber nur ihr eigener Wille machte sie zur Sclavin, denn Farland hatte ihr oftmals die Freiheit angeboten, die sie unwiderruflich von sich gewiesen und ihn angefleht hatte, seine Sclavin bleiben zu dürfen. Schon seit mehreren Jahren stand sie seinem Haushalt vor und hatte sich in dieser Zeit eine Bildung angeeignet, die sie mit mancher weißen Dame auf gleiche Stufe stellte. Dennoch war sie Dienerin und wollte es bleiben, ja sie fühlte sich unglücklich, wenn ihr Herr Arbeiten, die sie bisher besorgt hatte, Andern übertrug, um ihr den Dienst zu erleichtern.

Kaum war Farland in das Zimmer eingetreten, als Neone den Schlafrock für ihn in den Schaukelstuhl legte, der vor dem Kaminfeuer stand, und ein Paar leichte rothe Saffianschuhe vor demselben niedersetzte.

Während ihr Herr es sich bequem machte und dann in dem Stuhl Platz nahm, schob die Sclavin das Feuer zurecht, legte noch einige Stücke Holz darauf und fragte

Farland, ob er sonst noch Etwas befehle. Da dieses nicht der Fall war, wünschte sie ihm eine gute Nachtruhe, küßte in gewohnter Weise seine Hand, klopfte seinem alten großen Hunde, der vor dem Kaminfeuer lag, den Kopf und glitt leise aus dem Zimmer.

Frühzeitig am folgenden Morgen bestieg Farland sein Pferd, um einen seiner drei Gefährten zu besuchen, die mit ihm in dies Land gekommen waren und während einer Reihe von Jahren mit ihm hier gelebt hatten, als es noch weit und breit eine Wildniß war. Er hatte diesem Mann fünfzehn Meilen weiter nördlich an dem Hauptstrome ein sehr reiches Stück Land als Eigenthum gegeben, hatte ihm dort eine kleine Farm eingerichtet, ihm Vieh und einige Pferde geschenkt und ihn mit allem Handwerkszeug und Hausgeräth versorgt, dessen der Ansiedler bedarf.

Fürstenstein, so war der Name dieses Deutschen, hatte eine Amerikanerin zur Frau genommen, die ihn bereits mit einigen lieben Kindern beschenkt hatte, durch Fleiß und Sparsamkeit war es ihm schon möglich gewesen, sich eine Negerin zu kaufen, sein Vieh hatte sich sehr vermehrt und er besaß Alles, was dem Pflanzer zu einem angenehmen sorgenlosen Leben wünschenswerth sein kann.

Fürstenstein war Farlands treuester Gefährte gewesen und er hatte in manchem ernsten Augenblick seine Liebe

und Anhänglichkeit gegen ihn erprobt, weshalb derselbe ihn gern von Zeit zu Zeit besuchte, um der vergangenen zusammen verlebten, an gar manchen schönen Erinnerungen reichen Jahre zu gedenken, in denen sie die unumschränkten Herren dieser Länder waren und ihre Büchsen die Gesetze darin vorschrieben.

Farland wandte sein Pferd dem Strome zu, weil an demselben hinauf ein Fahrweg durch den Wald bis zu Fürstensteins Niederlassung führte und er unxd sein Roß auf diesem Wege am wenigsten von der Sonne zu leiden hatten.

Derselbe führte ihn unweit des Platzes vorüber, wo Ralph Norwood das prächtige Haus baute, und wenn er auch desselben nicht ansichtig wurde, so fand er doch, sobald er den geschlossenen Wald in dessen Nähe erreichte, die Anzeigen, daß man in dieser Gegend eine neue Niederlassung gründe.

Mit einem wehmüthigen Gefühl sah Farland nach allen Richtungen hin die Verwüstungen, welche die Axt der neuen Ankömmlinge in diesem majestätischen Urwald angerichtet hatte; die prächtigsten Bäume, die Zeugen seiner sorgenlosen glücklichsten Jahre, in deren kühlen Schatten er so oft geruht, waren gefällt, hatten ihre nahestehenden Kameraden in ihrem Sturz mit sich niedergerissen und große Oeffnungen in das dichte Laubdach gebrochen, durch welche die Sonnenstrahlen jetzt gierig hereindrangen und das feierliche Dunkel unter ihm verdrängten. Oft war von dem herrlichsten Stamm nur ein kleines Stück benutzt und der Rest dem Zahn

der Zeit übergeben, kolossale immergrüne Bäume ließen trauernd ihr verwelktes Laub herabhangen, weil mit der Axt in ihre Rinde rund um den Stamm bis in das Holz eingehauen worden und ihnen dadurch die Ernährung entzogen war, und hin und wieder zeigten abgebrannte schwarze Blößen, daß auch das Feuer zum Untergang des Waldes benutzt wurde.

Bald aber befand sich Farland wieder außer dem Bereiche der verwüstenden Ansiedler im dunkeln Schatten der Riesenbäume und ließ seine Erinnerung an ihnen vorüberschweifen, die bald hier, bald dort gefesselt wurde, und ihm aus der Vergangenheit Augenblicke glücklichster Ruhe, verzweifelten Kampfes, oder einer glorreichen Jagd vorführten.

Jetzt leitete ihn sein Weg einen steilen Berg hinan, der sich hoch über den endlosen Wald erhob und von dessen Höhe man einen wundervoll schönen Blick auf die felsigen Ufer des Stromes und darüber hin in die weite Landschaft bis zu den fernen Gebirgszügen frei hatte, deren eisige Höhen den Himmel zu tragen schienen. Farland freute sich darauf, die obere Fläche des Berges zu erreichen, indem sie stets ein Lieblingsaufenthalt von ihm gewesen war, den er früher so oft auf seinen Jagden zum Ausruhen benutzt hatte.

Dort oben stand ein alter prächtiger wilder Pflaumenbaum, der seine kräftigen Aeste weit über den Weg streckte und durch dessen herrliche Früchte Farland oftmals gelabt worden war. Dieser hatte unter demselben

schwere Steinblöcke zu einem bequemen Sitz zusammengerollt, weil man gerade von diesem Platze aus die freieste prachtvollste Aussicht genoß. Er war aber wohl in länger als Jahresfrist nicht hier gewesen, und während sein Hengst langsam mit ihm den Berg hinanschritt und Guard, sein treuer Hund, voraustrabte, als eile er dem wohlbekannten Ruheorte zu, überließ sich Farland dem Andenken an die vielen schönen einsamen Stunden, die er dort oben verlebt hatte.

Plötzlich weckte ihn die tiefe Baßstimme Guards aus seinen Gedanken, er blickte nach dem Hunde hinauf, der bereits die Höhe erreicht hatte und gewahrte etwas weiterhin unter dem Pflaumenbaum zwei weibliche Gestalten.

Mit einem gellenden Pfiff auf seiner Faust rief Farland den folgsamen Hund sofort zu sich zurück; mit Spannung und Erstaunen nach den Frauenzimmern schauend, trieb er den Hengst zu rascherem Schritt an und erreichte das Plateau. Hier erblickte er eine junge Dame, die von der Steinbank aufgestanden war und eine Zeichenmappe in der Hand hielt, während eine schwarze Dienerin ihr zur Seite stand und einen großen Regenschirm über sie hielt, um die einzelnen Sonnenstrahlen, die durch das Laub des Baumes fielen, von ihr abzuwehren.

Farland hatte sich bis auf dreißig Schritt der ihm unbekannten Dame genähert, als ihre Augen den seinigen begegneten und er, von der Macht ihres Blicks getroffen, sein Roß gänzlich anhielt. Ein ahnungsvolles Gefühl, wie wenn er in den Spiegel seiner Zukunft gesehen hätte,

überkam ihn, unverwandt schaute er nach der schönen bleichen Fremden hinüber, als suche er sich zu enträthseln, was es sei, das seine Seele mit ihr in Beziehung bringe, und die Unbekannte hielt eben so unbeweglich ihre großen dunkeln Augen auf ihn geheftet, als habe sich ein ähnliches Gefühl auch ihrer bemächtigt.

Farland entwand sich zuerst seiner Ueberraschung, sprang von dem Pferde und ging, das Thier sich selbst überlassend, mit einer Verbeugung auf die Fremde zu, indem er sagte:

»Ein armer Sterblicher, bin ich unbefugt in einen Himmel eingetreten und mein alter treuer Wächter hat dessen Göttin durch seine Stimme gestört, ich unterziehe mich in Demuth der Strafe, der ich verfallen bin.«

»Die Herrscherin dieses Himmels hat sich gleich schwer gegen den Sterblichen versündigt, da sie ihr Reich auf dessen irdischen Weg niederließ und ihn vielleicht aufhielt, ein Werk der Liebe, der Barmherzigkeit zu vollbringen. Sie hat ihm kein Unrecht zu vergeben,« erwiederte Berenice und senkte die Augen.

»O, so möge sie, wie Gottheiten es thun, sich seiner erbarmen, und ihm vergönnen, in dem Zauber, in der Herrlichkeit ihres himmlischen Lichtes sich zu beseligen,« sagte Farland, hingerissen von der wunderbar reizenden Erscheinung Berenicens, und preßte beide Hände fest gegen seine Brust.

»Wenn nicht ein Leidender sehnsüchtig nach Ihrer Hülfe verlangt, Herr Farland, so wird die Göttin dem Sterblichen, der so vielen Anspruch auf den Himmel hat, den

Aufenthalt in demselben mit Freuden gewähren,« entgegnete Berenice und ließ nun ihre glänzenden dunkeln Augen auf Farland ruhen.

»So hat mich mein Gefühl doch nicht betrogen, wenn es mir sagte, daß wir uns nicht ganz fremd wären. Sie kennen mich, Fräulein?«

»Ein jeder Ansiedler in diesem schönen Lande möchte Sie wohl kennen, Herr Farland, war doch der gute Klang Ihres Namens bis zu uns nach Florida gedrungen,« erwiederte Berenice, und wie die weiße Rose mitunter einen Anflug von Roth zeigt, so erschien in diesem Augenblick ein leichter Hauch von Karmin auf ihren Wangen.

»Das Wort, Fräulein, klang zu süß in meiner Seele wieder, als daß ich nicht fragen sollte, wessen schönen Lippen ich es zu verdanken habe,« sagte Farland bittend und neigte sich abermals vor Berenice.

Diese schien einen Augenblick mit der Antwort zu zaudern und das wenige Roth ihrer Wangen war plötzlich wieder verschwunden, dann aber sagte sie mit sichtbarer Ueberwindung:

»Berenice Norwood ist mein Name. Wir sind Nachbarn von Ihnen; verzeihen Sie es meiner Mutter und mir, daß man Ihnen noch keinen Besuch gemacht hat.«

Berenice sagte die letzten Worte mit einem Ton, worin Entschuldigung und Verurtheilung zugleich enthalten war, und heftete ihren Zauberblick mit so unwiderstehlicher Gewalt auf Farland, daß Dieser von ihm überwältigt vor sich niedersah und sagte:

»Wie kann der Mensch einer Göttin verzeihen? Vergeben Sie es mir, Fräulein, daß ich nicht schon längst meine Aufwartung bei Ihnen gemacht habe.«

Berenice erschrack.

»Nein, nein, Herr Farland, thun Sie das nicht, man würde es mißverstehen, Sie sind Arzt, wenn auch ein uneigennütziger. Lassen Sie dies zufällige Zusammentreffen als unsern gegenseitigen Nachbarbesuch gelten.«

»Sollen wir denn auch gute Nachbarn bleiben?« fragte Farland mit leidenschaftlicher Wärme.

»Recht gute, das hoffe ich, Herr Farland,« erwiederte Berenice mit einem seelenvollen Blick.

»So wird mir auch das Glück zu Theil werden, Sie bald wiederzusehen?« sagte Farland bittend.

»Der Zufall ist uns vielleicht bald wieder günstig,« entgegnete Berenice verlegen, was Jener bemerkte und sofort dem Gespräch eine andere Wendung gab, indem er sagte:

»Zum Zeichen aber, daß Sie mir mein unachtsames Erscheinen vergeben haben, müssen Sie Ihre Beschäftigung fortsetzen, in der ich Sie störte. Ich bitte Sie, Fräulein, nehmen Sie Ihren Platz wieder auf der Bank ein, die ich vor Jahren hier unter dem Pflaumenbaum errichtete. Jetzt ist mir das Räthsel gelöst, weshalb sie mir immer so lieb war.«

»Den Wunsch will ich gern erfüllen. Ich habe eine Skizze von der Landschaft gezeichnet und wollte so eben die

Farben leicht andeuten; sie geben dem Bilde erst das Leben,« erwiederte Berenice, indem sie sich auf der Bank niederließ und die Mappe auf ihrem Schooß öffnete.

Erstaunt blickte Farland auf die herrliche naturgetreue Zeichnung, welche Jene von der Gegend entworfen und deren Ferne sie schon mit einem durchsichtigen Purpur colorirt hatte.

»Das ist eine Meisterarbeit, Fräulein Berenice,« sagte Farland begeistert, »wie hat sich so großes Talent, so hohe Kunst hierher verirren können!«

»Sie benennen es mit dem unrechten Namen, es ist Spielerei und Liebe für eine schöne Natur, die mich die unbedeutenden Erinnerungen an dieselbe schaffen läßt,« erwiederte Berenice, indem sie den Pinsel in das Glas mit Wasser tauchte, welches Farland der Negerin abgenommen hatte und der Künstlerin hinhielt.

Er sah aber nicht mehr auf das Bild, seine Blicke waren auf die anmuthvolle geistreiche Erscheinung Berenicens geheftet, an die ihn eine unsichtbare Macht mit unwiderstehlicher Gewalt zu fesseln schien, er lauschte der einzelnen Worte, die sie, bald in die fernen Berge, bald auf die Zeichnung sehend, zu ihm sagte, und wenn sie für einen Augenblick ihre tief gefühlvollen Augen nach ihm hinrichtete, war es ihm, als ob seine Seele mit der ihrigen in *eine* verschmelze.

Auch Berenice schien nicht ganz unbefangen zu bleiben, die unmittelbare Nähe Farlands, sein Schweigen und die Bewegung, die sich in seinem Blick verrieth, berührten ihr Inneres, sie wurde still, schaute nur noch auf das

Papier vor sich, trug einige falsche Farben auf dasselbe auf und sagte nach einer Weile, indem sie den Pinsel neben sich auf die Bank fallen ließ und das Buch zusammenlegte:

»Ich bin ein Kind der Laune, ich kann in Ihrer Gegenwart nicht malen, Herr Farland, Sie ziehen meine Gedanken von der Arbeit ab, und wenn ich nicht mit ganzer Seele dabei bin, so gedeiht sie niemals.«

»Es scheint mein böses Geschick zu sein, Ihnen nur störend in den Weg treten zu sollen, Fräulein Berenice, und das ist mir schmerzlich,« sagte Farland, dem die Bemerkung derselben jedoch nicht unangenehm gewesen war.

»Verstehen Sie mich nicht unrecht; Ihre Gegenwart regt ein höheres geistiges Interesse in mir an, dem diese einseitige Unterhaltung mit Zeichnen weichen muß. Ich habe viel Wunderbares und Abenteuerliches über Ihr Leben in diesem Lande gehört und immer gewünscht, durch Sie selbst Etwas darüber zu vernehmen; es war ein Leben voller Mühseligkeiten und Gefahren, doch fehlte es ihm weder an Reizen, noch an Romantischem,« sagte Berenice und lenkte die Unterhaltung auf die Zeit, in der Farland hier die erste Ansiedelung gründete.

Dieser erzählte nun mit glühender Anschaulichkeit, Berenice fragte mit lebhaftem Interesse dazwischen, und so verstrichen ihnen einige Stunden, ohne daß sie an deren schnelles Dahineilen gedacht hätten, bis Eva ihre junge Herrin daran erinnerte, daß es Zeit sei, nach Hause zu reiten, wollte sie nicht zum Mittagsessen zu spät kommen.

Dann rief die Sclavin einen Negerburschen herbei, der in der Nähe die Pferde in dem hohen Grase weiden ließ und mit diesem kam auch Farlands Roß herangeschritten, welches deren Gesellschaft aufgesucht hatte.

»Sie sollten morgen die Zeichnung beendigen, es ist nicht gut, eine solche Arbeit lange zu unterbrechen,« sagte Farland, nachdem er Berenice auf ihre Isabelle gehoben hatte, doch statt der Antwort sah sie ihn einen Augenblick gedankenvoll an, grüßte ihn dann mit einem lieblichen Neigen des Hauptes und trieb ihr Pferd nach dem Bergabhang, von wo aus sie sich jedoch nochmals nach Farland umsah und ihm einen glänzenden Abschiedsblick zusandte.

Dieser stand, wie angezaubert auf der Stelle und sah der Reiterin nach, bis sie am Fuße des Berges in dem dichten Wald verschwand.

Die ganze Begebenheit schien ihm jetzt ein Traum gewesen zu sein, aus welchem Berenicens himmlische Engelsgestalt in seiner Erinnerung zurückgeblieben war. Er ließ sich auf dem Platz nieder, wo sie gesessen hatte, seine glühende Phantasie brachte sie lebendig vor seine Seele, er hörte ihre süße Stimme, er war ihr freundliches Lächeln, er fühlte den Zauber und die Macht ihres seelenvollen melancholischen Blicks und versank so sehr in seine Träumereien, daß er seine Reise zu Fürstenstein ganz darüber vergaß.

Das dumpfe Knurren des Hundes, der zu seinen Füßen lag, weckte ihn aus seinen Gedanken, er blickte um sich und gewahrte einen Reiter mit einem schwer beladenen

Packthier hinter sich, der von der andern Seite her auf der Straße die Höhe erreichte und auf ihn zukam.

Es war ein Pedlar oder Hausirer, deren man nirgends mehr antrifft, als in den neu angebauten Ländern Amerikas, wo sie von Ansiedler zu Ansiedler ziehen und ihre Waaren zu enormen Preisen an dieselben verkaufen. Die Liste der Artikel, die sie mit sich führen, ist außerordentlich groß, und hauptsächlich enthält sie Gegenstände für den Bedarf des weiblichen Geschlechts, weshalb diese reisenden Krämer auch stets bei ihren Besuchen auf den Farmen von den Frauen freundlich aufgenommen und behandelt werden.

Der Pedlar begrüßte Farland, erkundigte sich bei ihm nach dem Wege zu der nächsten Niederlassung, und dieser hatte ihm die des Generals Norwood bezeichnet, auch bereits gute Reise gewünscht, als sein Blick auf ein herrliches Vergißmeinnicht fiel, welches in dem Schatten der Steinbank emporgesproßt war.

»Heda, Freund!« rief er dem Pedlar nach und winkte ihm, zurückzukommen, »wollt Ihr einen Dollar leicht verdienen?«

»Je leichter, je lieber, was kann ich für Euch thun?« entgegnete der Hausirer, indem er zurückkehrte.

»Ihr werdet in der Ansiedelung, die ich Euch bezeichnete, eine sehr schöne junge Dame sehen, deren Name Berenice ist. Gebt Ihr dies Vergißmeinnicht und sagt ihr, es sei neben der Bank auf diesem Berge gewachsen, von wo Ihr es mitgenommen hättet. Verrathet aber nicht, daß

ich es Euch gegeben habe,« sagte Farland und reichte dem Fremden die Blume hin, die er abgebrochen hatte.

»Der Auftrag soll bestens ausgeführt werden; Ihr wißt wohl, daß solche Bestellungen zu unserm Geschäft gehören. Ich brächte Euch gern eine Antwort, wenn ich wüßte, wo Ihr wohntet. Vielleicht machten wir sonst wohl auch noch ein Geschäft, die Auswahl meiner Waaren ist eine reiche, wie sie selten in diesem Lande geboten wird.«

»Ich danke Euch, vor Morgen Abend komme ich aber nicht wieder nach Hause, führt Euch Euer Weg jedoch später bei meiner Wohnung vorüber, so sprecht bei mir vor,« antwortete Farland, reichte dem Hausirer einen Dollar und beschrieb ihm den Weg, auf welchem er zu seiner Besitzung gelangen könne.

»Ihr sagt, bis zu General Norwood sei es nicht ganz zwei Meilen?« fragte der Fremde.

»Das ist ungefähr die Entfernung,« erwiederte Farland.

»So will ich mich eilen, dann komme ich noch zur Tischzeit dorthin,« sagte der Pedlar und trieb sein Thier zum Trabe an. Farland bestieg nun schnell seinen Hengst und ließ ihn auf dem Wege zu seinem frühern Gefährten tüchtig ausgreifen, um die versäumte Zeit theilweise wieder einzubringen.

Mit Jubel wurde er von dem alten Kameraden empfangen und verbrachte die Nacht mit ihm in glücklicher Erinnerung an die miteinander verlebten gefahrvollen Zeiten. Beide gönnten sich kaum Schlaf, weil Farland die

Nothwendigkeit ausgesprochen hatte, sich mit dem ersten Grauen des Tages wieder auf den Heimweg begeben zu müssen.

Capitel 42.

Die Erwartung. – Freudiges Erwachen. – Bewunderung. – Zuneigung. – Schmähung. – Die beiden Hunde. – Wuth. – Schreck. – Die Freundin. – Das Billet. – Mütterlicher Rath.

Der Thau hing am folgenden Morgen in den Niederungen des Waldes noch auf Laub und Gras, als Farland schon den langen Ritt von Fürstensteins Farm zurück bis zu dem Fuße des Berges, auf dem der Pflaumenbaum stand, vollbracht hatte und er sein Pferd aus den Schatten der Bäume hervor die steile Anhöhe hinauflenkte. Heute ließ er den Hund hinter sich zurückbleiben und hielt seinen verlangenden Blick den Berg hinaufgerichtet, bis er die Bank erspähen konnte.

Dieselbe war leer und kein lebendes Wesen war in deren Umgebung zu sehen. Farland ließ den Hengst jetzt langsam die Höhe vollends erklimmen und nahm ihm, als er die Bank erreichte, Sattel und Zeug ab, damit das Thier sich kühlen und in dem hohen frischen Grase sich erholen könne.

Er selbst setzte sich unter dem Pflaumenbaum nieder und überließ sich seiner trüben Stimmung, welche die getäuschte Hoffnung, Berenice hier zu finden, über ihn gebracht hatte. Es war aber noch früh, ja wohl noch eine Stunde früher, als gestern, da er diesen Platz erreichte, er sah wiederholt auf die Uhr, stand auf und ging bis zu der Stelle, von wo er in den Wald am Fuße des Berges

blicken konnte, er lauschte in das Thal hinab, doch kein ferner Hufschlag verrieth ihm das Nahen von Rossen.

Abermals hatte er sich auf der Bank niedergelassen und war gegen den Baumstamm zurückgesunken.

Die Luft zog erquickend über ihn hin und das Laub des Baumes, in dessen Schatten er saß, rauschte leise, er dachte nur an die schöne Berenice, deutlicher und lebendiger trat sie vor seinen Geist und mit geschlossenen Augen, halb wachend, halb in wonnigem Traum an sie versunken, wurde er nicht gewahr, daß jetzt Berenice wirklich bei ihm erschien und sich leisen Schrittes der Bank näherte.

Sie war an dem Abhang abgestiegen, winkte dem Negerburschen zu, mit den Pferden im Grase weiter zu ziehen, und ergriff dann Evas Hand und deutete ihr lächelnd an, kein Geräusch zu machen.

Noch standen die Beiden unschlüssig, was sie thun sollten und blickten lächelnd auf den, in sich versunkenen Farland, als dieser tief Athem holte und halblaut und undeutlich einige Worte sagte.

Berenice fuhr, wie erschrocken zusammen, sie glaubte ihren Namen verstanden zu haben, und drängte Eva aus der Nähe der Bank hinweg, doch ihr glänzender Blick verrieth, daß es ein freudiger Schreck gewesen war, der ihr das Blut nach den Wangen trieb.

In diesem Augenblick fiel ein blendender Sonnen strahl durch das Laub des Baumes auf Farlands Gesicht und weckte ihn aus seinen Träumereien. Er richtete sich rasch auf und sein erster Blick fiel auf Berenice.

»Ist es möglich Fräulein,« rief er in seiner Ueberraschung aus, »Sie in Wirklichkeit hier und, in das Andenken an Sie versunken, fühlte ich Ihre beseligende Nähe nicht! Das werde ich mir nie vergeben.«

»Sein Sie nicht allzuhart gegen sich selbst, Herr Farland. Ich muß Ihnen dankbar für den scharfen ermüdenden Ritt sein, den Sie bereits gemacht haben, sonst wäre mir die Freude entgangen, Ihnen für das zarte Geschenk danken zu können, welches Sie mir gestern zugesandt haben.«

Bei diesen Worten sah Berenice mit süßem Lächeln nach Farland, und setzte schnell noch hinzu:

»Nun muß ich aber meine Arbeit beenden, die Beleuchtung ist in der That fast genau dieselbe, wie sie gestern war.«

»So haben die kleinen blauen Blümchen Sie erreicht, die für mich um Ihr Andenken bitten sollten?« fragte Farland in glücklicher Begeisterung.

»Sie sollen mir liebe Zeugen unseres gestrigen zufälligen Zusammentreffens bleiben. Ich nenne es zufällig, obgleich ich nicht an einen Zufall glaube. Alles in unserm Leben ist unabänderliche Bestimmung,« sagte Berenice mit Ernst, indem sie zu der Bank trat, und ihre Zeichenmappe dort niederlegte.

»Auch ich glaube nicht an Zufall; für unabänderliche Bestimmung aber möchte ich ein milderes Wort wählen: sagen Sie Fügung und lassen Sie Alles im Leben einer höheren Lenkung unterworfen sein, dann bleibt Ihnen Ihr

freier Wille, Sie haben selbst einen Antheil in den Wendungen Ihres Schicksals und können dem Lenker desselben für seine unzähligen Wohlthaten danken. Beides wird Ihnen, wenn Sie an unabänderliche Bestimmung glauben, vorenthalten,« sagte Farland, während Berenice sinnend nach ihm hinschaute. Nach einiger Zeit sagte sie:

»Herr Farland, von einem Manne, dessen Leben ein so sturmbewegtes gewesen ist, wie das Ihrige, habe ich diese Antwort am wenigsten erwartet. Ich habe wirklich gedacht, der Glaube an ein unabänderliches, vorausbestimmtes Schicksal müsse Sie auf Ihrem oft gefahrvollen Weg geleitet haben. Wir berühren aber eine Saite, deren Ton mit dem Zweck meines Rittes nicht in Einklang steht, ich kam hierher, mich freudig zu stimmen. Erzählen Sie mir Etwas aus Ihrer alten Heimath, während ich versuchen will, ob es mir heute glückt, die Farben zu treffen.«

Hiermit ließ sich Berenice auf der Bank nieder und ergriff die Palette, während Farland ihre Fragen in Bezug auf die Zustände und Verhältnisse in Europa beantwortete und ihr Erläuterungen darüber gab, die sie mit lebhaftem Interesse erfüllten.

Farland war in seinem Wanderleben viel weiblicher Hoheit, Schönheit, Anmuth und Liebenswürdigkeit begegnet, doch vergebens ließ er während der Unterhaltung die Gedanken über den weiten Spiegel seiner Erinnerung gleiten und spähete dort nach einem Ideal des Weibes, wie er jetzt in höchster Vollkommenheit vor sich sah.

Nach einer eingetretenen Pause, während welcher Farland im Anschauen seiner reizenden Gefährtin versank und diese sich umsonst bemühte, einen Theil ihrer Aufmerksamkeit auf die Landschaft vor sich zu richten, um die Farben genau zu erkennen, bemerkte Berenice, den Pinsel aus der Hand legend, daß das Land an der andern Seite des Stromes, wie es schien, noch sehr spärlich angesiedelt sei.

»Es sind auch erst wenige Jahre her, daß ein Frontiermann es wagte, sich jenseits des Stromes eine Hütte zu bauen,« antwortete Farland, »die Indianer haben jenes Land mit viel größerer Hartnäckigkeit vertheidigt, als das, auf dem wir leben. Schon waren an dieser Seite zahlreiche gedeihende Farmen gegründet und C... hatte sich bereits zu einem blühenden Städtchen emporgeschwungen, als jenes Ufer noch immer von den Wilden beherrscht wurde und es zu einem gefahrvollen Unternehmen gehörte, wenn ein Weißer sich hinüber wagte.«

»Welche Indianerstämme lebten denn dort?« fragte Berenice.

»Die Lepans, ein entschlossenes kriegerisches Volk. Doch kamen von je her in der Winterzeit viele andere Stämme vom Norden herab bis in diese Gegend gezogen, um den Büffel zu jagen, der in endlosen Heerden vor ihnen her nach Süden wanderte,« erwiederte Farland.

»Wo wohnen denn die Seminolen, die man aus Florida vertrieben hat?« fragte Berenice mit sichtbarem Interesse.

»Sie haben sich eine Heimath an dem Canadienfluß über achthundert Meilen von hier gegründet, ihre Jäger folgen dem ohngeachtet sicher auch im Winter den Büffelheerden bis zu dem Fuße der fernen Gebirge dort, denn die Niederlassungen der Weißen an jener Seite des Stromes liegen bis jetzt sämmtlich noch in der Nähe desselben, weiterhin ist das Land noch eine Wildniß und wird von den Indianern durchstreift, wenn dieselben es auch nicht mehr als ihr Eigenthum beanspruchen.«

»So kommen die Seminolen wirklich in unsere Nähe?« fragte Berenice mit gesteigertem Interesse.

»Sehr wahrscheinlich, denn ihre Nachbarn, die Creeks und Choctaws besuchen alljährlich das Handelshaus, welches die Regierung vierzig Meilen von hier nördlich an jener Seite des Stromes angelegt hat, damit die Indianer dort ihre Bedürfnisse erhalten können und nicht dieserhalb in die Ansiedelungen der Weißen zu kommen brauchen. Wenn Sie es wünschen, Etwas über die Seminolen zu erfahren, so kann ich leicht Erkundigung über dieselben einziehen.«

»Sie würden mir dadurch eine Gefälligkeit erzeigen. Es beunruhigt mich, weil dieses Volk jeden Floridaner haßt und wir unsere Plantage jenseits des Stromes anlegen,« entgegnete Berenice.

»Darüber können Sie sich beruhigen, denn die Indianer betrachten jetzt ihre Jagdzüge in diese Gegenden als Eingriffe in die Rechte der Weißen, und sind zufrieden, wenn diese sie unbehelligt lassen,« bemerkte Farland und Berenice lenkte das Gespräch wieder auf die Schönheit

der Landschaft, die im Halbzirkel vor den Blicken ausgebreitet lag,

Die Unterhaltung zwischen ihr und Farland bewegte sich heute fast nur außerhalb des Kreises ihrer Persönlichkeit, während ihre Gedanken sich ausschließlich *nur* mit dieser beschäftigten. Farlands Blicke hingen wie angezaubert an der schönen anmuthigen Jungfrau, er erhaschte ihre Worte, folgte mit Spannung und gefesselter Aufmerksamkeit ihrer einfach natürlichen, geistreichen Sprache und überwachte jede ihrer ungezwungenen graziösen Bewegungen. Dabei suchte er ihren Augen zu begegnen und Berenice vermied die Gelegenheit hierzu nicht; sein inniger, an sie festgebannter Blick that ihr wohl und gegenseitig ahneten sie eine rasche Annäherung ihrer Seelen.

Die Stunden verstrichen ihnen heute mit fliegender Eile, Berenice hatte schon einigemale nach der Uhr und dann nach Eva gesehen, die sich in nicht großer Entfernung in dem Schatten eines Baumes niedergelassen hatte; es war die allerhöchste Zeit für Berenice, sich auf den Heimweg zu begeben, um beim Mittagsessen erscheinen zu können, doch immer entschloß sie sich nicht, aufzubrechen, und beruhigte sich mit dem Gedanken an die Schnelligkeit ihres Pferdes.

Jetzt aber war wirklich die Zeit erschienen, in der bei Ralph zur Tafel gegangen wurde und Berenice sprang rasch auf, rief Eva sowie den Reitknecht herbei und sagte freundlich lächelnd zu Farland:

»Wenn man mir zu Hause über mein langes Ausbleiben zürnt, so haben Sie es zu verantworten, Herr Farland, und Sie müssen mich, wenn wir uns wiedersehen, durch offene Mittheilung über Ereignisse aus Ihrem Leben, die ich Ihnen selbst bezeichnen werde, schadlos halten.«

»Mein vergangenes Leben, Fräulein Berenice, soll sich klar und deutlich vor Ihnen entfalten, wie vor dem anbrechenden Tage sichtbar wird, was der Schleier der Nacht bedeckte; schiene doch Ihr himmlisches Licht immer in dessen Zukunft, dann wäre die Nacht für ewig daraus verbannt,« entgegnete Farland von seinem Gefühl für Berenicen hingerissen, und ergriff, wenn auch nicht ohne Zögern, die Finger ihrer kleinen zarten Hand. Berenice zog dieselben aber nicht zurück, und sagte, indem sie den tiefen Blick ihrer prächtigen Augen auf Farland richtete:

»Das himmlische Licht kann auch lästig werden. Leben Sie wohl, Herr Farland, denken Sie an Ihr Versprechen.«

»Geben Sie mir die Gelegenheit, es halten zu können, himmlisches Wesen!« antwortete Farland leidenschaftlich, als der Negerbursche mit den Pferden erschien und Jener Berenicen die Hand lieh, ihr Roß zu besteigen.

»Dem Lenker unseres Geschicks wollen wir es überlassen,« entgegnete Berenice mit strahlendem Blick, winkte Farland noch einen Gruß zu und trieb ihr Pferd zu möglichster Eile an, während dieser ihr noch ein inniges Lebewohl nachrief.

Einige Tage später war es frühzeitig am Morgen in der nur wenige Meilen von Farlands Niederlassung entfernten Stadt C... sehr lebhaft, denn es sollten heute mehrere Beamte für die County gewählt werden, zu welchem Zweck sich die Bewohner der Umgegend dort einfanden. Das Trinkhaus an dem Platz, der das Gerichtsgebäude umgab, war mit Gästen gefüllt und vor demselben standen viele Männer in lebhafter Unterhaltung begriffen.

»Dies Herrschen der wenigen Herrn, die es sich zu einem so hohen Verdienste anrechnen, zuerst in dieses Land gezogen zu sein, muß aufhören, sie selbst haben den Nutzen davon gehabt, indem sie den Nachkommen die besten Ländereien wegnahmen, und nun sollen Diese ihnen auch noch dankbar dafür sein und sich von ihnen Gesetze vorschreiben lassen,« sagte Ralph Norwood, der vor der Thür des Trinkhauses viele Männer um sich gesammelt hatte und so laut sprach, daß man auch innerhalb desselben jedes Wort verstehen konnte. Mehrere der Versammelten gaben ihre Beistimmung zu Ralphs Aeußerung zu erkennen, während Andere sich stumm verhielten, und dieser fortfuhr:

»Da ist der Arnold, der weiß gar nicht mehr, wie hoch er die Nase tragen soll, für einen unvermögenden Mann hat er keine Augen, und dabei zieht er aus den Bewohnern des Landes weit und breit seinen Nutzen. Mit seiner Mühle verdient er ein ungeheueres Geld, will ein armer Mann eine Diele haben, so muß er dem Herrn Arnold

einen unerhörten Preis dafür bezahlen; läßt sich ein neuer Ansiedler in der Gegend nieder, so ist der Herr Arnold der Mann, der ihm für schlechte Kühe, Schweine und Hühner, so wie für Mais die letzten Zehrpfennige abnimmt, und warum ist er aus Georgien fortgegangen? Weil sein Wucher dort nicht länger geduldet wurde.«

Nach diesen Worten rief er mit lauter Stimme: »Gentlemen, ich bitte mir von Ihnen sämmtlich die Ehre aus, ein Glas mit Ihnen zu leeren; bitte, treten Sie mit mir an den Schenktisch.« Dabei winkte er mit seinem Hute allen vor dem Hause und in dessen Nähe auf der Straße stehenden Männern zu, ihm zu folgen.

Man drängte sich in das Trinkhaus und dort zu dem Tische, doch es war dem Wirth nicht möglich, allen Gästen sogleich aufzuwarten.

Da wandte sich Ralph an die Versammlung und sagte:

»Gentlemen, ich trinke hiermit auf Ihre Gesundheit und bitte, sich nun selbst zu bedienen. Herr Wirth, Alles für meine Rechnung!«

Darauf schritt er wieder hinaus unter die Veranda, wo sich seine Gäste nach und nach abermals um ihn sammelten.

»Dort kommt auch Einer von jenen klugen Herren, die sich zeitig in dies Land begaben und deren ganze Vortrefflichkeit darin besteht, daß sie ihre Taschen gefüllt haben,« sagte Ralph mit lauter Stimme, indem er nach einem Reiter hinzeigte, der so eben aus einer der Straßen nach dem Wirthshause einbog, welches an der andern Seite des Platzes lag.

»Das ist eine verdammte Lüge,« rief ein junger Bursche von der Straße her, indem er die geballte Faust nach Norwood ausstreckte. »Jener Reiter ist Herr Farland, dem die Bewohner dieses Landes zu tausend Dank verpflichtet sind, und wer dies abläugnet, ist ein Schurke!«

»Er wird Dir wohl einmal einen Almosen gegeben haben,« erwiederte Ralph, indem er lächelnd nach dem Redner hinüberschaute.

»Er hat mir Wohlthaten erzeigt, wie er sie Jedermann in der ganzen Umgegend erwiesen hat, und Hunderte von unsern Nachbarn danken ihm ihr Leben. Warten Sie nur den Sommer ab, wenn die Fieber kommen, Herr General Großmaul, und Sie werden nicht der Letzte sein, der ihn um Hülfe anfleht.«

Ralph war vor Zorn bleich geworden und schoß einen wüthenden Blick nach dem Sprecher hin, dessen ruhige Haltung, mit der rechten Hand in der Brusttasche seines Rockes, ihm doch zu gefahrdrohend erschien, als daß er weitere Notiz von ihm hätte nehmen sollen. Auch hatten sich jetzt mehrere andere kräftige Burschen zu Jenem gesellt, die Ralph sehr ernste Blicke zuwarfen, weshalb dieser die Unterhaltung mit den ihm nahestehenden Personen wieder aufgriff, zugleich aber einen sehr großen schweren Hund mit Namen Dash, der bis jetzt unter einer Bank vor dem Hause gelegen hatte, an seine Seite rief.

Farland war von seinem Hengst abgestiegen, hatte denselben an einen Baum auf dem Platze vor dem Gasthaus angebunden und Guard, seinen alten Hund, bei

dem Pferd sich niederlegen lassen. Dann schritt er nach dem Trinkhause, wo er von allen Seiten mit auffallender Herzlichkeit begrüßt wurde.

Er reichte Diesem und Jenem die Hand und erfaßte auch die des jungen Mannes, der sich so eben für ihn als Ritter aufgeworfen hatte.

»Schade, daß Sie nicht einige Augenblicke früher kamen, dann hätten Sie eine saubere Rede auf sich selbst und auf Frank Arnold mit anhören können, die jener aufgeblasene Kerl, der sich General nennt, so eben hier öffentlich gehalten hat. Er ließ Ihnen darin nichts Gutes, als daß Sie sich die besten Ländereien in diesem Lande ausgesucht hätten,« sagte der junge stämmige Bursch sehr laut, indem er verächtlich nach Norwood hinsah und mit der Hand nach ihm zeigte,

Wie ein Blitz fuhr Farlands Blick nach Ralph hinüber, der ihm jedoch, als ob er die laute Mittheilung des jungen Mannes nicht vernommen hätte, den Rücken zukehrte und sich eifrig mit den Leuten in seiner Nähe unterhielt. Im nächsten Augenblick aber wandte sich Farland wieder zu dem jungen Manne und sagte:

»Lassen Sie einem Jeden seine Meinung, lieber Swarton, vielleicht ändert der Herr General die seinige mit der Zeit.«

»Seine Meinung mag er behalten, aber sie öffentlich aussprechen soll er nicht oder ich zeige ihm, daß ich der Sohn eines Frontiermanns bin. So ein Lump, von dem

man noch nicht einmal weiß, ob er nicht unter dem Galgen fortgelaufen ist,« antwortete der junge Mann mit noch lauterer Stimme nach Norwood hingewandt.

»Ich bitte Sie, Swarton, bei Ihrer Freundschaft, lassen Sie die Sache beruhen,« fiel ihm Farland in die Rede und zog ihn mit sich in das Trinkhaus. Dort, bei einem Glase Wein, bat er ihn nochmals, den General Norwood nicht weiter zu belästigen, weil ihm daran gelegen sei, denselben nicht noch mehr gegen sich zu stimmen, dankte ihm für den neuen Beweis seiner schon oft erprobten Freundschaft und eilte dann über den Platz nach dem Gerichtsgebäude, vor welchem gleichfalls viele Männer in Gruppen zusammen standen. Unter ihnen befanden sich Mehrere, die mit Farland theils wegen der bevorstehenden Wahl, theils in eigenen Angelegenheiten sich zu berathen wünschten, wie denn überhaupt die Erledigung vieler Geschäfte auf einen Tag, wie der heutige, oder auf einen Gerichtstag aufgeschoben wurde, weil man da sicher war, Leute von weit und breit aus dem Lande hier zusammen zu finden. Wohl eine Stunde war vergangen, ehe Farland seine Geschäfte beendigt hatte und nach dem Gasthaus zurückging, um sich dort zu erkundigen, ob man Frank Arnold gesehen habe, den er zu sprechen wünschte.

Ehe er sich jedoch in das Haus begab, trat er zu seinen beiden Thieren, klopfte den Hals des Hengstes und strich den Kopf des alten Hundes, der seine Freude und Erkenntlichkeit dafür mit Hin- und Herschlagen seiner mächtigen Ruthe zu erkennen gab. Dann deutete ihm

Farland an, bei dem Hengst zu bleiben und ging in das Wirthshaus, wo ihm Frank Arnold entgegenkam.

Sie ließen sich in dem Gastzimmer hinter einem Fenster nieder und schauten, in ihr Gespräch vertieft, nur von Zeit zu Zeit durch die Glasscheiben hinaus auf den Platz, wo sich immer mehr Menschen sammelten.

»Dort kommt der General Norwood,« sagte Frank, auf den Platz blickend, wo in einer Entfernung von etwa vierzig Schritt von Farlands Hengst Ralph mit vielen Männern stehen blieb, und, wie die Bewegungen seiner Arme und seines Kopfes andeuteten, laut und lebhaft zu ihnen sprach. Dabei schwang er in seiner Rechten einen schweren Stock durch die Luft und brach mitunter in ein heftiges Gelächter aus, in welches seine Umgebung mit einstimmte.

»Er ist einmal wieder stark im Schwadroniren; wahrscheinlich giebt er eine seiner Heldenthaten zum Besten,« sagte Frank, indem er seinen Blick auf Ralph heftete.

»Bei Gott, ich glaube, er will seinen Hund an Ihren Guard hetzen,« fuhr er fort und setzte noch hinzu: »Ei, dann soll ja den Kerl!« wobei er aufsprang, während Farland, sich gleichfalls rasch erhebend, durch das Fenster blickte.

Beide sahen jetzt, wie Ralph seinem Hund wiederholt mit der Hand ein Zeichen nach Guard hin gab, worauf derselbe mit lautem Gebell auf diesen einsprang.

Farland und Frank stürzten aus dem Zimmer, durch den Corridor und aus dem Hause, wo ihnen schon die

wüthenden Töne der beiden kämpfenden Thiere entgegenschallten, um welche die Zuschauer einen weiten Kreis bildeten. Im Herabspringen von der Treppe des Gasthauses sah Farland, daß Ralph Norwood zu den Hunden hin eilte und Guard einen heftigen Hieb mit seinem Stock versetzte. Mit wenigen Sprüngen hatte Farland das Gedränge erreicht, warf links und rechts die Leute, die ihm im Wege standen, zur Seite, und stürzte mit gespanntem Revolver in der Hand mit den Worten auf Ralph zu:

»Berühren Sie meinen Hund noch einmal, so erschieße ich Sie auf der Stelle!«

Norwood fuhr zurück und senkte seinen Stock, während Farland seinem alten Hunde den wohlbekannten gellenden Jagdruf ertönen erließ, und dieser sich nun mit rasender Wuth auf seinen kräftigen jungen Gegner warf. Einige Augenblicke schien der Sieg sehr zweifelhaft, doch plötzlich hatte der alte Hund seinen Feind an der Kehle ergriffen und schloß nun sein, wenn auch schon sehr mangelhaftes Gebiß mit so eiserner Kraft, daß sein Widersacher die verzweifeltsten Anstrengungen machte, sich von ihm loszuwinden. Er hob sich hoch auf die Hintertatzen, beide Hunde überschlugen sich zu wiederholten Malen, doch Guard ließ nicht los und fing jetzt an, den unter ihm liegenden Hund hin und her zu zerren.

»Bei Gott, er bringt meinen Hund um!« schrie Ralph wüthend und hob seinen Stock wieder.

»Nehmen Sie sich in Acht, Herr General, ich halte mein Wort,« sagte aber Farland, indem er den Revolver auf Jenen richtete, und hinter Norwood sprang Alles zur Seite, um aus der Schußlinie zu kommen,

Norwood blieb, vor Zorn bebend, stehen und blickte bald auf seinen verendenden Hund, bald in die Oeffnung von Farlands Waffe. »So nehmen Sie Ihren Hund ab, er tödtet den meinigen!« schrie er mit zitternder Stimme,«

»Er *soll* ihn tödten. Sie haben ihn an meinen alten Hund gehetzt, der kaum noch einige Zähne besitzt, und scheuten sich nicht, diesen sogar zu schlagen. Danken Sie es mir, daß ich Ihnen für den Schlag nicht eine Kugel durch den Kopf jagte.«

Die größere Mehrzahl der Zuschauer war auf Farlands Seite getreten, Ralph aber wandte sich mit wüthender Stimme an die Leute, die sich noch in seiner Nähe befanden und rief:

»Sind das gesetzliche Zustände? Bei Gott, wir sind an der Frontier, wo ein Jeder das Recht in seinem Revolver mit sich führt. Verdammt sei ein solches Land mit seinen Gesetzen!«

»Sein Sie ruhig, Herr Norwood! und schmähen Sie das Land nicht, welches Sie aufsuchten, um Ihre Sünden zu verbergen. Denken Sie an Baltimore und an die Herren B… & Co. daselbst!« rief ihm Frank Arnold jetzt zu, worauf Ralph verstummte und bleich wurde. Er schoß noch einen giftigen Blick nach Frank und Farland hin, stieß einige gräuliche Flüche aus und ging dann, von lauten Verhöhnungen aus der versammelten Menge gefolgt, eiligen

Schrittes nach seinem Pferd, welches in einiger Entfernung an einer Einzäunung befestigt war. Nach wenigen Augenblicken sprengte er zur Stadt hinaus.

Der alte Guard stand hechzend über seinem todten Feinde und blickte, die erhobene Ruthe schwingend, zu seinem Herrn auf, als erwarte er dessen Lob für seinen Sieg. Dasselbe wurde ihm auch reichlich zu Theil, nicht allein von Farland und Frank, sondern von allen Zuschauern, denn die meisten derselben kannten das alte treue Thier seit vielen Jahren und erblickten in ihm einen der Vorfechter, denen sie dies Land zu verdanken hatten.

Zu dieser Zeit saß Eloise in einem von den Blockhäusern, in welchen die beiden Familien Norwood lebten, bis das neue prächtige Haus, welches ganz in der Nähe erbaut war, zu ihrem Empfang bereit sein würde, bei ihrer Tochter, die so eben von einem Spazierritt nach dem Pflaumenbaum zurückgekehrt war, und lauschte deren Beschreibung von der herrlichen Aussicht, die man dort oben genoß und die kein Maler der Welt treu wieder geben könne.

Eloisens Blick hing mit Entzücken an der geliebten theuern Tochter; deren lebendige heitere Sprache die neu in ihr erwachte Lebenskraft bezeugte, deren bleiche Wangen wieder mit einem Anhauch von zartem Roth geschmückt waren und deren Augen ihren Seelenzustand als einen freudigen und hoffnungsvollen spiegelten.

Berenice hatte sich sehr erholt; die Veränderung des Klimas, die reine gesunde Luft und die Bewegung im Freien hatten außerordentlich wohlthätig auf sie gewirkt, sie war wieder stärker geworden und fühlte sich weit kräftiger, als seit vielen Monaten. Die glückliche Mutter sah kein böses Zeichen darin, wenn von Zeit zu Zeit sich auf den Wangen ihrer Tochter ein scharf begrenztes ungewöhnlich blühendes Roth zeigte, und wenn zugleich der wunderbare Glanz ihrer schönen Augen sich noch erhöhte, es beunruhigte sie nicht mehr, daß Berenice oft unbedeutend hustete, was sie mehr für eine Angewohnheit derselben hielt, und ihre Sorge über deren Herzklopfen, welches sich noch fast täglich einstellte, war verschwunden.

Berenice hatte ihre Mutter von ihrem Zusammentreffen und Bekanntwerden mit Farland unterrichtet und das günstige Bild von ihm, welches Jene schon durch die Mittheilungen Anderer sich entworfen, noch sehr zu seinem Vortheil ausgeschmückt, wobei Eloisen das lebhafte Interesse, welches die Worte ihrer Tochter begleitete, nicht entgangen war. Auch hatte sie es wohl bemerkt, daß Berenice seit ihrer zweiten Zusammenkunft, die sie gleichfalls ihrer Mutter mitgetheilt hatte, viel heiterer, viel reger und lebendiger erschien, als früher, und daß seitdem ihre Wangen ein schöneres Roth trugen.

»Ich werde dieser Tage mit Dir nach Deinem Pflaumenbaume reiten, ich muß doch auch einmal die herrliche Aussicht genießen, von der Du mir so viel erzählst,« sagte sie lächelnd zu Berenice.

»Ach, wenn es sich doch träfe, daß Herr Farland auch gerade dort wäre, Du würdest ihn sicher lieb gewinnen,« fiel ihr Berenice lebhaft in das Wort.

»Ich läugne es nicht, daß ich wünsche, seine Bekanntschaft zu machen. Es ist mir ein großer Trost, ihn in unserer Nähe zu wissen; denn sollte, wofür uns der Himmel gnädig bewahren möge, Krankheit uns abermals heimsuchen, so bin ich überzeugt, daß er sich auch unserer annehmen würde, wie er es bisher so vielfach mit wahrer Aufopferung bei fast allen Familien in dieser Gegend gethan hat.«

»Es ist nur sehr ungewiß, ob er bald wieder nach der Höhe kommen wird; wenn er hinausreitet, so wählt er gewiß dieselbe Zeit wieder dazu, in der wir uns dort trafen,« bemerkte Berenice rasch, hielt aber plötzlich inne, da sie in dem ruhig beobachtenden Blick ihrer Mutter las, daß derselben ihre Lebhaftigkeit, mit der sie die letzten Worte gesprochen hatte, nicht entgangen war.

»Bist Du Deiner Sache so gewiß?« fragte Eloise lächelnd.

»Du bist recht bös, liebe gute Mutter, es macht Dir immer Freude, mich erröthen zu sehen und Du weißt es ganz gut, daß mich eine solche Frage mit einem solchen Blick in Verlegenheit bringt,« sagte Berenice, indem sie aufsprang, sich ihrer Mutter in die Arme warf und ihren Mund mit Küssen bedeckte.

In diesem Augenblick wurden sie zu Tisch gerufen und folgten gleich darauf der Aufforderung, indem sie sich

nach dem nahen Blockhaus begaben, welches die Stelle des Speisesaals vertreten mußte.

Tom mit seiner Frau befanden sich bereits dort und empfingen sie mit einer höflichen Begrüßung.

Ralph wurde heute nicht zum Essen erwartet, indem er voraussichtlich bis gegen Abend in der Stadt bleiben würde.

Man hatte sich an dem Tisch niedergelassen, als plötzlich Ralph durch den Park herangesprengt kam und sein schweißtriefendes Pferd mit einem ausgestoßenen Fluch an einen Neger gab.

Alle sprangen vom Tisch auf, um zu erfahren, was geschehen, denn daß es nichts Gutes sei, was ihm begegnet sein mußte, hatten sie in seinem Aeußeren schon erkannt. Tom ging ihm bis an die Thür entgegen und die Damen harrten in ängstlicher Spannung seiner Mittheilung.

»Wir leben an der Frontier, wo man nicht ohne Waffen gehen darf. Der Revolver giebt hier das Gesetz,« rief Ralph seinem Sohne zu, indem er das Haus erreichte und in dasselbe eintrat. Er warf seinen Stock und Hut in die Ecke auf sen Fußboden und setzte sich in den Armstuhl nieder, den ihm eine Negerin zuschob.

»Sie haben mir meinen Dash umgebracht,« rief er nach einer augenblicklichen Pause.

»Dash, ist es möglich?« fragte Tom empört.

»Nicht allein möglich, sondern wirklich wahr. Die Bestie des verdammten Deutschen hat ihn todtgebissen!«

»Welchen Deutschen meinst Du?« fragte Tom.

»Denselben, der hier den Herrn spielt, den Farland meine ich,« entgegnete Ralph mit vor Zorn verzerrtem Gesicht. »Dash kam mit seinem Hunde aneinander, wie Hunde es zu thun pflegen, das alte Ungeheuer des verdammten Ausländers faßte ihn bei der Kehle, ich wollte ihm helfen und hieb den andern Hund über den Kopf, als jener Herr Farland den Revolver zog und mir erklärte, er werde mich über den Haufen schießen, wenn ich mich in den Streit der Thiere mische, und so mußte ich es mit ansehen, daß mein Dash erwürgt wurde. Dabei hatten wir einige hundert Zuschauer, die auch sogleich Platz um mich machten, damit der Herr Farland freien Schuß nach mir habe. Nicht wieder aus dieser Thür gehe ich, ohne bis an die Zähne bewaffnet zu sein; ich werde ja hoffentlich diesem Farland nochmals im Leben begegnen!«

Berenice war während dieser Erzählung leichenblaß geworden und Eloise, die es bemerkte, nahm schnell ihren Arm und führte sie aus dem Speisezimmer nach ihrem eigenen Blockhause. Dort sank das tief erschütterte Mädchen auf dem Sopha nieder und verhüllte ihr Gesicht mit ihren Händen.

Lange Zeit hatte ihre Mutter schweigend neben ihr gesessen und ihre Hand in der ihrigen gehalten, als sie endlich sagte:

»Das hatten wir von Farland nicht erwartet.«

»Der Hund hat ihm oft das Leben gerettet, konnte er ihn nun schlagen lassen?« erwiederte Berenice mit theilnehmendem Ton und setzte dann noch hinzu:

»Man wird wohl Dash auf den alten Hund gehetzt haben.«

»Wir werden durch unsere Nachbarn die Wahrheit erfahren, wahrscheinlich auch schon morgen einen Artikel über den Vorfall in der Zeitung finden; ich kann es mir auch nicht denken, daß Farland ohne dringende Ursache so ernst aufgetreten wäre,« sagte Eloise beruhigend und strich der Tochter die bleiche Wange.

»Wenn Herr Farland nur nicht mit General Norwood zusammentrifft. Du hast gehört, Mutter, was dieser sagte?« fuhr Berenice fort, indem sie die Hand ihrer Mutter an ihre Lippen drückte.

»Das mag der Himmel verhüten!« antwortete Eloise, wobei Bilder aus der Vergangenheit durch ihre Gedanken zogen, und sie einen flehenden Blick nach Oben warf.

»Man sollte ihn warnen,« flüsterte Berenice und küßte abermals die Hand ihrer Mutter.

»Das könnte auffallen, mein Kind, auch möchte Farland es unrecht deuten,« erwiederte Eloise, und Berenice schwieg; die plötzliche Veränderung in ihrem Blick aber verrieth deutlich, daß ein Gedanke in ihr aufgekeimt sei, der sie zu einem Entschluß geführt hatte. Bald darauf erhob sie sich von ihrem Lager, zeigte ihrer Mutter wieder eine heitere Stirn und rief Eva herbei, damit dieselbe sie auf einem Spaziergang begleiten möge.

Mit einem, zu beiden Seiten ihres lieblichen Gesichts herabhängenden, leinenen Sonnenhut bedeckt, wandelte Berenice mit der vertrauten, treuen Dienerin unter den immergrünen, schattigen Bäumen des Parkes hin nach

dessen fernem Ende, wo sich ein starkes Quellwasser unter dichtbelaubten Magnolien über einige Felsstücke herabstürzte und den einsamen stillen Platz durch sein Rauschen belebte.

»Höre, Eva, Du sollst mir einen Freundschaftsdienst erweisen,« sagte Berenice im Fortschreiten, ohne nach der Sclavin umzublicken.

»Mit Freuden will ich das thun, beste Herrin,« entgegnete die Dienerin.

»Du hast gehört, daß der alte Hund des Herrn Farland unsern Dash todtgebissen hat. Man hat ihm dafür den Tod geschworen. Herr Farland wird aber das alte treue Thier beschützen, ja er wird sein Leben für dasselbe einsetzen. Verstehst Du mich, Eva?«

»Ja, Herrin, dabei könnte das Leben des Herrn Farland selbst in Gefahr kommen,« erwiederte die Sclavin.

»Er müßte deshalb auf seiner Hut sein,« sagte Berenice, ohne aufzublicken.

»Wenn ich ihn nun zu sprechen suchte und ihn warnte?« fragte die Negerin.

»Ja, Eva, wenn Du *das* thun wolltest, ich wüßte nicht, wie ich es Dir danken sollte,« antwortete Berenice, rasch sich nach der Sclavin wendend, und preßte ihre kleinen Hände um deren schwarzen Arm.

»Gern, gern thue ich es. Ich kann ja zum Vorwand irgend Etwas aus dem Kaufladen in seiner Nähe für Dich holen, und von da reite ich in wenigen Minuten nach seiner Wohnung hinüber,« antwortete Eva.

»Mutter soll es aber nicht wissen, sie meint, Farland würde es unrecht deuten,« fuhr Berenice fort.

»Trage mir in deren Gegenwart auf, Seide oder sonst Etwas für Dich in jenem Laden zu holen, und dann lasse mich für das Uebrige sorgen. Herrn Farland muß Nachricht gegeben werden, Du kennst General Norwood nicht so wie ich,« sagte die Sclavin mit einem Schauder, der Berenicens Bangigkeit noch vermehrte.

»Du mußt ihm sagen, daß er auch für sich selbst auf der Hut sein soll. Was meinst Du, wenn ich ein paar Worte an ihn schriebe?« bemerkte Berenice, indem sie die Hand in die Tasche ihres Kleides steckte und zu einem großen Stein an der Seite des Wasserfalls trat.

»Das würde er Dir niemals vergessen, Herrin. Du weißt, er ist der einzige wirkliche Arzt in der ganzen Umgegend!« antwortete Eva schnell.

»Und wenn er auch nicht Arzt wäre, so würde ich ihm doch schreiben,« sagte Berenice jetzt mit entschlossenem Tone, zog ein Taschenbuch aus ihrem Kleide hervor und ließ sich auf dem Stein nieder.

»Ihr Hund ist in Gefahr. Seien Sie selbst auf Ihrer Hut,« schrieb sie schnell auf ein Blatt des Buches, riß es heraus, faltete es zusammen und gab es der Sclavin. Kaum hatte diese es aber erfaßt, als Berenice es nochmals zurücknahm, es wieder öffnete und ein B. darunter zeichnete.

»So, nun mußt Du es ihm aber selbst geben, weshalb Du erst spät reiten darfst, denn Herr Farland ist in der Stadt und wird so früh nicht nach Hause kommen,« sagte Berenice, indem sie Eva das Blatt zurückgab.

»Ertheile mir nur den Auftrag, ich will dann schon zögern, damit es spät genug wird. Wir haben ja Mondschein,« antwortete die Negerin und Beide begaben sich nun nach dem Blockhaus zurück.

Berenice hatte sich mit ihrer Arbeit zu ihrer Mutter vor die Thür gesetzt, als die Schatten der Bäume sich schon lang über die Erde dehnten, da ging Eva zum Drittenmale an ihnen vorüber und machte sich im Hause Etwas zu schaffen.

Berenice hatte schon einigemale das Wort auf der Zunge gehabt, um der Sclavin den Auftrag zu ertheilen, doch es war ihr immer auf den Lippen erstorben; jetzt aber sagte sie mit halblauter Stimme zu derselben:

»Eva, Du könntest mir etwas Seide besorgen, rothe und schwarze.«

Mehr konnte sie nicht hervorbringen, die Sprache blieb ihr aus.

»Ja wohl, recht gern, Herrin, ich wollte Dich schon um die Erlaubniß bitten, nach Sonnenuntergang nach dem Laden hinüberreiten zu dürfen, um Mehreres für mich selbst zu holen. Dann will ich Dir die Seide mitbringen.«

»Thue das,« sagte Berenice und neigte sich tiefer über ihre Arbeit, denn sie fühlte, daß ihr das Blut in die Wangen getreten war. Dabei pochte ihr das Herz hörbar und sie konnte kaum den Augenblick erwarten, bis Eva sich entfernt hatte. Nun stand sie auf, ging in das Haus, trank etwas Wasser und warf einen Blick in den Spiegel, um die Röthe ihrer Wangen zu ermessen.

Die Sonne war schon lange versunken und die Dämmerung war bereits eingebrochen, als Eva vor Eloisen und ihrer Tochter vorüberritt und Erstere ihr zurief:

»Mein Gott, Eva, reitest Du erst jetzt?«

»Es ist viel angenehmer, in der Dämmerung zu reiten, und auf dem Rückweg habe ich Mondschein,« antwortete die Sclavin und senkte die Gerte mit aller Kraft auf ihr Maulthier, damit sie nicht durch ihre Herrin zurückgehalten werden möchte.

»Ich begreife gar nicht, warum Eva so spät reitet, es könnte ihr unterwegs ja etwas zustoßen,« sagte Eloise und blickte der davonjagenden Sclavin nach.

In diesem Augenblick aber sprang Berenice auf und warf sich ihrer Mutter um den Hals, indem sie stammelnd zu ihr sagte:

»Beste Mutter, ich habe Dich hintergangen.«

Eloise fuhr zusammen; die beiden Unwahrheiten, die sie selbst einst gesagt hatte, traten vor ihre Erinnerung, und schweigend drückte sie Berenice an ihr Herz.

»Vergieb mir, liebe gute Mutter!« flehte Berenice leise und küßte die Thränen von deren Augen.

»Sage nie wieder eine Unwahrheit, meine Berenice, sie brennt wie unauslöschliches Feuer in der Seele des Menschen. Es giebt Nichts in der Welt, was Du mir nicht sagen dürftest, ich bin nicht nur Deine Mutter, ich bin auch Deine wahre Freundin. Du hast Eva zu Farland geschickt?« sagte Eloise dann leise und schaute der Tochter fragend in die überströmenden schönen Augen.

»Ich habe ihm geschrieben,« flüsterte Berenice und verbarg ihr Gesicht in dem Nacken ihrer Mutter.

»Siehe, Berenice, hiervon würde ich Dir, als Deine treue Freundin abgerathen haben, wenn ich auch nicht unbedingt dagegen gestimmt haben würde, Herrn Farland zu warnen. Ehe ich Dir gerathen hätte, ihm zu schreiben, würde ich gewünscht haben, persönlich mit ihm bekannt geworden zu sein. Die Welt und die Menschen sind Dir noch zu fremd, als daß Du Dich ihnen gegenüber Deinem eigenen Urtheil anvertrauen dürftest. Was hast Du ihm geschrieben?«

»Ihr Hund ist in Gefahr. Seien Sie selbst auf Ihrer Hut; und ich habe B. darunter gesetzt,« antwortete Berenice.

»Nun, das hast Du besser gemacht, als ich fürchtete,« sagte Eloise lächelnd, legte ihre beiden Hände an die glühenden Wangen ihrer Tochter und preßte ihren Mund auf deren Lippen. Dann fuhr sie fort, indem sie die Locken Berenicens zurückstrich:

»Jetzt aber versprich mir, Berenice, daß Du nie wieder ein Geheimniß vor mir haben willst. Ich verspreche Dir ein Gleiches für meine künftige Lebenszeit, wenn Dir auch Manches aus meiner Vergangenheit verschwiegen bleiben muß.«

Mehr mit Freudenthränen und Küssen, als mit Worten gab Berenice ihrer Mutter das verlangte Versprechen und Beide erwarteten nun mit gleicher Sehnsucht die Rückkehr der Sclavin, um das Resultat ihrer Sendung zu erfahren.

Capitel 43.

Besorgniß. – Die Botschaft. – Entzücken. – Mutter und Tochter. – Die neue Wohnung. – Die Gesellschaft. – Unwohlsein. – Selbstsucht. – Herzlosigkeit. – Schreckliche Botschaft. – Der Arzt. – Willenskraft. – Das wiederkehrende Leben. – Das Wohnzimmer. – Frohe Hoffnung.

Mit einem Unheil verkündenden Gefühl und beklommenen Herzen hatte Farland dem General Norwood nachgeblickt, als derselbe aus der Stadt gesprengt war, denn in Gedanken sah er ihn schon vor Berenice stehen und ihr verkünden, was geschehen sei. Die freundliche Zuneigung, mit der das liebliche, wonnige Mädchen ihn so grenzenlos beglückt hatte, mußte sich nun in Abscheu gegen ihn verwandeln, und er hätte jetzt den Revolver gegen sein eigenes Herz kehren mögen, das sich krampfhaft und schmerzlich zusammenzog.

Frank Arnold bemerkte seine auffallend trübe Stimmung und drang in ihn, ihm zu sagen, was ihn drücke, denn daß der Vorfall mit dem Hund die Ursache davon sei, konnte er sich nicht denken. Er nahm ihn mit sich in das Trinkhaus, wo auch James Arnold, so wie Bill Swarton und dessen Bruder Charles zu ihnen kamen und mit ihnen tranken; die Gewitterwolke aber, die über Farlands Geist schwebte, konnten sie nicht verscheuchen. Bei dem Mittagsessen sammelten sich, außer Arnolds und Swartons, noch viele Freunde um Farland, es wurde reichlich Wein getrunken, und der alte Sorgenbrecher, die feine

Havannah-Cigarre, wurde nach Tisch beim Kaffee angezündet. Farland aber blieb nachdenkend und in sich gekehrt, obgleich Heiterkeit und Frohsinn herrschten und die beiden Swartons, um ihn aufzumuntern, das Gespräch auf die Zeit seines Frontierlebens in diesem Lande lenkten, aus dem er sonst so gern erzählte.

Die Sonne neigte sich schon, als Farland mit seinen Freunden die Stadt verließ und sie auf der staubigen Straße ihre Rosse in scharfen Paß setzten, um den Heimweg schnell zurückzulegen.

Die Gebrüder Swartons waren die Ersten, die ihren Ritt vollbrachten, denn die prächtigen Plantagen derselben, die, einander gegenüberliegend, zu beiden Seiten der Straße sich ausbreiteten, waren nicht weit von C... entfernt. Unter herzlichen Grüßen schieden die beiden jungen Männer hier von Farland und Arnolds, und diese setzten ihre Reise fort. Bald kam aber auch für sie der Augenblick der Trennung herbei, da ihre Wege sich theilten, und Frank reichte Farland die Hand mit den Worten:

»Auf baldiges Wiedersehn, bester Freund. Sollten Sie meine Hülfe gebrauchen können, um den Ernst von Ihrer Stirn zu verscheuchen, oder sollte es überhaupt in meinen Kräften stehen, Ihnen einen Dienst zu erzeigen, so rechne ich darauf, daß Sie über mich verfügen. Jedenfalls hoffe ich, Sie recht bald bei mir zu sehen.«

Auch James Arnold nahm herzlichen Abschied von Farland und dieser folgte nun allein dem einsamen Wege nach seiner Wohnung.

Der alte Guard, als freue er sich, daß er wieder mit seinem Herrn allein sei, sprang wiederholt an dem Pferd in die Höhe und ließ seine Baßstimme ertönen, wobei Farland halblaut zu ihm sagte:

»Alter Freund, ich habe heute einen Theil meiner großen Schuld an Dich abgetragen.«

Dann winkte er ihm, vorauszueilen, und überließ sich seinen trüben Betrachtungen über die Folgen seiner Verfeindung mit Norwood. Er suchte sich Vorwürfe über seine Niedergeschlagenheit zu machen, nannte seine leidenschaftliche Zuneigung für Berenice, die er nur zweimal gesehen hatte, eine Thorheit, sein Herz aber kümmerte sich wenig um seine Vernunftgründe, es pochte heftig bei der Erinnerung an die Stunden, die er in der Nähe des reizenden Mädchens zugebracht hatte, und zog sich schmerzhaft zusammen, wenn er daran dachte, daß er Berenicens Huld nun wohl für immer verloren habe. So erreichte er seine Wohnung, übergab schweigend dem Neger seinen Hengst und setzte sich, nachdem er Hut und Reitgamaschen im Hause abgelegt hatte, vor dasselbe unter die Veranda, um ferner dem Gedanken an die Härte seines Geschickes nachzuhängen.

Die Dunkelheit der Nacht lag schon auf der Gegend und des Mondes glühende Scheibe stieg vor Farlands Blicken über dem fernen Walde auf, als seine Aufmerksamkeit auf einen herannahenden Reiter fiel. Bald darauf erkannte er, daß es eine Reiterin sei, die sich rasch seinem Hause näherte und nun vor der Einzäunung von ihrem Maulthier sprang, wo sie dasselbe befestigte. Es

war eine Negerin. Sie trat zu Farland unter die Veranda, und dieser, in der Voraussetzung, daß sie von einem Kranken geschickt sei, um ihn um Hülfe anzusprechen, fragte sie, von wem sie komme.

Wie ein Blitzstrahl fuhr es durch Farlands Herz, als die Negerin Berenicens Namen nannte.

»Von Fräulein Berenice – ist es möglich, Eva – hat Dich Deine Herrin zu mir geschickt?« rief er mit seliger Ueberraschung und ergriff die Hand der Sclavin.

»Ja Herr, sie hat mir auch ein Papier für Dich gegeben,« antwortete dieselbe und reichte Farland das Blatt hin.

Er flog in das Zimmer zu der Lampe, entfaltete mit bebender Hand das Billet und las die Worte, die Berenice ihm geschrieben hatte.

Wiederholt drückte er das Blatt an seine Lippen und las die theuere Schrift wieder und wieder.

»Ich habe keine Worte, Eva, Deiner Herrin für die Gunst zu danken, womit sie mich durch diese Zeilen so hoch beglückt, ja schmerzlichem Leid entreißt. Ich fühlte mich sehr unglücklich bei dem Gedanken, ihre Freundlichkeit zu verlieren. Es war ja aber nicht meine Schuld, daß ich mit General Norwood zerfiel; er hatte seinen jungen, starken Hund an meinen alten treuen Guard gehetzt, dem ich so oft mein Leben verdankte, wie konnte ich ihn mißhandeln lassen?« sagte Farland im Drange seiner Wonne, indem er zu Eva hingetreten war, und drückte abermals das Papier gegen seine Lippen.

Dann erzählte er der Sclavin umständlich den Hergang der unglücklichen Begebenheit und bat sie dringend, ihre Herrinnen beide von seiner Unschuld zu unterrichten. Zugleich theilte er ihr seinen Entschluß mit, Guard zu Hause an der Kette zu halten, damit jede Gelegenheit zu fernern Streitigkeiten vermieden werden möchte, und sprach zuletzt noch seine Hoffnung aus, Berenice noch einmal zu sehen, um auch ihr in voller Wahrheit seine Aussage wiederholen und sie davon überzeugen zu können.

»Ich werde von morgen an jeden Tag nach dem Pflaumenbaume reiten, bis mir das Glück zu Theil wird, Deine junge Herrin dort wiederzusehn. Ein kaum bemerkbarer, alter Indianerpfad führt durch den Wald zu der Höhe hinauf, auf dem ich dort hin gelangen kann, ohne irgend Jemanden zu begegnen, so daß mein häufiges Besuchen jenes Platzes Niemanden auffällt.«

Bei diesen Worten drückte Farland der Negerin ein Goldstück in die Hand, welches anzunehmen sich dieselbe weigerte, er aber bestand darauf und bat sie schließlich noch, bei ihrer Herrin zu seinen Gunsten zu reden. Dann bestieg Eva ihr Maulthier wieder und eilte über die hell vom Mondlicht beschienene Prairie davon.

Farland brachte nun jeden Morgen auf dem Berge unter dem Pflaumenbaume zu, ließ aber sein Pferd und seinen Hund in dem Dickicht des Waldes zurück und gab durch die Büchse und die Kugeltasche, die er trug, Jedem der wenigen Vorüberziehenden zu erkennen, daß er auf der Jagd sei.

Ueber eine Woche hatte er diese Besuche ununterbrochen fortgesetzt, ohne daß Berenice erschienen wäre; dennoch war er wieder hinausgeritten und hatte wohl schon eine Stunde auf der Bank zugebracht, als plötzlich die Hufschläge mehrerer Pferde vom Fuße des Berges her zu seinem Ohr drangen und er, nach dem Abhang eilend, Berenice erkannte, die mit noch einer zweiten Dame und mit Evas eilig heraufgeritten kam. Er sprang ihnen freudig entgegen, begrüßte sie höflich und dankte Berenice mit glühenden Worten für die Huld, womit sie ihn beglücke.

Er geleitete sie zu der Bank, war ihnen dort behülflich, abzusteigen, Eva führte die Pferde zur Seite und Berenice stellte Farland in ihrer Begleiterin ihre Mutter vor.

»Herr Farland, da mir die unglückliche Begebenheit in C... die Hoffnung geraubt hat, Sie bald bei uns zu sehen, so mußte ich diese Gelegenheit ergreifen, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen, wonach ich mich seit langer Zeit gesehnt habe. Ihr Name wird weit und breit in diesem Land mit so viel Achtung und Liebe genannt, daß man es gar nicht laut werden lassen darf, Monate lang hier gelebt zu haben und noch nicht persönlich mit Ihnen bekannt zu sein,« sagte Eloise, indem sie ihre immer noch schönen Augen freundlich auf Farland richtete und ihm ihre Hand zum Gruß entgegenhielt.

Dieser ergriff sie, verneigte sich mit Höflichkeit und sagte: »Ich danke es der Vorsehung, die mich bei Ihnen von einem schweren Verdachte befreite und mir nun auch noch die unverhoffte Freude zu Theil werden

läßt, Ihre persönliche Bekanntschaft in einer für mich so schmeichelhaften, so wahrhaft beglückenden Weise zu machen. Sein Sie überzeugt, Madame Norwood, daß die Freundlichkeit, die Sie mir jetzt erzeigen, auf einen fruchtbaren Boden der Dankbarkeit fällt und daß Sie mich dadurch zu Ihrem ewigen Schuldner machen.«

Während Farland die letzten Worte sprach, sah er Berenice an, die mit einem freudestrahlenden Blick dem seinigen begegnete.

»Sie geben mir einen unaussprechlichen Trost, Herr Farland,« entgegnete Eloise. »Mit Bangen habe ich dem Sommer entgegengesehen; die neuen Ansiedler sind namentlich im zweiten Jahre immer mehr durch die Krankheiten gefährdet, die das Klima erzeugt, als Leute, die schon mehrere Jahre darin gelebt haben, und Berenice hat sich kaum wieder von einem schweren Leiden erholt. Nun aber, da Sie uns befreundet sind, ist meine Sorge verschwunden.«

»Wenn meine Kräfte Ihnen Trost geben können, Madame Norwood, dann dürfen Sie sich freilich beruhigen, denn mit Leib und Seele sind sie Ihr Eigenthum,« erwiederte Farland mit einem glänzenden Seitenblick nach Berenice und lenkte dann das Gespräch auf sein Zerwürfniß mit General Norwood, um den Hergang des unglücklichen Ereignisses nun selbst den Damen mitzutheilen, die mittlerweile auf der Bank unter dem Pflaumenbaum Platz genommen hatten.

»Wir haben Beide es uns von Anfang an gerade so erklärt, wie es sich wirklich zugetragen hat, und von unserer Seite hat Sie kein Vorwurf getroffen. Möge es der Himmel fügen, daß auch Andere Ihre Unschuld einsehen und anerkennen,« sagte Eloise mit einem schweren Athemzug, als Farland seine Mittheilung beendet hatte und fügte, um dem Gespräch eine andere Richtung zu geben, hinzu:

»Wir müssen es der Zeit überlassen.«

Berenice lenkte nun die Aufmerksamkeit ihrer Mutter auf die reizende Landschaft, die sich vor ihnen mit den prächtigsten buntesten Farben ausbreitete, denn der Spätherbst hatte alle Schattirungen des Goldes und des Carmins über die Laubwälder ausgegossen, während die immergrünen Holzarten sich frisch und saftig durch sie hinschlängelten.

Farland bezeichnete ihnen einzelne schöne Punkte und gab dabei Erinnerungen auf vergangenen Zeiten zum Besten, die sich hier an einen Fels, dort an eine Baumgruppe, an einen glänzenden Bach knüpften. Berenice lauschte mit regem Interesse seinen Erzählungen, welche er hauptsächlich an sie richtete, während Eloise Beide im Stillen beobachtete. Sie überzeugte sich von deren warmer, gegenseitiger Zuneigung mit inniger Freude, da sie darin eine Sicherstellung für die Gesundheit, für das Leben ihrer Tochter, für ihr eigenes ganzes Lebensglück erkannte.

»Berenice, Du plagst Herrn Farland sehr mit Deinen Fragen, Du weißt ja nicht, ob er sie gern beantwortet,« fiel Eloise ihrer Tochter in die Rede.

»Du kennst unsere Uebereinkunft nicht, liebe Mutter. Herr Farland hat die Verpflichtung gegen mich eingegangen, mir Alles aus seinem Leben zu erzählen, was ich zu wissen wünsche. Ich werde ihn gelegentlich ganz andere Dinge fragen,« antwortete Berenice mit heiter glänzenden Augen und einem süßen schalkhaften, doch bedeutungsvollen Lächeln.

»Sie haben das Recht dazu, Fräulein Berenice, und ich bewillkommne gern jede Gelegenheit, meiner Verpflichtung nachzukommen. Dadurch, daß ich Ihnen meine Schicksale, meine guten und bösen Lebenserfahrungen mittheile, erhalten dieselben erst für mich selbst einen höhern Werth, bisher lagen sie fest wie ein todtes Kapital in meiner Brust,« erwiederte Farland halb im Scherz halb im Ernst, und Eloise benutzte den Augenblick, um die Rede auf Berenicens Krankheit zu führen.

»Dann ist es aber auch *Deine* Pflicht, Herrn Farland Deine früheren Schicksale mitzutheilen, die gleichfalls nicht ganz gewöhnlich sind; oder erlaube mir, daß ich es für Dich thue, wenn es Herr Farland mir erlauben will,« nahm Eloise das Wort und gab Diesem nun einen kurzen Bericht über den unglücklichen Zufall und dessen Folgen, der ihrer Tochter nach dem Balle bei Herrn Trescott begegnet war.

Farland hörte aufmerksam zu und ließ dabei wiederholt seinen Blick auf Berenice ruhen, ohne daß jedoch

der Eindruck, den die Erzählung auf ihn machte, sich auch nur einen Augenblick auf seinen Zügen verrathen hätte.

»Ein guter Geist hat Sie von Florida weg in dies offene Land geführt, wären Sie dort geblieben, so würden Sie schwerlich so vollständig Ihre Gesundheit wieder erlangt haben, als es jetzt der Fall ist. Demohngeachtet würde ich Ihnen noch eine Zeit lang Vorsicht in Ihrer Lebensweise anrathen,« sagte Farland zu Berenice, als Madame Norwood ausgeredet hatte, und machte halb scherzweise einige Andeutungen, was er unter Vorsicht verstehe. Eloisens scharfem Blick aber entging nicht, daß er durch die leichte Art, mit der er über ihrer Tochter Zustand sprach, den ernsten Eindruck verbergen wollte, den ihre Mittheilung auf ihn gemacht hatte, sie dankte ihm mit sichtbarer Bewegung für seinen Rath, drückte ihm die Hand und sagte:

»Unser guter Schutzgeist hat auch Sie uns zugeführt, damit die soweit wieder hergestellte Gesundheit meines Kindes überwacht und beschützt werde.«

Die Zeit war gekommen, daß die Damen ihren Heimweg antreten mußten, Eloise erhob sich zuerst und winkte Eva, die Pferde herbeizuführen, dann nahm sie, sowie Berenice einen herzlich freundlichen Abschied von Farland, dieser half ihnen, ihre Pferde besteigen und nach einigen Minuten ritten sie den Berg hinab, nachdem sie ihrem Freund noch wiederholt Lebewohl zugewinkt hatten.

Dieser stand ernsten Blicks da und schaute ihnen gedankenvoll nach, denn die Mittheilung Eloisens über die frühere Krankheit ihrer Tochter hatte ihn tief erschüttert und Besorgnisse in ihm zur Wahrheit gemacht, die schon bei seinem früheren Zusammensein mit Berenice über ihre Gesundheit in ihm rege geworden waren. Seit vielen Jahren aber war er gewohnt, einem jeden drohenden Mißgeschick die Stirn zu zeigen und seine Kräfte gegen dasselbe zuisammelm so auch diesmal; er rief alle Momente vor sein Gedächtniß, die ihm Hoffnung für Berenice geben konnten und war entschlossen, mit aller Macht und Umsicht über ihr zu wachen und sie womöglich der noch nicht ganz beseitigten Gefahr vollständig zu entreißen.

Ralph Norwood, seit er in dieses Land eingewandert war, hatte es sich zur Aufgabe gemacht, schnellmöglichst unter den Bewohnern desselben eine Partei für sich zu bilden, und zwar gegenüber den Anhängern der einflußreichsten Männer, an deren Spitze Farland und Frank Arnold standen. Er mußte sehr natürlicherweise seine Leute unter der ärmern Klasse wählen, auf welche sein Geld einwirken konnte und die schon vermöge ihrer Armuth leicht gegen reiche Männer einzunehmen waren. An Geldspenden ließ er es nicht fehlen, er besuchte sehr oft die Stadt und hielt dort in den Trink- und Wirthshäusern in einer verschwenderischen Weise Jedermann frei,

dessen er habhaft werden konnte. In den Kaufläden im Lande, wo man gleichfalls geistige Getränke verschenkte, war er noch freigebiger, da dort die Zahl der Gäste beschränkter blieb, und manchem kleinen Pflanzer, dem es an einem Pflug, an Aussaat, an Lebensmitteln, oder an einem Pferde fehlte, half er aus der Noth, schoß ihm Geld vor und versäumte alsdann nicht, allenthalben an öffentlichen Orten von diesem armen rechtlichen Manne laut zu reden und zu erzählen, daß er ihm mit Freuden unter die Arme gegriffen habe. Dabei benutzte er jede Gelegenheit, gegen die einflußreichen Männer zu Felde zu ziehen, und ihre Fehler und Schwächen aufzudecken, oder ihnen solche anzudichten.

An jenem Wahltag glaubte er Parteimänner genug auf seiner Seite zu haben, um offener gegen den ihm verhaßten Frank Arnold und dessen Freund Farland etwas wagen zu können, fand aber nur gar zu bald, daß er umsonst auf die erkauften Freunde gerechnet habe und es war seine unerwartete schmähliche Niederlage in der öffentlichen Meinung, nicht aber der Verlust des Hundes, was ihn so gewaltig ergriffen hatte. Demohngeachtet blieb er weit davon entfernt, seine ehrsüchtigen herrschbegierigen Plane aufzugeben, nach wenigen Tagen schon zeigte er sich wieder in der Stadt und verfolgte abermals seinen früher eingeschlagenen Weg mit noch mehr Nachdruck und Entschlossenheit. Er sprach und scherzte laut über die Geschichte mit dem Hunde, sagte, daß Farlands Guard ebenso, wie sein Herr es verstehe, hinterlistig einen Vortheil über seinen Gegner zu gewinnen

und bemerkte, daß überhaupt nur hierin die Tugenden der Frontierleute bestanden. Auch ritt er im Lande umher und sammelte bei irgend einem Trinkhaus oder Kaufladen die Leute um sich, traktirte sie, hielt Reden und forderte sie auf, sich gelegentlich in der Noth an ihn und an Niemanden anders zu wenden.

Namentlich deutete er an, daß er auch gern einem Freunde gegen Sicherheit ein Kapital borgen würde, wodurch er am schnellsten seinen Zweck zu erreichen hoffte, indem dann die Leute von ihm abhängig wurden und er nebenbei noch ein schönes Geschäft erzielte, denn zwanzig bis dreißig Procent Zinsen waren in solchen Fällen die gebräuchlichen.

Er hatte bei allen den besseren Familien in der Stadt sowohl, als auch auf dem Lande, seine Gegner ausgenommen, mit seinen Damen Besuche abgestattet und in seiner Wohnung Jedermann mit Gastfreundschaft überhäuft.

Seine größte Hoffnung aber, auf die er seinen Sieg gründen wollte, war Berenice, sobald sie sich in dem Salon des neuen Wohnhauses würde zeigen können. Er betrieb dessen Beendigung mit allen ihm zu Gebote stehenden Kräften und richtete dasselbe mit einer Pracht ein, wie sie in diesem Lande noch nicht gesehen worden war. Zugleich erstand eine schöne Einzäunung um den weiten Park, der das neue Haus umgab und die Anlagen in demselben führte Ralph mit größter Eile aus. Saubere Wege, Gebüschgruppen, Blumenbeete wurden angelegt, die

herrlichsten blüthenbringenden Bäume wurden in möglichster Größe mit schwerem Kostenaufwand herbeigeschafft und gepflanzt und über dem Einfahrtsthor in der Einzäunung ward eine große Laterne angebracht.

In den letzten Tagen des Jahres war endlich die Hauptarbeit beendet und die beiden Familien Norwood bezogen die neue Wohnung.

Das von Holz erbaute Haus stand auf vier Fuß hohen Pfeilern, so daß die Luft frei darunter durchziehen konnte. Es hatte nur *ein* Stockwerk und auf jeder der vier Seiten einen Eingang, zu welchem eine Treppe hinaufführte, auf deren Höhe vor der Thür ein geräumiger, mit zierlichem Geländer versehener Platz zum Sitzen hergerichtet war. Durch das Haus führten zwei breite Gänge, die in der Mitte sich kreuzten und das Innere des Gebäudes in vier gleiche Theile theilten. Eins dieser Viertel enthielt die Zimmer Eloisens und ihrer Tochter, in einem andern wohnte Tom mit seiner Frau und seinem Kind; denn dieselbe hatte ihn mit einer Tochter beschenkt, die Blanche genannt wurde. Zugleich war dort ein Zimmer für Ralph eingerichtet, der dies Haus nur als Absteigequartier benutzte, da er eigentlich auf der Plantage wohnte; im dritten Viertel befanden sich der Speisesaal und die Fremdenstuben und das vierte endlich war in einen sehr großen Saal und ein Kabinet abgetheilt.

Die Wände und Decken der Zimmer waren sämmtlich mit blendend weißem Gyps überzogen und so blank polirt, daß man sich darin spiegeln konnte, die Fußböden waren sauber getäfelt und die geräumigen Kamine

aus weißem Marmor erbaut. Kostbare Möbel und große Wandspiegel zierten die Räume, schwere seidene Vorhänge umgaben die hohen Fenster und zierlich gearbeitete Jalousien schützten diese gegen die einzelnen Sonnenstrahlen, die sich durch das dichte Laub der kolossalen immergrünen Bäume, welche das Haus umstanden, zu stehlen vermochten.

Sein Hauptaugenmerk hatte Ralph auf den Saal verwandt und hier war aller Glanz und Luxus vereinigt. Ein prächtiger Kronleuchter paradirte unter der hohen Decke, silberne Armleuchter prangten an den glatten Wänden, die roth damastenen Vorhänge wurden durch schwere goldene Litzen und Troddeln zurückgehalten, eine kostbare Uhr mit bronzenen Figuren, und zu ihren Seiten reiche Alabastervasen zierten das marmorne Gesimse über dem Kamin, und ein prachtvoller Wiener Flügel nebst der herrlichen Harfe Berenicens stand an der langen Wand, gegenüber dem schön geschwungenen roth seidenen Sopha. Ueber diesem hing ein großes, von Meisterhand geschaffenes Oelbild in breitem wundervoll verziertem goldenem Rahmen, welches Berenice in Lebensgröße zeigte. Wohl hatte es der Künstler verstanden, bei der Darstellung dieses Meisterwerks der Schöpfung mehr den Ausdruck der geistigen Schönheit als den des reizenden Körpers hervorzuheben, und er hatte treulich die seelenvolle Hoheit, die Anmuth und Bescheidenheit in Berenicens Blick gelegt, durch welche derselbe einen so mächtigen Zauber über Jedermann ausübte. Das weiße luftige Gewand, das sie umwogte, verschwamm mit

dem dunkeln Hintergrund wie ein Nebelhauch und gab ihrer Gestalt etwas Feenähnliches, während alles Licht, alle Kraft, alle Bestimmtheit des Bildes in ihren Augen zusammenströmte.

Der so lange von Ralph ersehnte Tag, an welchem Berenice zum erstenmale Abends in dem Salon erscheinen und die Freunde des Hauses dort mit ihrer Gegenwart beglücken sollte, war endlich gekommen; und noch hatte die Dunkelheit der einbrechenden Nacht die Dämmerung nicht ganz verdrängt, als schon der Kronleuchter und die Chandeliers des Saales im Scheine ihrer Lichter zu blitzen begannen, vor der Treppe des Hauses, zu welcher der breite Fahrweg durch den Park führte, zwei ungeheuere Fackeln ihr rothes Licht weithin auf die Umgebung des Hauses warfen und die große hellerleuchtete Laterne über dem Einfahrtsthor am Ende des Parkes den eingeladenen herannahenden Gästen ›Willkommen‹ zuwinkte. Auch der mit Teppichen belegte breite Kreuzgang im Hause war glänzend beleuchtet, mit weichen Divans versehen und der offenen Saalthür gegenüber war der Eingang zu dem Speisesaal geöffnet, wo die köstlichsten Erfrischungen aufgestellt waren.

Die Räume füllten sich schnell mit Gästen, Ralph bewillkommnete dieselben beim Eintritt in den Saal und Eloise mit Berenice harrten ihrer in der Mitte desselben, um sie auf's Freundlichste zu empfangen und zu begrüßen. Berenice war genau so gekleidet, wie sie auf dem Bild erschien und auch die weiße Rose fehlte nicht in ihrem Haar. Es war ihre Lieblingsblume, welche schon

in Florida allgemein den Namen Berenice-Rose getragen und wovon sie mit großer Sorgsamkeit mehrere kräftige Pflanzen mit hierhergebracht hatte. Zwischen der großen Zahl junger Mädchen, die sich unter den, nahe an zweihundert anwesenden Gästen befanden, sah man viele ausgezeichnete Schönheiten, neben Berenice aber verblichen sie, wie die Sterne vor dem rosigen heitern Morgen. Eine Königin in ihrem Reiche, bewegte sie sich in der sehr gemischten Menge, war freundlich und huldreich gegen Jedermann und zog alle Aufmerksamkeit, alle Herzen zu sich hin. Man drängte sich in ihre Nähe, man wollte selbst, wenn auch nur wenige Worte mit ihr reden, um den Zauber ihrer Augen einen Augenblick auf sich zu lenken, um ihr süßes Lächeln zu empfangen und dem lieblichen melodischen Klang ihrer Stimme zu lauschen.

Zum erstenmale seit langer Zeit sah sich Berenice wieder von einer so großen Gesellschaft bewundert, verehrt, ja angebetet, deren Freude und glückspendende Sonne sie war, und ihre glänzende strahlende Erscheinung zeigte deutlich, daß sie das Festliche des Augenblicks fühlte und sich ihm hingab. Dennoch aber fehlte ihr Etwas, was zu ihr gehörte, sie versank wiederholt in Gedanken und man mußte sie zweimal Etwas fragen, ehe sie die richtige Antwort gab.

In solchen Augenblicken war sie im Geist unter jenem Pflaumenbaum auf der Höhe und Farland sprach zu ihr. Ward sie dann zu der Gegenwart zurückgerufen und wieder in den Strom der Unterhaltung gezogen, so fühlte sie

sich beengt und unruhig, sie mußte oft tief Athem holen, sie fand es so heiß im Zimmer und auf ihren Wangen erglühte ein scharf begrenztes blühendes Roth.

Die glänzende Umgebung und die große Auszeichnung, die ihr von allen Seiten gezollt wurde, gab sie immer bald dem Feste wieder, ihre Unruhe aber und Beklommenheit nahm zu, und wiederholt hatte sie schon diese und jene junge Dame gefragt, ob sie es nicht sehr warm finde, man hatte ihr aber versichert, daß dies keineswegs der Fall sei.

Ralph stand, ein triumphirender stiller Beobachter, neben dem Kamin und hielt während der Unterhaltung, die er mit einigen Nachbarn pflog, seinen Blick auf die Menge gerichtet, die sich um Berenice drängte. Jetzt bat man sie dringend, Etwas auf dem Flügel, oder auf der Harfe vorzutragen. Sie suchte es abzulehnen und entschuldigte sich damit, daß der Arzt es ihr untersagt habe, wobei Eloise ihr zu Hülfe kam, ihre Aussage bestätigte und bat, diesmal nicht weiter darauf bestehen zu wollen.

Ralph aber hatte schon lange darauf gewartet, diesen Wunsch laut werden zu hören, denn in Berenicens Spiel und Gesang sah er eine seiner mächtigsten Waffen.

Rasch drängte er sich zu ihr hin, sagte ihr im Vorübergehen, er hoffe, sie werde sich doch so vielen Bitten nicht widersetzen wollen und trug die Harfe zu ihrem Sessel.

»Spiele, aber singe nicht, Berenice,« flüsterte ihr Eloise mit angstvoller Stimme zu, während Jene die Harfe zu sich heranzog und deren Saiten einige volle rauschende Accorde entlockte. Dann spielte sie zum Entzücken der

Gesellschaft mehrere Nationalmelodien mit größter Meisterschaft und empfing dagegen den allerstürmischsten Beifall.

»Nur ein kleines Lied, theuerste Berenice!« sagte Ralph mit lauter Stimme, nachdem sie das Spiel beendigt hatte, und Alles stimmte in die Bitte mit ein.

Eloise eiferte dagegen und Berinice zögerte, doch Ralph bat wieder mit einem Ton, in welchem mehr Befehl, als Bitte lag. Berenice sang und erntete abermals den unbegrenztesten Beifall. Ralph selbst dankte ihr mit artigen schmeichelnden Worten und trug das Instrument wieder an seinen Platz zurück.

Jetzt führten die jungen Männer die Damen nach dem Speisesaal, nicht, um mit ihnen zugleich sich dort zu erquicken, sondern nur, um sie zu bedienen.

Berenice benutzte diesen Augenblick, sich aus dem Gedränge zu entfernen, denn es schien ihr, als müsse sie zwischen den vielen Menschen ersticken.

Sie schlich sich in ihr Zimmer und sank dort auf das Sopha nieder, Eloise jedoch folgte ihr auf dem Fuße nach.

»Du fühlst Dich doch nicht unwohl, Berenice?« fragte sie dieselbe mit augenscheinlicher Besorgniß.

»Nein, beste Mutter, es ist mir aber nicht möglich, länger unter den vielen Leuten zu verweilen, es war mir, als erdrückten sie mich. Ich fühlte mich so beklommen, so heiß – jetzt wird es mir besser,« antwortete Berenice und senkte ihre Lippen auf die Hand ihrer Mutter.

»Du hättest nicht singen sollen, es greift Dich zu sehr an und Derjenige, der Dich dazu zwang, hat wieder eine schwere Verantwortlichkeit auf sich genommen. Du weißt, Doctor Stone in New-Orleans hat es Dir ausdrücklich verboten,« sagte Eloise mit leiser unsicherer Stimme und hielt ihren Blick auf ihre Tochter geheftet, als zähle sie deren Athemzüge.

»Und Farland warnte mich vor großen Gesellschaften, in denen man mir viel Aufmerksamkeit schenke, er sagte, sie übten einen so heftigen magnetischen Einfluß auf mich aus, der mich in eine, mir nachtheilige Aufregung versetze. Ich glaube er hat Recht gehabt,« flüsterte Berenice mit einem tiefen Athemzug, und bat dann Eva, die leise in das Zimmer getreten war, ihr ein Glas Limonade zu bringen.

Die Damen waren aus dem Speisezimmer in den Saal zurückgekehrt und die Herren hatten an den reich besetzten Tafeln deren Stellen eingenommen, um sich nun gleichfalls an den köstlichen Speisen und Getränken zu laben, die ihr freigebiger Wirth ihnen hier zur Verfügung gestellt hatte. Während dieser Zeit herrschte nur eine Unterhaltung, und zwar die über Berenicens Spiel und Gesang. Ihr Lob ging von Mund zu Mund, es wurden ihr Toaste gebracht und laut wünschte man Ralph Glück zu dem beneidenswerthen Besitz einer solchen Tochter.

Das Wort Tochter erklang in Ralphs Ohr fast wie Spott, die freundlichen Gesinnungen aber, die ihm Berenice unter seinen Gästen erworben hatte, erstickten den gährenden Gifttropfen, der wieder in seinem Herzen zu brennen begann.

In dem Saal, wo man sich nach und nach wieder versammelte, wurde Berenice vermißt und Ralph sandte einen der Diener nach ihrem Zimmer und ließ ihr sagen, daß man ihre Gegenwart wünsche. Eloise erschien statt ihrer und bemerkte, daß ihre Tochter starkes Herzklopfen bekommen habe und sich entschuldigen lasse, Ralph aber warf ihr einen finstern Blick zu und sagte laut zu ihr:

»Es war etwas warm hier im Saal, jetzt aber hat es sich abgekühlt; sage Berenice, daß es angenehm hier sei und daß man mit Verlangen auf sie warte.«

Dabei blitzten seine Augen und jenes Lächeln schwebte um seine Lippen, welches Eloisen so oftmals in Schrecken und Furcht versetzt hatte. Sie verließ den Saal und kam bald darauf, von ihrer Tochter begleitet, in denselben zurück.

Berenicens Wangen glühten und auf ihren Augen lag ein unnatürlicher Glanz, denn es fehlte ihnen der Ausdruck der Freude, der glücklichen Begeisterung, die jenes Leuchten in ihnen hervorzurufen pflegte. Wie ein Opfer, das zum Altar geführt wird, nahm sie im Sopha Platz und begegnete wiederholt mit einem Blick des Vorwurfs dem General Norwood, auf dessen Befehl sie wieder erschienen war.

Die Heiterkeit verschwand aus dem Saal, denn Berenicens freundlicher Blick, der sie erzeugte, hatte sich umwölkt und seine Gluth schien eine nahende Gefahr zu verkünden.

Man brach auf, dankte für den wundervollen Abend, empfahl sich Eloisen und Berenicen und versicherte Ralph Freundschaft und Anhänglichkeit.

Die Lichter erloschen, man hatte sich zur Ruhe begeben und einige Stunden lang war die Stille der Nacht durch Nichts gestört, als es plötzlich in Berenicens Gemach hell wurde und Eloise und Eva zu deren Lager eilten. Berenicens altes Leiden hatte sich wieder eingestellt, ein Blutsturz hatte sie befallen. Die Hülferufe der unglücklichen Mutter und der Sclavin weckten alle Schläfer im Hause und auch Ralph erschien vor der Thür der Kranken. Eloise stürzte auf ihn zu und flehte ihn an, Farland zur Hülfe zu rufen. Ralph aber schwur, daß er lieber den Tod, als Diesen in seinem Hause sehen werde und sandte schnell Eilboten nach zwei Aerzten ab, die in C... wohnten.

Die früher angewandten Mittel wurden benutzt und für kurze Zeit schienen sie dem Uebel Einhalt zu thun, dann aber trat dasselbe um so heftiger wieder auf und Berenicens Kräfte sanken immer mehr.

Mit dem anbrechenden Tag erschienen endlich die sehnlichst erwarteten Aerzte. Sie erklärten Berenicens Leben in der größten Gefahr, ließen sie sogar, um die Blutung zu stillen, noch zur Ader, wandten Mittel über Mittel an, alle aber halfen nur für kurze Zeit. So verstrich der

Morgen und der Tag, ja die Sonne senkte sich schon nach den westlichen Gebirgen hinab, als die beiden Aerzte der unglücklichen Mutter erklärten, daß es keine Rettung für Berenice gäbe und daß dieselbe in wenigen Stunden ausgelitten haben werde.

Ralph hatte Zeit gehabt, über die Größe des ihm drohenden Verlustes nachzudenken und sein selbstsüchtiges Interesse gewann mehr und mehr die Oberhand über seine Abneigung gegen Farland; dennoch konnte er sich nicht entschließen, ihn um Hülfe anzusprechen. Da trat Eloise mit den Aerzten zu ihm in sein Zimmer, theilte ihm mit, daß beide Herren ihre Tochter für unrettbar verloren hielten und sagte ihm mit einer Ruhe, die nur Verzweiflung ihr eingab, daß sie Eva zu Farland geschickt habe und dieser ihre Tochter behandeln solle, wenn er sie noch am Leben träfe.

Ralphs Schweigen galt für seine zustimmende Antwort, Eloise war aber entschlossen gewesen, auch gegen seinen Willen, koste es, was es wolle, Farland zu ihrer Tochter zu führen.

Dieser saß eben tief in Gedanken versunken unter der Veranda vor seinem Hause und ließ seinen Blick ziellos über die weite Prairie schweifen, die in dem rothglühenden Lichte der sinkenden Sonne vor ihm ausgebreitet lag. Heute war sein Geburtstag und er hatte sich in seiner Erinnerung zu seinen Freunden nach Deutschland versetzt, mit denen er diesen Tag in nun schon lange vergangenen Jahren oft so froh und freudig begangen hatte. Er

gedachte der unverwüstlich heiteren Laune, des sorglosen, mit Jugendkraft übersprudelnden Geistes, der ihn damals beseelt hatte und warf dann einen Blick auf den Ernst, der jetzt fast stets sein Begleiter war.

Plötzlich wurde seine Aufmerksamkeit von diesen Gedanken durch einen Punkt abgezogen, der sich aus der Ferne der Prairie schnell näherte. Es war Jemand zu Pferd, der in fliegender Carriere seinem Hause zueilte.

Farland sprang auf, holte das Fernglas aus dem Hause und hob es vor sein Auge.

Er schreckte zusammen, blickte nochmals durch das Glas und rannte dann in das Haus nach dessen hinterer Thür, von wo er dem Negerburschen zuschrie, seinen Hengst sofort zu satteln. Er hatte die Isabelle Berenicens und auf ihrem Rücken die treue Eva erkannt. Was geschehen war, lag wie in einem Spiegel vor seinem Geiste, er eilte in das Zimmer, in welchem sich seine Apotheke befand, füllte seine Pistolenholftern mit Phiolen, Schachteln mit Pulver und Kräutern und trat dann wieder hinaus unter die Veranda, denn Eva konnte jetzt nicht mehr fern sein. In diesem Augenblick sprengte dieselbe auf dem schaumbedeckten edeln Roß mit dem Ausruf vor die Einzäunung:

»Herr, eile – Berenice liegt im Sterben!« warf sich von dem Pferd, hing dessen Zügel über das Spalier und stürzte im Augenblick nachher zu Farlands Füßen nieder.

»Rette, – rette meine junge Herrin, rette sie vom Tode, ihr Leben gehörte Dir, Herr!« schrie die Sclavin in ihrer Verzweiflung und umklammerte die Knie Farlands.

»Sie hat einen Blutsturz gehabt?« fragte Dieser mit bebender Stimme, indem er Eva aufrichtete.

»Ja, Herr, wiederholt, und das Leben schien sie verlassen zu wollen, als ich ihr Pferd bestieg. Eile, sonst kommst Du zu spät,« antwortete die Dienerin flehend, als Farlands Roß im Trabe vorgeführt ward. Er warf die Pistolenholftern und die gewirkte mexicanische wollene Decke über dessen Sattel, schwang sich in denselben hinein und sprengte der Prairie zu, während Eva, die auch ihr Pferd bestiegen hatte, ihm in fliegendem Laufe folgte.

Seit der Zeit, wo ihn der Hengst oftmals vor feindlichen Indianerschaaren rettend davon getragen, hatte derselbe so weit nicht auszugreifen brauchen, er fühlte die scharfen Sporen seines Herrn fest in seine Flanken gedrückt und es schien, als wüßte er, daß es sich bei diesem Lauf um ein Leben handele. Kaum berührte das edele alte Thier den Boden, seine Nüstern glühten und Schweif und Mähne wehten, wie im Sturmwind. Meile auf Meile blieb zurück, die Bauminseln der Prairie schienen an Farland vorüberzusliegen, und in kaum einer Viertelstunde hatte derselbe die vier Meilen bis zu der neuen rohen Straße zurückgelegt, die zu Ralphs Niederlassung führte. Sie hielt aber den Hengst nicht in seinem Sturmlauf auf, kein Baumstumpf, kein Stein, kein Graben war ein Hinderniß für des Thieres sichere Hufe und nach wenigen Minuten sah sein Reiter das große prächtige Gebäude Norwood's zwischen den immergrünen Bäumen des Parks hervorglänzen.

Das Einfahrtsthor war weit geöffnet, die Hufschläge des flüchtigen Hengstes schallten zu dem Hause hinan und Eloise erschien auf der hohen Treppe und ließ, die Hände ringend, ihr Tuch Farland entgegenwehen.

»Einen Neger für mein Pferd!« rief er Eloisen zu, indem er, von demselben abspringend, die Pistolenholftern über seinen Arm warf und die zusammengefaltete Decke über das schweißtriefende Thier ausbreitete. Ein schwarzer Diener sprang herzu, Farland übergab ihm den Hengst, befahl ihm, denselben eine Stunde lang um das Haus herum zu führen, und sprang nun die Treppe hinaus zu Eloisen, die schluchzend, aber ohne Worte, mit beiden Händen seine Rechte ergriff und ihn in den Corridor führte.

In der Mitte des Kreuzganges stand Ralph mit den beiden Aerzten und Ersterer trat mit den Worten auf Farland zu:

»In der Noth lernt man Ehrenmänner kennen, Herr Farland, Sie haben mir an Ihnen begangenes großes Unrecht vergeben.« Hiermit reichte er ihm die Hand, die Dieser in der seinigen empfing, ohne darauf eine Antwort zu ertheilen. Auch gegen die beiden Aerzte verneigte er sich nur in dem Augenblick, als er mit Eloisen an ihnen vorüber nach dem Krankenzimmer schritt, da dieselben indessen ihm auf dem Fuße folgten, so blieb er vor der Thür stehen und sagte zu ihnen, indem er Eloisen mit einem Blick zur Zeugin aufforderte:

»Meine Herren, wie ich höre, haben Sie die Erklärung abgegeben, daß die Kranke nicht gerettet werden kann,

weshalb ich glaube, daß Ihre Dienste bei derselben ihr Ende erreicht haben. Erlauben Sie mir, daß ich ungestört und allein bei ihr sein darf, um meine Ansicht über ihren Zustand festzustellen.«

Mit diesen Worten verbeugte er sich nochmals nach den Aerzten hin, trat mit Eloisen in das Zimmer und schloß die Thür.

Die Sonne warf ihren letzten Blick auf die großen Fenster des Gemaches, und in dem Augenblick, in welchem Farland sich nach dem Lager der Kranken wandte, fiel ein goldener Lichtstrahl über ihr Lager und beleuchtete die Züge Berenicens.

Wie ein entschlafener Engel ruhte sie, die Hände auf ihrer Brust gefaltet, die langbewimperten gewölbten Augenlider geschlossen, die bleichen Lippen wenig geöffnet und die reiche Lockenfülle ihres Haares zu beiden Seiten auf dem blendend weißen Kissen ausgebreitet.

Farland hielt, von dem schönen traurigen Bild gefesselt, seinen Schritt einen Augenblick an, und die Frage warf sich ihm unwillkürlich auf, ob er ein Recht dazu habe, dissen Engel aus seiner himmlischen Heimath wieder in dies Leben voll Mängel zurückzurufen.

Dann fiel ihm sein Geburtstag ein, es überkam ihn ein Gefühl, als sei ihm heute eine Bitte mehr an sein Geschick vergönnt, als gewöhnlich. Berenice zog ihn zu sich hin, er mußte, er fühlte es, er könne ihr helfen; rasch schritt er auf dem weichen Teppich zu ihrem Lager und legte seine Finger an ihren Arm. Er fand keinen Puls, ihre Hand war kalt und ihr Busen ohne Regung.

Schnell trat er an das Fenster, legte die mitgebrachten Medicamente aus dem Holfter auf den Tisch und kehrte mit einer Phiole in der Hand zu Berenicen zurück. Er flößte ihr einige Tropfen von deren Inhalt in den Mund und blieb dann, mit ihrer Hand in der seinigen, seine Augen auf ihr Antlitz geheftet, unbeweglich neben ihr stehen. Die ganze Kraft seines Willens, seine ganze Seele lag in seinem Blick, es war ihm, als müsse sein eigenes Leben die engelsschöne Hülle wieder beleben, als müsse er ihren Geist gewaltsam der Ewigkeit entreißen. Er zählte die Secunden, die Minuten und eine Viertelstunde war verstrichen, Berenice blieb regungslos. Dennoch verließ ihn das Gefühl nicht, daß sie aus ihrem Todesschlummer erwachen müsse.

Jetzt bemerkte er eine leise Bewegung unter seinem Finger, es war ihr Puls, noch einmal und wieder zuckte derselbe deutlich, schnell flößte Farland ihr abermals einige Tropfen aus der Phiole ein, wusch mit dem Inhalt eines andern Glases ihre Schläfe und ihre Stirn, der Puls wurde stärker, dessen Schläge wurden häufiger und Berenice begann wieder zu athmen. Mit einem innig dankbaren Blick nach Oben begrüßte er das wiederkehrende Leben des ihm theuern Mädchens und traf nun Anordnungen, deren Ausführung er Eloisen und Eva überließ, welche Letztere sich bald nach ihm im Zimmer eingefunden hatte. Dann ergriff er seinen Hut und verließ das Gemach, um nach seinem Pferde zu sehen. Dasselbe wieherte ihm von Weitem entgegen, und er verdoppelte seine

Schritte, um dem treuen Thier durch Liebkosungen seinen Dank für den werthvollen Dienst zu bezeugen, den es ihm heute geleistet hatte. Er nahm ihm selbst Sattel und Zeug ab, welches er unter die Veranda legte, breitete seine eigene Decke wieder über des Pferdes Rücken und ging ihm nun nach dem Stalle voran, wo er ihm Maisblätter vorlegte und dann dem Neger die Weisung gab, daß er sein Roß selbst mit Allem zu versorgen wünsche.

Bei seiner Rückkehr in das Krankenzimmer fand er Berenicens Lebensthätigkeit im Zunehmen, ihr Puls hatte sich gehoben und ihr Athmen wurde freier; erwacht war sie aber noch nicht wieder, der Schlaf schien sie umarmt zu halten, um sie neue Kräfte sammeln zu lassen.

In ihrem an dies Gemach anstoßenden Wohnzimmer hatte Eva für Farland ein Abendessen aufgetragen und bat ihn, sich mit ihr dorthin zu begeben, während Eloise bei der Kranken verweilen wollte. Farland folgte der Aufforderung, um Berenice nun einer ganz ungestörten Ruhe zu überlassen.

Ein heiliger Schauer umwehte ihn bei dem Eintritt in das, durch zwei, auf einem silbernen Armleuchter brennende Kerzen erleuchtete Zimmer, es war ihm, als sei Berenicens Geist mit ihm hier eingekehrt, als umschwebe derselbe ihn und heiße ihn willkommen; denn wohin er auch blickte, erkannte er den Schönheitssinn des geistreichen edeln Mädchens. Alles war wohlüberlegt und geschmackvoll geordnet, und jedes Einzelne stand mit dem Ganzen in einer wohlthuenden Harmonie.

An den Wänden prangten mehrere vortreffliche Oelgemälde, auf der Console unter dem Spiegel standen einige reizende kleine Marmorstatuen, und dem prächtigen, reich gefüllten Bücherschrank gegenüber waren meisterhafte Zeichnungen und Aquarelle über dem Sopha aufgehangen. Farland sah in diesen augenblicklich die schaffende Hand Berenicens und trat ihnen näher, um sie genauer zu betrachten, als er in deren Mitte, in einem kleinen goldenen Rahmen unter Glas, ein getrocknetes Vergißmeinnicht gewahrte und in ihm dasselbe erkannte, welches er Berenicen durch den Hausirer zugesandt hatte. Der Anblick der Blume ergriff ihn tief, die zarte Aufmerksamkeit, womit das holde Mädchen diesen unbedeutenden Beweis seiner Zuneigung bewahrt hatte, berührte das Innerste seiner Seele und schloß die Banden noch fester um ihn, die ihn schon so unwiderstehlich an Berenicen fesselten. Der Tod aber drohte, dieselben zu zerreißen.

Ein entsetzliches Angstgefühl übermannte ihn für einen Augenblick, er eilte zu der Schlummernden zurück, erfaßte ihre kraftlose Hand, und senkte, die Gegenwart Eloisens vergessend, seine Lippen auf sie nieder. Der vollere Puls, der jetzt in regelmäßigen Schlägen seine Finger berührte, gab ihm die Hoffnung und das Vertrauen auf sich selbst zurück, Berenice mußte leben, ein ahnungsvolles Gefühl sagte ihm, daß er ihr von seiner eigenen Lebenskraft abgeben konnte. Er hielt ihre Hand fest in seiner Linken, hatte seine Rechte auf ihre Stirn gelegt und heftete seinen Blick eine Zeit lang unbeweglich auf

ihre Augen, als könne er seine Seele durch dieselben mit der ihrigen vereinigen.

Da hob Berenice die schweren Augenlider und, wie aus einem Traum erwachend, war ihr matter Blick auf Farland gerichtet, als besinne sie sich, wer er sei. Von Secunde zu Secunde aber belebten sich ihre dunkeln Augen mehr, ein Ausdruck seelenvoller Innigkeit zeigte sich in ihnen und ein wehmüthiges Lächeln umspielte die Lippen der Wiedererwachten.

Sie hatte Farland erkannt und mit einem tiefen Athemzug und leisem Druck ihrer Hand dankte sie ihm für seine Hülfe.

»Reden Sie nicht, Theuerste, geben Sie sich möglichster Ruhe hin, die Gefahr ist vorüber und recht bald werden Sie sich erholen,« sagte Farland mit seligem Entzücken und trat von dem Lager zurück, um der glücklichen Mutter Raum zu geben, die Berenicens Hand jetzt mit Küssen und Freudenthränen bedeckte.

Farland reichte nun der Kranken Arznei, wies Eloisen an, ihr kühlende Umschläge zu machen und sagte zu Berenice:

»Ein sanfter Schlummer möge Sie nun erquicken, ich werde für Sie wachen.«

Dann kehrte er in Berenicens Wohnzimmer zurück.

Mit dem Ablauf jeder Stunde trat er zu dem Lager der Kranken, um sich von ihrem Zustand zu überzeugen und ihr selbst die Arznei zu geben; Eva hatte während der ganzen Nacht nicht einmal nöthig, ihn zu erinnern, daß die Stunde verstrichen sei. Die Zwischenzeit brachte er

auf Berenicens Sopha zu, nicht wachend und auch nicht schlafend, aber träumend, träumend von dem himmlisch süßen Wesen, in dessen Heiligthum er sich befand, und mit dem er sein eigenes Leben zu theilen vom Grund seiner Seele bereit war.

Der milde Schein einer Ampel hatte den der Kerzen ersetzt und das matte Licht, welches durch das Gemach zitterte, war den Phantasiebildern Farlands günstig, bald sah er Berenice, an ihrem Nähtischchen sitzend, vor sich, bald erblickte er sie, mit Pinsel und Palette in der Hand über einer Zeichnung niedergebeugt, und dann erschien sie neben ihm im Sopha und hielt ihren Zauberblick auf ihn geheftet. Immer sah er sie in dem prächtig dunkelrothen chinesischen seidenen Shawl, der damals um ihre Schultern hing, als er ihr zum erstenmal begegnet war.

Das neidische Licht des nahenden Morgens raubte ihm diese süßen Träumereien seiner regen Einbildungskraft, doch um so schöner zeigte es ihm die Göttin, die sie hervorgezaubert hatte. Berenice schlummerte sanft, ihr Puls war voll, doch blieb er ruhig und mit jubelndem Herzen begrüßte Farland den neuen Tag.

Er eilte hinaus in die frische Morgenluft, das Glück, welches ihn beseelte, war zu groß, zu unbegrenzt für den engen Raum eines Zimmers, er mußte es der erwachenden Natur mittheilen, er mußte dem Walde, dem er so manches Leid geklagt hatte, seine Freude, seine Seligkeit verkünden. Mit überströmendem Herzen wandelte er durch die zum Himmel aufstrebenden immergrünen Bäume und sah mit dankbarem, Hoffnung strahlendem

Blick in das Morgenroth hinein. Die Vögel sangen lauter und fröhlicher, die Perlen des Thaues blitzten heller als sonst, und die ganze Schöpfung schien ihm Theil an seinem Glück zu nehmen.

Den Tag verbrachte Berenice gleichfalls größtentheils schlafend und sie schien nur zu erwachen, um Farland in einem Blick die Gefühle lesen zu lassen, die in ihrer Brust für ihn lebten und das Glück ihrer Mutter noch durch ein wonniges Lächeln zu erhöhen. Auch die treue Eva ging dabei nicht leer aus, Berenice winkte derselben mit den Augen, ihr die Hand zu geben, welche die Sclavin dann immer noch an ihre Lippen gedrückt hielt, wenn ihre junge Herrin schon lange wieder in Schlaf gesunken war.

Die nächste Nacht verbrachte Farland abermals auf Berenicens Sopha und an dem darauf folgenden Tag fand er sie so sehr gekräftigt und ihren Zustand so beruhigend, daß er sie um die Erlaubniß bat, sich auf einige Stunden nach seinem Wohnsitz zu begeben, um zu sehen, ob seine Gegenwart dort nöthig sei.

Mit einem bittenden süßen Lächeln und einem Händedruck beantwortete sie seine Anfrage, und ehe er es verhindern konnte, küßte ihm Eloise unter Freudenthränen die Hand.

Er ließ die genauesten Bestimmungen für Berenicens Behandlung zurück, untersagte ihr ausdrücklich, zu reden, versprach, noch vor Sonnenuntergang zurückzukehren, und eilte dann nach seiner Wohnung, wo ihn vielerlei Geschäfte erwarteten.

Tagtäglich mußte ihn sein Pferd nun Morgens nach seiner eigenen Behausung und Abends zurück zu Norwoods Wohnsitz tragen, bis nach einigen Wochen Berenice sich so sehr erholt hatte, daß er sie Nachts der Pflege ihrer Mutter überlassen konnte, indem sich auch zu dieser Zeit kein fieberhafter Zustand mehr einstellte.

Demohngeachtet besuchte sie Farland täglich, in der Regel des Morgens, oft aber auch Abends, wie es gerade seine Zeit am besten gestattete und sein Glück steigerte sich von Tag zu Tag mit der rasch fortschreitenden Genesung des theuern Mädchens.

Capitel 44.

Die Plantage. – Der herzlose Bruder. – Die Ahnung. – Die Reconvalescentin. – Die Liebe. – Hohes Glück. – Der Segen. – Der Pflaumenbaum. – Die Somnambüle. – Die Bitte. – Eigennutz. – Die Genesene. – Der Brillant. – Das Fest. – Die Ueberreichung.

Ralph war Farland während der ganzen Zeit nur einmal begegnet, wie es schien, absichtlich, um ihm für die Rettung Berenicens zu danken. Er hielt sich jetzt größtentheils an der andern Seite des Stromes auf, wo er die Baumwollenplantage anlegte und wohin sein Sohn Tom nebst Frau und Kind übergesiedelt war, um die Arbeiten der Sclaven zu überwachen.

Der Riesenwald fiel dort von den Aexten der vielen Neger, ungeheuere Felder erstanden, und die Negerhütten waren in einem Halbzirkel aufgeschlagen, vor dessen Oeffnung Ralph die Blockhäuser, die ihm zur Wohnung dienen sollten, erbaut hatte.

Eine hohe Einzäunung umgab sämmtliche Gebäude, innerhalb welcher des Nachts böse Wachthunde von ihren Ketten gelöst wurden.

Tom kam beinahe gar nicht mehr herüber zu seiner Mutter und Schwester; das große Kapital, welches in den Negern lag und welches durch deren Arbeit verzinst werden mußte, hielt ihn in deren Nähe; er erblickte darin sein alleiniges Eigenthum, denn daß Berenice einst Miterbin werden würde, machte ihm keine Sorge mehr, er

sah sie als dem Tode verfallen an. Ralph jedoch kam beinahe jeden Morgen herüber geritten, begab sich dann auch häufig in die Stadt und kehrte regelmäßig Abends wieder nach der Plantage zurück. Dennoch sah ihn Farland selten bei seinen Besuchen und dann nur auf Augenblicke, das Zusammentreffen mit ihm war Ralph augenscheinlich peinigend und er suchte sich stets in einer höflichen Weise bald von ihm zu entfernen. Berenice hatte immer noch das Bett nicht verlassen dürfen, so sehr sie auch danach verlangte, doch hatte Farland ihr das Versprechen gegeben, daß es bald geschehen solle.

»Berenice hat mir wieder, wie schon früher mehrere Male, lange Zeit, ehe Sie unsern neuen Weg erreicht haben konnten, gesagt, daß Sie nun bald hier sein würden. Sie weiß es allemal vorher,« sagte Eloise eines Morgens, als Farland in das Zimmer trat, und zeigte lächelnd auf ihre Tochter, die Jenem ihre schöne Hand zum Gruß entgegenhielt.

»Sie wissen recht wohl, theuere Berenice, daß der Gedanke an Sie mir Morgens nicht lange Ruhe zu Hause läßt und daß nur eine nicht zu vermeidende Abhaltung mein Erscheinen bei Ihnen über diese Stunde hinaus verschieben kann,« sagte Farland in Antwort auf Eloisens Bemerkung, indem er zu Berenicen trat und ihre Hand in die seinige nahm.

»Nein, auch wenn Sie zu einer andern ungewöhnlichen Zeit kamen, hat es Berenice lange vorher gewußt; sie sagt, sie sähe Sie kommen und sie fühle es deutlich,«

bemerkte Eloise und strich mit glücklichem Lächeln das schöne Haar von ihrer Tochter Stirn zurück.

Farland schien der Bemerkung keine Aufmerksamkeit schenken zu wollen, dennoch hatte er sie ernst aufgefaßt und sah Berenice einen Augenblick forschend an. Dieser aber war sein sinnender Blick nicht entgangen, sie schaute mit einem Ausdruck unnennbarer Innigkeit zu ihm auf und sagte:

»Kann es denn wohl anders sein, ist mein Leben nicht ein Theil des Ihrigen?« Farland brach das Gespräch ab, obgleich er an der Wahrheit nicht zweifelte, daß Berenicens vorherrschender innerer Sinn sein Annäheren erkannt hatte. Es war ihm auch oft aufgefallen, daß sie, in Zeiten, wo sie sich sehr krank, sehr leidend fühlte, sobald er ihre Hand erfaßte, ja, schon wenn er zu ihr in das Zimmer trat und ihrem Blick begegnete, einen heiteren Ausdruck annahm und erklärte, daß jetzt alles Unwohlfühlen von ihr gewichen sei.

Farland mußte ihr heute zugestehen, daß sie am folgenden Tage ihr Lager verlassen und sich in ihr Wohnzimmer begeben dürfe. Er stellte aber die Bedingung, daß sie selbst bei dem Umzuge in keiner Weise, weder geistig noch körperlich thätig sein wolle, und daß außer ihrer Mutter und Eva Niemand, wer es auch sei, zu ihr eingelassen werde.

Am nächsten Tage wurde Farland durch mehrere Nachbarn, die sich seinen Rath erbaten, in seiner Wohnung lange aufgehalten, so daß die Sonne schon niedrig stand, als er Norwood's Haus erreichte. Er schritt wie

gewöhnlich, nicht von der Hauptallee, sondern von dem schmalen Weg her, der durch den Park nach dem Seiteneingang des Gebäudes führte, in den Corridor und ging nach der Thür von Berenicens Schlafzimmer, als Eloise mit freudestrahlendem Antlitz aus demselben hervortrat, seine Hand ergriff und zu ihm sagte:

»Dem allmächtigen Gott und, nächst ihm, Ihnen sei es gedankt! Berenice hat das Krankenbett verlassen; sie ruht in ihrem Wohnzimmer auf dem Sopha. Ich glaube, daß sie wieder von Ihrem Kommen unterrichtet war, denn vor etwa zehn Minuten blickte sie auf die Uhr und ich konnte es auf ihren Zügen lesen, daß sie an Sie dachte. Gesehen und gehört kann dieselbe Sie nicht haben, da die Fenster ihres Zimmers nach der, Ihrem Weg entgegengesetzten Seite zeigen. Gehen Sie leise hinein und überzeugen Sie sich, ob sie gewußt, daß Sie kämen.« Hiermit deutete Eloise auf die Thür und ging dann nach dem andern Ende des Corridors.

Farland war in das Schlafzimmer eingetreten und warf einen beseligten Blick auf das leere Lager Berenicens.

Wie manche heiße inbrünstige Bitte hatte er an dessen Seite für das Leben der Theuern zum Himmel gesandt, wie manche Stunde der Nacht hatte er dort mit angsterfüllter Brust und schwerem Herzen gestanden und welch unbegrenztes Glück war ihm hier zu Theil geworden, als die Krankheit wich und Berenice sich erholte.

Lautlosen Trittes erreichte Farland auf dem weichen Teppich die Thür von deren Wohnzimmer, er hatte den Griff derselben erfaßt und zögerte einen Augenblick, sie

zu öffnen. Hatte es Berenice gewußt, daß er sich ihr nähere, oder nicht? das war die Frage, die ihn noch zurückhielt.

Leise drehte er den glänzenden Metallgriff, öffnete die Thür und, wie ein Engel aus den ewigen Gefilden der Vollkommenheit, stand Berenice vor ihm und hielt ihm mit einem himmlischen Lächeln ihre geöffneten Arme entgegen.

Unbewußt und in seliger Wonne dieser Welt entrückt, sanken sie sich in die Arme, ihre Herzen schlugen zusammen, ihre Freudenthränen mischten sich und ihre Seelen waren in *eine* vereinigt.

Lange Zeit hielt Farland, von der unverhofften Seligkeit überwältigt, regunglos das theuere Mädchen fest umschlossen an seiner Brust, ehe ein ausgesprochenes Wort sie Beide dieser Welt wiedergab. Berenice, ihrer unbegrenzten Liebe hingegeben, fühlte, sie habe ihren höchsten irdischen Wunsch erreicht und Farland konnte das himmlische Wesen, welches er umschlungen hielt, nicht von sich lassen.

»Meine ewig, einzig geliebte Berenice, wie endlos glücklich machst Du mich!« brach Farland zuerst das beseligende Schweigen und begegnete wonnetrunken dem in Liebe ersterbenden Blick des angebeteten Mädchens.

»Mein Leben, Farland, ist Dein Eigenthum, ich athme, ich fühle, ich denke nur durch Dich, unsere Seelen sind Eins und der irdische Raum, der sich zwischen unsere Körper drängen mag, kann sie nicht von einander trennen. Ich bin bei Dir gewesen, wo Du auch weiltest, und

habe Dich auch eben auf Deinem Wege hierher begleitet. Dir gehöre ich an, mit Leib und Seele.«

Mit diesen Worten sank Berenice abermals an Farlands Brust und in langem innigem Kusse vergaßen Beide, daß solch ein Gipfel des Glücks in dieser Welt nicht dauernd sein dürfe.

»O, Du mein Alles!« sagte Farland im Uebermaße seiner Gefühle, »wird meine Liebe, mein Wille, mein Leben hinreichen, Dich glücklich zu machen?«

»Bin ich es nicht schon vollkommen – ist jemals ein Erdenkind glücklicher gewesen?« antwortete Berenice und schmiegte sich fester an Farland, der sie in seinem Arm langsam nach dem Sopha geleitete und sich mit ihr in demselben niederließ.

Hier gaben sie den Gefühlen ihrer, in inniger Liebe erglühten Herzen Ausdruck, sie gedachten nicht allein der Gegenwart, sie beredeten auch ihre Zukunft und tauschten die Versicherungen ewiger unwandelbarer Liebe und Treue aus.

Berenice übernahm es, ihr beiderseitiges Glück ihrer Mutter mitzutheilen, doch Ralphs Name ward nicht genannt.

Die Sonne warf ihren letzten Blick, wie zum Glückwunsch für die beiden Liebenden durch die klaren Fensterscheiben und ihr Strahl fiel auf das Vergißmeinnicht an der Wand über dem Sopha.

»Bei diesem Blümchen hatten wir uns schon Liebe geschworen,« sagte Berenice zu Farland, als dieser zugleich mit ihr dem Sonnenstrahl folgte und den Blick auf das

Vergißmeinnicht heftete, und fügte dann noch mit wehmüthiger Betonung hinzu:

»Das arme Blümchen, es hat für seinen Liebesdienst sterben müssen; für immer soll es aber ein stummer Zeuge unseres Bundes bleiben.«

Jetzt stieg die Sonne in ihr Gluthenbett hinab, der wolkenlose, in Feuerlicht schwimmende weltliche Himmel färbte sich tiefer und röther, bis nur noch ein blutrother Streif über dem dunkeln Purpur der fernen Gebirge den Fleck bezeichnete, wo das Gestirn versunken war.

In dem Gemach der beiden Glücklichen war es düster geworden, doch ihre Worte bedurften der Wärme der Sonne nicht und ihre Blicke konnten deren Glanz entbehren.

Die Nacht brach ein, als der überglückliche Farland sich von der heiß geliebten, der angebeteten süßen Berenice losriß und zum Abschied noch in der Thür des Zimmers ihre schönen Lippen mit den seinigen berührte.

»Komm Morgen gegen Abend, Geliebter, dann triffst Du mich mit der Mutter allein,« sagte sie beim Scheiden. Farland trat, wie in einem Traume aus dem Corridor in die Dunkelheit hinaus und bestieg sein Pferd.

Das Glück, das ihm an diesen Abend zu Theil geworden war, machte ihn trunken, es war zu groß, zu unübersehbar, als daß seine Gedanken es hätten fassen können, er glaubte, Berenice im Arm zu halten, so lebhaft hielt seine glühende Phantasie ihr Engelsbild fest, er meinte, er drückte sie an sein Herz, er sah in ihre wunderbar

schönen Augen, er hörte ihre süße Stimme und gewahrte nicht, daß er einsam und langsam durch die weite nachtbedeckte Prairie zog.

Der laute Willkommen Guards weckte ihn aus seinem seligen Traume, das Roß ward ihm abgenommen, der alte Hund sprang jubelnd an ihm in die Höhe und die Quadrone leuchtete ihm in das Zimmer. Farland hatte keine Worte. Er dankte für das Abendbrod, welches die Sclavin ihm bot, verabschiedete diese aus seinem Gemach und verschloß die Thür. Er mußte allein sein, um sich sammeln, um das Geschehene in seinen Gedanken aufnehmen und ordnen zu können.

Bald schritt er mit verschränkten Armen in dem großen Zimmer auf und ab, bald blieb er gedankenvoll stehen und schaute vor sich nieder, bald setzte er sich in den Armstuhl vor das lustig flackernde Kaminfeuer, seinem Glück aber konnte er keine Grenzen abgewinnen, um dessen Tragweite zu erkennen. Nur ein bestimmter Gedanke drängte sich stärker und gewaltsamer in seine wonnetrunkene Seele und um denselben her wurde es ernster. Es war der Gedanke an den Gesundheitszustand der Geliebten, und an die Frage, ob sie sich jemals so vollkommen wieder erholen würde, daß er sie zu seiner Gattin machen dürfe?

Herbe Schicksale und Leiden hatten die beglückende Schwäche, Luftschlösser zu bauen, sich leichten Sinnes rasch eitelen Hoffnungen hinzugeben und sich in ihnen glücklich zu fühlen, lange schon aus Farlands Charakter entfernt und die Lebensfrage, die er jetzt an sich that,

konnte er nicht mit Bestimmtheit beantworten. Sie verdrängte sein Glück nicht, sie mischte aber eine Thräne hinein, und von dem Gipfel seiner Seligkeit blickte er in einen bodenlosen Abgrund der Verzweiflung.

Ueber ihn selbst hatte von seiner frühesten Kindheit an eine unsichtbare schützende Hand gewacht und ihn so oft vom nahen Untergang hinweggerissen, das aber, was er oftmals für das einzige Glück seines Lebens erkannt hatte, war nicht durch sie beschützt worden und mit Zagen blickte er auf die bleiche schöne Berenice, die lebendig, wie in Wirklichkeit, vor seiner Phantasie stand.

Sein Wille, sein unbeugsamer eiserner Wille aber, mit dem er so oft gewaltsam in das wirbelnde Rad seines Geschicks eingegriffen und es in seinem Laufe von einem Abgrund zurückgehalten hatte, gab ihm Hoffnung und mit seiner eigenen Lebenskraft glaubte er, Berenicen an diese Welt fesseln zu können. Sein ganzes Wissen, seine ganze vielseitige langjährige Erfahrung sammelte er vor seinem Geiste, erwog die Mittel, die Behandlung, mit denen er der Krankheit der Geliebten begegnen müsse, und mit dieser Waffe in der Hand und mit seinem Willen, ja, mit seinem eigenen Leben wollte er jenem Feinde trotzen.

Der Tag graute, ehe er auf sein Lager sank, und das Bild Berenicens mit hinüber in seine Träume nahm. Wie ein Frühlingshauch wirbelnd mit dem Blüthenregen spielt, so umgaukelten ihn die Bilder seiner wonnigen Zukunft im süßen Schlummer, und beglückt, das Herz mit Hoffnung erfüllt, begrüßte er den neuen Tag.

Niemals in seinem Leben war Farland ein Sonnenschein so endlos vorgekommen als heute. Er unternahm Tausenderlei, um die Zeit hinzubringen, gern hätte er seine alten Freunde, seine Waffen genommen und den Hengst bestiegen, um mit Guard in wilder Jagd durch die Prairie zu stürmen, die blutige Unterhaltung paßte aber nicht für seine Stimmung, er hätte heute nicht nach dem Herzen eines Thieres zielen können und wäre es auch ein Raubthier gewesen; denn auch das Raubthier konnte lieben.

Endlich verlängerten sich die Schatten, der Tag neigte sich und Farland eilte *seiner* aufgehenden Sonne entgegen.

Eva empfing ihn in dem Corridor mit freudigem Antlitz und Thränen in den Augen, sie ergriff mit zitternden Händen schweigend seine Rechte und preßte ihre vollen Lippen darauf. Dann öffnete sie die Thür von Berenicens Wohnzimmer und Farland trat wonnedurchbebt in dasselbe ein.

Eloise hielt ihre Tochter mit ihrem Arm umschlungen, sie führte dieselbe Farland entgegen, indem sie ihm ihre Rechte darbot und die Gewalt des Augenblicks raubte allen Dreien die Worte.

Farland empfing Berenice aus der treuen Mutterhand an seinem Herzen und Eloise segnete ihren Bund. Dann schloß Farland auch die Mutter der Geliebten in seine Arme, gelobte Treue und ewige Liebe für Berenice und versprach, Beiden eine feste Stütze durchs Leben zu sein.

Abermals blickte die untergehende Sonne in das Gemach und gab heute dreien Beseligten ihren freundlichen Abschiedsgruß, denn Eloisens Glück stand nicht hinter dem der beiden Liebenden zurück; nur in Berenice lebte sie, was diese betraf, wiederfuhr auch ihr. Sie hatte dies köstlichste Kleinod bisher mit Bangen und Zagen überwacht, jetzt sicherte ihr eine mächtige Stütze diesen Schatz.

Kaum hatte sich die Nacht über die Erde gelegt, als Farland die Theuere seines Herzens verließ, um ihr keinen Augenblick der ihr noch so nöthigen Ruhe zu rauben; heute aber eilte er mehr seines Glückes bewußt und mit festerer Hoffnung für seine Zukunft der Heimath zu, denn Berenice war ihm noch nicht wieder so wohl und so natürlich blühend erschienen, als an diesem Abend. Von jetzt an besuchte Farland Berenice zweimal täglich, sein Morgenbesuch galt mehr der Patientin, der während des Abends mehr der Geliebten.

Dieselbe erholte sich gegen alles Erwarten schnell, ihre Kräfte nahmen rasch zu, ihre frühere reizende Fülle stellte sich wieder ein, und die natürliche leichte Röthe ihrer zarten Wangen verkündete ihre zurückkehrende Gesundheit.

Nur blieb immer noch ein Mißverhältniß zwischen ihrem innern Seelenleben und ihren Sinnen zu der Außenwelt. Zu Zeiten konnte sie in Unterredung mit Farland sich in höchster Begeisterung einem wilden Gedankenfluge hingeben und plötzlich, wie ermüdet, verstummen

und mit geschlossenen Augen an seine Brust sinken, ohne, wenn sie nach wenigen Minuten das Gespräch wieder aufgriff, sich ermattet, oder abgespannt zu fühlen.

Farland hielt sein ganzes Augenmerk darauf gerichtet, diese unnatürlich erhöhte Thätigkeit ihres geistigen Lebens zu beschränken und Berenice mehr an das materielle zu fesseln. Er veranlaßte sie, die Pflege der Blumen, die durch den ganzen Park verbreitet waren, von ihrer Mutter zu übernehmen, brachte selbst stundenlang des Morgens mit ihr dort zu und half ihr, neue Anlagen schaffen. Die seltene Triebkraft der Erde dieses Landes, welche Rosenbüsche oft in einem Jahre Schüsse von zwölf Fuß Länge machen läßt, unterstützte Farlands Vorhaben, in Berenice Liebhaberei für die Gartenpflege anzufachen und das herrliche Gedeihen ihrer Pflanzungen zog sie täglich mehr zu diesen hin.

Berenice konnte nun auch wieder ihre edele Isabelle besteigen und Farland war ihr steter Begleiter bei ihren Ritten. Er führte sie auf ihm bekannten alten Indianerpfaden durch die Berge und Wälder, manche schöne Blume wurde von dort mit der Pflanze, an der sie erblüht war, nach Berenicens Anlagen in den Park getragen und ihr dort eine neue Heimath angewiesen.

An einem prächtigen Sommerabend, nachdem Farland mit der Heißgeliebten mehrere Stunden lang in den tiefen Schatten der Urwälder umhergeritten war, erreichten sie bei Sonnenuntergang die Höhe, auf welcher der wilde Pflaumenbaum stand.

Es war ein reizender wundervoller Abend, die Luft zog frisch und kühlend über die Höhe und der Himmel im Westen war in ein Gluthmeer verwandelt.

Berenice wünschte auf der Bank unter dem Pflaumenbaum zu ruhen, Farland hob sie von ihrem Pferde, führte sie zu dem Sitz, und ließ sich mit ihr auf der Bank nieder. Von seinem Arm umschlungen, hielt Berenice ihren schwärmerischen Blick auf ihn geheftet und gab sich seinen Liebkosungen, seinen Küssen hin.

»Höre, mein Geliebter,« sagte sie mit seelenvollem Ton, »sollte ich Dich einst allein in dieser Welt, die mir durch Dich zum Himmel geworden ist, zurücklassen, und Du willst meinem Geiste nahe sein, dann komm unter diesen Baum, hier wirst Du mich finden; ich fühle es, daß dieser Ort, an dem wir uns zuerst begegneten, für unsere Seelen ewig von Bedeutung und stets ein Punkt für ihre Vereinigung bleiben wird.«

Sie hatte diese Worte in so vollem Ernste gesagt und ihr Blick zeugte so deutlich, sie habe ihre innerste Ueberzeugung ausgesprochen, daß Farland sie einige Augenblicke überrascht und verwundert anschaute, dann aber sagte er schnell:

»Unsere Seelen, theuerste Berenice, werden sich immer und allenthalben nahe sein, freilich werden unsere Gedanken häufig und gern zu diesem Orte eilen, da hier unser Glück zuerst aufsproßte. Auch mir ist er darum so lieb und werth.«

»Nein, nein, Farland, dieser Baum ist von größerer Bedeutung für mich,« fiel Berenice noch ernster ein, doch

Farland gab dem Gespräch schnell eine andere Richtung und erinnerte an den Heimweg. Absichtlich vermied er von nun an, Berenice hierher zu führen, da augenscheinlich dieser Ort etwas unerklärlich Aufregendes für sie gehabt hatte.

Am folgenden Morgen traf er sie nicht in ihrem Zimmer, sondern in dem Saal, wo sie beschäftigt war, etwas Staub von ihrem Bild zu entfernen.

»Du findest mich mit mir selbst in Unterhaltung und wirst mir meine Eitelkeit vorwerfen. Es ist aber nicht die Schönheit, die man mir auf dem Bilde unverdienter Weise gab, wonach ich mich sehne, es ist der Geist, der damals in mir wohnte, welchen ich mir wieder wünsche. Ich war zu jener Zeit nie krank gewesen,« sagte Berenice, indem sie ihren schönen Arm um Farlands Schulter legte und ihm zum Morgengruß ihren süßen Mund hinhielt.

»Um die Schönheit brauchst Du wahrlich das Bild nicht zu beneiden, welcher Künstler kann solche Lieblichkeit malen!« entgegnete Farland, die Geliebte an sein Herz drückend. »Und was Deine Gesundheit anbetrifft, so wirst Du Dich bald noch wohler und kräftiger fühlen, als zu jener Zeit, da sich Dein Körper von seinem Ausbilden noch nicht ganz erholt hatte.«

Farland hatte Berenice über ihr Befinden gefragt, die zufriedenstellendste Antwort darauf erhalten und schlug nun vor, den Blumen einen Besuch abzustatten. Zugleich bemerkte er, Berenice möge ihm in diesen Tagen Etwas auf dem Flügel vorspielen; er erhob sich und trat mit den Worten zu dem Instrument:

»Er wird aber wohl ganz verstimmt sein.« Er hatte sich auf dem Sessel vor dem Instrument niedergelassen, griff einige Accorde und begann eine Beethovensche Composition zu spielen, die ihm noch aus frühern Jahren im Gedächtniß geblieben war. Dann brach er aber plötzlich mit den Worten ab:

»Es geht nicht mehr, die Hände sind andere Arbeit gewohnt worden,« und wandte sich im Aufstehen nach Berenicen um.

Ueberrascht und halb erschrocken fiel sein Blick auf die Geliebte, denn sie schien zu schlafen; sie war zurück in das Sopha gesunken, ihr Arm ruhte auf dessen Seitenpolster und ihre Augenlider waren herabgesunken.

Farland schritt rasch, aber leise zu ihr hin, sie bemerkte sein Nahen nicht. Ihre Augen waren nicht vollkommen geschlossen, deren Sterne waren nach Oben gerichtet, und auf ihrem Antlitz lag ein Ausdruck von Heiterkeit.

Farland vermuthete, daß die wenigen schwermüthigen Töne des Flügels Berenice in einen magnetischen Schlaf versenkt hätten, und bald überzeugte er sich von der Richtigkeit seiner Ansicht; denn als er leise die Hand ihrer Herzgrube näherte und sie dagegendrückte, begann die Schlafende den Mund krampfhaft zu bewegen, ihre Finger zuckten und ein Ausdruck des Schmerzes überflog ihre Züge.

Bald darauf aber schlug sie die Augen auf, blickte erstaunt nach Farland, der zu ihr niedergebeugt vor ihr stand, und sagte:

»Mein Gott, habe ich geschlafen?«

»Ich bemerkte, daß sich ein wohlthuender Schlummer Dir nahete, süße Berenice, und wollte ihn absichtlich nicht stören. Schlaf ist Gesundheit für Dich,« entgegnete Farland mit heiterem Ton und ließ sich neben der Geliebten nieder.

Berenice erinnerte sich nicht, daß Farland auf dem Flügel gespielt habe. Sie fühlte sich ganz wohl, nahm bald darauf den Arm ihres Geliebten, ergriff im Hinausgehen aus dem Hause ihren Sonnenhut, der im Eingange auf einem Stuhl lag, hing ihn über ihr Lockenhaar und wandelte nun mit Farland unter den dichten, schattigen Bäumen hin zu den Blumenbeeten, die in allen Richtungen durch den Park angebracht waren.

Eloise, die sich ihnen zugesellt hatte, leistete ihnen auf der Wanderung Gesellschaft, und als Farland im Begriff war, Beide zu verlassen, sagte sie zu ihm:

»Ich habe eine Bitte zu Ihnen, wobei Berenice gleichfalls interessirt ist.«

Farland erklärte sich mit Freuden bereit, Alles für sie zu thun, was in seinen Kräften stände, worauf Eloise fortfuhr:

»Ich bin im Besitz eines sehr werthvollen Ringes, der das Eigenthum Berenicens ist. Ich wünsche, daß sie ihn trage, und doch darf dies nicht geschehen, wenn der Ring ihr nicht durch eine dritte Person in Gegenwart meines Gatten zum Geschenk gemacht wird, da gerade dieser es nicht wissen darf, daß der Ring von mir kommt.«

»Wollen Sie den Stein aus dem Golde nehmen und denselben für Berenice in der Stadt neu fassen lassen,

so werden Sie uns Beide verpflichten, und bitte ich Sie, dann noch den Ring einige Zeit selbst an Ihrem kleinen Finger zu tragen, so daß General Norwood denselben in Ihrem Besitz weiß, ehe Sie ihn in dessen Gegenwart Berenicen zum Geschenk machen. Dies kann dann hiernächst bei einer passenden Gelegenheit geschehen.«

Mit Freude übernahm es Farland, die Aufgabe auf's Beste zu lösen, worauf Eloise in das Haus eilte und bald mit dem Ring in der Hand zurückkehrte. Es war derselbe Ring, den Montclard ihr einst gegeben hatte.

Der Mutter und der Tochter traten Thränen in die Augen, als die Hülle, die den Ring verbarg, geöffnet ward und dessen Stein ihnen mit blendenden Strahlen entgegenblitzte.

Ueberrascht erblickte Farland das kostbare Kleinod, dessen eigenthümlicher höchster Werth ihm aber in dem Geheimniß zu liegen schien, welches über seiner Geschichte ruhte. Er erkannte die Bewegung, die der Anblick des Ringes bei Eloisen, sowie auch bei ihrer Tochter hervorbrachte, nahm ihn schnell in seinen Besitz, zog Berenicen einen ihrer Ringe von dem Finger, um sich dessen Größe zu merken, und entfernte sich dann mit dem Versprechen, baldmöglichst den Auftrag auszuführen.

Mit dem Eintritt des Herbstes war Norwood's Plantage an der andern Seite des Stromes vollständig eingerichtet,

es war eine sehr bedeutende Maisernte dort erzielt worden und die ungeheuern Felder wurden jetzt vorbereitet, um im kommenden Frühjahr Baumwolle darauf zu pflanzen.

Zugleich hatte Ralph den Weg von dem Flusse bis zu der Plantage, der theilweise über sehr niedrige sumpfige Stellen des Urwaldes führte, die im Frühjahr der Ueberschwemmung ausgesetzt waren, durch Auffüllen beträchtlich erhöhen lassen; er hatte die feuchtesten Plätze mit Brücken versehen und, so viel als thunlich, Abzugskanäle angelegt, um das stehende Wasser zu entfernen. Durch diese Verbesserung des Weges waren die Uebelstände, welche die Abgelegenheit der Plantage mit sich führte, sehr vermindert und die Verbindung mit der Stadt C... wesentlich erleichtert worden. Ralph war jetzt der bedeutendste Pflanzer im ganzen Lande und sein Einkommen mußte im folgenden Jahre enorm gesteigert werden.

Sein Einfluß unter dem Volke hatte sich sehr gehoben, denn man konnte ihm seit seines Hierseins keine unrechte Handlung vorwerfen, im Gegentheil, er hatte sich vielseitig hülfsbedürftiger Leute angenommen und ihnen mit baaren Geldvorschüssen geholfen, wenngleich dies auch gegen sehr schwere Zinsen geschehen war. Die Gerüchte über sein früheres Leben verloren täglich mehr an Glaubwürdigkeit und statt der Verachtung, die ihn wohl früher deshalb getroffen hatte, wurde ihm der Name eines *smart man* (gewandten Mannes) beigelegt.

Zu seiner höchsten Genugthuung sah nun Ralph auch, daß Berenicens Gesundheit vollkommen erstarkte, und mit Verlangen erwartete er den Augenblick, wo sie wieder Abends in dem Salon erscheinen würde, da er durch ihren Zauber auch die besten und wohlhabendsten Familien des Landes, die sich bis jetzt noch fern von ihm gehalten hatten, für sich zu gewinnen hoffte.

Sie spielte wieder häufig auf dem Flügel, begleitete ihren Gesang mit der Harfe, und in ihrer Unterhaltung sprach sich das neue, kräftige Leben aus, welches ihre frische, blühende Erscheinung täglich mehr kund that.

Wohl hatte Ralph das Einverständniß zwischen Berenice und Farland bemerkt und es war ihm nicht entgangen, daß Eloise dasselbe begünstigte; ohne Farlands Hülfe aber, das wußte er recht gut, würde er Berenice verloren haben, und so beschloß er, ihn vorläufig in seinen Bemühungen für dieselbe nicht zu stören, da sie seinen eigenen Interessen so sehr förderlich waren.

Das Glück der beiden Liebenden kannte jetzt keine Grenzen; jeder neue Tag brachte ihnen neue Wonne, neue Seligkeit und jeder Gedanke an eine mögliche Störung des Himmels, der sie umgab, war aus ihren Herzen verschwunden. Berenice war heiter und froh, sie verfiel nicht mehr in ihre frühere krankhaft gereizte Aufregung, es schien ihre Seele sich vollständig mit der ihres Geliebten vereinigt zu haben, und dieser gebrauchte all seinen Einfluß auf Berenice, um ihren Geist immer fester an das Irdische zu binden. Oftmals Abends, wenn sich Freunde um sie reihten, sang und spielte sie wieder, wie früher,

mit allem Gefühl und leidenschaftlichem Ausdruck, doch ihre Begeisterung wurde stets von dem Gedanken an Farland beherrscht.

Mit glückseliger Zufriedenheit sah Eloise ihre Tochter einem frischen, freudigen Leben wiedergegeben, mit dankerfülltem Herzen bemerkte sie, wie deren Glück mit dem ihres Retters sich von Tag zu Tag mehrte und fester gründete, und machte sich manchen stillen Vorwurf über frühere Bitterkeit gegen ihr Geschick, welches sich nun so beseligend für sie gestaltet hatte.

An einem heitern Octobertag war Ralph erst Nachmittags von der Plantage nach seinem Wohnsitz herübergekommen und hatte trotz der Brücken und Verbesserungen des Weges an mehreren sehr tief liegenden Stellen desselben hohes Wasser angetroffen, so daß sein Pferd genöthigt worden war, zu schwimmen. Heftige Regen weiter nördlich in den Bergen hatten den Strom angeschwellt und dessen Wasser war in den Vertiefungen durch den Wald gedrungen. Aus diesem Grunde beschloß Ralph, während der Nacht hier zu bleiben und erst am folgenden Morgen nach der Plantage zurückzureiten. Der Zufall wollte, daß kurz, nachdem er mit Eloisen und Berenice zu Nacht gespeist hatte, sich zahlreicher Besuch aus der Nachbarschaft in seinem Hause einfand und auch mehrere Bekannte aus der Stadt geritten kamen, um den Abend hier hinzubringen.

Man versammelte sich in dem hell erleuchteten Saal, und Berenice versetzte die Gesellschaft durch ihre lebhafte, heitere Unterhaltung und liebenswürdige Zuvorkommenheit in eine überaus frohe, vergnügte Stimmung. Dabei war aber ihre Aufmerksamkeit unausgesetzt zugleich nach der offenen Thür gerichtet, die in den erleuchteten Corridor führte, denn sie hoffte Farland noch zu sehen, obgleich es schon spät war.

Geschäfte hatten diesen länger als gewöhnlich zu Hause aufgehalten, um so rascher mußte ihn sein Roß dem Quell seines unbegrenzten Glücks zutragen. Als er durch die Seitenthür von Norwood's Haus in den Corridor eintrat, harrte Eva seiner dort und theilte ihm mit, daß General Norwood und viele Fremde sich in dem Saal befänden und daß Berenice ihn bitten lasse, dorthin zu kommen.

Farland folgte der Aufforderung und wurde von allen den anwesenden Gästen auf's Herzlichste begrüßt, denn fast sämmtlich waren sie ihm aus einem oder dem andern Grunde verpflichtet. Auch Ralph kam ihm mit großer Höflichkeit entgegen, drückte ihm die Hand und versicherte ihm, er freue sich unendlich, ihn hier zu sehen.

Farland hatte neben dem Sopha Platz genommen, in welchem Eloise saß, und unterhielt sich mit derselben, während seine Hand, an deren kleinem Finger der Brillantring blitzte, auf dem Seitenpolster ruhte und die Lichter des Kronleuchters sich in tausend Farben auf dem kostbaren Stein spiegelten. Die Augen Ralphs, der an der andern Seite des Saals, Farland gegenüber, saß, waren

schon mehrmals durch die Blitze des Steins getroffen und er stand plötzlich, von dem herrlichen Feuer desselben angezogen, auf und schritt mit den Worten auf Farland zu:

»Ei, ei, Herr Farland, welch einen prächtigen Stein tragen Sie an Ihrer Hand, erlauben Sie, daß ich ihn näher besehe.«

»O ja, es ist ein schöner Solitair,« erwiederte dieser, indem er die Hand zu dem General aufhob und ihm den Stein zum Betrachten hinhielt.

Wie wenn Ralph in seinen augenblicklichen Tod geschaut hätte, so schreckte er zusammen, sein Haar schien sich zu sträuben, seine Lippen bebten, jeder Blutstropfen war aus seinem Gesicht verschwunden und seine Augen, deren stieren Blick er auf den Stein heftete, schienen aus ihren Höhlen hervorbrechen zu wollen. Mit zitternder Hand hielt er einige Augenblicke den fest zusammengebogenen Finger Farlands, an welchem der Ring funkelte, ohne nur ein Wort hervorbringen zu können.

Dann plötzlich ließ er ihn los, warf einen wuthsprühenden Blick auf Eloise und verließ rasch das Zimmer.

Ralph hatte den Stein wiedererkannt, der durch seine ovale Form und seine ungewöhnliche Höhe etwas ganz Eigenthümliches besaß und den Jener, als er noch an Montclard's Finger saß, seinem Gedächtniß zu genau eingeprägt hatte, als daß er ihn nicht unter tausenden hätte herausfinden können.

Ralphs auffallendes, räthselhaftes Betragen und sein Verschwinden hatte eine Störung in der Gesellschaft hervorgebracht, die Farland sich bemühte, durch eine lebhafte, scherzende Unterhaltung, so viel es möglich war, zu beseitigen und dadurch die Aufmerksamkeit von Eloisen und ihrer Tochter abzulenken, welche Beide bleich und stumm geworden waren.

Nach einer Weile jedoch kehrte Ralph in den Saal zurück, griff in das Gespräch wieder ein und that, als ob nichts Ungewöhnliches vorgefallen sei. Seinen Blick aber hielt er von dem furchtbaren Zeugen gegen Eloisen, von dem Stein, abgewandt, der seine Eifersucht, den Scorpion, der seit so vielen Jahren seine Brust zernagt, mit aller Gluth wieder belebt hatte. War es wirklich derselbe Stein? es wäre ja möglich gewesen, daß ein zweiter, ihm ganz ähnlicher, vorhanden war, und wenn dies der Fall, wie kam er in Farlands Besitz? Das waren die Fragen, die das Hirn Ralphs durchzuckten und es mit folternden Erinnerungen aus vergangener Zeit bestürmten.

Mit Tagesanbruch verließ er am folgenden Morgen das Haus und kehrte in länger als einer Woche nicht dahin von der Plantage zurück. Er kam von nun an überhaupt noch seltener, als früher, und ritt regelmäßig, ehe er sich dem Wohngebäude näherte, nach der Einzäunung hin, wo die Reitpferde sich befanden; erblickte er dort Farlands Hengst, so schlug er sicher schnell den Weg an dem Park vorüber ein und kehrte erst nach einigen Stunden zurück, wenn er glaubte annehmen zu können, Farland habe sich entfernt.

Der Dezember war herangekommen und Ralph hatte beschlossen, in diesem Monat die Festlichkeiten zu eröffnen, die er während dieses Winters in seinem Hause zu geben beabsichtigte. Mit einer großen glänzenden Soirée sollte der Anfang gemacht werden.

Eine Woche vor dem dazu bestimmten Tage wurden einige hundert Einladungen in das Land und in die Stadt gesandt, und in Norwood's Park, wie Ralph diese seine Besitzung nannte, machte man während dieser Zeit alle Anstrengungen, um das Fest möglichst glänzend werden zu lassen. Eine Anzahl der hübschesten Mulatten- und Quadronenmädchen, deren Ralph eine große Menge auf der Plantage besaß, ließ er herüberkommen und feine weiße Anzüge für sie anfertigen, gewandte Negerburschen wurden schwarz gekleidet, um mit Jenen die Aufwartung im Haus zu besorgen, und in der Küche war man eifrig beschäftigt, die Speisen und vielfältigen Erfrischungen, wie Crêmes, Gelées und dergleichen, zu bereiten.

Während früher bei ähnlichen Gelegenheiten Berenice schon mehrere Tage vorher in eine fieberhafte Aufregung gerieth, die sich bis zu dem Augenblicke steigerte, in dem die Festlichkeit eröffnet wurde, so blieb sie jetzt nicht allein vollkommen ruhig und gelassen, nein, sie legte selbst Hand mit an, ihrer Mutter bei den Vorbereitungen behülflich zu sein und ihr Theil dazu beizutragen, daß Alles

wenn möglich über Erwartung vortrefflich ausfallen möge. Sie wußte, daß sie dadurch in Farlands Sinne handele, und dieser versäumte nicht, ihr täglich bei seinen Besuchen seine Freude darüber auszusprechen.

Der Festabend erschien; das Haus und der Park erglänzten in Lichter- und Feuerschein und die herrlich geschmückten Räume füllten sich mit Gästen, die von weit und breit sich eingefunden hatten. Die reichsten, angesehensten Familien des Landes befanden sich unter ihnen, nur Arnolds und deren nähere Freunde fehlten.

Farland jedoch war auf den ausdrücklichen Wunsch Eloisens erschienen und hatte ihr das Versprechen geben müssen, bis zum folgenden Morgen bei ihnen im Hause zu verweilen.

Er selbst führte Berenice an diesem Abend zu dem Flügel, sie spielte mit einer Meisterschaft, wie sie solche kaum jemals früher entwickelt, und nachdem sie alle ihre Zuhörer mit Bewunderung und Begeisterung erfüllt hatte, reichte Farland ihr die Harfe, damit nun ihr Gesang alle Herzen vollends bezaubere.

Mit einem heiteren, freudigen Lächeln empfing Berenice, nachdem die, dem Liede nachrauschenden Harfenklänge verweht waren, das Lob und die Dankbezeugungen der entzückten Menge, während Ralph mit Stolz an ihrer Seite stand und an dem Triumph, den sie feierte, selbst sich betheiligte.

Jetzt aber nahmen Berenicens Augen einen andern, einen gefühlvollern Ausdruck an, das zarte Roth ihrer

Wangen wurde zum glühenden Incarnat und ein wonniges Lächeln belebte ihre edeln, schönen Züge, denn sie gewahrte Farland, wie er sich rasch durch die Menge zu ihr herandrängte und erkannte in seinem Blick das Lob, welches er ihr zollen wollte.

Er trat vor sie hin, verneigte sich vor ihr und sagte:

»Sie haben meine Lippen arm gemacht, Fräulein Berenice, nach solchen Zauberklängen schallt das Wort der Rede wie ein Mißton. Erlauben Sie mir, daß ich diesem Ringe es übertrage, Ihnen die wonnigen Gefühle auszusprechen, mit denen Sie meine Brust erfüllt haben, und möge er Ihnen ein steter Zeuge meiner ewigen Dankbarkeit und unbegrenzten treuen Ergebenheit bleiben.«

Mit diesen Worten ergriff Farland die schneeige Hand Berenicens und schob ihr den kostbaren Brillantring an den Finger. Dann verneigte er sich abermals und trat rasch durch die erstaunte Menge zurück, die ihre verwunderten Blicke auf den Brillant heftete, der nun an Berenicens Alabasterhand blitzte.

Auch Ralph war in den Hintergrund getreten, seine buschigen Brauen hatten sich finster zusammengezogen, er hatte die Fäuste geballt und seinen Augen war ein giftiger Seitenblick nach Farland entsprüht. Das graue Haar seines Hauptes stand borstig nach Oben gerichtet und sein aschfarbenes Gesicht gab ihm bei der Regungslosigkeit, womit er neben dem Marmorgesimse des Kamins stand, das Ansehen einer Steinfigur.

Niemand aber, außer Farland, der seinen beobachtenden Blick wiederholt nach ihm hinüberrichtete, bemerkte

ihn, Aller Aufmerksamkeit war auf die Göttin des Festes, auf Berenice gerichtet, zu der man sich drängte, um ihr Huldigung zu spenden.

Ralph blieb stumm und theilnahmlos während des Verlaufs des Abends, es war eine kaum verharrschte Wunde in seiner Brust, für deren Vernarbung er vergebens einen Meuchelmord begangen hatte, wieder aufgerissen, und blutige Gedanken zogen, im Verein mit einem Hinblick auf seine Stellung vor der Welt und auf sein Vermögen, durch sein Gehirn.

Kaum waren die Räume leer geworden und der letzte Gast, bis auf Farland, hatte sich entfernt, als auch Ralph verschwand und sich in sein Zimmer einschloß.

Die schöne, glückliche Berenice aber empfing nun erst den Dank ihres Geliebten von dessen Lippen für die Wonne, für den Zauber, den sie in so reicher Fülle am heutigen Abend nur um seinetwillen ausgestrahlt hatte. Die Lichter des Saales erloschen, Eloise und Berenice geleiteten Farland zu der Thür des für ihn bestimmten Gemachs, und bald darauf gaben sich alle Dreie in süßen Träumen dem Glücke hin, welches ihr Leben jetzt in so hohem Grade beseligte.

Capitel 45.

Der Jäger. – Erinnerungen. – Die vermauerte Höhle. – Der einsame Reiter. – Das Lager im Schnee. – Der Büffel. – Das Obdach. – Haß. – Tallihadjo. – Unbarmherzigkeit. – Gift. – Der herzlose Vater. – Trauerbotschaft.

Viele hundert Meilen weiter nördlich, wo der Canadienfluß seine kristallhellen Fluthen brausend durch die einzelnen hohen, dichten Waldstriche hinjagt, welche die wellenförmigen unabsehbaren Prairien durchziehen, bis er seine Wogen mit den klaren Gewässern des Arkansasflusses vereinigt, dort fiel um diese Zeit der erste Schnee und seine leichten Flocken wehten bei einem scharfen Nordwind wirbelnd über die endlosen Flächen.

Auf den weiten Ebenen sah man hier und dort einzelne Felskuppen emporstreben, auf denen der wenige Schnee sich schon dichter gesammelt hatte und ihre Spitzen auf weithin, wie einen weißen Punkt, über der Prairie erkennen ließ, deren Grün dem Winterkleide noch widerstrebte.

Mehrere Meilen von dem Canadienfluß entfernt, an einem seiner Arme, hob sich eine solche Steinmasse über sechzig Fuß hoch aus der Grasfläche empor und schützte eine dichte Baum- und Gebüschgruppe, die sich an ihre südliche Seite dicht anlehnte, gegen den schneidenden Zug der Nordluft. Diese Bäume, mit Ausnahme einiger Cedern und Lebenseichen, waren bereits entblättert, wogegen das immergrüne Gebüsch, welches unter

ihnen stand, ein fünfzehn Fuß hohes, undurchdringliches Dickicht bildete. In diesem, hart an die Felswand angelehnt, befand sich ein kleiner, freier Platz, aus welchem ein Mann beschäftigt war, getrocknete Thierhäute in Ballen zusammenzubinden und sie durch eine in dem Felsen befindliche breite Spalte in das Innere desselben zu bringen. Dort wölbte sich eine ziemlich geräumige, dunkele Höhle, die wohl früher den hier einheimischen grauen Bären oft zur Wohnung gedient haben mochte. Sie war vollkommen gegen Nässe geschützt und schien dem Manne, der jetzt die Ballen in dieselbe hineinrollte, seit längerer Zeit zum Aufenthalt gedient zu haben, wie ein aus Laub bereitetes Lager, ein alter, mit Asche und Kohlen bedeckter Feuerplatz und mehrere zerbrochene, auf dem Boden liegende Kürbisflaschen andeuteten.

Der Mann war von über sechs Fuß hohem, herkulischem Körperbau und mußte in seiner Jugend schön gewesen sein, wie seine jetzt scharf ausgeprägtem sonnverbrannten Züge noch immer bezeugten. Das ursprünglich schwarze, lange Lockenhaar, welches über seine mächtigen Schultern fiel, war bereits mit einem grauen Schein gefärbt, so auch der bis auf seine Brust herabhangende, gekräuselte Bart; doch seine dunkeln Augen blitzten noch lebendig und seine schön geformte Adlernase gab seinem Gesicht einen entschlossenen, gebieterischen Ausdruck. Er trug ein rothes, wollenes Hemd, aus dem

seine gebräunte kolossale Brust hervorsah, ein hirschledernes, eng anschließendes Beinkleid, welches die kräftigen Formen seiner Glieder zeigte, und Schuhe von gleichem Material, welche beiden letzteren Gegenstände von ihm selbst angefertigt zu sein schienen. Er hatte die Häute aus dem großen Vorrath, der sich in der Höhle befand, auf den Platz vor derselben getragen, legte eine Anzahl derselben sauber aufeinander, drückte sie wiederholt mit dem ganzen Gewicht seines Körpers nieder und schnürte sie dann mittelst Lederstreifen mit einer außerordentlichen Kraft zu einem Ballen zusammen, den er in die Höhle rollte. Es lag etwas Graziöses, etwas Anständiges in allen seinen Bewegungen, welches er sich in der weiten Wildniß, in der er sich befand, sicher nicht angeeignet hatte, und trotz der rohen Kleidung, die er trug, erinnerte seine Erscheinung an die civilisirten Länder Amerikas.

Der fliegende Schnee konnte ihn hier nicht treffen, da der scharfe Wind denselben über ihn hinwegwehte; dennoch blickte er wiederholt über sich und schien dann seine Anstrengung zu verdoppeln. Um die Mittagszeit hielt er mit seiner Arbeit inne, bedeckte sich in der Höhle mit einem breitrandigen, grauen Filz, ergriff eine lange, einfache Büchse und schritt längs des Felsens durch das Dickicht in die Prairie, wo in nicht großer Entfernung von dem Gehölz ein mächtiger Rappe im Kreis um einen in die Erde geschlagenen starken Pflock graste, an welchen derselbe mittelst eines sehr langen, aus Leder geflochtenen Strickes befestigt war. Der Mann löste diesen, führte das Roß zu dem nahen klaren Bache, wo er es tränkte,

und leitete es dann wieder in die Nähe seines früheren Weideplatzes, wo er es an ein anderes dort eingeschlagenes Holz befestigte.

Einige Augenblicke blieb er stehen und ließ seinen spähenden Blick über die weite Umgegend schweifen, dann legte er die Büchse über die Schulter und begab sich zu seiner Wohnung zurück. Dort erzeugte er in der Höhle mit Hülfe einer Zunderbüchse ein Feuer, bereitete in einem Blechtopf Kaffee, röstete über der Kohlengluth einige Stücke Bärenfleisch und legte sich dann auf einer großen Büffelhaut nieder, um dies einfache Mittagsmahl zu verzehren.

Bald darauf aber ging er wieder an seine Arbeit, packte rastlos, bis die Sonne sich neigte und hatte, noch ehe dieselbe am fernen flachen Horizont versank, sein Werk vollbracht.

Sämmtliche Häute waren verpackt und in der Höhle aufgestapelt. Dann begann er, von der Seite der Felskuppe her schwere Steine herbeizutragen, und fuhr damit fort, bis die Nacht einbrach, worauf er sein Roß zur Höhle führte, es nahe an deren Eingang an einem Baum sbefestigte und dann für sich ein ähnliches Mahl bereitete, wie zu Mittag.

Die Flamme des Feuers warf ihren rothen Schein auf die Steinwände der Höhle und beleuchtete die gigantische Gestalt des einsamen Jägers, der vor der Gluth saß und, in Gedanken versunken, in dieselbe hineinblickte.

Es schienen die allerverschiedenartigsten Erinnerungen an seiner Seele vorüberzuziehen, die sich auf seinen Zügen und in seinen Augen spiegelten.

Bald sah er finster und sinnend in das Feuer hinein, als brüte er über einer entsetzlichen Unternehmung, bald klärten sich seine Züge auf und sein Auge blitzte kühn und entschlossen, als habe er etwas Gewagtes begonnen; dann wieder legte sich ein schwärmerischer, gefühlvoller, leidenschaftlicher Ausdruck über sein Antlitz und die plötzliche Gluth seiner dunkeln Augen ließ errathen, daß sein Herz einst heiß und feurig geliebt haben mußte. Mit einem leichten Lächeln verschwand aber bald dies Spiegelbild seiner Seele wieder von seinen Zügen und Haß, Rache, Wuth und Verzweiflung nahmen dessen Stelle ein, wobei der Mann plötzlich eine schwere, neben ihm liegende Holzaxt ergriff und sie mit einer solchen Gewalt durch die Höhle schleuderte, daß sie mit der Schärfe ihres Stahls zwischen dem Gestein der Wand stecken blieb.

»Verdammt!« murmelte er dabei durch die Zähne und hob seine geballte Rechte empor, »das große Spiel habe ich verloren und dieses Lumpenspiel muß ich gewinnen!«

Dann blickte er noch einige Minuten lang in das Feuer, fuhr mit der Hand über die Stirn, als wolle er jene Erinnerungen aus seinem Gedächtniß verwischen, und warf sich nun auf sein Lager, um im Schlaf Ruhe vor ihnen zu finden.

Bei dem neuen Schnee und der eingetretenen Kälte ließen die Schaaren der Wölfe, die diese Gegenden

allnächtlich durchziehen, ihr Geheul lauter und klagender ertönen, als sonst, und die Eulen, die das Geklüft bewohnten, in dessen Innerem der Mann mit dem rothen Hemde schlief, wimmerten ihren schauerlichen Ruf durch die wilde, stürmische Nacht.

Kaum graute der Morgen, als der Jäger sein Pferd wieder in das beschneite, hohe Gras führte, sein Frühstück bereitete und genoß, dann seine wenigen Habseligkeiten, die in einigen wollenen Decken, in gemahlenem und in Blasen eingestampftem Kaffee, Salz, Pulver und Blei und mehreren eisernen Fallen bestanden, vor die Höhle trug und nun begann, den Eingang zu derselben zu vermauern.

Er brachte hiermit die größte Hälfte des Tages hin und hatte den Verschluß so künstlich ausgeführt, daß Niemand auf den Gedanken gekommen sein würde, hier wäre jemals eine Oeffnung gewesen. Dann schaffte er allen Schutt und loses Gestein sorgfältig hinweg, trug eine Menge schweres, trockenes Holz vor die Stelle, welche er vermauert hatte, und zündete dasselbe an, so daß das Feuer und der Rauch seinem Bau das neue und künstliche Aussehen benahm.

Nachdem dasselbe niedergebrannt, besserte er seine Arbeit noch einmal aus, packte dann seine Sachen auf sein Roß, schwang sich selbst in dessen Sattel und folgte nun dem Bache durch die Prairie, während er von Zeit zu Zeit noch einen Blick nach dem von ihm verlassenen Aufenthaltsort zurücksandte. Der Nordwind trieb die Schneeflocken hinter ihm her und diese hatten bald der

feuerrothen, wollenen Decke, die er über die Schulter gehangen hatte, ihre Farbe genommen.

Die Prairie lag jetzt wie ein weites, endloses Schneefeld rings um den Reiter ausgedehnt, und vor dem Tritt des gewaltigen Rappen, der ihn trug, staubte der Schnee von dem hohen Grase hinweg. Der Mann hatte den Filz tiefer in den Nacken gedrückt, die lange Büchse lag quer vor ihm auf dem Sattel und rund um denselben hingen Blechtöpfe, eine kleine eiserne Pfanne, die Axt, die Fallen und verschiedene lederne Beutel. Alles war mit Riemen befestigt, schlug bei der Bewegung des Rosses gegeneinander und unterhielt ein monotones Klappern.

Der Rappe schritt kräftig aus, als ob er das Nachtquartier bald zu erreichen wünsche, denn das Düster des Abends legte sich schon über die öde Gegend und hier und dort begann schon das Geheul der Wölfe aus der Ferne zu ertönen. Der Reiter schien aber seiner Umgebung wenig Aufmerksamkeit zu schenken, er war in Gedanken versunken und stieß nur von Zeit zu Zeit, wie aus Gewohnheit, das Pferd in die Seiten. Hügel auf, Hügel ab, ohne Weg, ohne Steg ritt er weiter, bis die Nacht vollends eingebrochen war und er plötzlich den Rappen seitwärts nach einem laublosen Gebüschstreifen lenkte, aus dem hier und dort ein einzelner hoher Baum hervorsah, der das Ufer eines Baches bezeichnete.

Dort stieg er ab, nahm das Gepäck und Reitzeug von dem Roß, befestigte dieses mit dem Lederstrick, welches dasselbe um den Hals trug, an einen Busch und sammelte nun unter dem Strauchwerk trockenes Reisig. Er

zündete dasselbe an und bereitete über dem Feuer sein Abendmahl. Nachdem er es genossen, schritt er mit der Axt durch den Schnee längs des Buschwerks hin, bis er einen umgefallenen Baumstamm fand, den er in mehrere Stücke zerhieb, diese auf seine mächtigen Schultern hob und nun mit dem schweren Gewicht zu dem Feuer zurückging.

Er legte das Holz aufeinander an die Flamme, fachte dieselbe noch mehr mit dem Reisholz an, räumte den Schnee von dem Boden weg und legte sich, in seine Decken eingehüllt, so vor dem Feuer nieder, daß der Wind dessen Gluth über ihn hintrieb. Der Rappe hatte sich während dieser Zeit an dem Gras unter dem von ihm weggescharrten Schnee gesättigt und sich dann, so wie sein Herr, niedergelegt, um sich zu ruhen.

Als der Tag graute, war das Feuer ziemlich erloschen, die schweren Stücke Holz rauchten nur noch und die Gestalt des Jägers war unter einer Schneedecke begraben. Das Schnauben des Rappen, der sich erhob, weckte seinen Herrn aus seinem festen Schlaf; dieser sprang auf, schüttelte den Schnee ab, fachte das Feuer wieder an und bereitete sein Frühstück.

Während er hiermit beschäftigt war und von Zeit zu Zeit in die Gegend hinausspähete, traf sein Blick plötzlich auf einen schwarzen Streif, der im Norden über dem flachen Horizont sichtbar wurde. Nach wenigen Augenblicken schien er sich überzeugt zu haben, was sich dort

nahe, er nahm seine Büchse aus der wollenen Decke hervor, in der er geschlafen hatte, untersuchte den Feuerstein, goß frisches Pulver auf die Pfanne und legte das Gewehr dann wieder neben sich nieder, worauf er begann, sein Frühstück zu verzehren.

Der dunkele Streif kam rasch näher und zeigte sich bald deutlich als eine Heerde nach Süden wandernder Büffel, deren Zahl sich auf mehr als tausend Stück belaufen mußte.

Der Jäger hatte sein Mahl beendigt, hing die Kugeltasche um, schob den Stiel der schweren Holzaxt durch seinen ledernen Gürtel, ergriff seine Büchse und schritt nun in den Büschen an dem Bache hinauf, um den Büffeln den Weg abzuschneiden, die der Richtung ihres Zuges nach etwa eine halbe Meile oberhalb seines Lagers das Wasser überschreiten mußten.

In einer dichten Masse kamen diese kolossalen Bewohner der Wildniß herangezogen und hatten sich bis auf fünfzig Schritt dem Gestripp genähert, in welchem der Jäger verborgen lag, als dieser feuerte, und ein alter mächtiger Bulle aus der Heerde sich hoch bäumte und dann zusammenbrach.

Der Jäger war schnell aus dem Busch hervorgesprungen und die ganze Heerde ergriff, als sie ihn gewahrte, im schwerfälligen Galopp die Flucht.

Kaum aber erblickte der verwundete Büffel den Mann, als er sich emporraffte und mit tief gesenkten Hörnern auf ihn eindrang.

Der Jäger sprang mit wenigen Sätzen in das Dickicht zurück, doch das wüthende, ungeheuere Thier stürzte ihm nach, trat die hohen Büsche vor sich nieder und würde den Schützen unter seinem Tritt zermalmt haben, wenn dieser ihm nicht mit einem gewandten Sprunge ausgewichen wäre. Der angeschossene Bulle aber wandte sich nach kurzem Laufe und kam abermals in dem Dickicht auf den Jäger zugebraust, daß der Schnee und das trockene Laub und Reisholz um ihn hinstob.

Jetzt zeigte der Mann ihm die Stirn, seine Augen funkelten dem Ungeheuer entgegen, er hielt die schwere Holzaxt hoch über sich gehoben und erwartete den Angriff. Kaum lagen noch zwei Schritte zwischen ihm und dem heranstürzenden Büffel, er that einen Satz zur Seite und schlug dem an ihm vorübersausenden Thier die Holzaxt mit solcher Bärenkraft vor die Stirn, daß es zusammenbrach und sich im Sturze überrollte. Im nächsten Augenblick hieb der Jäger mit der Schärfe der Axt auf den Kopf des Büffels und spaltete ihn mit einem Schlag. Nun trennte er mit der Axt die gewaltigen Rippen von dem Rückgrad des Thieres, riß aus dessen geöffneter Seite die Eingeweide heraus und eignete sich mit Hülfe seines schweren Jagdmessers die Lendenbraten zu. Dann nahm er noch die Zunge des Büffels, steckte die Holzaxt wieder in den Gürtel, ergriff seine Büchse und schritt mit der Beute nach seinem Lager zurück. Ein zweites Frühstück wurde jetzt von dem mitgebrachten Fleisch bereitet, und nachdem der Jäger auch dies verzehrt hatte, machte er sich zur Weiterreise fertig.

Während des ganzen Tages folgte er, ohne zu rasten, seinem Cours nach Süden, und die Dämmerung war schon eingebrochen, als er in der Ferne vor einem Waldstrich mehrere Rauchsäulen aufsteigen sah. Er hielt einen Augenblick seinen Rappen an und blickte bald links, bald rechts, und wieder nach dem Rauch hin, als wolle er sich über die Gegend unterrichten, in der er sich befinde. Dann aber schien er den Waldstrich vor sich erkannt zu haben, trieb sein Roß zu größerer Eile an und erreichte mit eintretender Dunkelheit das Gehölz, in dessen Schutz eine Menge kleiner Blockhäuser und Hütten von Reisig sichtbar wurde.

Der Reiter war hier bekannt, denn er richtete den Schritt seines Pferdes augenscheinlich einem bestimmten Blockhaus zu, aus dessen offenem Eingang der helle Schein eines Feuers hervordrang. In kurzer Entfernung von demselben stieg er ab, leitete sein Pferd nach der Thür des Hauses und sagte, indem er in dieselbe eintrat:

»Guten Abend, Tallihadjo, kann ich bei Deinem Feuer schlafen?«

»Komm herein, Dunkan, Du befindest Dich unter Tallihadjo's Dach und bist darum willkommen,« antwortete der Häuptling, der mit seiner Frau und seinen Kindern in der Hütte um das Feuer saß, indem er zugleich einer seiner Töchter andeutete, das Pferd des Fremden zu besorgen.

Dunkan hatte dasselbe seiner Bürde entledigt und trat mit ihr in das Haus ein.

»Was bringst Du Neues, Dunkan, hast Du Büffel gesehen?« fragte Tallihadjo und gab dem Gaste ein Zeichen, sich auf einer Haut neben ihm niederzulassen.

»Der Büffel zieht nach Süden. Ich habe heute früh eine Heerde von über tausend Stück angetroffen,« antwortete Dunkan.

»Meine Jäger wollten Morgen gleichfalls nach Süden aufbrechen, doch ich rieth ihnen noch einige Wochen zu warten, bis ihnen mehr Büffel vorausgezogen sein würden. Wohin geht Euer Weg, Dunkan?« sagte der Häuptling.

»Auch ich will ein sonnigeres Land aufsuchen. Unser Eins hat kein Obdach, wie Ihr wißt, und dieser Schnee ist eine schlechte Schlafdecke.«

»Ich dächte Ihr solltet die Kälte wohl gewohnt sein. Habt Ihr doch, wie Ihr mir sagtet, viele Jahre in den Felsengebirgen zugebracht.«

»Das ist freilich wahr, doch bin ich von Jahr zu Jahr weiter südlich gezogen. Ein warmes Land, in dem der Sommer nie endet, ist halbes Leben,« sagte Dunkan.

»Und ein Land, in dem Schnee fällt, ist für den Südländer halber Tod,« entgegnete Tallihadjo mit einem finstern Blick und tiefem Athemzug. »Mein Volk war in einem Lande der Sonne geboren, in dem Lande der Blumen. Dort war es einst ein großes, ein mächtiges Volk. Die Zweizüngigkeit, der Betrug, das Feuerwasser Deiner weißen Brüder, Dunkan, hat die Seminolen unter sich entzweiet, ihnen das Land ihrer Väter geraubt und sie in

dem Schnee dieser Prairien gebrochenen Herzens sterben lassen. O, Ralph Norwood! – und Deine Mutter war eine Seminolin!«

»Ralph Norwood?« wiederholte Dunkan fragend und nachdenkend, »Ralph Norwood war mein Freund, lebte er nicht in Georgien an der Grenze von Florida?«

»Dort ward er von einer Seminolin geboren und sein Vater war mein treuester Freund,« antwortete der Häuptling mit schmerzlichem Ausdruck auf seinen Zügen.

»Wie ich Dir sage, Tallihadjo, Ralph war mein lieber Freund; weißt Du, was aus ihm geworden ist?«

»Ein Raubthier, das ganze Stämme der Seminolen vernichtete, um ihre Habe an sich zu reißen, ein Ungeheuer, das seinen treuesten Freund, seinen Wohlthäter, sein eignes Volk um des Geldes willen dem Untergang zuführte. Und Tallihadjo muß in die ewigen Jagdgründe zu seinen Vätern gehen, ohne Ralph Norwood's Scalp mitzubringen!« sagte der Häuptling mit einem Blick, in dem Wuth und Verzweiflung lag.

Dunkan sah, daß er einen Irrthum begangen hatte, indem er Ralph seinen Freund genannt und wollte den Fehler dadurch wieder gut machen, daß er sagte:

»Er mag sich geändert haben, ich kannte ihn als ganz jungen Mann.«

»Ich habe ihn als Kind geliebt und ihm als Mann meine Brust geöffnet, er hat mir zum Dank dafür das Herz zerrissen,« entgegnete der Häuptling mit bitterem, doch wehmüthigem Tone und setzte dann beruhigend hinzu:

»Doch wenn Ihr auch ein Freund von Ralph Norwood und ein Bleichgesicht seid, so braucht Ihr nicht an Tallihadjo's Gastfreundschaft zu zweifeln, sein Feuer ist eine Freistätte selbst für seinen Todfeind.«

Die Frauen Tallihadjo's hatten das Abendbrod bereitet und trugen es auf eine getrocknete Hirschhaut, die sie zwischen diesem und seinem Gaste ausgebreitet hatten.

Der Häuptling winkte Dunkan, mit ihm zu speisen, dieser entledigte sich der hirschledernen Jacke, streifte sein rothes wollenes Hemd von seinen Armen zurück und nahm dann wieder bei dem Häuptling Platz, um dessen Einladung Folge zu leisten.

Er hatte sein Jagdmesser aus der Scheide gezogen und eine geröstete Bärenrippe ergriffen, als Tallihadjo auf die kolossalen Muskeln seines Armes blickte und dort das Bild einer weiblichen Gestalt und darunter einen Anker mit bunten Farben eingeätzt bemerkte, wie man es häufig auf den Armen von Seefahrern findet.

»Was stellt das Bild auf Deinem Arm vor?« fragte der Häuptling, dem die richtige Zeichnung gefiel.

»Es stammt aus meinen jungen Jahren, da ich Seemann war, und stellt die Schutzgöttin der Matrosen vor,« antwortete Dunkan und sprach nun dem köstlichen Fleisch mit großem Appetit zu, denn er hatte seit dem Frühstück Nichts genossen.

Tallihadjo hatte sich nicht auffallend verändert, sein Haar war noch reich und glänzend schwarz, seine Zähne waren noch vollständig und weiß wie Elfenbein. Er war aber hagerer geworden und seine Haut schien trocken

und zeigte viele Falten. Das ganze Volk der Seminolen bestand kaum noch aus vierhundert Köpfen.

Das ungewohnte Klima und die Sehnsucht nach dem Geburtslande hatte eine große Zahl derselben dem Tode übergeben, und die sehr blutigen Fehden, die sie mit den, seit früheren Zeiten in diesen Ländern wohnenden Indianerstämmen in den ersten Jahren ihres Hierseins zu bestehen gehabt hatten, waren die andere Ursache ihrer so verminderten Seelenzahl. Jetzt aber standen sie unter ihren wilden Brüdern in sehr hohem Ansehen und selbst die Comantschen, das mächtigste Volk der südwestlichen Länder Amerika's, wagten es nicht mehr, einem Seminolen zu nahe zu treten.

Tallihadjo war erster Friedenshäuptling, oder erster Rathgeber der Nation, während Tomorho zum wirklichen ersten Häuptling derselben gewählt worden war. Dieser hatte sich bei ihrer Ankunft hier in den vielen Kämpfen gegen die feindlichen Nachbarn ruhmvoll als Krieger ausgezeichnet und war wegen seiner Rechtlichkeit und Herzensgüte unter dem Volke allgemein beliebt. Mit Olviana, seiner Gattin und seinen Kindern fühlte er sich glücklich und trug Viel dazu bei, seinem Vater das Andenken an die herben Schicksale, die ihn und sein Volk betroffen, zu erleichtern.

Die Seminolen lebten in Blockhäusern, zogen Mais und Gemüse und trieben bedeutende Vieh- und Pferdezucht. Die jungen Männer jedoch folgten mehr der Jagd und durchstreiften zusammen während acht Monaten

des Jahres die ungemessenen Ebenen, die zwischen dem Plattefluß und den St. Sabagebirgen liegen.

In Büffelzungen, Bärenschinken, Hirschkeulen, die sie in getrocknetem Zustand mit sich führten, so wie in Talg, Häuten, Wachs und Honig bestand die reiche Ausbeute, die ihnen diese Streifzüge lieferten und die sie theilweise an die Handelshäuser der Regierung verkauften oder vertauschten. Nach einer ungestörten Nachtruhe und zeitigem Frühstück dankte Dunkan seinem Wirth für die ihm erwiesene Gastfreundschaft und setzte seine Reise nach Süden fort.

Die Wildniß war schon seit vielen Jahren seine Heimath, die er Jahr aus, Jahr ein als Jäger allein unter unzähligen Gefahren, Mühseligkeiten und Entbehrungen durchzogen hatte. Die verkäuflichen Gegenstände, die er auf seinen Jagden erbeutete, hatte er, wie die Indianer, in den Kaufläden der Regierung für sehr unbedeutende Preise verhandelt, so daß ihm kein Gewinn übrig geblieben war. Den Häutevorrath, den er eingemauert hatte, wollte er nun während des bevorstehenden Jahres noch vermehren und dann versuchen, ob er in den Grenzstädten des Südens bei den Kaufleuten bessere Preise dafür erzielen könne, als in den Handelshäusern des Gouvernements.

Auf Ralphs Plantage herrschte jetzt die größte Thätigkeit. Mit dem ersten Grauen des Tages waren schon

sämmtliche Sclaven an der Arbeit und Tom Norwood, mit einer schweren Peitsche bewaffnet, ritt auf einem Pony von einem zum andern und trieb sie alle zum möglichsten Kraftaufwand an. Keiner konnte Tom zufriedenstellen, keiner konnte genug schaffen und die Spitze seiner Peitsche färbte sich täglich mit dem Blut der armen Neger. Mit der grüßten Kaltblütigkeit, ja mit einem wollüstigem Gefühl ließ er ohne Unterschied des Geschlechts einen, oder eine der Unglücklichen ergreifen, aller Kleidung beraubt an einen Baum binden und übte sich dann an ihm, von seinem Pferd herab, dessen Haut so mit der Spitze der Peitsche zu treffen, daß jeder Schlag dieselbe spaltete und ihr Blut entlockte.

Ralph Norwood besaß einige zwanzig junge schöne Mulatten- und Quadronenmädchen, die er vor den übrigen Sclaven bevorzugte. Sie waren besser gekleidet, ja einige derselben gingen in Seide, hielten sich fortwährend in der Nähe seiner Wohnung auf und waren durch ihn von aller Arbeit frei gesprochen. Dies hatte schon häufig zu Wortwechseln und sogar zu ernsten Auftritten zwischen Tom und seinem Vater geführt, da Ersterer verlangte, diese unnützen Geschöpfe sollten gleichfalls zur Arbeit angehalten werden, und nicht, wie er sich ausdrückte, ihr Brod mit Lächeln und Süßthun verdienen. Ralph hatte sie aber gegen Tom in Schutz genommen und ihm endlich in deren Gegenwart erklärt, daß er selbst der alleinige unumschränkte Herr über sie sei und ihm ein für allemal untersage, sich in ihr Thun und Lassen zu mischen, da er ihnen hiermit den Befehl ertheile, sich

um seine Anordnungen nicht zu kümmern und denselben keine Folge zu leisten.

Im Monat März wurde der Anfang gemacht, die Felder mit Baumwolle zu besaamen, wobei alle Sclavenkinder, die im Stande waren, eine Hacke zu führen, mit zur Arbeit gezogen wurden, um hinter dem Pflug her die Furche, in welche der Samen gelegt war, durch die Hacke mit Erde zu bedecken.

Eines Morgens sehr frühzeitig verließ Ralph die Plantage und theilte zugleich seinem Sohne mit, er werde erst am folgenden Tage zurückkehren, weil er Geschäfte halber bis zum Abend in der Stadt verweilen und es dann zu spät werden würde, noch zurückzureiten.

Tom war diese Mittheilung sehr erwünscht, um jetzt, da er die drängende Arbeit vorschützen konnte, einmal seinen Willen gegen die müßigen Lieblinge seines Vaters, die Mulattinnen und Quadronen durchzusetzen. Kaum war Ralph fortgeritten, als Tom dieselben herbeirief, ihnen befahl, die Hacken zu nehmen und ihm in das Feld zu folgen. Die Mädchen zögerten, und als er sie zornig nochmals aufforderte, seinem Befehl Folge zu leisten, weigerten sie sich und beriefen sich auf die Weisung, die General Norwood ihnen gegeben habe.

In höchster Wuth peitschte Tom sie aus und zwang sie, sich seinem Willen zu fügen. Sie mußten vor ihm her nach dem Felde wandern, er selbst blieb während des ganzen Vormittags bei ihnen und trieb sie mit der Peitsche zur Arbeit an. Als die Tischglocke zum Mittagsessen rief, nahm er die Mädchen mit sich nach den Wohnungen

und versicherte ihnen, daß sie Nachmittags noch besser arbeiten sollten.

Er hatte mit seiner Frau und Tochter die Mahlzeit eingenommen, worauf er sich nach seiner Gewohnheit vor das Haus unter die Veranda setzte, um dort bei einer Cigarre eine Tasse Kaffee zu trinken, die man stets besonders für ihn bereitete, indem ihm der Kaffee, der gewöhnlich bei Tisch gereicht wurde, nicht stark genug war. Die alte Negerin, welche die Aufwartung in seiner Familie hatte, brachte ihm die Tasse mit dem Lieblingstrank und setzte sie neben ihn auf ein Tischchen.

Tom hatte in diesem Augenblick einen der Sclaven, einen ausgezeichneten Hufschmied, zu sich kommen lassen und warf ihm vor, er habe seinen Pony zu schwer beschlagen, wobei er hoch und theuer schwur, daß wenn es wieder geschehe, er ihm dieselben Eisen eigenhändig unter die nackten Füße nageln würde. Zugleich hob er die geballte Faust gegen ihn auf und stieß einen fürchterlichen Fluch aus.

Dann legte er die Cigarre auf den Tisch, trank in seinem Zorn die Tasse Kaffee fast aus und winkte dem Neger zu, sich zu entfernen.

Kurze Zeit nachher sprang Tom plötzlich auf, und wollte über die Veranda nach der Thür des Hauses gehen, seine Füße aber versagten ihm den Dienst, er wankte hin und her und stürzte mit einem durchdringenden Schrei zu Boden. Arabella, seine Frau, hatte seine Stimme gehört, eilte aus dem Hause herbei und fiel mit einem Hülferuf neben ihm nieder. Sie hob seinen Kopf empor, sah

ihm, zu Tode erschreckt, in die stieren Augen und fragte ihn, was ihm fehle; Tom aber konnte ihr nicht antworten, sein Gesicht nahm nach und nach eine Bleifarbe an, sein Athem wurde mit jeder Minute schwerer und seine Glieder steifer, so daß bald deren Gelenke vollständig unbiegsam waren. Er wurde in das Haus getragen, auf das Bett gelegt und seine Frau versuchte Mittel über Mittel, um ihm zu helfen, er konnte aber Nichts mehr verschlucken und das Waschen mit belebenden Essenzen, so wie alles Reiben und Bürsten blieb erfolglos.

Die trostlose Gattin hatte einen Neger zu Pferd nach dem nächst wohnenden Arzte und einen andern an General Norwood abgeschickt und Beide von der großen Gefahr unterrichtet, in der Toms Leben schwebe.

Der Bote an General Norwood erreichte Diesen nach Verlauf von kaum einer Stunde in der Stadt, wo derselbe vor dem Gasthause eine große Zahl Männer um sich versammelt hatte und über die Verhältnisse des Landes zu ihnen sprach.

Die Nachricht von dem gefährlichen Erkranken seines Sohnes traf ihn wie ein Blitz aus heiterm Himmel. Zum ersten Male in seinem Leben sah er in einem drohenden Verluste Alles auf dem Spiele stehen, und er erbebte bei dem Gedanken, seinen einzigen Sohn, ja wie es ihm oftmals schien, sein einziges Kind zu verlieren.

Doch nur für einen Augenblick gab er sich der Schwäche hin, vor dem Schicksal zu zittern, mit lauter fester Stimme rief er dem Hausknecht zu, ihm sein Pferd vorzuführen, befahl dann dem Boten, der ihm die Nachricht

gebracht hatte, zu Farland zu reiten und denselben in seinem Namen eiligst nach der Plantage zu holen und sprengte wenige Minuten später zur Stadt hinaus.

Mit Sporn und Peitsche trieb er sein Roß zu fliegender Eile an und erreichte in unglaublich kurzer Zeit das Ziel seines Rittes. Toms Gattin kam ihm händeringend und schluchzend aus dem Hause entgegengewankt und konnte kaum die Worte hervorbringen:

»Es ist vorbei, Tom stirbt!«

Ralph trat festen Schrittes, die Fäuste geballt und die feinen Lippen, wie im Zorn aufeinandergepreßt, zu dem Lager seines Sohnes und heftete seinen finstern Blick auf denselben, dann ergriff er dessen Hand und suchte nach dem Puls, der kaum noch zu fühlen war. Er sprach zu Tom, rüttelte ihn an der Schulter und versuchte, ihn aufrecht zu setzen, es war aber nicht möglich, derselbe war steif, wie ein Stück Holz und sein stierer Blick unbeweglich. Noch war kein Arzt erschienen. Ralph ließ Tom abermals bürsten, ihm heiße Decken auflegen und versuchte es, ihm warmen Thee einzuflößen, Alles blieb aber ohne Erfolg. Mit den geballten Händen in den Taschen seines Rocks und zusammengezogenen Brauen ging Ralph nun aus dem Zimmer unter die Veranda und ließ die trostlose Gattin Toms mit demselben allein. Langsam schritt er auf und nieder und schaute von Zeit zu Zeit nach dem Weg, von woher er Farland erwartete, denn in ihm sah er noch einen Hoffnungsstrahl für die Rettung seines Sohnes. Er ging aber nicht gebeugt, wie ein Vater, dem der Tod sein Kind nehmen will, aufrecht und mit trotziger

zorniger Haltung maß er die Veranda mit seinen Schritten und trat mitunter so heftig auf den Fußboden, daß das Haus zitterte. Plötzlich erblickte er an dem Ende der meilenlangen Einzäunung des Feldes, zwischen welcher und dem Walde der Weg zum Hause führte, den Schimmel Farlands, der Diesen in Galopp herantrug.

Ralph schritt von der Veranda über den Platz vor dem Hause zu dem Thor in der Einzäunung, öffnete es und erwartete dort den Kommenden.

»Ich glaube es ist zu spät, Herr Farland, Tom ist verloren,« sagte er zu Diesem, während derselbe vom Pferd sprang und mit ihm dem Hause zueilte.

Kaum trat Farland zu dem Kranken und hatte dessen Arm erfaßt, als er entsetzt zu Ralph sagte:

»Herr General, Ihr Sohn ist vergiftet und zwar, dem Anschein nach, mit Strychnin. Hülfe ist hier nicht mehr möglich.«

»Vergiftet? Himmel und Hölle – das soll Blut kosten,« schrie Ralph mit gräßlicher Stimme und rannte in das Zimmer gegenüber, von wo er nach wenigen Augenblicken mit einem verstopften Glase in der Hand zu Farland zurückkehrte.

»Hier ist das Glas mit Strychnin, dessen Inhalt wahrscheinlich zu dem Mord benutzt ist. Ich hielt es stets im Hause, um die Wölfe und Schwarzvögel damit zu vergiften. Wer aber kann die That begangen haben?« schrie er in höchster Wuth.

»Niemand anders, als Tony, die Mulattin, sie widersetzte sich, mit an die Arbeit zu gehen und da hat sie Tom

gestraft,« sagte dessen Gattin weinend und schluchzend, indem sie sich von dem Lager erhob, an dem sie niedergesunken war.

Tony war der Liebling Ralphs, und da sie schon so oft die Ursache von heftigen Auftritten zwischen ihm und seinem Sohne gewesen war, so sah er in der Behauptung Arabella's die alte Abneigung gegen die Mulattin.

»Tony, schon wieder Tony?« entgegnete Ralph mit barscher Stimme und warf der Frau einen wilden Blick zu. Dann schritt er rasch zu den Negerhütten, rief die schwarzen Aufseher derselben zu sich und ließ sich nun von diesen berichten, was heute in der Frühe mit Tony vorgefallen sei. Als er wieder in das Krankenzimmer zurückkehrte, war Tom eine Leiche.

Ohne eine Thräne im Auge blickte Ralph einige Minuten auf seinen todten Sohn, dann schritt er hinaus auf den Hof vor den Negerhütten und schwur mit den gräßlichsten Verwünschungen, daß er den Mörder zu Tode martern würde.

Farland war der Anblick des herz- und gefühllosen Mannes schauerlich und entsetzlich, er sagte ihm wenige Worte des Bedauerns und verließ ihn dann mit der tiefsten Verachtung gegen ihn im Herzen. Und nun bestieg er sein Pferd, um dessen braver, engelsguten Gattin und deren heißgeliebten Tochter den Verlust des Sohnes, des Bruders mitzutheilen. Es war die schwerste Botschaft, die er jemals im Leben auszurichten hatte.

Berenice erwartete ihn und erkannte bei dem matten Mondlicht sein weißes Pferd von Weitem. Sie eilte ihm

entgegen, schmiegte sich in seine Arme und reichte ihm ihre zarten Lippen zum Willkommen, als aber Farland schweigend mit ihr dem Hause zuschritt, erschrack sie und fragte ihn nach der Ursache seines Ernstes.

So sehr Berenice auch durch Toms Betragen gegen sie und ihre Mutter von ihm entfernt und abgestoßen worden war, so traf sie doch die Nachricht von dessen Tode unendlich schwer. Sie weinte bitterlich und würde gern noch viel mehr von ihm erduldet haben, hätte sie ihn in's Leben zurückrufen können. Noch härter aber ergriff die Schreckensbotschaft das Mutterherz. Eloise sank bei der Mittheilung Farlands zu Boden, und er mußte sie halb tragen, um sie nach dem Sopha zu führen. Tröstend und beruhigend verweilte er bis spät in die Nacht bei den Trauernden und kehrte zeitig am folgenden Morgen wieder zu ihnen zurück, um ihnen durch seine Theilnahme an ihrem Geschick ihren Schmerz zu erleichtern.

Tom ward unfern der Plantagengebäude im Walde zur Erde bestattet und das Grab mit einer hölzernen Einzäunung umgeben.

Es gingen bald darauf viele schauerliche Gerüchte durch das Land über unerhörtes Foltern und Martern, welches Ralph gegen die beim Morde seines Sohnes verdächtigen Mädchen angewandt habe; gewiß war es aber, daß keines derselben bekannte und daß auch keinem derselben das Leben genommen wurde.

Mit eiserner Unbeugsamkeit gegen das Schicksal trug Ralph den Verlust seines Sohnes, und als wolle er jenem

Trotz bieten, verwandte er nun seine ganze Aufmerksamkeit auf die dreijährige Tochter Toms, auf die kleine Blanche. Das Gefühl seiner Schuld sagte, ihm, daß Eloise und Berenice in dem ihn betroffenen großen Unglück eine gerechte Strafe für seine vielen Sünden erkennen würden, und um ihnen dies zu widerlegen, erschien er vor ihnen mit heiterem Gesicht, that gar nicht, als ob ihn besonderes Leid betroffen habe und redete über gleichgültige Dinge.

Blanche war jetzt seine fortwährende Begleiterin; er nahm sie vor sich auf den Sattel, ritt mit ihr nach Norwood's Park, hielt sie dort bei Tisch auf seinem Schooß, überhäufte sie mit Liebkosungen und scherzte und spielte mit ihr. Häufig nahm er sie auch auf seinem Pferd mit sich nach der Stadt, hielt stundenlang dort vor dem Trinkhaus und zeigte das hübsche Kind einem Jeden, der in seine Nähe kam. Er spaßte und lachte wie früher, und wenn auf Tom die Rede kam, so bemerkte er, daß derselbe seinen Tod selbst veranlaßt habe. Niemand aber sah ihn nur einen Augenblick traurig, oder niedergeschlagen, im Gegentheil, er schien in besserer Laune zu sein, als früher. Er nannte Blanche oftmals bei Fremden sowohl, als auch in Eloisens Gegenwart, seine kleine reiche Erbin und bemerkte scherzend, daß sich viele junge Männer um ihretwillen die Hälse brechen würden, wenn sie einmal sechszehn Jahre alt sein würde.

Je mehr Ralphs Betragen seine Gattin, so wie auch Berenicen von sich entfernte, um desto enger schlossen diese ihren Bund mit Farland und fanden immermehr ihr

Lebensglück darin. Er war ihr täglicher Gesellschafter, ihr Rathgeber, ihre Stütze, und im Stillen erblickten sie vertrauensvoll auch für den Nothfall einen Schutz in ihm gegen Ralph selbst. Dieser aber hatte sehr viele Gründe, nicht wieder mit Farland zu brechen, dessen großen Einfluß unter den Bewohnern des Landes, namentlich in den besseren Familien, er kannte. Hegte er auch keine große Hoffnung, ihn für seine Partei zu gewinnen, so war es doch schon von großer Wichtigkeit, ihn nicht zum Feinde zu haben, und dafür bürgte ihm der Einfluß, den seine Gattin und namentlich, wie Ralph sehr gut wußte, Berenice über ihn ausübte. Außerdem sah er in Farland eine Sicherstellung seines Hauptcapitals, seiner Sclaven, die in dem sumpfigen Walde, in welchem die Plantage lag, im Sommer und Herbst höchst gefährlichen Krankheiten ausgesetzt waren; auch kam ihm bisweilen der Gedanke, daß er selbst einmal erkranken könne, und in's Besondere hing das Leben Berenicens von ihm ab, in der er das stärkste Band zwischen sich und der gebildeten Gesellschaft der Gegend erblickte. Freilich beunruhigte es ihn oftmals sehr, wenn er sich dachte, daß Farland Berenicen zur Gattin nehmen möchte; verhindern konnte er denselben aber nicht daran, da das Gesetz ihn in solchem Falle in Schutz nehmen würde.

Ralphs einzige sichere Waffe gegen diese Verbindung war, wie er glaubte, Berenicens Enterbung, und fest war er entschlossen, diese eintreten zu lassen, sobald von der ersteren die Rede sein würde.

Er kam in dieser Zeit selten nach Norwood's Park, da die Hoffnung, eine sehr reiche Ernte zu erzielen, ihn bei der Arbeit der Sclaven hielt; wenn er aber bei seinen einzelnen flüchtigen Besuchen auf dieser Seite des Stromes Farland begegnete, so war er sehr freundlich und höflich gegen ihn, dankte ihm für die Sorge, die er auf Berenice verwende und lud ihn ein, ihn doch bald einmal auf der Plantage zu besuchen, damit er ihm die bisherigen Resultate seiner Anstrengungen zeigen könne.

Capitel 46.

Gesundheitsfülle. – Der Unbekannte. – Das Wiedererkennen. – Der Seeräuber. – Große Unruhe. – Beabsichtigte Reise. – Enterbung. – Gestörtes Glück. – Vorstellung. – Lebewohl. – Keine Nachricht. – Schreckenskunde. – Trauriges Wiedersehen. – Vergebener Trostversuch. – Der Wunsch.

Das Frühjahr erschien mit aller Pracht, aller Herrlichkeit, die es alljährlich über diese gesegneten Länder ausgießt, die Wälder schmückten sich mit frischem Laub und Blüthen, die tausendfältige Blumensaat der üppigen Grasfluren sproßte reich empor und die Ströme und Bäche klärten ihre Fluth. Die ganze Schöpfung war neu und jugendlich belebt und ihr frischer Athem wehte süß duftend über Berg und Thal.

Auch in Berenice schien das Frühjahr sich geltend machen zu wollen; in jugendlicher Gesundheitsfülle prangte wieder ihre ganze Erscheinung, ihre Bewegungen waren leicht und elastisch und ihr Blick strahlte, wie die Natur, die sie umgab, in Hoffnung und reger Lebenskraft. Jedes, auch das leichteste Gefühl von Unwohlsein hatte sie verlassen, froh und heiter begrüßte sie jeden neuen frühen Morgen, in genialer Thätigkeit verbrachte sie den Tag und süß, ungestört und erquickend war ihr Schlaf.

Mit wachsender Hoffnung für das Glück seiner eigenen Zukunft sah Farland das geliebte, angebetete Mädchen so kräftig wieder erblühen und die bangen Zweifel über die Dauer ihrer wiedererlangten Gesundheit, die ihn bisher immer noch gequält hatten, waren fast gänzlich verschwunden. Es stand nun seiner vollständigen irdischen Seligkeit, seiner ehelichen Verbindung mit Berenice, Nichts mehr im Wege und die Zeit in der sie vollzogen werden sollte, wurde von den Verlobten und von Eloisen auf den nächsten Winter festgesetzt.

Mit jedem Tag, dem die beiden Liebenden diesem Endziel ihrer Hoffnungen, ihrer Wünsche näher rückten, steigerte sich ihr Glück, und in gleichem Maße mehrte sich die Freude und Wonne, womit Eloise den aufsteigenden Stern an dem Lebenshimmel ihrer Tochter verfolgte. Beseligende Zufriedenheit lebte in ihr und mit stillem Dankgebet zu dem gütigen Lenker des Schicksals sah sie Berenice Arm in Arm mit Farland durch die kühlen Schatten der kolossalen Blüthenbäume des Parkes wandeln, oder sich mit ihm an dem silbergrauen Stamm einer der vielen prächtigen, dunkel belaubten Magnolien niederlassen, die jetzt ihre blendend weißen Riesenblumen geöffnet hatten, deren wundervoller, lieblicher Duft in der unbewegten Atmosphäre sich bis zur Erde hinabsenkte. Sie trat oftmals mit glücklichern Lächeln zu ihnen, wenn sie vor der Mittagsgluth sich in die kühlen Räume des Hauses zurückgezogen hatten und dort zusammen lasen oder zeichneten, und mit einer Thräne der Freude im Auge

lauschte sie Berenicens silberreiner Stimme, wenn dieselbe bei stiller Mondscheinnacht in dem trauten Dunkel des Parks ihren Geliebten mit ihrem Lied entzückte und die süßen Klänge der Harfe ihren Gesang umwogten.

Ungestört und in einer ununterbrochenen Kette glücklicher Tage schwanden den Liebenden und Eloisen Wochen und Monate und der Herbst hatte abermals seine Farbenpracht über die Wälder ergossen, als eines Abends Ralph aus der Stadt nach Norwood's Park zurückkehrte, um dort den kommenden Morgen abzuwarten, weil auf dem Wege von der Plantage bis zum Strome viel Wasser erschienen war.

Er hatte sich auf die Treppe des Hauses vor der Hauptallee niedergesetzt, blies den Rauch aus seiner kleinen Pfeife gedankenvoll vor sich hin und berechnete, auf welche Weise er die dreißigtausend Dollar am vortheilhaftesten anlegen sollte, die ihm ungefähr seine erzeugte Baumwollenernte einbringen mußte.

Die Nacht war schon eingebrochen, als Ralphs Aufmerksamkeit auf den dunkeln Schatten eines Reiters fiel, der in der Allee auf das Haus zugeritten kam. Nach wenigen Augenblicken hatte der Fremde die Treppe erreicht und hielt sein Pferd mit den Worten an:

»Guten Abend, Herr, kann ich die Nacht hier zubringen? Ich komme von der andern Seite des Flusses und bin durch den schlechten nassen Weg sehr aufgehalten worden. Auch ist mein Pferd müde, denn es hat heute mit mir über fünfzig Meilen zurückgelegt.«

»Steigen Sie ab und sein Sie willkommen,« erwiederte Ralph, von seinem Sitz aufstehend, und rief durch einen Pfiff auf der Faust einen Neger herbei, der das Roß des Reisenden hinwegführen mußte.

Dieser hatte Sattel und Zeug und sein ganzes Gepäck auf den Arm genommen und legte es oben auf der Treppe nieder, dann reichte er Ralph die Hand und sagte:

»Mein Name ist Dunkan und mein Geschäft, dem ich seit vielen Jahren gefolgt bin, das eines Jägers der Wildniß. Bis jetzt habe ich nur für die Eigener der Handelshäuser gearbeitet, die von der Regierung das Monopol haben, mit den Indianern zu verkehren, sie haben den Nutzen gezogen und ich bin arm geblieben. Nun will ich einmal versuchen, ob ich bei den Kaufleuten in der Stadt C... nicht bessere Preise für die Vorräthe von Häuten bekommen kann, die ich seit zwei Jahren wieder zusammengebracht habe.«

Die Stimme des Fremden berührte Ralphs Ohr, wie ein Klang aus vergangenen Zeiten, doch vergebens besann er sich auf den Namen Dunkan. Er bat ihn, sich bei ihm niederzulassen mit dem Bemerken, daß das Abendessen bald bereit sein werde und sagte dann:

»Ich sollte denken, daß Sie in C... recht gute Preise für Ihre Häute erhalten müßten. Morgen werde ich Ihnen einige Kaufleute angeben, an welche Sie sich wenden können. Was bringen Sie Neues von den Indianern, sind sie friedlich gegen die Ansiedler gesinnt?«

»Die Gewalt hält sie zurück, sonst möchten die Grenzbewohner nicht viel Ruhe vor ihnen haben,« erwiederte Dunkan.

»Wenn Sie wollen, so bin auch ich noch Frontiermann durch meine Plantage, an welcher Sie jenseits des Flusses vorübergekommen sind. Es liegt keine andere Niederlassung weiter westlich,« sagte Norwood und setzte noch hinzu: »aber die Rothhäute wagen sich doch nicht mehr so nahe heran, sie streifen weiter nach den Gebirgen hinüber.«

»Es befinden sich im Augenblick sehr viele Indianer in jener Gegend, da ungewöhnlich zahlreiche Büffelheerden weit nach Süden vorgedrungen sind. Noch gestern traf ich einen Stamm Creek-Indianer und auch Seminolen an, die auf der Jagd waren.«

»Seminolen?« fiel Ralph dem Fremden in die Rede, »kommen die so weit nach Süden herab? sie wohnen ja an dem Canadienfluß.«

»Ganz recht, dort wohnen sie, ihre Jäger aber streifen acht Monate im Jahre auf der Jagd umher und ziehen so weit südlich, als es ihnen die Ansiedelungen der Weißen gestatten.«

Ralph schwieg und war augenscheinlich in Nachdenken versunken, als ein Neger aus dem Hause trat und anzeigte, daß das Abendessen bereit sei.

»Wenn es gefällig ist,« sagte Ralph zu seinem Gaste, indem er sich erhob und ihn in den Corridor vorangehen ließ.

Mit Verwunderung sah er auf die kolossale Gestalt des Fremden, während er neben ihm der offenen Thür des Speisesaals zuschritt. Beim Eintreten in dies hellerleuchtete Gemach hatte Ralph einige Schritte nach dem Tische hingethan, wandte dann, indem er mit der Hand auf einen Stuhl zeigte, seinen Blick auf das vom Kerzenlicht beschienene Gesicht des Fremden und fuhr entsetzt vor ihm zurück. Auch auf Dunkans wettergebräunten Zügen war eine Ueberraschung nicht zu verkennen, seine dunkeln Augen hatten sich weit geöffnet und begegneten dem stieren Blick Ralphs, der auf ihn geheftet war, als stände ein dem Grabe Entstiegener vor ihm.

»Großer Gott, sei uns gnädig!« schrie in diesem Augenblick Eloise, die von der andern Seite mit Berenice in den Saal getreten war und streckte abwehrend ihre Hände gegen Dunkan aus.

Dieser aber war allein Herr des Augenblicks. »Ein Mißverständniß waltet hier ob, ich sehe, meine Erscheinung erinnert hier an eine andere Person, an die sich nicht die angenehmsten Erinnerungen zu knüpfen scheinen. Dürfte ich vielleicht nach der Ursache dieses auffallenden Erstaunens fragen?« sagte Dunkan, indem er einen leuchtenden Blick auf Eloise warf, und sich dann vor ihr verneigte. Berenice aber hatte ihren Arm um ihre zitternde, entsetzte Mutter geschlungen und führte sie aus dem Saal.

»Mein Herr!« sagte Ralph jetzt mit entschlossener Stimme und erhob sich zu seiner vollen Größe. »Ein Mißverständniß, oder besser eine unerklärliche Aehnlichkeit

zwischen Ihnen und einem längst verstorbenen Manne waltet hier ob, und wüßte ich es nicht so gut, wie tausend Andere, die Zeuge seines Todes waren, daß er nicht mehr unter den Lebenden ist, so würde ich jetzt eine alte Schuld von Ihnen fordern.«

»Sonderbar, die Aehnlichkeit muß allerdings auffallend sein. Wer war denn jener Doppelgänger von mir und wie war sein Tod, daß denselben Tausende bezeugen können?« erwiederte Dunkan, indem er gleichfalls sein Haupt entschlossen erhob und seine blitzenden Augen auf Ralph richtete.

»Flournoy war sein Name und seinen Tod fand er am Galgen. Er war Pirat und wurde in Baltimore gehangen,« entgegnete Ralph, noch immer mit einer gewissen Scheu auf den Fremden blickend.

Flournoy aber, denn dieser war es wirklich, der unter dem Namen Dunkan vor Ralph stand, lachte höhnisch und sagte:

»Wenn Tausende dem tragischen Ende jenes Herrn Flournoy beiwohnten, so muß er wohl todt sein und für seinen Geist besitze ich zu viel Fleisch und Blut. Sie dürfen sich deshalb beruhigen und auch Ihren Damen Trost einsprechen, der todte Flournoy kehrt nicht wieder in's Leben zurück.«

Von der Unmöglichkeit überzeugt, daß der Fremde der Pirat Flournoy sein könne, war Ralph dennoch nicht im Stande, das Gefühl dessen augenblicklicher Gegenwart von sich abzuwehren, welches ihm jedes Wort, jeder

Blick, jede Bewegung seines Gastes aufdrängte, er schickte zwar einen Diener zu Eloisen und ließ sie bitten, zu Tisch zu kommen, doch dieselbe ließ sich entschuldigen. Darauf nahmen Ralph und Flournoy gegeneinanderüber am Tisch Platz und Letzterer, dem seit Jahren eine solche Kost nicht geboten war, ließ sich nicht zum Essen nöthigen, während Ralph wenig genoß und die Unterhaltung führte, ohne seinen Blick von dem Ebenbild des Piraten abwenden zu können.

Nach eingenommenem Mahl reichte Ralph seinem Gast eine Cigarre und Beide nahmen vor dem Kamin Platz, in welchem ein kleines Holzfeuer flackerte.

»Ich habe mir den Namen meines gastfreien Wirthes noch nicht einmal erbeten. In den Prairien vergißt man leicht die Höflichkeit des civilisirten Lebens,« sagte Flournoy mit einer artigen Verneigung gegen Ralph.

»Ralph Norwood ist mein Name, Herr Dunkan, ich bin von Florida hierher übergesiedelt,« antwortete der General.

»Ich bedauere, daß ich Ihnen nicht auch mein Haus anbieten und Sie dort stets einer gastfreien Aufnahme versichern kann. Mein Haus ist der gewölbte Himmel über mir und mein Lager das Gras der Prairie, ein hohler Baum, eine Felsschlucht. Dankbar werde ich Ihnen jedoch stets für die freundliche Bewirthung unter Ihrem Dache bleiben,« sagte Flournoy und setzte lächelnd noch hinzu: »trotz meiner Aehnlichkeit mit jenem, noch im Tode gefürchteten Piraten.«

Je länger Ralph mit Flournoy zusammensaß, desto unheimlicher ward ihm dessen Nähe, desto deutlicher spiegelte sich das frühere jugendlich schöne Bild dieses Mannes auf dessen Zügen. Endlich erhob sich der Letztere und bat, ihm den Platz für seine Nachtruhe anzuweisen. Ralph geleitete ihn in ein reich meublirtes Fremdenzimmer und wünschte ihm einen ruhigen Schlaf. Flournoy aber war es zu eng und zu beklommen in dem kleinen Gemach, er öffnete die Thür und das Fenster, breitete seine wollene Decke auf dem weichen Teppich aus und legte sich, anstatt in das Bett, auf den Fußboden nieder. Bei dem sehr zeitigen Frühstück am folgenden Morgen fehlte Eloise mit ihrer Tochter abermals und Ralphs Erstaunen steigerte sich nun beim Tageslicht noch mehr über die auffallende Aehnlichkeit seines Gastes mit dem seiner Meinung nach längst todten Seeräuber.

Flournoy entgingen die Zweifel nicht, die sich seinem Wirthe immer lebendiger ausdrängten und er beschloß, seinen beabsichtigten Besuch in der Stadt C... auf ein anderes Grenzstädtchen weiter südlich zu übertragen, da ihm die rege Erinnerung Ralphs anfing gefährlich zu erscheinen.

Er ließ sich nach beendigtem Frühstück von ihm die Namen der Kaufleute in C... nennen und verließ ihn dann unter vielen höflichen Danksagungen, mit dem Bemerken, er wolle nun sein Glück in der Stadt versuchen. Kaum aber hatte er Norwood's Park aus dem Gesicht verloren, als er von der Straße abritt und auf weitem Umweg

durch Wald und Prairie wieder zu der Fähre zurückkehrte und von da den Weg bei Norwood's Plantage vorüber einschlug.

Flournoy war damals in Baltimore wirklich durch die Methodisten vom Galgen gerettet und heimlich durch sie fortgebracht worden. Nur in der Wildniß hatte er sich vor aller Gefahr sicher geglaubt, er war Jäger geworden und hatte nun die vielen Jahre entfernt von aller Civilisation in den westlichen Prairien zugebracht.

Nach Flournoy's Abreise trat Eloise tief erschüttert zu Ralph auf die Treppe vor dem Hause und betheuerte, daß der Fremde kein Anderer gewesen sei, als der Pirat.

Ralph hielt ihr die Unmöglichkeit hiervon vor, da derselbe ja in Gegenwart vieler tausend Menschen in Baltimore gerichtet worden wäre, Eloise ließ sich aber nicht von ihrer Ueberzeugung abbringen, bis Ralph ihr zuletzt auch seine eigenen Zweifel verrieth und beschloß, dem Herrn Dunkan nach der Stadt zu folgen. Schnell bestieg er sein Pferd und eilte nach C. . . , wie groß aber war seine Verwunderung, als dort Niemand den Jäger gesehen haben wollte. In Folge dessen eilte er nach dem Park zurück, seine Mittheilung über das Verschwinden des unheimlichen Mannes setzte Eloisen in Angst und Schrecken und Ralph trat selbst sehr besorgt seinen Rückweg nach der Plantage an. Seine Aufregung steigerte sich, als ihm der Fährmann auf dem Strome, einer von Ralphs Sclaven, benachrichtigte, daß er heute früh denselben Fremden mit seinem schwarzen Pferd nach dem andern Ufer übergesetzt, den er gestern Abend herüber gefahren habe.

Ralph erkannte nun auch den unbeschlagenen Huf des Rosses in dem weichen Boden und zwar in der Richtung nach der Plantage zu. Er beeilte seinen Ritt, erreichte seine Niederlassung, von dem Fremden hatte aber dort Niemand Etwas gesehen.

Die geheimnißvolle Erscheinung, wie auch das ebenso geheimnißvolle Verschwinden desselben setzte Ralph sowohl, als auch Eloisen und ihre Tochter in große Besorgniß und Ralph beunruhigte insbesondere der Gedanke sehr, daß durch diesen Mann sein Name und sein jetziger Wohnort den Seminolen möglicherweise verrathen werden könnte. Oftmals, wenn er allein in der Nähe seiner Plantage durch den Wald ging, oder umherritt, dachte er: wenn hinter jenem Baum plötzlich Tallihadjo, oder Tomorho hervorträte und ihn, mit der Büchse in der Hand, zur Rechenschaft zöge? Solche Gedanken bemächtigten sich seiner immer häufiger; er ging nicht mehr so weit in den Wald hinein als früher, und schlief nicht mehr bei offener Thür.

Die geerntete Baumwolle war jetzt von den Samenkörnern gereinigt und in Ballen gepackt und Ralph ließ sie nach dem, nur wenige Meilen am Flusse hinab gelegenen Landungsplatz der Dampfboote fahren, und sie von dort nach New-Orleans verschiffen.

Er selbst wollte nach dieser Stadt reisen, um seine Baumwolle zu verkaufen und hatte schon während des ganzen Sommers den Plan gehabt, Berenice mit sich zu nehmen, um dort mit ihr zu glänzen.

New-Orleans war im Winter der Sammelplatz für zahllose Geschäftsleute aus allen Theilen der Vereinigten Staaten und der Aufenthalt vieler reichen Plantagebesitzer am Mississippi, worunter namentlich die Französischen Creolen, die an feiner Bildung und vornehmer prächtiger Lebensweise wohl allen andern Amerikanern voranstehen.

Die glänzendsten Gesellschaften, Bälle, Concerte, Theater, Circusse, kurz alle derartige Vergnügungen drängen sich um diese Zeit in New-Orleans ununterbrochen und das Rasseln von Carrossen und Güterwagen, der Gesang der Matrosen, das Summen der wogenden Menschenmassen auf den Trottoirs und Musik aller Art verhallen während der Nächte nicht.

In dem gesellschaftlichen Gewühl dieser Weltstadt wollte General Norwood Berenice zeigen, um die weit und breit berühmten Schönheiten der dortigen Creolinnen neben ihr verbleichen zu sehen, und für sich selbst durch sie den Zutritt in die ersten Gesellschaften zu gewinnen.

Im November, nur wenige Wochen vor der, zu seiner Abreise bestimmten Zeit, gab er Eloisen seinen Wunsch zu erkennen, daß sie sowohl, als auch Berenice ihn nach New-Orleans begleiten möchten.

Eloise erschrack und machte Einwendungen, Ralph aber hörte nicht darauf und bat, schnell alle Vorbereitungen zur Reise zu treffen.

Am selbigen Abend theilten die geängstigten beiden Damen ihrem Freund Farland die Verlegenheit mit, in die

Ralphs Befehl sie versetzt habe, und baten ihn um seine Ansicht, um seinen Rath.

Farland war bestürzt und erklärte, daß Berenice unter keiner Bedingung nach New-Orleans reisen dürfe. Die Räume in den Dampfbooten, sagte er, wären immer noch mit dem Krankheitszunder aus der Fieberzeit des Herbstes gefüllt, und die giftige Ausdünstung der endlosen Sümpfe in der Umgebung von New-Orleans könnte in Berenicen leicht das alte, kaum besiegte Uebel wieder hervorrufen. Er beschwor diese, so wie auch Eloisen, sich dem Willen Ralphs zu widersetzen und weder auf dessen Bitten, noch auf seinen Befehl zu hören.

Dieses geschah. Eloise erklärte ihrem Gatten, daß ihre Tochter ihn nicht begleiten sollte, indem Farland den Aufenthalt in jener Stadt für Berenice als höchst gefährlich bezeichnet habe. Ralph gerieth in Zorn und Wuth und schwor, Berenice zu enterben, wenn sie seinem Willen nicht Folge leiste, ein Wort, welches ihm schon seit langer Zeit auf der Zunge geschwebt hatte. Eloise war untröstlich, die angedrohte Handlung sprach mehr aus, als nur den Verlust des väterlichen Vermögens, denn Niemand würde glauben, daß die verweigerte Mitreise nach New-Orleans die alleinige Ursache dazu gewesen sei. Zugleich aber hatte sie im Stillen die Hoffnung gehegt, daß Ralph seine Zustimmung zu Berenicens Verbindung mit Farland geben möchte, welche Aussicht gleichfalls durch ein so ernstes Zerwürfniß mit ihrem Gatten vernichtet werden mußte.

Eloise sprach abermals mit Farland darüber, theilte ihm die Drohung Ralphs mit und stellte ihm vor, wie viele böse Folgen eine solche Verfeindung mit Ralph für sie alle Drei haben würde. Farland aber blieb bei seiner Ansicht und erklärte, daß er Berenice lieber von Ralph enterbt zu seiner Gattin nehmen, als sie der Gefahr ausgesetzt sehen wolle, abermals zu erkranken.

Zum ersten Male war das Glück der Liebenden gestört und Farland wurde bei seinen Besuchen von Berenicen sowie von ihrer Mutter mit Thränen empfangen und entlassen.

Ralph blieb unbeugsam bei seinem Ausspruch und wiederholte seine Drohungen gegen Jene mit jedem Zusammentreffen mit ihnen.

Dabei tobte und fluchte er mit solcher Wuth, daß er sie Beide täglich mehr einschüchterte und ihnen zuletzt alle Kraft ihres Willens nahm. Farland bestürmte sie dagegen, fest bei ihrer Weigerung zu beharren, er theilte ihnen seinen Entschluß mit, selbst mit Ralph zu reden und ihm das Unrecht seines Verlangens vorzuhalten, Eloise aber bat ihn bei Allem, was ihm heilig, dies nicht zu thun, da er das Uebel dadurch nur noch verschlimmern würde.

Die Tage verstrichen und der Vorsatz der Damen erlag dem Befehl Ralphs, sie willigten ein, ihn zu begleiten. Die Mittheilung hiervon versetzte Farland in Verzweiflung und er beschloß, trotz der Gegenvorstellungen Eloisens, mit dem General darüber zu reden und ihm das Unverantwortliche seiner Handlung vorzuhalten.

Er ritt frühzeitig nach der Plantage und traf Ralph unweit seiner Wohnung bei der Presse, mittelst welcher durch eine ungeheuere Holzschraube Baumwolle in Ballen zusammengedrückt wurde.

»Herr General, es ist meine Pflicht mit Ihnen über die beabsichtigte Reise der Fräulein Berenice zu reden und Sie auf die große Gefahr aufmerksam zu machen, welcher dieselbe dadurch ausgesetzt werden wird,« sagte Farland nach gegenseitiger Begrüßung. »Die giftige Ausdünstung sumpfiger Gegenden ist häufig hinreichend, auch bei den kräftigsten gesundesten Menschen Geschwürbildung in den Lungen zu erzeugen, wie viel mehr bei Fräulein Berenice, die kaum von diesem höchst gefährlichen Uebel wieder genesen ist. Die Aufregung in großen Gesellschaften, der Aufenthalt zwischen vielen Menschen in verschlossenen Räumen, die gestörte Nachtruhe und die veränderte, weniger natürliche Lebensweise, Alles wird dazu beitragen, die kaum besiegte Krankheit wieder hervorzurufen, und dann, Herr General, wird keine menschliche Hülfe hinreichen, sie abermals zu heilen. Bedenken Sie die schrecklichen Vorwürfe, die Sie treffen würden.«

»Sie sind zu besorgt, Herr Farland,« erwiederte Ralph gelassen und freundlich, »New-Orleans ist in Winterzeit der gesundeste Aufenthaltsort der Welt. Ich bin überzeugt, daß die Tour Berenicen außerordentlich gut bekommen wird und es soll mir bei unserer Rückkehr große Freude machen, Ihnen durch das erhöhte Wohlbefinden

derselben zu beweisen, daß meine Ansicht die richtige war.«

»Sie irren sich, Herr General, hören Sie auf meine Warnung und laden Sie nicht eine solche Verantwortung auf sich, die Ihr und Ihrer Gattin Lebensglück vernichten kann. Ich beschwöre Sie, stehen Sie von Ihrem Vorhaben ab!«

»Das geht nicht, Herr Farland, und es ist auch keine Nothwendigkeit dafür vorhanden. Berenice wird mich begleiten,« entgegnete Ralph fest.

»Ich muß Ihnen bemerken, daß es eine unverzeihliche Rücksichtslosigkeit gegen mich sein würde, da es Ihnen bekannt ist, daß ich Viel zu der Herstellung Ihrer Tochter beigetragen habe. Es steht mir ein Recht zu, über deren Gesundheit zu wachen; einen Theil ihres neuen Lebens empfing sie von mir,« sagte Farland mit ernster Betonung.

»Bis jetzt, Herr Farland, habe ich noch über das Thun und Lassen Berenicens zu bestimmen; sie wird mit mir reisen,« antwortete Ralph heftig und setzte schnell und gelassener hinzu, »lassen Sie uns nicht über Sachen streiten, die doch nicht geändert werden. In allem Uebrigen bin ich gern bereit, Ihnen irgendwie gefällig zu sein.«

»Herr General, ist es möglich, können Sie für leidige Selbstinteressen die Gesundheit, das Leben eines edeln Wesens, wie Berenice, auf das Spiel setzen, fürchten Sie sich nicht eine schwere Sünde auf Ihr Gewissen zu laden, haben Sie denn kein Mitleid, keine Barmherzigkeit mit Ihrer Gattin, glauben Sie nicht an eine Vergeltung in

jenem Leben?« rief Farland außer sich in höchster Entrüstung.

»Scherz, Scherz, Herr Farland, Sie werden Berenice wohler zurückkehren sehen, als sie von hier abreist. Geben Sie sich weiter keine Mühe, meinen Entschluß zu ändern,« entgegnete Ralph mit unterdrückter Heftigkeit.

»So nehmen Sie zwei Morde auf Ihre Seele, denn die Mutter wird Berenice nicht überleben,« rief Farland jetzt von Zorn übermannt, sprang nach seinem Pferde, warf sich in den Sattel und jagte davon.

Der Abend vor der festgesetzten Abreise erschien und Farland sagte Berenicen mit einem Gefühl Lebewohl, als ob er von seinem eigenen Leben Abschied nähme. Schlaf kam während der Nacht nicht in seine Augen, mit dem ersten Grauen des Tages bestieg er sein Pferd und begab sich nach einem schroffen Abhang über dem Strome, etwa eine Meile unterhalb des Landungsplatzes, wo das Dampfboot lag. Dort ließ er sich unter einer einzeln stehenden himmelhohen Fichte nieder, um der Geliebten beim Vorüberfahren noch ein letztes Lebewohl zuzuwinken, die frühzeitig mit ihrer Mutter und Eva von Ralph nach dem Dampfschiff hin gefahren war.

Unglück ahnend, hielt Farland seinen Blick auf die nahe Biegung des Flusses geheftet, von wo das Boot kommen mußte. Nicht wie früher in Augenblicken des Erwartens schlug sein Herz der Geliebten froh und freudig entgegen, es hatte sich bang zusammengezogen und erbebte, wenn er das Rauschen des Dampfbootes zu hören glaubte.

Plötzlich brauste es durch den Wald, bald darauf stieg hinter der Biegung des Stromes eine dichte weiße Dampfwolke zwischen den Bäumen auf und dann schnaubte das Schiff dem Abhange zu, auf dessen Rande Farland stand. Er erkannte Berenice und ihre Mutter auf dem oberen Verdeck, er ließ sein Tuch wehen, die Geliebte sah ihn, riß ihren roth seidenen Shawl von der Schulter und beantwortete Farlands Abschiedsgrüße, indem sie das Tuch, so lange ihre Augen ihn erreichen konnten, nach ihm hin durch die Luft schwang.

Lange noch stand Farland an dem Abhang und schaute auf die Stelle, wo Berenice seinem Blick entschwand. Es war ihm, als habe er sie zum Letztenmale gesehen.

In banger Sorge und mit schwerem Herzen ließ er jetzt die Tage an sich vorüberschleichen, er suchte in der Jagd Zerstreuung und wartete sehnsüchtig auf den ersten Brief von der Geliebten, der ihm endlich nach Verlauf mehrerer Wochen zu Händen kam. Jede Zeile, jedes Wort darin sprach ihre Liebe, ihre Sehnsucht nach Farland aus, sie schilderte ihm das gewühlvolle glänzende Treiben, in welches Ralph sie geführt habe, beklagte sich, daß sie Nacht für Nacht in Gesellschaften erscheinen müsse und daß die Besuche bei ihr während des Tages gar nicht abbrächen. Zugleich sprach sie ihre Furcht aus, daß sie wahrscheinlich den ganzen Winter hier werde zubringen müssen, da Ralphs Einrichtungen darauf hindeuteten. Sie sagte, derselbe habe Equipage angeschafft, Logen in den verschiedenen Theatern gemiethet und die Kosten ihres Aufenthalts in dem Hotel monatsweise bedungen.

Dieser Brief machte Farland noch niedergeschlagener, als er es schon war, er sah daraus deutlich, daß seine Befürchtungen zur Wahrheit werden würden und daß Berenice und mit ihr sein Lebensglück den selbstsüchtigen Zwecken Ralphs als Opfer fallen müßten.

Er schrieb an die Geliebte, und beschwor sie, bei ihrer Liebe, bei ihrem beiderseitigen Glück, vorsichtig zu sein und sich den Gefahren, die sie umgaben und die er ihr wiederholt aufzählte, möglichst zu entziehen.

In jeder Woche sandte er einen, auch zwei Briefe an sie ab und Berenice schrieb häufig an Farland, wenn auch ihre Nachrichten, in Folge der noch ungeregelten Postverbindung oftmals zwei auch drei zusammen in seine Hände kamen und er dadurch mitunter während längerer Zeit nicht eine Zeile von ihr erhielt.

Die erste Hälfte des Januars war verstrichen, ohne daß Farland von Berenice gehört hätte, er suchte sich aber hierüber mit dem Gedanken zu beruhigen, daß die Briefe abermals unterwegs liegen geblieben wären. Täglich ritt er selbst nach der Stadt, um sich zu erkundigen, ob solche für ihn eingetroffen seien, aber umsonst, die letzten Tage des Monats erschienen und er hatte noch immer kein weiteres Lebenszeichen von der Geliebten erhalten.

Seine Angst steigerte sich stündlich, er war mehreremale im Begriff, mit dem ersten Dampfboot selbst nach New-Orleans zu eilen, immer aber hielt ihn die Hoffnung zurück, daß er vielleicht schon am folgenden Morgen einen Brief erhalten würde.

Am letzten Januar langte er abermals vor der Post in C... an und der Posthalter rief ihm schon aus dem Fenster entgegen, er habe einen Brief für ihn. Farland sprang vom Pferde und in das Haus hinein, empfing mit bebender Hand das Schreiben und erkannte zu seinem Schrecken in der Aufschrift nicht Berenicens, sondern ihrer Mutter Hand. Nur zu gegründet war die Angst, die ihn ergriffen hatte, denn Eloise theilte ihm in herzzerreißenden Klageworten mit, daß Berenice abermals einen heftigen Blutsturz gehabt habe und daß sie, wenn es möglich wäre, mit ihr auf dem nächsten Dampfschiff nach Norwood's Park zurückreisen würde. Zugleich sagte sie, daß ihr Gatte sie abgehalten habe, ihm früher Nachricht von ihrem Schicksal zu geben. Ein jeder Buchstabe in dem Briefe zeugte von der Verzweiflung, in der die unglückliche Frau denselben geschrieben hatte.

Wie vernichtet stand Farland vor dem Hause und hielt das Unglücksschreiben in der Hand, er hatte keinen Gedanken mehr, als den, daß sein Leben fortan in Nacht und Trauer gehüllt sein würde, er dachte nicht daran, sein Pferd zu besteigen und den Heimweg anzutreten, bis der Posthalter, der ihn einige Zeit aus dem Fenster beobachtet hatte, zu ihm trat, und ihn theilnehmend fragte, ob er eine traurige Nachricht erhalten habe?

In jener gänzlichen Abgespanntheit, welche den Menschen in schweren unerwarteten Leiden erfaßt, erreichte Farland seine Wohnung, die er während mehrerer Tage nun gar nicht verließ.

Er hatte nach dem Landungsplatz des Dampfbootes geschickt und sich dort bei dessen Agenten erkundigen lassen, wann das nächste Schiff erwartet würde, man hatte ihm aber keine Gewißheit darüber geben können. Plötzlich erschien eines Morgens Eva bei Farland und brachte ihm die Kunde, daß ihre junge Herrin vor einer halben Stunde in Norwood's Park angelangt sei. Farland fragte die Sclavin nicht nach Berenicens Befinden, er hatte es schon auf dem Gesicht der treuen Dienerin gelesen.

Der Hengst trug ihn wieder flüchtig nach der Wohnung der Geliebten, Farland fühlte aber, daß seine Kenntnisse, seine Kräfte ihr keine Hülfe mehr bringen könnten. Dennoch, als er den Eingang in den Park erreichte, den er so oft mit jubelndem Herzen durchschritten, und die Treppe wieder vor sich sah, auf der ihn die gesunde blühende Berenice stets freudig em pfangen hatte, schoß ein Hoffnungsstrahl durch seine Brust, er flog in den Corridor, öffnete die Thür, die ihn so häufig zu seinem Glücke eingelassen hatte und stand vor Berenice. Wie dem Grabe entstiegen, bleich, abgezehrt und machtlos wankte sie Farland entgegen und schmiegte sich an seine Brust; kein Wort der Freude, kein Ton der Klage kam über ihre farblosen Lippen, nur die Thräne, die ihren, zu dem Geliebten erhobenen, noch immer wunderbar schönen Augen entquoll, schien Vergebung von ihm erbitten zu wollen. Der erste Blick auf Berenice hatte Farland gesagt, daß sie rettungslos für ihn verloren sei; er suchte sich zu ermannen, sie sollte Hoffnung auf seinen Zügen lesen, er wollte ihr sagen, daß er sie abermals dem frischen Leben wieder

geben könne, aber seine Kraft, sein Wille erlag vor dem Bilde schneller Vergänglichkeit, welches vor ihm stand.

Mit aller ihr zu Gebote stehenden Macht hatte Berenice sich aus dem Sopha erhoben und war Farland entgegengegangen, um ihm stärker zu erscheinen, als sie war, jetzt aber verließen sie ihre Kräfte und sie sank matt in seinen Arm, in dem er sie halb tragend nach dem Sopha brachte.

Sie hatte ihre nächste Zukunft deutlich auf Farlands Zügen erkannt, sie fühlte es, daß er keine Hoffnung für sie hatte, und sank mit den Worten gegen seine Brust: »Laß mich wenigstens in Deinem Arm sterben.«

Jetzt kam Farland zu sich selbst, er suchte Berenicen Trost einzureden, erinnerte sie daran, daß sie früher noch viel kränker gewesen sei und daß sie guten Muthes sein müsse. Berenice jedoch schüttelte ihr schönes Haupt und sagte mit einem wehmüthigen Lächeln: »Gedenke des Pflaumenbaums.«

Eloise war absichtlich fern geblieben, sie wollte durch ihre Thränen ihrem Kinde nicht das Herz noch schwerer machen, als aber Farland aus dem Zimmer trat, um nach seiner Wohnung zu reiten und Arznei für Berenicen zu holen, harrte sie seiner vor der Thür und führte ihn in den Saal, um Tod oder Leben von seinem Munde aussprechen zu hören. Farland machte ihr einige Hoffnung, doch nur so Viel, daß sie langsam auf das Schlimmste vorbereitet wurde. Eloise wollte in Thränen vergehen, sie schluchzte und jammerte und klagte sich selbst an,

daß sie durch ihre Zustimmung zu der Reise das trostlose Schicksal ihrer Tochter herbeigeführt habe. Wie gern hätte sie Berenice jetzt enterbt gesehen und hätte arm mit ihr Haus und Hof verlassen, hätte sie ihr die Gesundheit dadurch zurückgeben können!

Farland eilte nach Hause, bereitete die nöthige Arznei für Berenice und kehrte damit eilig zu derselben zurück.

In rastloser Thätigkeit bot er all sein Wissen, alle seine Erfahrung auf, um der rasch vorwärts schreitenden Krankheit eine Grenze zu setzen, umsonst, die Kräfte Berenicens sanken zusehends und rasch nahete sie ihrem Ende. Sie war nicht an ihr Lager gebunden, sie ging von einem Zimmer zum andern, begab sich an milden Abenden auf die Treppenhöhe vor das Haus, um dort den letzten Liedern der Vögel zu lauschen und ihren gedankenvollen sinnenden Blick auf die scheidende Sonne zu heften, und täglich fuhr sie langsam im Wagen in dem nahen Wald umher, um dem unwiderstehlichen Drange nach der freien Luft zu genügen. Eines Morgens gab sie Farland den Wunsch zu erkennen, gegen Abend über den Strom und nach der Plantage zu fahren, da sie sich darnach sehne, die prächtigen Bäume des Urwaldes, durch welchen der Weg führe, wiederzusehen, und fragte ihn, ob er ein Bedenken dabei habe, wenn sie während der Nacht auf der Plantage verweile und erst am folgenden Morgen nach dem Park zurückkehre. Noch einmal, sagte sie, wünsche sie den Scheideblick der Sonne durch den hohen Wald funkeln und diesen dann in Nacht versinken zu sehen.

Farland wandte Nichts dagegen ein, er erfüllte so gern jeden von Berenicens Wünschen, und die Fahrt konnte die, ihr nur noch knapp zugemessene Lebenszeit nicht noch mehr verkürzen. Er selbst kehrte Nachmittags nach dem Park zurück, um Berenice noch vor dem Antritt der Fahrt zu sehen, auf welche dieselbe sich so ungemein freute. Eloise und Eva begleiteten sie, Farland gab ihnen das Geleit bis zu dem Strome, und sah sie glücklich an dessen jenseitigem Ufer landen. Dann lenkte er sein Roß am Fluß hinunter zu einer ihm befreundeten Pflanzerfamilie, die seine Hülfe für ein schwer erkranktes Kind angerufen hatte. Diese Farm lag acht Meilen von Farlands Wohnung entfernt, so daß er erst noch spät Abends dorthin zurückkehrte.

Capitel 47.

Der nächtliche Ritt. – Das Krankenzimmer. – Sehnsucht. – Das Hellsehen. – Das nahende Ende. – Gefühllosigkeit – Trostlosigkeit. – Grausamkeit. – Wiedererwachen. – Verzweiflung. – Das Gewölbe. – Das Begräbniß. – Freundschaft. – Das geängstigte Roß. – Die Grabstätte. – Die Trauernde. – Das gebrochene Herz.

Ermüdet und vom Schicksal niedergebeugt, saß Farland vor dem Kaminfeuer und schaute, in trübe Gedanken versunken, in die Flamme, während die Quadrone das Abendbrod auf den Tisch trug und ihren theilnehmenden wehmüthigen Blick nach ihrem traurigen Herrn richtete.

Plötzlich erschallte ein lautes ›Hallo!‹ vor dem Hause, Farland sprang erschrocken auf, Berenice, die seine Gedanken beschäftigt hatte, stand nach ihm verlangend vor seinem Geiste, er rannte aus der Thür unter die Veranda und fragte in die Dunkelheit hinaus: Wer da sei?

»Fräulein Berenice ist sehr krank geworden, Herr Farland, sie läßt Sie bitten, eiligst zu ihr nach der Plantage zu kommen,« rief der Eilbote und trat durch die Einzäunung auf Farland zu.

»Reite zurück nach dem Strome und sorge, daß der Fährmann sich bereit halte, mich überzusetzen,« befahl Farland dem Boten und rief dann seinem Negerburschen zu, ihm schnell den Hengst zu satteln.

Nach zehn Minuten schon trieb er sein Roß in fliegendem Lauf über die Prairie und dann auf der rohen Straße der Fähre zu, die seiner am Flusse harrte. Bald hatte er dessen anderes Ufer erreicht, wo ihn in dem, zum dunkeln Himmel aufstrebenden Walde die tiefste Finsterniß umfing. Er konnte kaum einen Weg erkennen, demohngeachtet drückte er dem braven Pferd die Sporn in die Seiten und überließ sich seinen flüchtigen sichern Hufen.

Das Gebäude auf der Plantage, in welchem Ralph lebte, bestand aus zwei Theilen, das heißt aus zwei, zehn Fuß von einander entfernt stehenden Blockhäusern, welche durch ein gemeinsames Dach und durch eine Veranda mit einander verbunden waren, so daß der offene Raum zwischen ihnen weder von den Sonnenstrahlen noch durch Regen erreicht werden konnte. Die Thüren dieser beiden Häuser, deren ein jedes nur aus *einem* Zimmer bestand, führten in den Durchgang zwischen ihnen, während ihre kleinen Fenster nach Vorn unter die Veranda zeigten. Beide Zimmer waren durch Kaminfeuer erleuchtet, deren Lichtschein durch die offenen Thüren in die Passage fiel und auch die kleinen Glasscheiben der Fenster erhellte.

In der Mitte des einen Zimmers ruhte Berenice auf einem Bett, welches so niedrig war, daß man es, um Raum zu gewinnen, unter ein anderes in der Ecke der Stube stehendes schieben konnte.

Auf ihren eingefallenen Wangen lag ein scharf begrenztes frisches Roth, zwischen ihren dünnen geöffneten Lippen sahen ihre wundervollen weißen Zähne hervor, und in ihren großen dunkeln Augen war eine auffallende Gluth, Unruhe und Angst nicht zu verkennen. Die Fülle ihres gelösten Haares ruhte in schweren Locken zu beiden Seiten ihrer Gestalt auf dem weißen Ueberzug ihres Lagers und wurde ihr bei ihren rastlosen Bewegungen oftmals hinderlich.

Eloise saß an ihrer Seite auf dem Bett und war bemüht, sie bei den häufigen Veränderungen ihrer Lage zu unterstützen, während sie sich Gewalt anthat, die Thränen vor ihr zu verbergen, die sich ununterbrochen nach ihren Augen drängten. An dem obern Ende des Bettes stand Arabella, die Wittwe Toms, legte das Kopfkissen immer wieder zurecht, wenn Berenice es in ihrer Unruhe verschoben hatte und war ihr schnell behülflich, wenn sie sich aufsetzen wollte.

Ralph stand unbeweglich neben dem Kamin an die Wand gelehnt, wo ihn der Lichtschein nicht treffen konnte und hielt seinen finstern Blick auf Berenice geheftet, als zähle er die schnellen kurzen Athemzüge, die ihre Brust noch bewegten. Nur, wenn deren ungewöhnlich glänzende Augen sich seitwärts nach ihm hinrichteten und das Feuerlicht den dunkeln Schatten, der sie umgab, noch deutlicher zeigte, sah er schnell anderswo hin, denn ihr Blick enthielt eine furchtbare Anklage gegen ihn. Dennoch wich er nicht von seinem Platz und schien jedes

Wort, welches Berenice mit matter Stimme zu ihrer Mutter sagte, mit größter Aufmerksamkeit und Spannung zu überwachen.

Arabella begab sich von Zeit zu Zeit in das Zimmer an der andern Seite des Durchganges, um nach ihrer schlafenden Tochter zu sehen, dann trat aber sogleich Eva an ihre Stelle und zeigte ihrer jungen Herrin durch ein leises Wort, oder durch einen Strich mit der Hand über deren Haupt ihre Nähe an.

Plötzlich, wie wenn ihre Lebensflamme neue Nahrung erhalten hätte, richtete sich Berenice auf und sagte mit bewegter Stimme und einem Blick, nach ihrer Mutter gerichtet, aus dem Freude, Glück und auch Hoffnung schimmerte:

»Farland kommt, jetzt wird es mir besser!«

»Er wird sicher kommen, meine Berenice, Du weißt es, für Dich würde er die ganze Welt verlassen,« antwortete Eloise und neigte ihren Mund auf die Hand ihrer Tochter, um die Thränen zu verheimlichen, die ihren Augen entquollen.

»Geh, Eva, und trage unserm Kutscher auf, Farland das Pferd abzunehmen und es gut zu verpflegen, er reitet jetzt sehr rasch durch den Wald daher,« sagte Berenice zu der Sclavin und winkte ihr mit einer leisen Bewegung der Hand.

»Herr Farland ist noch nicht unterwegs, kaum kann unser Bote sein Haus erreicht haben,« fiel Ralph zu Berenicen gewandt ein.

»Er jagt jetzt über die zweite Brücke im Walde, sein Pferd erkennt den Weg. Geh, Eva,« sagte Berenice ungeduldig und warf einen Blick des Vorwurfs auf Ralph.

»So will ich selbst gehen und einen Wärter für sein Pferd herbeirufen,« erwiederte Jener und schritt hinaus unter die Veranda, nur um Berenicen den Willen zu thun, deren Worte er für Erzeugnisse ihrer Fieberbewegungen hielt.

Es war eine sehr dunkele Nacht, obgleich die Sterne hell funkelten, Ralph stand mit verschränkten Armen, horchte einen Augenblick nach dem Walde hin, von woher Farland kommen sollte, versank aber im nächsten Moment in Gedanken, die sich um die Interessen seiner eigenen Person bewegten.

Nach einer Weile hörte er Eloisen zu ihrer Tochter reden und schritt nun rasch wieder in das Zimmer an das Kamin.

»Will denn Niemand das Thor für Farland öffnen? jetzt sprengt er an dem Feld herauf und wird in wenigen Minuten hier sein. Eva, sorge für das Pferd,« sagte Berenice, indem sie sich mit Anstrengung auf ihren Arm stützte und Ralph einen zürnenden Blick zuwarf.

»Ich hörte keinen Ton eines jagenden Pferdes, und die Nacht ist todtstill. Doch wenn es Dir Freude macht – –« entgegnete Ralph, indem er abermals der Thür zuschritt.

»Jetzt reitet Farland zu dem Thor heran,« hörte er noch im Hinausgehen Berenice sagen und that kaum den ersten Schritt in den Durchgang des Hauses, als die eiligen

Hufschläge eines Pferdes von der Straße her zu seinen Ohren drangen.

Ueberrascht lief er nach dem Thor, öffnete es und Farland sprang vor ihm von seinem Hengste ab. Dann warf er die Holftern über seinen Arm, breitete seine Satteldecke über das dampfende Thier und gab dessen Zügel mit der Weisung an Eva, sie solle das Roß herumführen lassen.

»Sonderbar, Berenice hat Sie kommen sehen, Herr Farland,« sagte Ralph zu ihm, doch Jener hörte ihn nicht und eilte in das Zimmer.

»Gottlob!« sagte Berenice mit einem aufstrahlenden Blick und hielt Farland ihre Hand entgegen; Eloise war aufgestanden und ihre Tochter gab ihm durch den Druck ihrer Hand zu verstehen, er möge sich an deren Stelle niederlassen. »Gottlob!« wiederholte Berenice, indem sie auf das Kissen zurücksank, »jetzt erhole ich mich wieder.«

Farland hatte seine Finger an ihren kalten feuchten Arm gelegt und erkannte in dem kaum noch fühlbaren Zittern ihres Pulses, daß derselbe bald ganz aufhören würde zu schlagen. Berenice aber sagte leise zu ihm:

»Du fehltest mir, Farland, ohne Dich wäre mein Leben bald erloschen. Schon athme ich freier und meine Kräfte kehren wieder.«

In diesem Augenblick trat Ralph ein und Farland ging zu dem Tisch, auf welchem er die Holftern mit den Medicamenten niedergelegt hatte. Er träufelte belebende Tincturen in einen Theelöffel und reichte sie Berenicen, während Ralph verwundert nach der selben hinblickte,

denn sie schien ihm neu belebt. Farland mußte sich wieder bei ihr niederlassen, er hielt ihre Hand in der seinigen und überwachte ihren Puls und ihr Athmen.

Die Arznei verfehlte die gehoffte Wirkung nicht, der Lebensfunken in Berenice flammte noch einmal auf, ihr Puls begann wieder kräftiger zu schlagen und die beängstigende Unruhe hatte sie verlassen.

Es war aber nur ein Aufflackern ihres fliehenden Lebens, bald begannen die künstlich hervorgerufenen Kräfte wieder zu sinken und Farland mußte die Gabe wiederholen.

Nach Verlauf von einigen Stunden erhob er sich und ging hinaus, um nach seinem Pferde zu sehen, da schritt Ralph rasch hinter ihm her unter die Veranda und sagte zu ihm:

»Herr Farland, ich bin erstaunt, Berenice erholt sich wieder.«

»Geben Sie keiner Hoffnung Raum, ihre Lebensfrist ist nach Stunden abgemessen,« erwiederte Farland tief ergriffen.

»Sind Sie dessen gewiß?«

»Leider ganz zweifellos gewiß, Berenice wird nie wieder die Sonne aufgehen sehen.«

»Ist das der Fall, so sollten Sie Barmherzigkeit an ihr üben und ihr das Ende erleichtern. Geben Sie ihr eine tüchtige Dosis Opium, damit sie in Schlaf verfällt und träumend in die Ewigkeit geht,« sagte Ralph mit dringendem Ton und augenscheinlichem Interesse.

»Herr General Norwood!« – antwortete ihm Farland, mit Abscheu sich von ihm abwendend.

»Wenn sie doch sterben muß, so wäre es ja besser –« fuhr Ralph fort.

»Jede Secunde, um die ich das Bewußtsein Berenicens verlängern kann, ist mir heilig,« fiel ihm Farland in die Rede, rief dem Wärter seines Pferdes zu, dasselbe in den Stall zu führen und eilte dann rasch zu Berenicen zurück.

Eloise suchte Farlands Blick zu begegnen, um die Hoffnung zu bestätigen, welche das augenblicklich so auffallend belebte Aeußere ihrer Tochter in ihr Herz goß. Farland hatte es bemerkt und vermied, Eloisen anzusehen, als er aber wieder nach dem Tische ging, um durch Arznei die Lebensgeister Berenicens von Neuem anzufachen, trat sie an seine Seite, sah thränenschweren Blicks und ihre gefalteten Hände vor ihrer Brust ringend, zu ihm auf und flehte ihn schweigend an, sie die Wahrheit über Berenicens Lage wissen zu lassen.

Farland wollte das Herz brechen, er durfte der Mutter keine Hoffnung geben, und konnte es auch nicht über sich gewinnen, ihr das nahe Ende ihrer Tochter zu verkünden. Er schwieg, suchte unter den vielen Gläsern, die sich in den Holftern befanden, und las bei dem matten unstäten Lichte, welches von dem Kamin bis zu dem Tische drang, die Aufschriften auf denselben.

In diesem Augenblicke trat Ralph in das Zimmer, sah schnell nach Farland und seiner Gattin hinüber, welche Beide ihm den Rücken zuwandten, richtete seine unheimlich bewegten Augen auf Berenice, die ermattet auf

das Kissen zurückgesunken war und trat dann, wie zu raschem Entschluß gekommen, schnell an ihr Lager. Er beugte sich nahe über sie nieder, weckte sie durch plötzliches Ergreifen ihrer Schulter aus ihrem Schlummer und sagte mit ernster mahnender Stimme zu ihr:

»Berenice, Du bist im Sterben, – keine menschliche Hülfe rettet Dich vom Grabe – bete zu Gott, auf daß er Deiner Seele gnädig sein möge!«

Berenice fuhr bei diesen Worten Ralphs, mit denen er ihr den Brillantring vom Finger zog, entsetzt zusammen, statt Farlands tröstendem Blick, sah sie die fürchterlich stieren Augen Ralphs auf sich gerichtet, ihr Athem stockte, ihre Glieder zuckten und der Ausdruck des Todes legte sich über ihre Züge.

Mit einem Schrei der Verzweiflung stürzte in demselben Moment Eloise nach dem Lager hin, riß Ralph von demselben zurück und fiel regungslos über Berenice nieder.

Die Gewalt, die Farland dieser zur Hülfe trieb, war stärker, als die Entrüstung, die das Ungeheuere von Ralphs That in ihm erzeugte, er hob Eloisen auf, überließ sie den Armen Evas und ergriff die Hand der regungslosen Berenice. Ihr Puls hatte aufgehört zu schlagen, kein Athemzug bewegte mehr ihre Brust und ihre Augen waren gebrochen. Alle Mittel, alle Versuche, sie in's Leben zurückzurufen, blieben diesmal vergebens, Berenice hatte diese Welt gegen eine bessere vertauscht.

Farland schloß die Lider der theuern Verblichenen und wankte von dem Lager hinweg der Thür zu, ohne zu wissen, wohin er ging, oder was er that, während Eloise sich den Armen der Sclavin entwand, neben ihrem entschlummerten Kinde niederfiel und das Haus mit ihren Jammertönen, mit ihren Wehklagen erfüllte.

Farland hatte die Veranda erreicht, dort erkannte er in dem wenigen Licht, welches durch das Fenster drang, seine gewirkte rothe Decke, die der Neger mit dem Sattel von seinem Pferd genommen und hierher getragen hatte, er konnte sich nicht länger aufrecht erhalten, seine Glieder verloren alle Macht, seine Gedanken verwirrten sich, wie bei eintretendem Schlaf und er sank bewußtlos auf die Decke nieder. Nur ein dumpfes Gefühl seines grenzenlosen Unglücks war ihm geblieben und schreckte ihn von Zeit zu Zeit für einen Moment aus seiner Abspannung auf, dann aber umgab seinen Geist abermals tiefe Nacht und verschlang jeden lichten Gedanken.

Mehrere Stunden lang hatte er hier gelegen, als er plötzlich auffuhr und die Erinnerung in ihm wiederkehrte.

Berenice war todt, das war das Schreckenswort, welches sein Herz zerriß und seine Nerven wie mit eisiger Kälte lähmte. Er wankte zu dem Sterbegemach zurück. Nicht ohne einen letzten Abschied von Berenice konnte er scheiden, noch einmal mußte er ihre theuern Züge sehen, noch einmal bei ihr niedersinken und ihre Hand mit seinen Thränen benetzen. Er wankte der Thür zu, aus der jetzt ein blendend heller Lichtschein hervordrang, die

Neger, die sich hier gesammelt hatten, wichen zur Seite aus, er trat in den Eingang und fuhr, bis in das tiefste Innere seiner Seele erschüttert, zurück.

Berenice lag schon auf dem Paradebett, das weiße Tuch, das ihren Körper bedeckte, war mit Rosen überstreut, eine weiße Centifolie sah aus den glänzenden Locken ihres Haares hervor und eine ebensolche lag zwischen ihren gefalteten Händen auf ihrer Brust. Zwölf Negerinnen in weißen Kleidern umstanden, wie Bildsäulen im Kreis das Lager ihrer jungen Herrin und hatten bei dem hellen Schein der Kerzen, die sie unbeweglich in der Hand hielten, ihre dunkeln, in Thränen überströmenden Augen auf die Verblichene geheftet. Erbebend und wie selbst von dem Tode erfaßt, schaute Farland auf sein Lebensglück, das erstorben hier vor ihm lag und erkannte dann erst die am Fuße des Lagers in Gram zusammengesunkene Eloise in den Armen der tröstenden treuen Eva.

Er trat nun zu der Geliebten hin, hatte ihre kalte Hand ergriffen und hielt eine lange Zeit seinen Blick auf Berenicens Marmorbild geheftet. Auch im Tode war sie noch wunderbar schön, der Ausdruck milder Ergebung hatte sich über ihre Züge verbreitet und gab ihr das Ansehen eines schlafenden Engels. Noch einen Kuß mußte Farland der Geliebten seines Herzens zum Abschied reichen: er neigte sich zu ihr nieder, seine Lippen berührten die ihrigen und plötzlich hoben sich langsam die festgeschlossenen langbewimperten Lider ihrer Augen. Entsetzt schreckte Farland auf, denn er hielt eine Todtenhand in der seinigen, der Blick Berenicens aber folgte

seiner Bewegung, er belebte sich mehr und mehr und nahm bald seinen natürlichen seelenvollen innigen Ausdruck an.

»Berenice, meine einzige, meine theuere Berenice!« schrie Farland der anscheinend in's Leben zurückkehrenden Geliebten zu und senkte abermals seine Lippen auf die ihrigen. Ihr Mund aber blieb starr und kalt und gab ihm den Kuß nicht zurück.

Eloise war bei dem Ausruf Farlands aus ihrer Abgespanntheit erwacht und ergriff in ihrer Seligkeit, als sie die geöffneten Augen Berenicens erblickte, deren Hand, die Marmorkälte aber, die sie berührte, durchschauerte sie und sie trat zitternd zurück, während ihre Augen an dem Blick ihres Kindes hingen.

Auch Farland durchrieselte es eisig; die Seele Berenicens spiegelte sich klar und wie im Leben auf deren dunkeln weitgeöffneten Augen, doch ihr Körper blieb starr und eisig kalt und trug die Farbe des Todes.

In der nächsten Minute aber begann ihr Blick wieder zu ermatten, langsam senkten sich ihre Lider und bald waren ihre Augen abermals fest geschlossen.

Vergebens suchte Farland nach einem Lebenszeichen in der Entschlafenen, er brachte einen Spiegel nahe vor ihren Mund, um zu sehen, ob dessen reine Fläche durch einen Hauch getrübt würde, er wandte alle ihm zu Gebote stehenden Lebensmittel an, umsonst, der unerbittliche unzweifelhafte Tod hielt sie umfaßt.

Der Schmerz trieb ihn fort von hier, er ergriff seine Holftern, warf noch einen letzten innigen Blick auf die

theuere Hülle, mit deren Geist sein Lebensglück entflohen war und stürzte aus dem Zimmer in die Nacht hinaus und nach seinem Pferde.

Auf flüchtigen Füßen trug ihn dasselbe von der Plantage in den Wald, als der erste helle Streif am östlichen Himmel den nahenden Morgen verrieth und die erwachenden Vögel leise zu zwitschern begannen. Kaum dämmerte der Tag, als er in der Fähre das jenseitige Ufer des Stromes erreichte und nun sein Pferd der Farm zulenkte, wo man für das kranke Kind auf seine Hülfe sehnsüchtig wartete. Farland fand jedoch dasselbe, wenn auch noch nicht ganz außer Gefahr, doch sehr gebessert. Er machte neue Verordnungen und bat dann den Pflanzer um ein Lager, wo er einige Stunden ungestört ruhen könne.

Er war geistig und körperlich so völlig abgespannt, daß seine Kräfte ihn jetzt plötzlich verließen und er keines Gedankens mehr mächtig war. Er warf sich auf das Lager nieder, versank in einen betäubten Zustand zwischen Schlafen und Wachen und konnte sich erst wieder darauf ermannen, als die Sonne schon versunken war. Nun gab er dem Vater der Kranken Arzneien und Vorschriften für mehrere Tage, bestieg sein Pferd und überließ es demselben, den Heimweg zu finden.

Am frühen Morgen dieses selbigen Tages ritt General Norwood von einigen zwanzig Negern begleitet nach

dem Park, um dort ein Grabgewölbe über der Erde erbauen zu lassen, in welches er die irdischen Reste Berenicens beisetzen wollte. Auch selbst im Tode sollte sie noch für ihn glänzen.

Das Gebäude wurde aus rohem Sandstein mit starken Mauern aufgeführt, es wuchs während des Tages rasch über der Erde empor und stand schon in der folgenden Nacht zum Empfang der Verblichenen bereit. Ralph beabsichtigte über diese rohe formlose Arbeit ein Denkmal erbauen zu lassen, welches auf weithin in der Umgegend sichtbar sein sollte.

Am nächsten Tage bewegte sich ein langer Zug von der Plantage her, voran ritt General Norwood, ihm folgte der Wagen, auf dem Berenice im Sarge ruhte, ihm schlossen sich die vielen Neger Norwood's zwei und zwei an. Eine große Menschenzahl sowohl aus der Umgegend, als auch aus der Stadt war bereits in Norwood's Park versammelt, um der gefeierten, allgemein geliebten Berenice die letzte Ehre zu erweisen.

Der Sarg wurde vor dem Gewölbe geöffnet, so daß Jedermann der Geschiedenen Lebewohl sagen konnte, der Geistliche hielt eine ergreifende Rede und dann wurde Berenice mit offenem Sarge in die Gruft geschoben. Sofort begaben sich die Neger daran, das Gewölbe zu vermauern und Ralph führte die hier versammelte Menge in sein Haus und bewirthete sie dort auf's Freigebigste.

Er sprach laut zu der Versammlung über die beiden schweren Verluste, die ihn in einem so kurzen Zeitraum

betroffen hätten und bemerkte, daß er, wenn er es aufrichtig sagen solle, eigentlich mehr durch den Tod Berenicens, als durch den seines Sohnes ergriffen worden sei. Dabei nöthigte er seine Gäste, sich zu den guten Getränken zu verhelfen, die er ihnen bot und fuhr sich häufig mit der Hand, an deren kleinem Finger der Brillantring Berenicens blitzte, durch das Haar.

Eloise war nicht bei der Beisetzung ihrer Tochter zugegen, sie lag bewußtlos auf deren Sopha und Eva war weinend jammernd bemüht, sie aus ihrer Betäubung zu erwecken.

Farland war auch nicht zugegen, er befand sich in seinem Hause bei geschlossenen Jalousien; das Licht des Tages war ihm unerträglich, es schien ihm, die Nacht, die seine Seele umgab, noch mehr zu verdunkeln. Bald versank er in dumpfes Hinbrüten, glaubte die äußerste Grenze menschlichen Unglücks und Elends erreicht zu haben und ergab sich macht- und willenlos seinem Schicksal, dann wieder mußte er seinem Schmerze Luft machen, er jammerte und wehklagte laut und rang die Hände, kein Seufzer aber und keine Sehnsuchtsthräne konnte ihm die Geliebte zurückbringen.

Der Tag schwand und die Abenddämmerung war eingebrochen, als Farland die Fenster und Thüren öffnete, um die kühlere Luft einzulassen. Da erschien Frank Arnold, der väterliche Freund, bei ihm, um Theil an seinem Schmerz zu nehmen und ihn zu trösten, denn auch er hatte von Berenicens Schicksal gehört und kannte das Verhältniß Farlands zu derselben genau, wenngleich er

sowohl, wie Dieser, es stets vermieden hatte, darüber zu reden. Jetzt aber bedurfte der Freund seines Beistandes, seiner und der Seinigen Theilnahme und er war gekommen, um ihm Beides zuzusichern. Er drang in Farland, auf einige Wochen zu ihm zu ziehen und ausschließlich in seiner Familie zu leben, da deren häusliches Glück nicht verfehlen könne, Ruhe und Friede in sein Herz zu gießen, Farland aber sah darin das Bild der unbegrenzten Seligkeit, die ihm mit Berenice geraubt war. Er dankte Arnold herzinnig für seine Freundschaft, weigerte sich aber, mit ihm zu reiten. Rastlos und sich seinem Schmerz überlassend, verbrachte er auch die Nacht und der Morgen fand ihn auf- und niederschreitend unter der Veranda.

Da sprengte Fürstenstein, sein alter bewährter Gefährte, zu dem Hause heran und bat ihn auf's Dringendste, sofort mit ihm zu reiten, weil sein ältester Knabe schwer erkrankt sei. Fürstenstein war ihm stets ein treuer Freund gewesen und hatte ihn einst bei einem Angriff durch Indianer mit seinem eigenen Körper gegen deren Pfeile geschützt, er hatte allen Anspruch auf Farlands Freundschaft und weckte ihn durch seine Bitte schnell aus seiner willenlosen Abgespanntheit.

Neone mußte Frühstück auftragen, der Hengst wurde gesattelt und ehe eine Stunde vergangen war, folgten die beiden Freunde einem alten Indianerpfad, der in gerader Richtung zu Fürstensteins Niederlassung führte. Das Kind desselben war von einem heftigen Wechselfieber befallen worden, sein Zustand aber beunruhigte Farland nicht, da der Verlauf dieser Krankheit hier zu Lande

ziemlich gleichförmig und bei zeitig angewandten richtigen Mitteln nicht gefahrbringend ist. Er gab Fürstenstein die nöthige Arznei nebst Vorschriften für die nachhaltige Behandlung des Kindes und verweilte bei ihm, bis die Sonne sich zu neigen begann. Dann aber, trotz aller Gegenvorstellungen, bestieg er sein Pferd wieder, um den Heimweg anzutreten, weil die Tochter jenes Pflanzers, die er in der Behandlung hatte, möglicherweise seiner Hülfe bedurfte. Er beeilte den Lauf seines Hengstes, um noch das matte Licht des neuerschienenen Mondes bei seinem Ritt durch den hohen Wald zu benutzen, und die offene Straße zu erreichen, weil in der Dunkelheit der Fußpfad zu schwer zu erkennen war.

Die Sichel des Mondes senkte sich schon zu dem dunkeln Kamme der Gebirge im Westen hinab, als er den Fuß des Berges erreichte, auf dem der Pflaumenbaum stand.

Mit der Höhe, die jetzt sein Pferd erklommen, erschienen vor Farlands Seele alle die glücklichen Erinnerungen, die an diese Stelle sich knüpften, und um so tiefer fühlte er den unnennbaren, grenzenlos schmerzlichen Verlust, der ihn betroffen, sein blutendes Herz zog sich krampfhaft zusammen und sein trauernder Blick spähte durch das matte Mondlicht nach dem Pflaumenbaum, dem Zeugen seiner verlornen Seligkeit.

Er hatte die Zügel auf den Nacken des Rosses fallen lassen und war langsam dem Baum, auf dessen Stamme der Schein des Mondes lag, bis auf vierzig Schritt nahe gekommen, als der Hengst plötzlich einen weiten Satz seitwärts that, sich umwandte und davonjagen wollte.

Farland, durch das ganz ungewöhnliche Betragen des braven, sonst vor Nichts scheuem Thieres überrascht, verkürzte die Zügel, riß es herum und trieb es durch die Sporen abermals dem Pflaumenbaum zu. Schnaubend und widerstrebend sprang der Hengst in kurzen Sätzen vorwärts, fuhr aber, seine Ohren nach dem Baume hin spitzend, abermals zurück und weigerte sich hartnäckig, dem Willen seines Reiters zu folgen. Farland wurde heftig, er nahm das Roß fest zwischen Schenkel und Zügel, stach ihm die Sporen in die Flanken und hieb es mit der Peitsche über den Rücken.

Das Thier, wie zur Verzweiflung gebracht, hob sich wiederholt steil empor und als Farland es noch schärfer antrieb, senkte es, zitternd sich zurücklegend, das Hintertheil bis nahe auf die Erde und hielt seinen Kopf nach dem Pflaumenbaum gerichtet. Die Peitsche seines Reiters brachte es wieder hoch, nun aber, allen Gehorsam verweigernd, setzte es mit wilden Sprüngen seitwärts dem Walde zu und jagte in so rasender Flucht in weitem Bogen um dem Pflaumenbaum, daß Farland sich kaum im Sattel zu erhalten im Stande war. Erst als er an dem Abhang des Berges die Straße abermals erreichte, wurde er Herr des geängstigten Pferdes und die Worte Berenicens, in Bezug auf den Baum, klangen ihm jetzt wieder hell durch die Seele.

Er erreichte in tiefer Dunkelheit seine Wohnung, das unerklärliche Ereigniß aber, welches ihm auf der Höhe

begegnet war, hielt die Ruhe trotz seiner großen Müdigkeit noch lange von ihm fern, und erst gegen Morgen erbarmte sich seiner ein tiefer langer Schlaf.

Frank Arnold versäumte jetzt keinen Tag, bei Farland vorzusprechen und stundenlang bei ihm zu verweilen, ja er veranlaßte ihn endlich, mit ihm nach seiner Besitzung zu reiten und die Abende bei ihm und den Seinigen zuzubringen.

Der Mond hatte seine Scheibe wieder gefüllt, als Farland eines Abends von Arnold nach Hause zurückkehrte, und die Sehnsucht nach Berenicen ihn so überwältigte, daß er bei seiner Wohnung vorüberritt und sein Pferd durch die Prairie nach Norwood's Park lenkte. Unweit desselben stieg er unter einer dunkeln Baumgruppe ab, befestigte den Hengst im hohen dichten Gebüsch und ging nun gesenkten Hauptes nach der Einzäunung des Parkes hin. Er überstieg dieselbe und erkannte bald in der Ferne die vom Mond hellbeschienene Steinmasse, die sein Glück in sich verbarg. Seine Glieder bebten, die Füße wollten ihn kaum weiter tragen, von Baum zu Baum wankte er vorwärts durch deren zitternde Schatten und erreichte die Grabstätte der Geliebten bis auf wenige Schritte.

Er war in das Dunkel des letzten Baumes getreten, als sein Blick auf eine schwarze Gestalt fiel, die vor dem vermauerten Eingang des Gewölbes zusammengekauert saß. Sie regte sich nicht, nur der schwarze Flor, welcher über ihr niedergebeugtes Haupt hing, erbebte in dem kühlen Wind, der zugleich durch das dunkele Laub der

ringsum befindlichen immergrünen Bäume rauschte. Farland blieb bewegungslos stehen, er sah Eloise vor sich und die Größe ihres Unglücks ließ ihn in diesem Augenblick sein eigenes vergessen. Ein tiefes inniges schmerzliches Mitleid für die Frau ergriff ihn und er war auf dem Punkt, aus dem Schatten des Baumes zu ihr hinzutreten, als Eloise die Arme bittend über sich erhob, ihr bleiches Antlitz nach dem Himmel richtete und mit matter schluchzender Stimme den Geist Berenicens anflehte, ihre Seele zu sich in das Jenseits zu ziehen. Dann sank sie vor dem Eingang des Gewölbes nieder und weinte laut. Jetzt trat Farland zu ihr hin, hob sie auf und suchte ihr Worte des Trostes zu sagen, ja er sprach über sein eigenes Unglück, um die Schwere ihres Schicksals zu mindern. Eloise hatte statt der Antwort nur Thränen, sie ließ sich von ihm nach dem Hause zurückführen, sprach, als er sie bat, sich nicht so gänzlich ihrem Schmerz hinzugeben und sich nicht in dieser Weise der Nachtluft auszusetzen, ihren Dank für seine Theilnahme durch einen zitternden Händedruck aus und zeigte, auf der Höhe der Treppe angelangt, beim Abschied mit einem thränenschweren Blick nach dem Himmel über sich.

Farland ging zu dem Gewölbe zurück und suchte in der Nähe der verblichenen Theuern dadurch Linderung für seinen Schmerz, daß er sich demselben ganz überließ, seine Augen wurden feucht und es schien ihm, als erfreue die Thräne, die ihnen entfiel, Berenicens Geist, der ihn umschwebte.

Das Morgenroth mahnte ihn, seinen Heimweg anzutreten.

Schon nach wenigen Tagen wurde er zu Eloisen gerufen, um ihr seinen ärztlichen Beistand angedeihen zu lassen. Ohne Schmerz, ohne Fieber, ja ohne ein bestimmtes Unwohlbefinden war sie auf das Krankenlager gesunken und Farland sah in dem auffallend raschen Schwinden ihrer Kräfte die untrügliche Anzeige ihres nahen Endes.

Sie hatte ihr Lager in dem Saal, dem Bilde Berenicens gegenüber, herrichten lassen und hielt fortwährend ihren Blick auf dasselbe geheftet. Ihre Hände ruhten, wie zum Gebet gefaltet, auf ihrer Brust und jeder Antheil an der Weit, außer an dem Bilde vor ihr, schien sie verlassen zu haben. Sie sprach nicht, nur mit großer Ueberredung konnte man sie dazu vermögen, Etwas zu genießen, und wenn sie Farland Arznei abnahm, so that sie es mit einem wehmüthigen Lächeln. Nur wenige Wochen reichten hin, um die schwachen Banden, die Eloisen an diese Welt noch fesselten, zu lösen, sie starb gebrochenen Herzens.

Abermals versammelte sich eine große Menschenzahl in Norwood's Park, um nun Eloisens Begräbniß beizuwohnen.

An der Seite des Gewölbes, in dem ihre Tochter ruhte, wurde sie zur Erde bestattet.

Ralph war in dem Augenblick, als der Sarg versank, sichtlich erschüttert, er war bleich geworden und seine Kniee wankten, sein Trotz gegen das Schicksal aber siegte

wieder über die Schwäche, die ihn zu übermannen drohte, und nachdem die Feierlichkeit beendet war, versammelte er abermals die Anwesenden in dem Speisesaal um sich und bewirthete sie auf's Freigebigste.

Das Wohngebäude in Norwood's Park war nun verlassen, Thüren und Jalousien geschlossen und nur in einer der Negerwohnungen lebte ein alter Sclave, der die Aufsicht über den Park führte.

Ralph kam jetzt selten über den Fluß herüber und zwar nur dann, wenn ihn Geschäfte dazu nöthigten. Seine stete Begleiterin war Blanche, in der er sich selbst sein Glück erbauen und damit dem Schicksal Trotz bieten zu wollen schien. Nur, wenn der Weg durch den Wald sehr schlecht zu passiren war, ließ er sie bei ihrer Mutter zurück.

Capitel 48.

Gewissensbisse. – Lebendig begraben. – Der Jagdzug. – Das Gesuch. – Rachedurst. – Vorsicht. – Bangigkeit. – Die glücklichen Redlichen. – Der abgestorbene Baum. – Die beiden Indianer. – Die Gefangennehmung. – Die beiden Bösewichte. – Der Ritt. – Dem Schicksal verfallen. – Peinigende Betrachtungen. – Ende der Reise. – Der Jubel. – Der gefangene Verräther. – Todesangst. – Der Scalp. – Der Scheiterhaufen.

Eines Morgens nach dem Frühstück trat Farland unter die Veranda seines Hauses und gab seinem Gärtner Anweisung, auf welche Art er einige Rankengewächse, die er aus dem Walde mitgebracht hatte, an den Fuß der Pfeiler der Gallerie pflanzen solle. Zu seinem großen Erstaunen sah er plötzlich General Norwood auf sein Haus zureiten und vor der Einzäunung vom Pferde steigen. Bei dem Anblick dieses, im tiefsten Grund seines Herzens von ihm verachteten und ihm verhaßten Mannes, kochte Farlands Blut, und während Jener den Zügel seines Pferdes an die Einzäunung schlang, hielt er seinen Blick mit Abscheu auf denselben geheftet. Ralph hatte augenscheinlich heute wenig Aufmerksamkeit auf seine Kleidung verwandt: der Busenstreif seines Hemdes, so wie auch dessen Kragen waren verdrückt, das schwarze seidene Halstuch, welches er zu tragen pflegte, fehlte ganz, und das eine Ende seines Beinkleides war in den Stiefel versenkt.

Er hatte sich seit einigen Tagen nicht rasirt, sein Haupthaar stand, als er den Hut vor Farland abnahm, unordentlich nach allen Richtungen hin und in seinem Blick lag etwas Verstörtes, etwas Unheimliches.

Er trat mit einem Morgengruß zu Farland und sagte:

»Herr Farland, wurde Ihnen selbst wohl einmal ein Beispiel bekannt, daß Jemand lebendig begraben worden war?«

Farland schauderte zusammen, sowohl vor dem Gedanken, den Norwood aussprach, als auch vor dem Ausdruck und dem Blick, womit derselbe die Worte begleitete. Als Farland nicht gleich antwortete, fuhr Ralph fort:

»Die Frage mag Ihnen sonderbar erscheinen, ja Sie zweifeln vielleicht schon, ob es in meinem Gehirn ganz richtig sei. Manchmal zweifle ich selbst daran. Sagen Sie mir, glauben Sie, daß ein Biß von einem wüthenden Hunde noch nach dreißig Jahren toll machen kann?«

»Herr General, ich muß Sie bitten, daß Sie sich künftig bei einem andern Arzte Raths erholen, von mir können Sie keinen mehr erhalten,« nahm Farland jetzt mit sehr entschiedenem Tone das Wort.

»Und warum nicht? möchte ich fragen,« erwiederte Ralph mit einem trotzigen Blick.

»Weder hierüber noch darüber, daß ich Sie jetzt ersuche, mein Eigenthum sofort zu verlassen und es niemals wieder zu betreten, bin ich Ihnen Rechenschaft schuldig. Wir werden uns von nun an ewig fremd bleiben,« antwortete Farland heftig und machte eine Bewegung mit der Hand nach dem Ausgang in der Einzäunung.

»Sie haben, wie früher, dafür gesorgt, daß Sie sich im Vortheil mir gegenüber befinden, ich bin auf Ihrem Grund und Eigenthum, das Hausrecht schützt Sie!« rief Ralph in verbissener Wuth, ging, seinen Stock durch die Luft schwingend, rasch nach seinem Pferde und warf sich in den Sattel. »Wir begegnen uns vielleicht einmal auf neutralem Boden. – Bei Gott!« schrie er im Davonsprengen und hob seine Rechte mit dem Stock drohend nach Farland hin.

Dieser aber wandte sich mit Verachtung von ihm ab und trat zu dem Gärtner, um seinen Zorn bei der Pflege der Blumen zu vergessen. Ralph jagte ohne Unterbrechung in Galopp bis zu dem Park, wo mehrere der Sclaven, die das Gewölbe für Berenice erbaut hatten, auf ihn warteten. Einer derselben nahm ihm das Pferd ab und folgte ihm mit den übrigen nach der Gruft.

»Ihr sollt mir den Eingang noch einmal öffnen; ich will sehen, ob es durchgeregnet hat,« sagte Ralph dort mit erzwungen barscher Stimme zu den Negern und diese legten sofort Hand an, seinem Befehle Folge zu leisten.

Das Mauerwerk fiel schnell, nach wenigen Minuten war der Eingang in die Gruft frei und Ralph erhob sich von dem Stein, auf dem er saß, um einen Blick in dieselbe zu thun, als einer der Arbeiter erschreckt ausrief:

»Die junge Herrin ist aus dem Sarge gefallen, sie liegt auf dem Boden!«

Ralph fuhr, wie von einem Blitzstrahl getroffen, zusammen, seine Knie schlotterten, er bebte am ganzen

Körper und kaum hatte er Kraft genug, das offene Gewölbe zu erreichen, an welchem er sich aufrecht erhielt. Er stierte in dasselbe hinein, sein Haar sträubte sich und die Farbe des Todes hatte sein Gesicht überzogen.

Neben dem Sarge auf dem nackten Steinboden lag Berenice hingestreckt mit dem Haupt nach dem Eingang zu und eine Hand in dem reichen Schmuck ihres Haares verborgen.

Ralph wandte sich ab von dem schrecklichen Bilde und sagte mit stotternder Stimme zu den Negern:

»Legt sie wieder in den Sarg, vorwärts, worauf wartet Ihr?«

Die Sclaven hatten in wenigen Augenblicken seinen Befehl vollzogen; dann rief er ihnen zu, die Oeffnung schnell wieder zu vermauern und wankte nach dem Hause, um sich dort durch einen starken Trank seine Festigkeit wieder zu verschaffen.

Mit hochgeröthetem Gesicht und wildfunkelnden Augen trat er nach Verlauf von einer Stunde wieder aus dem Haus hervor, verschloß dessen Thür hinter sich und ging raschen Schrittes zu den Negern, welche ihre Arbeit bereits vollbracht hatten.

»Daß Keiner von Euch ein Wort darüber je laut werden läßt, was Ihr hier gethan, oder gesehen habt. Verdammt, es würde ihm das Leben kosten,« sagte er mit drohender Geberde zu den Sclaven und bestieg dann sein Pferd.

Der Frühling kam von Süden gezogen und streute auf seinem Wege über die westlichen Prairien Amerikas junge Gräser, Knospen und Blüthen aus, während der Winter vor ihm floh, und die weiße Decke, die er über die Erde gebreitet hatte, eilig hinter ihm verschwand. Das frische Grün und die warme, neu belebende Frühlingsluft war schon bis zu dem Canadienfluß vorgedrungen, die weiten unabsehbaren Grasfluren hatten sich mit bunter Blumenflor geschmückt und tausende von Büffeln wanderten in großen Heerden über die Flächen hin dem fernen Norden zu.

Auch die zahlreichen Indianerstämme, die diesen Thieren Jahr aus Jahr ein folgen und durch sie fast Alles erhalten, was sie zu ihrem Lebensunterhalt und zu ihrer Bequemlichkeit bedürfen, fanden sich dort mit ihnen ein und die Jäger der Seminolen, von Tomorho geführt, kehrten mit reicher Beute wieder zu den Ihrigen zurück.

Mit großer Freude wurden sie in dem Lager Tallihadjo's empfangen und die nächsten Tage brachte man ihnen zu Ehren mit Festlichkeiten, mit Spiel und Tanz hin. Ihr Aufenthalt hier war nur für eine kurze Dauer bestimmt, denn sobald die mitgebrachten Vorräthe vertheilt und die nöthigen Vorbereitungen zur Fortsetzung der Jagd nach den nördlichen Prairien gemacht sein würden, beabsichtigten die Jäger wieder fort zu ziehen.

In einer dunkeln Nacht brannten die Feuer vor den Hütten der Seminolen hell und lustig und warfen ihren rothen Schein weithin durch den hohen Wald, in welchem jene Wohnungen standen. Die einzelnen Familien

lagen auf weichen Häuten um die Feuer hingestreckt und lauschten den Erzählungen ihrer Jäger. Auch vor Tallihadjo's Hütte unterhielt man sich über die Begebenheiten des letzten Jagdzugs, denn Tomorho hatte sich mit den Seinigen bei dem Feuer seines Vaters eingefunden und berichtete Diesem, was den Jägern Ungewöhnliches begegnet war. Die Nacht war sehr still, so daß man jeden Laut in der Umgebung des Lagers leicht wahrnehmen konnte. Tallihadjo winkte Tomorho zu, einen Augenblick zu schweigen, legte sich mit dem Ohr an die Erde nieder und lauschte dann, sich wieder aufrichtend, nach der Prairie hin.

»Ein Reiter nahet sich uns,« sagte er und setzte, zu Tomorho gewandt, lächelnd hinzu: »Das Ohr des Vaters ist noch schärfer, als das seines Sohnes.«

Jetzt vernahmen seine Gefährten gleichfalls den Hufschlag eines Rosses und nach wenigen Minuten wurde in einiger Entfernung bei dem Scheine des nächsten Lagerfeuers eine hohe Reitergestalt sichtbar.

»Dort kommt ein Bleichgesicht, um bei uns Gastfreundschaft zu fordern, bei uns, den Brüdern der vielen Tausende, die durch die Weißen vernichtet wurden. Es ist der Jäger Dunkan, ein Freund Ralph Norwood's, wie er selbst sagte, und dennoch wird er bei Tallihadjo's Feuer ruhig schlafen dürfen. Wenn er auch der Freund jenes Ungeheuers war, so kann er selbst doch brav und ohne Falsch sein – auch ich war ja einst Ralphs Freund,« sagte Tallihadjo und heftete seinen Blick auf Flournoy, der jetzt

in der Nähe des Feuers von seinem Pferde stieg und dem alten Häuptling seinen Gruß zurief.

»Du bist bei Tallihadjo's Feuer willkommen, Dunkan, meine Frauen sollen Dein Pferd pflegen. Setze Dich zu mir, ich will Deinen Hunger und Deinen Durst stillen,« sagte Tallihadjo und reichte dem Gaste seine sehnige Hand hin.

Flournoy streckte sich, vom langen Ritt ermüdet, auf eine große lockige Büffelhaut neben dem alten Häuptling nieder und wurde durch dessen Frauen mit Speise und Trank versehen.

»Du hast auch im Süden gejagt, waren die Bären fett, die Du erlegtest?« fragte Tallihadjo seinen Gast.

»Die Bären im Süden sind im Winter feister, als die im Norden, sie haben mehr Nahrung,« erwiederte Flournoy.

»Warest Du mit Deiner Jagd zufrieden und hast Du viele Häute getrocknet und verkauft?« fuhr der Häuptling fort.

»Ich habe während des verflossenen Jahres zwei *Caches* (Verstecke der Jäger für die gesammelte Jagdbeute) gemacht, doch weder diese Vorräthe, noch die, welche ich unweit von hier vergrub, habe ich verkauft. Ich besuchte die Ansiedelungen der Amerikaner im Süden, dort wurden mir sehr gute Preise von den Kaufleuten geboten; wenn nur der Transport bis dorthin nicht so kostspielig wäre, der nimmt den besten Nutzen weg. Vor einigen Jahren half mir ein Stamm der Delawaren, meine Jagdbeute nach dem Handelshaus der Regierung dort oben am Kansasfluß befördern, ich mußte sie aber dafür gut

bezahlen,« sagte Flournoy und setzte nach einigen Augenblicken noch hinzu: »Du könntest mir einen großen Dienst erweisen, wenn Du mir einige Deiner Leute und einige Dutzend Packthiere mitgeben wolltest, die meine Vorräthe nach den Ansiedelungen im Süden brächten. Ich würde erkenntlich dafür sein.«

»Meine jungen Männer werden in wenigen Tagen wieder zur Jagd aufbrechen, und die alten Krieger verlassen nicht gern ihr Feuer,« erwiederte Tallihadjo ablehnend, während Flournoy seine Lederjacke ablegte, die Aermel seines feuerrothen Hemdes aufwickelte und sich, auf seinen muskulösen Arm sich stützend, niederlegte.

»Und doch könnte ich Tallihadjo einen Preis bieten, für den er seine sämmtlichen jungen Männer mit mir senden würde,« sagte Flournoy, seine im Lichtschein des Feuers funkelnden Augen auf den Häuptling heftend.

»Mir einen Preis bieten – Du, Dunkan? *den* Preis möchte ich doch kennen,« entgegnete Tallihadjo und schüttelte lächelnd sein Haupt.

»Giebt es Nichts mehr in dieser Welt, was Dein Herz erfreuen könnte, oder wonach es sich sehnte?« fragte Flournoy mit bedeutungsvollem Ton.

»Nichst,« antwortete der Häuptling mit entschiedener Bestimmtheit.

»Ich meine, ich hätte Dich bei meinem letzten Hiersein einen Wunsch aussprechen hören,« fuhr Flournoy nun fort.

»Dein Ohr hat doppelt gehört, ich habe keinen Wunsch mehr,« sagte Tallihadjo ernst.

»Auch nicht; wenn ich Dir den Namen Ralph Norwood nenne?«

»Ralph Norwood?« wiederholte der Häuptling mit unterdrückter Stimme, indem er von seinem Sitz in die Höhe fuhr und seine Augen mit wildem glühenden Feuer auf Flournoy heftete. »Ja, Tallihadjo hat noch einen Wunsch, weite Länder und Meere liegen aber zwischen dessen Erfüllung und ihm. Warum reißest Du an meinem Feuer die kaum verharschte Wunde meines Herzens wieder auf?«

»Um sie zu heilen; es steht in meiner Macht, Dich zu Ralph Norwood zu führen!« entgegnete Flournoy mit blitzenden Augen und einem ihn durchzuckenden Gedanken an die immer noch schöne Eloise.

Der wilde leidenschaftliche Ausdruck, der so eben Tallihadjo's Züge belebt hatte, war verschwunden und Ueberraschung, in der sich zugleich tiefe Verachtung aussprach, war auf seinem braunen Antlitz zu lesen.

»Sagtest Du mir früher nicht, Ralph Norwood sei Dein Freund?« antwortete der Häuptling nach einer kurzen Pause mit zusammengezogenen Brauen.

»Du zeigtest mir, daß seine Verbrechen gegen die Seminolen ihn meiner Freundschaft unwerth machten,« entgegnete Flournoy, betroffen über Tallihadjo's veränderten Ton, doch Dieser nahm wieder mit wachsender Bewegung das Wort und sagte:

»Kannst Du mich zu Ralph Norwood führen und mir behülflich sein, ihn lebendig bis hier an dies Feuer zu bringen, so sollen meine besten Packthiere Deine Häute nach dem Orte tragen, den Du bestimmen wirst und

sie selbst sollen Dein Eigenthum bleiben. Tallihadjo hält sein Wort, merke Dir, was er gesagt hat.«

»Ich bin damit zufrieden und bereit, Dich und Deine Leute zu führen, Ralph wohnt im Süden an der äußersten Grenze der Indianer,« antwortete Flournoy.

Während die lebendig erwachte Erinnerung an die früher glühende Leidenschaft für Eloisen und die Sucht Geld zu erwerben, Flournoy vermochten, Ralph an seinen Todfeind zu verhandeln, ließ Ralph eine hohe Pallisadenwand um die Wohngebäude auf seiner Plantage errichten.

Er hatte in letzterer Zeit sehr beunruhigende Träume gehabt. Bald war ihm Tallihadjo erschienen, wie er auf den Trümmern des in die Luft gesprengten Dampfschiffes in jener Nacht auf dunkeler Fluth an ihm vorübertrieb, bald erkannte er Flournoy unter den Seminolen, wie derselbe ihnen seinen Aufenthalt verrieth, dann sah er Berenice in dem vermauerten Gewölbe die Hände ringen und sich das Haar zerraufen und Lacoste, Milroy mit Soublett zeigten sich ihm häufig im Schlafe.

Diese nächtlichen Störungen verfehlten nicht, auf seinen Geist auch im wachenden Zustande zu wirken, ja die Bilder seiner aufgeregten Phantasie übertrugen sich aus seinen Träumen auf diesen. Er versank häufig in Gedanken und fuhr dann plötzlich auf, indem er sich umblickte, als suche er nach dem Gegenstand, der ihn erschreckt habe. Er ritt nicht mehr allein aus und nahm Blanche nie mehr als Begleiterin mit sich. Wenn ihn Geschäfte nöthigten, sich nach der Stadt zu begeben, so mußten stets viele

bewaffnete Neger mit ihm bis an den Strom reiten, wo sie seiner Rückkehr zu warten hatten, um ihn wieder nach der Plantage zu begleiten. Häufig schickte er Sclaven auf die Jagd in die, westlich vor der Plantage gelegenen Prairien und trug ihnen auf, sich nach Indianerspuren umzusehen, sowie er auch alle Jäger und Nachbarn, welche an seiner Wohnung vorüber kamen, anhielt und sich nach Neuigkeiten über die Wilden erkundigte.

Ein ganz anderer Geist herrschte um diese Zeit in dem Bereiche der Familie Arnold. Das Glück, welches die Vorsehung derselben seit vielen Jahren so überreich und fast ununterbrochen gespendet hatte, sollte abermals durch zwei frohe Ereignisse erhöht werden: der älteste Bruder Eleanors, Max Forney, war unverhofft bei Arnolds angekommen, um einige Monate bei ihnen zuzubringen und ihr ältester Sohn, James, stand im Begriff, sich mit einer liebenswürdigen Jungfrau, der Tochter eines hochangesehenen reichen Pflanzers aus der Nachbarschaft zu vermählen. Max Forney befehligte schon seit mehreren Jahren ein amerikanisches Geschwader, welches ohnlängst von Ostindien zurückkehrte, er war ein Mann von großem Gewicht in der Marine und sein Name ein hochgeehrter unter dem amerikanischen Volke. Die Sehnsucht nach seiner einzigen Schwester, die er seit vielen Jahren nicht gesehen hatte, vermochte ihn, die lange mühselige Reise hierher zu unternehmen, um einen Theil der Zeit,

die ihm vergönnt war in der Heimath zuzubringen, seiner geliebten Eleanor und den Ihrigen zu widmen.

Ihr Wiedersehen war ein beseligendes gewesen, da Beider Lebenshorizont wolkenlos war und Beiden die Sonne des Glückes lachte. Unter ihre Freudenthränen mischte sich nur eine der Wehmuth, die, welche dem Andenken an den geliebten Vater, den Präsidenten Forney, geweihet wurde.

Mit Stolz und Entzücken sah Max die Schaar der prächtigen blühenden Kinder seiner braven Schwester und diese bewillkommneten jubelnd den schönen kräftigen Officier als ihren Onkel. Frank, dessen Freundschaftsbund mit Max schon bei ihrem frühem Zusammenseien geschlossen worden war, betheiligte sich an dem Glück des Wiedersehens und Freude und Fröhlichkeit belebte die ganze Ansiedelung, denn auch die Sclaven hatten Festtage.

Die Verheirathung von James Arnold gab dem Glück der Familie abermals einen neuen Aufschwung, Festlichkeiten bei den Eltern der jungen Frau, so wie in Franks Haus folgten einander rasch und die bescheidene Wohnung der jungen Eheleute wurde dann häufig der Sammelplatz für die Vielen, denen sie lieb und theuer waren.

Frank Arnold, so wie Eleanor hatten es bei Farland durchzusetzen vermocht, daß er oftmals zu ihren heiteren Zusammenkünften erschien, obgleich ihre Fröhlichkeit seinen Seelenschmerz nicht zu heilen im Stande war. Dennoch that ihm die Theilnahme der Freunde wohl und die Herzlichkeit, so wie die Zartheit, womit sie dieselbe

fortwährend an den Tag zu legen suchten, gab seinem kranken Herzen einige Erleichterung.

Eines Tages bei Tisch, als Farland zugegen war, schlug Eleanor vor, gegen Abend zu James zu reiten, um mit ihm und seiner jungen Frau der Höhe des Berges, auf welcher der Pflaumenbaum stand, einen Besuch abzustatten. Farland wollte sich entschuldigen und schützte Geschäfte vor, die ihn nach Hause zögen, Eleanor aber berief sich auf seine frühere Zusage, den Abend bei ihnen zuzubringen und ließ keine Entschuldigung gelten.

Als der Tag sich neigte, bestiegen sie sämmtlich ihre Pferde, holten James und dessen Frau ab, und langten kurz vor Sonnenuntergang auf der Höhe an.

Mit beklommener Brust richtete Farland seinen Blick schon von Weitem auf den Pflaumenbaum, doch wie groß war seine Ueberraschung, als er denselben ohne Laub dastehen sah. Der Baum war abgestorben und trocken bis in sein Inneres, bis in seine Wurzeln.

Niemand von der Gesellschaft bemerkte, daß Farland tief ergriffen ward. Alle richteten ihre Blicke auf die scheidende Sonne und das sie umgebende prächtige Roth des Himmels, er aber ließ sich auf der Bank nieder und gab sich dem Andenken an das geliebte theuere Wesen hin, von dessen Geist er sich umschwebt glaubte.

Eleanoren fiel aber bald seine Theilnahmlosigkeit an seiner Umgebung auf, sie setzte sich zu ihm nieder und suchte seine trübe Stimmung durch Worte der Freundschaft zu verscheuchen. Ehe sie sich erhoben, gab sie ihr Erstaunen und Bedauern zu erkennen, daß der herrliche,

noch im vergangenen Herbst so kräftige Pflaumenbaum abgestorben sei und betrachtete den Stamm rundum, ob sie eine Verletzung an demselben gewahren könne, nirgend aber war eine Beschädigung sichtbar.

Während Arnolds und ihre Freunde die Pferde bestiegen, der düster werdenden Abendlandschaft Lebewohl sagten und ihren Heimweg antraten, lauerten zwei dunkele halbnackte Männer unweit Norwood's Plantage im Walde unter dichten Büschen und hielten ihre glühenden Blicke auf Ralphs Wohngebäude gerichtet, denn der Platz, wo sie sich befanden, lag auf einem Hügel.

Jeder von ihnen führte eine Streitaxt und ein Messer im Gürtel und hielt einen Lasso in der Hand.

Innerhalb der hohen Pallisaden, welche die Wohngebäude umgaben, stand Ralph in der Mitte des Hofes mit entblößtem Haupte und er war der Punkt, auf den sich die dunkeln Augen jener beiden braunen Männer hefteten.

Ralph beobachtete mit finsterm Blick die Neger, die, von der Arbeit kommend, durch das Thor in den Pallisaden eintraten und nach ihren Hütten hingingen. Vielen rief er im Vorüberschreiten Etwas zu, doch Keinem ein freundliches Wort. Er schien auf die Letzten zu warten, um das Thor schließen zu lassen, denn das Abendroth am Himmel war verglüht und die Eulen in dem nahen dunkeln Walde ließen ihren klagenden Ruf hören.

Ralph fragte jetzt einen vorübergehenden Neger nach zwei Sclaven, die noch nicht eingetreten waren und erhielt die Antwort, daß dieselben auch bald kommen müßten, sie wären die letzten gewesen, die das Feld verlassen hätten.

Ralph stieß einen heftigen Fluch aus und schwor, daß ihr blutiger Rücken sie Morgen an zeitiges Nachhausekommen erinnern solle. Während er diese Drohung ausstieß, schritt er durch das Thor hinaus vor die Pallisaden und ging langsam an denselben hinab bis an die Ecke, um welche sich der Weg am Walde hin dem Felde zuwandte. Er blieb stehen und schaute ungeduldig auf der Straße hin, von woher er die beiden noch fehlenden Neger erwartete, dann drehte er sich plötzlich mit einem Fluch um und ging eilig wieder dem Thor zu.

Kaum aber hatte er einige Schritte gethan, als hinter ihm jene zwei Männer aus dem Wald hervorsprangen, wie Panther auf ihren nackten Füßen in lautlosen Sätzen ihm nacheilten und ihre Lassos im Kreis fliegend über sich durch die Luft schwangen. Noch einen Sprung und sie hatten Ralph bis auf zwanzig Schritt erreicht, die Schlingen ihrer Lassos fielen in ein und demselben Moment über dessen Kopf und die beiden Männer rissen ihn rücklings zu Boden.

Zwei Raubthieren gleich fielen sie über ihre Beute her, Tallihadjo, der Eine der Männer, kniete sich auf seine Brust und hielt seine Kehle umklammert, während Tomorho, der Andere, mit Blitzesschnelle erst seine Hände

und dann die Füße mit den Stricken fing und sie zusammenschnürte.

»Ralph Norwood, Du bist in Tallihadjo's Gewalt!« war Alles, was Dieser zu dem Gefangenen sagte, indem er, über demselben kauernd, ihm in die entsetzten stieren Augen blickte.

In wenigen Secunden war Ralph regungslos geknebelt, der Mund war ihm verstopft, die Schlingen, die um seinen Hals saßen, gelöst und die beiden Indianer trugen ihn in fliegender Eile in den Wald hinein, in dem Augenblick, als die beiden erwarteten Neger sich den Pallisaden näherten. Sie sahen die Wilden mit dem Gefangenen, erkannten in ihm ihren Herrn und stürzten mit lautem Hülferufen durch das Thor der Einzäunung.

Nur einige hundert Schritt weiter in dem Dickicht harrten zehn bewaffnete Indianer und gaben durch wilde Geberden ihre ungestüme Freude zu erkennen, als sie ihre Häuptlinge mit Ralph herankommen sahen. Ohne ein Wort zu reden ergriffen jetzt Viere derselben den Gefangenen und im schnellen Lauf ging es nun vorwärts mit ihm auf dem nahen schmalen Pfade durch den Wald, während die Uebrigen ihnen folgten.

Von Zeit zu Zeit traten Vier Andere für die Träger ein und mit unverminderter Eile bewegte sich der Zug Hügel auf, Hügel ab mehrere Meilen weit vorwärts, bis er das Ende des Waldes erreichte, wo dieser sich an die offene Prairie anlehnte.

Hier leuchtete den Wilden hinter den letzten dichten Büschen unter einer uralten Lebenseiche, von deren

weitausgestreckten Armen graues Moos bis auf die Erde herabhing und den Stamm in weitem Kreise, wie eine Zeltwand umgab, ein kleines Feuer entgegen, nach welchem sie den Gefangenen hintrugen. Innerhalb dieses natürlichen Zeltes lagen einige dreißig Indianer um die Kohlengluth hingestreckt und zwischen ihnen ruhte Flournoy's kolossale Gestalt auf den Arm gestützt vor der flackernden Flamme, die ihr Licht auf seinem feuerrothen Hemd spielen ließ. Als sie die eiligen Tritte der Nahenden hörten, richteten sie sich von ihren Lagern auf und ein lauter Jubelruf klang von Aller Lippen, als die Mooswände sich theilten und Ralph mit dem Kopf voran hereingetragen wurde.

Alle waren aufgesprungen, um sich an dem Anblick des Gefangenen zu ergötzen.

Ralph, obgleich sein Mund wieder befreit war, gab keinen Laut von sich. Man wandte ihn, mit den Füßen dem Feuer zu und setzte ihn auf die Erde nieder. In diesem Moment fiel sein Blick auf Flournoy, der mit untergeschlagenen Armen ihm gegenüber am Feuer stand und seine blitzenden Augen auf ihn gerichtet hielt. Wuth und Entsetzen erfaßten Norwood, sein Gesicht verzerrte sich, wie ein wüthendes Thier fletschte er die Zähne und seine Augen sahen wie Dolchspitzen aus ihren Höhlen hervor.

»Schurke, Ungeheuer, dem Galgen entronnener Seeräuber!« schrie er Flournoy zu und riß an den Stricken, die seine Hände auf seinem Rücken festhielten.

Flournoy aber blickte mit einem schadenfrohen Lächeln auf ihn nieder und sagte:

»Herr General Norwood, nicht mir, Ihren Gräuelthaten gegen meine Freunde, die Seminolen, haben Sie Ihr Schicksal zuzuschreiben; die Gerechtigkeit hat Sie ereilt.«

Tallihadjo stand seitwärts und beobachtete aufmerksam das Wiedersehen und das Gebahren dieser beiden Männer zu einander.

Ralphs Blick suchte ihn. In seiner Noth, in seiner Verzweiflung fiel ihm der edele hochherzige Charakter des Häuptlings ein und der Gedanke hieran war der einzige Lichtstrahl, der in seine nachtumhüllte Seele drang, er blickte sich um, sah Tallihadjo zwischen den herabhängenden Moosfahnen stehen und sagte mit stammelnder Stimme zu ihm:

»Tallihadjo, mein Vater war Dein bester Freund und auch ich bin es Dir treulich gewesen, man hat mich bei Dir verläumdet. Glaube jenem Schurken nicht, er ist der Pirat Flournoy, der Eloisen, meine Frau, bis dahin verfolgte, wo sie Schiffbruch litt. Du kamest ihr zu Hülfe, als die Flammen sie in dem Leuchthaus zu verzehren drohten und entrissest sie einem martervollen Tode. Nochmals, glaube dem Manne dort nicht, der sich Dunkan nennt, er ist der Seeräuber Flournoy, er ist eine Schlange, die Dich vergiften wird, nachdem Du ihr Gutes gethan hast!«

Tallihadjo aber gab Ralph keine Antwort, die Wollust langersehnter, endlich naher Rache lag lebendig auf seinem Antlitz und die Gluth seiner dunkeln Augen sagte Ralph, daß er umsonst Gnade von ihm zu erhalten hoffe. Der Häuptling befahl, die Hände des Gefangenen von

den Fesseln zu befreien und ihm Speise und Trank zu reichen, während Tomorho und mehrere der Indianer unter der Eiche hervor in die Dunkelheit hinaus traten, um die Pferde herbeizuholen und die Vorbereitungen zur Abreise zu treffen.

Nach einer Stunde Rast wurde Ralph auf ein kräftiges Roß gehoben, auf dessen Sattel man ihn fest band, dann ritten Tallihadjo und Tomorho an seine Seiten und ergriffen die Zügel seines Pferdes.

Flournoy auf seinem Rappen begab sich neben den alten Häuptling, eine Abtheilung der Krieger ritt ihnen voran und der Zug setzte sich, von den übrigen Indianern gefolgt, auf der dunkeln Prairie nach Norden hin in Bewegung.

Sie hielten ihre Pferde während der ganzen Nacht in eiligem Schritt und erreichten mit Tagesanbruch das bewaldete Ufer eines Baches, wo sie rasteten, ihre Pferde grasen ließen und sich selbst an Speise und Trank labten.

Ralph wurde gut verpflegt, man machte es ihm so bequem als möglich, sorgte dafür, daß seine Fesseln ihn nicht beschädigten, gab ihm aber auf keine Frage eine Antwort. Nach wenigen Stunden der Ruhe wurden die Pferde wieder bestiegen und die Reise ward mit nur kurzen Unterbrechungen fortgesetzt.

Ralph war gänzlich seinen eigenen Gedanken, seinen Betrachtungen überlassen. Sein vergangenes Leben zog an seinem Geiste vorüber, er sah sich wieder als Knabe bei seinem Vater, empfing von dessen damals jungem

Freunde, Tallihadjo, Liebkosungen und Geschenke, er gedachte seines zügellosen Lebens in Columbus, erinnerte sich der Nacht bei der Leiche seines Vaters, und rief die kurze Zeit seiner Besserung in sein Gedächtniß zurück, die er den Ermahnungen und dem Beispiel der biedern alten Arnolds verdankte. Von da an aber umschwirrten ihn seine Erinnerungen wie ein Heer von Schreckbildern und drängten ihn immer dichter an den Rand der Verzweiflung heran. Er wußte, welches Schicksal seiner harrte und war mit den furchtbaren Grausamkeiten und Qualen bekannt, die von der Rache eines Indianers ersonnen werden. Er bebte und zitterte, wenn er Tallihadjo, der jetzt schweigend und ruhig neben ihm herritt, als Richter und dessen Volk, die Seminolen, als Ankläger und Vollstrecker dessen Urtheils über ihn im Geiste vor sich sah; wie gern hätte er selbst seinem Leben rasch ein Ende gemacht, aber die Barmherzigkeit, ihm dies zu gestatten, konnte er, im Gefühl aller der namenlosen Schlechtigkeiten, die er so vorsätzlich begangen, nicht erwarten, und mußte sich in sein Schicksal fügen, dem er früher so oft Hohn und Trotz geboten hatte.

Wie auf dem Ocean im weiten Kreis von dem flachen Horizont umgeben, zogen die Reiter über das wogende wellenförmige Grasmeer hin, auf dem nur hier und dort eine einzelne Mimose, oder eine Ulme dem Auge zum Anhaltspunkt diente und in welchem nur selten ein schmaler Waldstreif die Gegenwart von Wasser andeutete. Die Einförmigkeit der Landschaft, so wie das fast

ununterbrochene Schweigen der Indianer steigerte Ralphs Verzweiflung von Tag zu Tag, und mit immer größerer Angst sah er dem Augenblick entgegen, wo er das schreckliche Ziel seiner Reise erreicht haben würde. Zwei Wochen waren in dieser Weise verstrichen, als er eines Abends bei Sonnenuntergang aus den lebhaften Bewegungen seiner wilden Begleiter erkannte, daß in dem fernen, über dem Rande der Prairie aufsteigenden Hochwald der Tagesmarsch, ja vielleicht auch das Ende der Reise erreicht werden würde.

Er hielt ängstlich seine Blicke fest auf jenen Punkt geheftet und bemerkte zu seinem großen Schrecken bald darauf viele Rauchsäulen, die sich über dem Gehölz erhoben. Die Nacht legte sich über die weite Ebene, der westliche Himmel verblich, die Sterne begannen zu funkeln und in dem Walde vor den Reitern wurden viele Feuer sichtbar.

Jetzt ward es Ralph zur vollen Gewißheit, daß er sich dem Lager der Indianer nahe und daß er dort viele der Seminolen wiedersehen würde, die er in New-Orleans einem wohlberechneten Untergange hatte übergeben wollen. Mit jedem Schritte, den sein Pferd that, vermehrte sich seine Angst und als er das Jauchzen und den Jubel vernahm, womit die voranreitenden Krieger in dem nahen Gehölz empfangen wurden, überfiel ihn ein eisiges Frösteln, denn er fühlte, daß jene Reiter seine Gefangennehmung verkündet und daß jene Freudentöne dieser galten.

Der Wald war erreicht, Männer, Weiber und Kinder drängten sich zu beiden Seiten des Gefangenen an den Zug heran und mit Triumphgeschrei ward er nach der Wohnung Tallihadjo's geführt. In kurzer Entfernung von dem Lagerfeuer, welches vor derselben brannte, hielten die Reiter an. Tallihadjo und Tomorho selbst hoben Ralph von dem Pferde und Flournoy hatte, von seinem Rappen steigend, kaum den Boden betreten, als mehrere Schlingen ihm um den Hals fielen und er von den Kriegern, die den Zug beschlossen hatten, zu Boden gerissen wurde. Wie ein gefangener Büffel wehrte er sich gegen einige zwanzig Seminolen, die ihn zu überwältigen suchten, er schleuderte sie nach allen Richtungen von sich und schlug sie mit seinen Fäusten nieder, bis ihm die Schlingen den Athem raubten und er seinen Gegnern unterlag.

Bald waren nun seine Riesenarme auf seinem Rücken zusammen gebunden, seine Füße gefesselt und als die Lassos von seinem Hals entfernt waren, erfüllte er die Luft mit seinem Wuthgebrüll.

Tallihadjo ließ ihn nach seinem Feuer tragen und ihn dort neben Ralph niedersetzen. Nach und nach sammelten sich alle Männer aus dem Lager um das Feuer des Häuptlings, der mit Tomorho gegenüber den beiden Gefangenen Platz genommen hatte. Tallihadjo rief nun die ältesten Krieger aus den Umstehenden zu sich und winkte ihnen, sich bei ihm niederzulassen.

Dann hub er mit lauter Stimme an:

»Ralph Norwood, Deine Vergehen gegen mein Volk, gegen das Volk Deiner Mutter brauche ich nicht einzeln

zu nennen, sie sind Dir und allen Seminolen hinreichlich bekannt. Der große Geist hat meine heiße flehentlichste Bitte erhört, mich nicht ohne Deinen Scalp in die ewigen Jagdgründe zu meinen Vätern gehen zu lassen und er ist den Seminolen gnädig gewesen, daß er Dich in ihre Hände lieferte, um an Dir den Untergang von Tausenden ihrer Brüder rächen zu können. Du wirst morgen sterben, in welcher Weise, überlasse ich dem Volk, zu berathen und zu bestimmen; ich selbst fordere Nichts von Dir, als Deinen Scalp.«

Darauf wandte er sich zu den alten Kriegern und trug ihnen auf, sich morgen bei Tagesanbruch mit den übrigen Männern zu bereden, auf welche Weise Ralph getödtet werden solle.

Ralph zitterte am ganzen Körper, seine Augen schienen in ihre dunkeln Höhlen zurückzusinken und sein Gesicht hatte eine Leichenfarbe angenommen. Er war keines Wortes mächtig.

Jetzt richtete Tallihadjo sich nach Flournoy hin und sagte:

»Der Seeräuber Flournoy hatte schon damals zehnfach den Tod verdient, als er das Schiff, auf welchem die schöne Eloise sich befand, verfolgte und es zwischen die Klippen der Küste von Florida jagte. Jetzt aber, da er auch noch seinen Freund Norwood um eines kleinen Nutzens willen verrieth und ihn an mich verkaufte, hat er ein gleiches Verbrechen an ihm begangen, wie Jener an mir und an meinem Volke, und soll deshalb auch gleichen Tod wie er erleiden. Du bist als Gefangener an mein Feuer

gebracht worden und hast darum kein Recht auf meine Gastfreundschaft. Deine Häute und Pelze schaffe ich, wie ich es versprochen habe, auf meinen besten Maulthieren dahin, wohin Du es bestimmen wirst und auch Deine Verfügung über die Maulthiere werde ich vollziehen. Sage mir, wo Du Deine Vorräthe vergraben hast, an Wen ich sie überliefern und was nach Deinem Tode mit den Maulthieren geschehen soll?«

Flournoy gab keine Antwort, er war zu lange Jahre mit dem Charakter der Indianer bekannt gewesen, als daß er hätte auf eine Aenderung in Tallihadjo's Beschluß hoffen können. Er stierte vor sich in die Kohlengluth und machte zuckende Bewegungen, als suche er seine Fesseln zu sprengen.

Schlaf kam während der Nacht nicht in die Augen der beiden Verurtheilten, bald stierten sie sich gegenseitig an, als wollten sie einander mit den Blicken zerfleischen, bald sahen sie nach der Schreckensgestalt Tallihadjo's hin, der, von dem Feuer hell beschienen, unbeweglich in kurzer Entfernung von ihnen saß und seinen fürchterlich ernsten Blick auf sie geheftet hielt.

Der bleiche Schimmer am östlichen Himmel und das Verschwinden der Sterne trieb ihnen das Blut noch mehr nach dem Herzen zurück, sie sahen ihren letzten Tag herrannahen und wußten, daß jetzt die Seminolen zusammentreten würden, um die Qualen, die ihren Tod begleiten sollten, zu bestimmen.

Es wurde heller, das Lager belebte sich und Alt und Jung eilte durch den Wald dem Platze zu, wo die Berathung gehalten werden sollte. Nur Tallihadjo wich nicht von der Stelle, wo er saß, und sein Blick blieb auf die Gefangenen geheftet. Seine Frauen reichten Diesen Speise, aber weder der Eine noch der Andere wollte Theil an dem Frühstück nehmen.

Die Ruhe, die bald darauf im Lager herrschte und die Erwartung, mit der die beiden weißen Männer dem Ende der Berathung entgegensahen, folterte sie von Minute zu Minute mehr, ihr Entsetzen erreichte aber seinen Höhepunkt, als sie plötzlich die Indianer wieder aus dem Walde zurückkommen und schwere Trachten trockenen Holzes mit sich führen sahen, welche dieselben nun in geringer Entfernung um einen einzeln stehenden Baum aufthürmten. Jetzt trat Tomorho mit den alten Kriegern zu Tallihadjo und zeigte ihm an, daß beschlossen sei, die Gefangenen dem Feuertode zu übergeben.

Ralph zitterte und bebte, als er den Beschluß vernahm, und ließ seinen Kopf auf seine Kniee sinken, Flournoy aber knirschte mit den Zähnen, seine glühenden Blicke schossen nach den Indianern auf und wuthschäumend machte er die verzweifeltsten Anstrengungen, sich seiner Fesseln zu entledigen. Diese aber trotzten seiner Riesenkraft und erschöpft warf er sich auf die Seite und verbarg sein Gesicht unter seinem Arm.

Der Holzstoß wuchs rasch empor und wurde von den Frauen mit trockener Baumrinde und Reisig so durchwirkt, daß er, entzündet, schnell in vollen Flammen stehen mußte.

An Tallihadjo's Stelle übernahm Tomorho jetzt die Wache bei den Gefangenen und Jener sank vom Schlaf überwältigt auf sein Lager nieder. Diese aber hielt der Gedanke an die furchtbaren Todesqualen, die ihnen nahe bevorstanden, wach und mit Schaudern begegneten ihre Blicke dem hohen Scheiterhaufen, der für sie errichtet war.

Von Stunde zu Stunde, von Minute zu Minute sahen sie dem Schreckensaugenblick entgegen, wo man sie den Flammen übergeben würde, doch der Tag verstrich und die Sonne stand noch wie eine glühende Kugel über dem schon dunkeln flachen Rand der Prairie, ohne daß man sich weiter um die Verurtheilten gekümmert hätte.

Kaum aber breitete sich die Nacht über die Gegend, als die Seminolen sich um den Holzstoß sammelten und Tallihadjo sich von seinem Lager erhob. Auf seinen Wink wurden die Gefangenen nach dem Holzstoß hingetragen und vor demselben niedergelegt, während viele Frauen mit brennenden Fackeln erschienen.

Die alten Krieger hatten sich in weitem Kreis um den Scheiterhaufen aufgestellt und hinter ihnen drängte sich das frohlockende Volk, um das Rachewerk vollziehen zu sehen.

Jetzt schritt Tallihadjo in den hell vom Fackellicht erleuchteten Kreis und trat finstern Blicks vor Ralph hin.

»Ralph Norwood, mache Dich für *meine* Rache bereit, bevor ich Dich den Seminolen übergebe, denen Du so schwere Schuld zu zahlen hast.«

Bei diesen Worten warf er die Pantherhaut, die seinen Oberkörper verhüllte, von sich, zog ein blinkendes Messer aus seinem Gürtel hervor und sah gleich seinem Rachegeist einen Augenblick starr in die angsterfüllten Augen Ralphs. Dann stürzte er sich auf ihn, faßte mit der Linken in dessen borstiges Haar, führte mit Blitzesschnelle den scharfen Stahl um Ralphs Kopf und riß ihm den Scalp von dem Schädel.

Mit einem Triumphschrei richtete er sich dann in seiner vollen Größe auf, hielt die blutige Trophäe hoch über sich empor und zeigte sie dem Volke.

Das Zetergeschrei des Scalpirten verhallte in den ungestümen Jubelrufen der Seminolen, denen der Häuptling jetzt die beiden Verurtheilten überwies.

Sie wurden auf den Holzstoß gehoben, dort mit dem Rücken gegeneinander an dem, in dessen Mitte aufstrebenden Baum gebunden und nun warfen die Frauen ihre Fackeln in den Scheiterhaufen.

Die emporsteigenden Rauchwolken verhüllten bald die beiden Männer vor den Blicken der wildjauchzenden Menge, die Lohe wirbelte hoch über ihnen auf und ihre Schmerzensschreie, ihre Wehklagen erstarben in dem Geprassel der emporschlagenden Flammen und in dem stürmischen Jubel der gerächten Seminolen.